SIGILL. SCHOLÆ RELIGIONIS PACIFICÆ
COND. AD. 1866
PRO
VERITATE
ET
REGNO
DEI
CHARLES HOLBROOK LIBRARY
Pacific School of Religion

Neue Wege

Blätter für religiöse Arbeit

15

Fünfzehnter Jahrgang

1921

HOLBROOK LIBRARY
PACIFIC SCHOOL
OF RELIGION

Basel
Druck und Expedition R. G. Zbinden & Co.
1921.

86465

V 15
1921

Inhaltsverzeichnis.

I. Betrachtungen und Predigten.

Seite

R. Lejeune: Zum neuen Jahr 1
Dora Staudinger: Gehorsam bis zum Tode 82
R. Lejeune: Die Osterbotschaft 122
U. W. Zürcher: Der Glaube an die Liebe 157
R. Leujeune: Pfingsten 170
Ernst Hauri: Das Pfingstevangelium 193
Emil Roniger: Sprüche 211
Sam. Dieterle: Gott — und wir 250
* * *: Leitsprüche 320
Fr. W. Förster: Die Macht der Liebe 366
R. Lejeune: Die Bedeutung der Reformation 409
R. Lejeune: Adventshoffnung 445

II. Religiöse Probleme.

L. Ragaz: Blumhardt, Vater und Sohn, 5, 49, 84, 128 172, 213, 255, 302 338, 372, 415
A. Jäggli: Der Pfarrer in unserer Zeit 41
Alfred D. Müller: Streiflicht auf die religiös soziale Bewegung Deutschlands. 228, 270
L. Ragaz: Warum ich meine Professur aufgegeben habe 283
L. Ragaz: Die Krisis und der Militarismus 293

III. Ethische und pädagogische Probleme.

R.: Dienstverweigerung und Zivildienst 196
O. Ewald: Bildungsziele 318
L. Ragaz: Der Nußbaum 325
R. Lejeune: Die pädagogische Revolution 332
Dora Staudinger: Aus der lauteren Quelle 387

IV. Soziales und Politisches.

K. Straub: Soziale Neuordnung 22, 67, 97, 144
A. Bietenholz: Gewaltdiktatur und Christus 103

Seite
Fr. W. Foerster: Das Eigene und das Fremde 154
Paul Trautvetter: Eine neue Wirtschaftsordnung als Forderung des Geistes 186
L. Ragaz: Ein Buch schweizerischer Regeneration 393

V. Gedichte.

Emil Roniger: Gott. Die Weise unserer Sippe. Herbstlich Lied. . . 209
Julie Weidemann: Reformation 410

VI. Rundschau.

L. Ragaz: Zu den Weltereignissen 30, 65, 110, 159 203, 400
Ernst Merz: Bericht aus Frankreich 115
Ernst Merz: Aufruf des bayrischen Zweiges der Frauenliga für Friede und Freiheit 120
B.-G. Jünglingsvereinler und Jungburschen 165
H. Hartmann: Die deutsche Krisis 199
* * *: An das deutsche Volk (Botschaft von Bilthoven) 201
L. Ragaz: Zur Weltlage 236
* * *: Antimilitaristisches 242
E. B.: Der Kongreß der Socialistes-Chrétiens 305
* * *: Die Reichenenauer Konferenz 310
* * *: Der Kongreß des internationalen Genossenschaftsbundes 310
* * *: Schweizerische Frauentagung in Bern 311
H. Hartmann: Die deutsche Krisis II. 354
W. Restler: Die Kriegsverbrecher-Prozesse 359
R. Die religiöse Erweckung in Rußland 361
D. St. Der internationale Genossenschaftskongreß 363
R. Nochmals Dienstverweigerung und Zivildienst 403
R. Arbeiterschaft und Militarismus 405
R. Die Washingtoner Konferenz 439
L. R. Zehn Millionen russische Kinder 443
Zum Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten 443
R. Die russische Not 478
St. Zusammenkünfte in Bern 478
R. Kurse zur Neuorientierung des sozialen und geistigen Lebens 478

VII. Büchertisch.

Fr. W. Foerster: Mein Kampf gegen das militaristische und nationalistische Deutschland. (Von Dora Staudinger) 313
Magali Hello: Ave Maria (Von Klara Ragaz) 407
Adolf Maurer: Die stille Revolution (Von L. St.) 407
Ernst Hauri: Frohe Botschaft (Von L. St.) 408

VIII. Biographisches.

Seite
L. Ragaz: Zu Matthieus Hingang 347
Luise Matthieu: Zum Gedächtnis Jean Matthieus 435

IX. Verschiedenes.

Die Redaktion: Zum Schluß des Jahrganges 479
R. Rothe: Aphorismus 80
L. Ragaz: Ein Wort zu meiner Demission als Professor der Theologie . . 247
Mitteilung der Redaktion 314

Zum neuen Jahr.

„Ist jemand in Christus, so ist er eine neue Schöpfung; das Alte ist vergangen, siehe es ist alles neu geworden. 2. Kor. 5, 17.

Wenn die Glocken ein neues Jahr einläuten, horcht etwas in uns freudig auf und glaubt an die Kunde, daß sich ein Neues vor uns auftue. Mit dem frohen Gefühl, vor neue Anfänge mit neuen Möglichkeiten gestellt zu sein, schauen wir da in die Zukunft und der Neujahrstag wird uns zum Festtag, der uns zuruft: „das Alte ist vergangen, siehe es ist alles neu geworden." Und welche Botschaft hätten wir nötiger, als gerade diese, daß all das Alte, das unser Leben beherrscht und über unserer Welt lastet, vergangen sei. Wir spüren es ja, wie unter der Herrschaft des Alten unser Leben immer mehr zugrunde geht und wie alles davon abhängt, daß ein Neues, neuer Geist, neues Leben, eine neue Welt unter uns zum Durchbruch kommt. Drum ist es unsere große Sehnsucht und Hoffnung, daß ein wirklich neues Jahr anbreche, das nicht einfach den Faden des alten weiterspinne, daß die Jahreswende zur Zeitenwende, zur Weltwende werde, über der eben das Wort steht: „das Alte ist vergangen, siehe es ist alles neu geworden."

Allein, während wir noch diesen Ruf aus der Neujahrsbotschaft heraus hören, und mit neuem Hoffen und Wollen dem Neuen entgegenschauen, versucht auch schon der alte Geist des Zweifels unsere Hoffnung zu lähmen. Voll schmerzlicher Wehmut, oder auch voll spöttischer Ueberlegenheit flüstert uns eine Stimme zu: glaubst du denn wirklich noch an den Beginn eines neuen Jahres? Hat es denn angesichts dieses immerwährenden Wechsels, bei dem doch stets nur das Alte wieder neu wird, überhaupt einen Sinn, von alt und neu zu reden? Ach, das „neue" Jahr ist ja im Grunde doch wieder ein altes, und als neu wird es uns nur solange erscheinen, bis wir uns — an die neue Jahreszahl gewöhnt haben. Oder

glaubst du denn wirklich an neuen Anfang, neues Werden, neue Schöpfung, hoffst du wirklich auf den Durchbruch neuen Lebens und den Anbruch einer neuen Welt? Gewiß, manches mag sich ja ändern, und es mag sogar zu mancherlei Umwälzungen in unserer Welt kommen, — doch wird das etwas anderes sein, als neue Verkleidungen des alten Wesens, als neue Aeußerungen des alten Geistes? — Und unwillkürlich ruft diese Stimme in uns die Erinnerung an all die früheren Jahreswenden wach, deren jede ja auch ein „neues" Jahr einleitete, das die folgende gar bald wieder als altes beiseite schob. Und wir denken an all das „Neue", das uns die Revolutionen der letzten Jahre, an welche sich so viele Erwartungen knüpften, brachten, und an dem uns doch gerade das so bitter enttäuschte, daß uns darin der alte Geist, das alte Wesen, die ganze alte Welt, nur in neuer Aufmachung entgegentritt. Oder wir denken an die ganze „Erneuerung" unseres Lebens, die wir von der heutigen Sozialdemokratie zu erwarten hätten, — an all das Neue, das uns die Welt in diesen Jahren verhieß und zeigte. Bleibt uns da schließlich eine andere Erkenntnis übrig, als jene, die uns aus der trostlosen Weisheit des alten Predigers entgegentönt: „O Eitelkeit der Eitelkeiten! Alles ist eitel. Was für Gewinn hat der Mensch bei all seiner Mühe, womit er sich müht unter der Sonne? Ein Geschlecht gehet dahin und ein anderes Geschlecht kommt, aber die Welt bleibt ewig stehen. Die Sonne geht auf, die Sonne geht nieder und kehrt an ihren Ort zurück, daß sie daselbst wieder aufgehe. Alle Bäche fließen ins Meer, und das Meer wird doch nicht voll, denn zu dem Ort, von wo die Bäche geflossen, dahin kehren sie auch wieder zurück. Die Dinge, welche gewesen sind, die werden wieder; und die Dinge, welche geschehen sind, geschehen wieder, und es ist gar nichts Neues unter der Sonne."

Alle Erfahrungen, die wir in unserer Welt machen, geben dieser Erkenntnis recht. Mit tausend Gründen und Beispielen wird man uns beweisen können, daß die Welt eben Welt bleibt und in ihr immer wieder das Alte triumphiert. Daran ändert auch kein Fortschritt und keine Entwicklung etwas, denn wie sollten uns diese je zu wahrhaft Neuem führen, wo doch in unserem Fortschritt nur das Alte fortschreitet und in unserer Entwicklung nur das Alte sich entwickelt? Die Welt kann nicht aus ihrer Art heraustreten und solange sie nur auf ihre eigenen Kräfte angewiesen ist, kann es zu keiner Ueberwindung des Alten und zu keiner wirklichen Neuschöpfung kommen. Und gerade die Jahreswende, die den Beginn eines neuen Jahres ankündigt und doch nur jenen Wechsel mit seiner Wiederkehr des Alten bringt, stellt uns die Sinnlosigkeit dieses ganzen Geschehens besonders deutlich vor Augen. So muß uns schließlich derselbe Neujahrstag, der uns den Anfang eines Neuen zu verkünden schien, zum törichtesten aller Festtage werden, der nur am lautesten jene „Eitelkeit aller Eitelkeiten" predigt.

Und doch lassen wir uns jene frohe Botschaft: „das Alte ist vergangen, siehe es ist alles neu geworden" nicht durchtun. Unser Glaube an ein Neues wird durch all diese klugen, welterfahrenen Ueberlegungen nicht erschüttert. Denn nicht in der Welt suchen wir die Kräfte zu wahrer Erneuerung und nicht wir Menschen vermögen zu sagen: „das Alte ist vergangen, siehe es ist alles neu geworden", nein „der auf dem Throne saß, sprach: siehe ich mache alles neu!" (Off. 21, 5). Von ihm her kommt uns die frohe Kunde. Und nur wo Gott in unsere Zeit eingeht, kann Ewiges in ihr werden, und nur wo er in unser Altes hineingreift, wird Neues erstehen. Mit dem Glauben an Neuschöpfungen Gottes stehen wir aber nicht in der Luft, sondern dieser Glaube gründet sich auf herrliche Tatsachen. Gott hat hineingegriffen in das menschlich-weltliche Geschehen, er hat Neues geschaffen in der Welt des Alten und seine Kräfte sind tatsächlich immer wieder wirksam geworden auf Erden. Vor allem steht Jesus Christus mitten im breiten Strom des Geschehens als Felsen da, an dem alles seinen Halt finden kann. Mitten in all dem Alten, das die Welt uns immer und immer wieder darbietet, stellt er wahrhaft Neues dar, und Kräfte der Erneuerung gehen von ihm aus. Ja, es gibt neues Leben, seitdem Christus auf Erden erschienen ist und immer wieder wurden Menschen — Einzelne, aber auch ganze Scharen und Völker — mit all ihrem Sein und Leben durch ihn zu neuer Schöpfung. Von Christus her erschallt drum auch immer wieder der Ruf, der uns die Ueberwindung des Alten und echte Neuschöpfung verheißt; und nur, weil wir mit der Weihnachtsbotschaft im Herzen an unserer Jahreswende stehen und die Weihnachtswahrheit in besonderer Lebendigkeit und Gegenwärtigkeit über unserer Zeit aufleuchten sehen, nur darum erhält der Neujahrstag für uns jenen tieferen Sinn, durch welchen der Anfang eines neuen Jahres jene Hoffnung auf eine neue Zeit in uns lebendig werden läßt. Nicht der Beginn eines neuen irdischen Jahres, sondern allein der Anbruch eines neuen Gottestages, da Christus aufs neue in unsere Welt eingehen wird, vermag uns ja wahrhaft Neues zu bringen. Denn von einzelnen Menschen, wie von unserem Leben und unserer Welt, heißt es eben: „ist einer in Christus, so ist er eine neue Schöpfung." Nur wo er in unser Leben einrittt, da gilt es: „das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden."

An sich ist ja der Neujahrstag ein bloßer Welttag, den nur die Willkür des praktischen Menschen aus dem immerwährenden Kommen und Gehen der Tage hervorhebt. Solange dieser Tag drum einfach ein Glied jener Kette bleibt, kann er nichts Neues auf Erden eröffnen und berechtigt zu keiner Hoffnung. Das Neujahr ist ganz auf Weihnachten, diesen Gottestag, diese Kundgebung der Welt Gottes, angewiesen, wenn es jenen Sinn und Inhalt gewinnen soll, den sein Name uns andeutet. Wo nicht die Weihnachtswahrheit lebendig

wird, da bleibt alles Reden von einem neuen Jahre sinnlos. Wo aber Christus über dem neuen Jahre steht, da — da allein — wird es uns zum wahrhaft neuen Jahre werden, das nicht nur jene Erneuerung des Alten, sondern wirkliche Neuschöpfung bringt.

Und wie das Neujahr nur durch Christus seinen Sinn finden kann ohne ihn aber eine leere Bedeutungslosigkeit oder eine eitle Täuschung bleibt, so sind alle unsere Tage und Jahre, so ist unser Leben und unsere Welt auf ihn angewiesen. Wir bleiben ewig in der Sinnlosigkeit stecken, wenn nicht sein Sinn in uns lebendig wird. Solange die Welt sich selbst überlassen bleibt, von ihren eigenen Kräften geführt und von ihren eigenen Mächten und Gewalten beherrscht wird, solange wird auch die Herrschaft des Alten dauern und uns nur in immer neuen Formen dessen Erbärmlichkeiten und dessen Furchtbarkeiten vor Augen stellen. Solange wir Menschen unsere eigene Welt haben wollen und uns selbstherrlich als die Herren der Welt gebärden, einzig der eigenen Selbstsucht und all ihren Gelüsten und Trieben untertan, solange wird die Welt der Tummelplatz blinder Mächte und Gewalten sein. Drum hängt alles daran, daß uns wieder Christus zum Herrn wird und wir wieder zuerst nach seinem Reiche trachten. Darauf kommt es allein an, daß wir jene Weihnacht, durch die uns Christus geschenkt wurde, wieder verstehen und uns von ihrer Wahrheit erfassen lassen, daß wir also wieder „in Christus" sind. Denn in Christus allein liegen die Kräfte zur wahren Erneuerung unseres Lebens und unserer Welt. Mit Christus einer neuen Welt entgegengehen oder ohne ihn im Alten vollends versinken, das ist die Entscheidung, vor der wir an unserer Jahreswende stehen und die uns sowohl durch die furchtbare Entfaltung des Alten, wie durch das neue Verständnis Christi, das sich immer mehr unter uns Bahn bricht, deutlich wird. Nur wenn uns die an sich bedeutungslose Jahreswende zur wirklichen Wende wird, nur wenn wir uns wirklich von all den Herren und Götzen, denen wir bisher dienten und gehorchten, abwenden und uns Christus als unserm wahren Herrn zuwenden, nur dann wird unsere Neujahrshoffnung nicht zu Schanden, nur dann werden unsere Jahre in einen großen Gottestag einmünden, über dem herrlich die Wahrheit leuchtet: „Ist jemand in Christus, so ist er eine neue Schöpfung; das Alte ist vergangen, siehe es ist alles neu geworden."

R. Lejeune.

Blumhardt, Vater und Sohn.

Zwei Kämpfer des Reiches Gottes[1]).

Dein Name werde geheiligt. Dein Reich komme zu uns. Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel.
Matt. 6, 9—10

I. Wer war Blumhardt?

Hast du, lieber Leser, schon von Blumhardt gehört? Vielleicht bloß etwas Falsches oder doch ganz Irreführendes. Wahrscheinlich aber hast Du nichts gehört. Das ist auffallend; denn es hat, soweit wir Menschen davon wissen können, in den letzten hundert Jahren niemand gelebt, der für die höhere Geschichte der Menschheit eine solche Bedeutung gehabt hätte, wie Blumhardt, der Vater und der Sohn. Es gab, soweit wir Menschen davon wissen können, keinen Ort auf Erden, wo für die Erneuerung der Christenheit so Wichtiges geschah, als im Dorf Möttlingen in Württemberg und später im Bad Boll im gleichen Lande. Während die alte Welt zusammenstürzte und mit ihr das, was man unter uns Christentum nannte, lebten, diese Entwicklung voraussehend und mit ansehend in aller Stille diese beiden Männer, die das Leben Jesu inmitten unserer Welt erneuerten und das Reich Gottes neu entdeckten. Während die Welt sich lärmend um Führer drängte, die doch nicht führen konnten oder straks zum Abgrund führten, waren es nun Staatsmänner,

[1]) Mit der Veröffentlichung dieser Aufsätze soll endlich ein Versprechen und eine Pflicht erfüllt werden, die lang auf uns gelastet: von Blumhardt Zeugnis abzulegen, so gut wirs können. Wenn wir dies früher nicht öfters und lauter getan haben, so bewog uns dazu gerade unsere Auffassung des Heiligen, das in ihm erschienen. Wir wollten ihn nicht gleichsam für uns in Anspruch nehmen, ihn nicht in den Kampf des Tages ziehen. Nun haben Andere das ohne Scheu getan, und Blumhardt ist in gewissen Kreisen fast „Mode" geworden, ja er ist auch mißbraucht worden. Da ist denn die Zeit gekommen, daß auch wir reden. Der Schreibende hat es immer als eine besonders heilige Pflicht betrachtet, einmal von Blumhardt Zeugnis abzulegen, einmal etwas von dem Großen und Allergrößten, was wir an ihm gesehen und erlebt, zu verkünden. Und wenn er sich zu irgend einem Namen bekennen sollte — außer dem höchsten selbst — so wäre es der Name Blumhardt.

Diese Aufsätze, die als eine populäre Schrift gedacht sind, wenden sich, wie der Text selbst erklärt, an solche, die Blumhardt noch nicht kennen und zwar nicht bloß oder in erster Linie an Theologen und Gelehrte, sondern an alles christliche und unchristliche Volk, das für solche Dinge Herz und Sinn hat. Sie sollen nur eine Einleitung zu dem Bekanntwerden Blumhardts sein, für das jetzt die Stunde gekommen ist. Daß der Verfasser in der Darstellung Blumhardts auch ein Bekenntnis seines eigenen Denkens ablegt, wird jener hoffentlich nicht schaden. Man kann von Blumhardt so wenig bloß „historisch" und „objektiv" berichten, als von dem, dessen Nachfolger er ist. Es ist uns aber auf diese Weise Gelegenheit gegeben, unserm Programm gemäß Vieles auszusprechen was bisher — wenigstens soweit die Neuen Wege in Betracht kommen — mehr im Hintergrund stand. Wenn dabei Einiges wiederkehrt, was hier schon oft gesagt worden ist, so tut es dies in einem umfassenden Zusammenhang, worin es vielleicht doch einen neuen Sinn bekommt.

oder Gelehrte, Philosophen oder Theologen, wirkten in einer nur selten unterbrochenen Stille, bloß einer kleinen Gemeinde bekannt, diese beiden Berufenen Gottes, die die Welt hätten retten können, wenn man auf sie gehört hätte. Nun aber, da die Welt zusammengebrochen ist und die Christenheit mit ihr, können sie uns zeigen, warum das geschah, wohin der Weg gehen muß, was das Reich Christi ist und wie es kommt. Was sie uns zeigen, ist die wahre Reformation der Christenheit, die nun kommen muß und die neue Welt, die an Stelle der alten treten soll.

Im Folgenden soll von diesen beiden Männern nur ein schlichter Bericht gegeben werden. Er ist nicht für Theologen, Philosophen und Gelehrte, also für Leute, die ja alles immer schon besser wissen und denen alles seis ein Gegenstand der theoretischen Neugier, seis eine Waffe zum Streite, seis ein Mittel zum Herrschen wird, sondern für einfache Herzen in allen Kreisen, die in Not und Verwirrung die rettende Wahrheit Gottes suchen und denen es damit voller Ernst ist. Sie sollen einmal von Blumhardt hören, statt von so vielen Andern, die ihnen nicht helfen können. Doch soll man wissen, daß dieser Bericht eben nur ein Bericht ist; das heißt: er kann und will nicht etwa den Anspruch erheben, die Größe, Tiefe und Herrlichkeit des Lebens, das in diesen wirklichen Zeugen, nicht bloß Wortzeugen, des lebendigen Gottes und seines Christus erschienen ist, zutreffend oder gar erschöpfend zu beschreiben. Er will bloß auf sie hinweisen, als auf eine Quelle, die dann jeder selber aufsuchen muß, seis in ihren Schriften und der Kunde von ihrem Leben, seis, was noch viel, viel wichtiger ist, in der lebendigen Wirkung, die von ihnen ausgeht in die Welt und sich ergießt in die große Geschichte des Reiches Gottes. Weil aber über das Leben und Wirken des Vaters schon ein trefflicher Bericht vorhanden ist[1]) und der dies schreibt, nur den Sohn persönlich gekannt hat, so stellt er diesen stärker in den Vordergrund, und dies umsomehr, als in ihm das Wort Gottes an unsere Zeit, das Vater und Sohn bedeuten, in letzter Klarheit hervortritt. Geschöpft hat er vor allem aus eigenem, unvergeßlich großem Erleben und Schauen, dann aber auch aus vielen wichtigen Urkunden und treuen Berichten Anderer, die auch erlebt und geschaut haben. Selbstverständlich muß er hinzufügen: so hat *er* gesehen, Andere mögen wieder andere Seiten dieser Erscheinung der Wahrheit Christi unter uns in erster Linie und besser als er sehen. Auch kann er von dem, was er geschaut, bloß stammelnd

---

[1]) Johann Christoph Blumhardt. Ein Lebensbild, von Friedrich Zündel, Pfarrer. Ein sehr wertvolles, mit der Liebe und dem Verständnis der Freundschaft und Geistesverwandtschaft geschriebenes Buch und voll Reichtum. Es wird schwerlich durch etwas Besseres ersetzt werden. Die alte Gestalt des Buches ist einer neuen Bearbeitung vorzuziehen. Der Verfasser, einst Pfarrer in Winterthur, hat auch wertvolle Schriften über Jesus und die Apostelgeschichte im Geiste Blumhardts verfaßt.

reden, denn es ist für eine vollständige Darstellung viel zu groß und tief.

Und noch Eines sei zur Einleitung gesagt: dieser Bericht wendet sich an „Christen", aber vor allem auch an „Nichtchristen" d. h. an Menschen, die mit dem, was man so als „Christentum" unter uns kennt, nichts mehr anzufangen wissen. Ihnen möchte er zeigen, daß dies ganz in der Ordnung ist. Denn dieses „Christentum" hat seine Zeit gehabt. Es ist nicht das, was Jesus, der Christus, gewollt hat und gewesen ist. Vielleicht ahnen sie in ihrem Zweifel die größere Wahrheit. Sie werden aber hier auf etwas stoßen, was auch viel mehr ist und ihre Herzen viel tiefer erfüllen und beseligen kann, als alles, was ihm sonst etwa angeboten wurde, etwas viel Tieferes, viel Kühneres, viel Großartigeres, viel Zeitgemäßeres. Diejenigen Christen aber, denen es in ihrem Christentum nicht ganz wohl war, mögen hier die herrliche Erfüllung dessen finden, was sie darin suchten und doch nicht recht fanden.

II. Unser Christentum und das Reich Gottes.

Das, was uns in beiden Blumhardt erschienen, ist, wie schon gesagt wurde, etwas ganz Anderes, als was wir gemeinhin unter „Christentum" verstehen. Was verstehen wir denn unter Christentum? Allerlei. Es ist uns ein Bericht von wunderbaren Dingen der Vergangenheit. Oder es ist eine feste Lehre von Gott und göttlichen Dingen. Oder eine ebenso feste Einrichtung der menschlichen Dinge in Form von Sitte, Staat und Kirche. Oder ein Weg zum „Himmel." Oder ein Trost der Seele ob Dunkel, Sünde, Not der Welt. Es ist stark eine vom Staub der Vergangenheit bedeckte, eine halb erstarrte, nur halb verstandene Sache, eine Sache ohne Leidenschaft und heißes Lebensblut. Oder dann eine kleine, dumpfe Sache, eine Sache für muffige fromme Zirkel oder eine Streitsache für Schriftgelehrte, aber keine weltweite Sache, keine Sache für freie, den großen Angelegenheiten der Welt und des Menschen zugewandten Menschen, keine Sache für den Mann, den Helden, für die Jugend. Und man meint gar, das sei auch Sinn und Art der Bibel!

Aber nun verhält es sich in Wirklichkeit so, daß die ganze Bibel etwas völlig anderes meint: Was die Bibel will und lehrt, das alte Testament auf *seine* und das Neue auf *seine* Weise, das ist vielmehr die Vollendung der Schöpfung, die Welterneuerung und Welterlösung durch den lebendigen Gott und seinen Christus, oder *das Reich Gottes auf Erden*. So haben es die Propheten des alten Bundes verkündigt, so hat Christus es gelehrt und dargestellt. Dieses Reich soll *Gott* auf Erden verwirklichen, indem es den *Menschen* zu seiner vollen Wahrheit und Herrlichkeit erlöst. Es soll niederwerfen und tilgen jene Mächte, die

heute den Menschen erdrücken: Schuld, Armut, soziales Unrecht, Krieg, Krankheit, Tod. Es soll an Stelle dieser in Dunkel, Rätsel und Todesnot seufzenden Welt, die aus der Entfernung von Gott (dem „Abfall" von ihm) entstanden ist, eine neue schaffen, die aus Gott selbst (der „Umkehr" zu ihm) quillt. In diese Botschaft ist alles eingeschlossen, was des Menschen Herz Großes je geträumt und ersehnt hat, bloß von allem Unlauteren, Phantastischen gereinigt, und aus buntem Traum zu klarer, göttlicher und doch zugleich menschlicher Wirklichkeit geworden. Diese Wirklichkeit erscheint im Christus (Messias) das heißt, in dem Menschen, der in seiner Reinheit und Güte zugleich das Wesen Gottes und das des Menschen darstellt, und der von ihm ausgehenden neuen Welt, dem Reich Christi, das eben das Reich des Gottes ist, der als lebendiger, heiliger und gütiger zum Menschen kommt und ihn zu göttlichem Wesen erheben will. Daß dieses Reich Gottes und des Menschen werde, das ist das Ziel der Geschichte. Ihm dienen, ob sie wollen oder nicht, ob sie es wissen oder nicht, alle ihre Entwicklungen. Vor ihm stürzen die Religionen und die Weltreiche, die, aus Verirrung, Abfall und Wahrheitsahnung zugleich entstanden, die von ihm nicht beherrschte Welt besetzt haben. Vor ihm stürzen alle Kulturen, die doch wieder in ihrem innersten, wenn auch verirrten Wollen aus ihm stammen und ihm dienen müssen. Es ist der verborgen offenbare Sinn der Geschichte: das immer klare Hervortreten der erlösten Welt Gottes, des Schöpfers und Vaters.

Diese Welt, die die Propheten geschaut und die schon den Inhalt des ganzen alten Testamentes bildet, ist in Jesus vollendet. Darum heißt er der Christus und das ist der Sinn dieses Titels. Das Reich Gottes, das auf die Erde kommt, das naht – dies ist der Sinn seiner ganzen Erscheinung. Er hat diese neue Welt nicht bloß gelehrt, sondern vor allem gelebt. Von ihm sind Schuld, Armut, Krankheit, Tod gewichen, wie Selbstsucht, Haß, Religionsheuchelei, zum Zeichen, daß diese Dinge in der neuen Welt aufhören müssen. Sein Tod am Kreuze ist die Besiegelung des Kampfes gegen die Mächte der alten und für den Sieg der neuen Welt. Und wenn auf den Tod die Auferstehung gefolgt ist, dann ist das nicht ein Mährlein oder Mythus, wie alle die meinen müssen, die den wahren Sinn dieser Geschichte nicht verstehen, sondern das siegreiche Aufleuchten eben jener Gotteswelt, die über allen Tod triumphiert, der Beginn einer neuen Epoche der Geschichte, ein neuer Schöpfungsmorgen.

Die neue Welt, die nun erschienen war, tat sich kund durch neue Tatsachen, neue Kräfte. Die ersten Gemeinden, besonders aber die Apostel, die Vertreter und Nachfolger Christi, waren ausgerüstet mit den Gaben des heiligen Geistes, das heißt: mit einem sicheren Besitz der Wahrheit, einer Siegeskraft gegenüber der Anfechtung weltlicher Gewalten wie gegenüber Krankheit und Tod, einer Voll-

macht in der Mitarbeit am Werke Gottes, die sich besonders ein Recht der Sündenvergebung und der Erhörung des Gebetes kund tat. Das Wunder war der natürliche Ausdruck dieser neuen Ordnung der Dinge und eigentlich bloß die Wiederherstellung der gestörten Ordnung Gottes und wahren Schöpfung.

Diese Welt hatte die Verheißung, die andere in raschem und mächtigem Siegeszug zu überwinden. Jesus und die Apostel schauten darum im Geiste schon diesen Sieg, das heißt: die Katastrophe des alten und den Anbruch des neuen Aeon. Wenn es anders gekommen ist, so ist daran ein Versagen der Gemeinde Christi schuld, dessen Rätsel auf die menschliche Freiheit zurückführt, vor der auch die Pläne Gottes Halt machen. Wie aus dem rätselhaften Abfall von Gott jene Welt entstand, die durch das Reich Gottes überwunden werden soll, so aus einem neuen, im Grunde noch schlimmeren Abfall der Gemeinde Christi aus dem Reich Gottes das Christentum. Das Leben des heiligen Geistes und seine Kräfte und Gaben erlahmten, verloren sich. Die Wahrheit des Reiches Gottes zersplitterte sich in Stücke, worin ihr Wesen sich ins Gegenteil verkehrte. Aus der Botschaft vom lebendigen Gotte und der Freiheit aus ihm wurde eine fertige Lehre, die für sich galt, sich zum Dogma, d. h. zu einem kirchlich-staatlichen Gesetz verfestigte und ein Werkzeug der Geistesknechtschaft ohne gleichen wurde bis auf diesen Tag. Aus dem Reiche Gottes wurde die Kirche, d. h. eine weltlich-staatliche Macht, die doch mit dem Anspruch auftrat, die Wahrheit Christi zu verkörpern. Die Erfüllung der Verheißungen des Reiches Gottes wurde in ein Jenseits („Himmel") verlegt und alles Glauben und Sehnen dorthin gelenkt, von der Erde weg. An Stelle der gewaltigen Zuversicht auf Gottes Sieg trat ein trüber Pessimismus in Bezug auf die Welt und den Menschen; an Stelle des auf den Kampf für Gottes Sache gespannten Glaubens ein müßiges Theoretisiren und Streiten um den „wahren Glauben"; an Stelle der Liebe dieser „wahre Glaube"; an Stelle der Sache Gottes, das eigene zeitliche oder ewige Wohlergehen, für das Gott garantieren sollte, also der religiöse Egoismus; an Stelle des von Christus ausgehenden Denkens und Lebens vielfach heidnisches Wesen mit christlichem Firnis — und mit alledem an Stelle des Reiches Gottes eine neue Religion, ein neues Religionssystem, eben das Christentum.

Das ist der Zustand fast bis auf diesen Tag. Die Geschichte des Christentums ist der Geschichte dieser Entartung des Reiches Christi. Freilich auch des Kampfes dagegen. Denn dieser Kampf geht durch die ganze Geschichte. Die Wahrheit des Reiches Gottes erscheint auch in den Formen der Entartung. Sie protestiert, wenn auch selbst nicht immer in der völligen Reinheit auftretend, durch das Mönchtum, einen Franz von Assisi und Johannes Huß; sie bricht zuletzt mächtig auf in der Reformation des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts. Aber nur zum Teil. Es fehlen wesent-

liche Elemente dieser Wahrheit. Besonders fehlt die Hoffnung für die Erde und die Einstellung auf die Sache Gottes unter den Menschen. Beides lebt mäßig in der Bewegung der Wiedertäufer auf, wird aber vorläufig wieder durch Gewalt zerstampft und durch schwere eigene Fehler verstört. So geht die Unruhe weiter. Der Pietismus, diese wichtige Bewegung, die wir heute mit den Vorstellung von Rückständigkeit und Herzensengigkeit zu verbinden gewohnt sind, die aber ursprünglich eine Freiheitsbewegung voll Geist und auch Kühnheit war, stellte jene alte Hoffnung wieder auf den Leuchter. Später wieder enger werdend hielt er sie auf seine Weise doch fest. Aus ihm aber haben sich Blumhardt, Vater und Sohn, erhoben, und mit ihnen ein neuer Tag Christi und des Reiches Gottes.

III. Das Leben von Blumhardt Vater und Sohn.

1. Des Vaters Kampf.

a. Der Ausgangspunkt.

Fast das Einzige, was lange Zeit von der Hoffnung auf das Reich Gottes in unseren christlichen Kreisen übrig geblieben, und auch dies in verkümmerter Form, war die Mission. Es ist bedeutsam, daß hier auch die Entwicklung eingesetzt hat, die dann durch Blumhardt, Vater und Sohn, geschehen ist. Blumhardt, der Vater, aus den Kreisen des schwäbischen Pietismus hervorgegangen, wo die alte Hoffnung in mancherlei Formen still weiter glühte, hat zuerst im Dienste der Mission gewirkt, in der Stadt Basel, im ersten Drittel des Jahrhunderts, wo die Welt allmählig in die große Bewegung geriet, die sich in unsern Tagen vollendet. Er ist dann Pfarrer geworden, zuletzt in Möttlingen, einem Bauerndorfe am Fuß der schwäbischen Alb. Dort ist er durch große und merkwürdige Dinge, die mit ihm und durch ihn geschahen, weiter geführt worden. Er machte zuerst die Erfahrung, daß alles bloße Predigen nichts nützt, auch das geistvollste nicht. Man predigt damit die Menschen nur tot und dies um so sicherer, je gewaltiger man predigt. Auch „Erweckungen", die die bloße Predigt bewirkt, helfen auf die Länge nicht viel. Man schläft bald wieder ein und dieser Kirchenschlaf wird besonders geschätzt. Dazu hat man ja die Kirche, sogar die Bußpredigt, und alle andere „Innerlichkeit." Wenn die Menschen erwachen sollen, dann muß etwas geschehen. Taten Gottes müssen dem Worte Realismus und Vollmacht geben. Die protestantische Kirche, die „Kirche des Wortes", hat gar zu sehr vergessen, daß im „Worte" selbst zu lesen ist: „Das Reich Gottes stehet nicht in Worten, sondern in Kraft." Wo aber Menschen mit reinem Herzen und ganzer Kraft Gott dienen wollen, da geschieht etwas.

b. Der Streit mit den Dämonen und das Erwachen.

So auch in Möttlingen. Nun tritt in das Leben Blumhardts ein Kampf von jener geheimnisvollen Art, wie er in wechselnder Form und doch im Grunde gleichen Wesens bei allen denen vor-

kommt, durch die ein großer Durchbruch in der Welt Gottes geschehen soll. Es ist schwer davon zu reden und noch schwerer, in die Tiefe dieses Geschehens zu blicken. Eine Tochter aus der Gemeinde Möttlingen, Gottliebin Dittus, erleidet seltsame Krankheitsanfälle, die nach und nach die ganze Gemeinde in Aufregung setzen, bis Blumhardt als Seelsorger einzugreifen genötigt ist. Bald wird ihm klar, daß er es nicht mit „Fleisch und Blut" zu tun habe, sondern mit den Gewalten des Dämonischen, mit jenen Mächten aus den Tiefen des Geisterreiches, die uns auch aus dem Leben Christi entgegentreten. Es beginnt ein Kampf Blumhardts mit diesen Mächten, der durch Jahre dauert. Was man davon auch denken möge, so ist es jedenfalls einer der heldenhaftesten und bedeutsamsten Kämpfe der Geschichte gewesen. Ein Mensch von Fleisch und Blut nimmt es, ganz allein, nur mit Gott im Bunde, von seinen engsten Freunden bezweifelt, auf Gebet und Gottes Verheißung gestützt, mit dem ganzen Reich des Bösen und seinem persönlichen Haupt auf. Furchtbares erlebt er. Immer neue Tiefen dämonischen Greuels tun sich auf bis eines Tages aus dem Munde der Kranken der übermenschlich gewaltige Ruf ertönt: „Jesus ist Sieger", und sie gesund ist und gerettet für immer. Und nun beginnt eine neue, noch wunderbarere Geschichte. Es ist, als ob durch diesen Kampf und Sieg Pforten aufgesprengt worden wären, durch die eine ganze Welt ans Licht drängte. Oder besser: zwei Welten. Eine Welt von Sünden und Greueln der Finsternis, von der auch Blumhardt kaum eine Ahnung gehabt, kommt zum Vorschein. Es zeigt sich, daß seine Pfarrkinder unter der Hülle einer starken kirchlichen Frömmigkeit statt Gott den Götzen, je dem Reich des Bösen gedient haben in Gestalt schlimmsten Aberglaubens aller Art, verbunden besonders mit Mammonismus und sinnlichen Lastern. Eine Bußbewegung erfaßt nach und nach die Gemeinde und dann die Umgebung, immer weitere Kreise ziehend und immer höhere Wellen schlagend. Männer und Frauen, Junge und Alte, weltlich Gesinnte und pietistische Stundenleute kommen, einzeln und in Schaaren, auf die Stube des Pfarrers, bekennen ihre geheimen Sünden und empfangen die Vergebung, die als eine Wunderkraft von ihm aus geht. Denn mit der Offenbarung des Reiches der Finsternis ist auch eine des Reiches Christi geschehen; mit den Greueln des Bösen brechen Kräfte Gottes auf, die diese tilgen. Eine dieser Kräfte, die erste gleichsam und die den andern Bahn schafft, ist eben die Vergebung der Sünden. Was im Neuen Testament einerseits als die Vollmacht Christi selbst, anderseits als Gnadengabe (Charisma) der Apostel und der Gemeinde Christi als ganzer erscheint, was dann in der katholischen Kirche eine Institution und in der protestantischen eine Lehre geworden ist, das taucht in diesem Manne wieder auf als eine Kraft, die befreiend und reinigend, mehr als alle bloße Buße die Sünde tilgend, unmittelbar von ihm auf den Reuigen ausgeht und ihm neues Leben ein-

haucht. Aber noch Auffallenderes geschieht: es wiederholt sich Jesu Sieg über die Krankheit. Was an jener Kranken (und ihren Geschwistern) geschehen ist, breitet sich aus. Wunder und Zeichen ereignen sich. In vielen Beispielen bestätigt sich das Wort Jesu an Johannes dem Täufer; „Blinde sehen und Lahme gehen, Aussätzige werden rein und Taube hören, Todte stehen auf und den Armen wird frohe Botschaft verkündigt. Und selig ist, wer sich nicht an mir ärgert." Ungesucht kommt es: ein Wort, eine Berührung, eine Fürbitte genügt und Ketten fallen ab, die aller ärztlichen Kunst gespottet hatten. Viele ärgern sich. „Das kann und darf ja nicht sein, das ist unmöglich oder bloß dem Neuen Testament vorbehalten." Aber die neue erschlossene Gotteskraft wirkt einfach Befreiung allüberall. Es ist das Wunder und ist doch das Natürlichste auf der Welt.

So bricht in Möttlingen auf diese und alle Weise die Welt des neuen Testamentes wieder zu Tage.[1])

c. Der Sinn dieses Kampfes.

Wir müssen hier einen Augenblick stille halten und besonders bei dem Kampfe Blumhardts verweilen, der am Eingang der ganzen Bewegung steht. Was sollen wir davon halten? Die Einen werden wohl fragen: „Sollen wir an die Tatsächlichkeit einer Welt der Dämonen und des Kampfes mit ihnen glauben?" Sie werden sich dagegen sträuben und sehen alle Gefahren und Finsternisse des Aberglaubens herandrängen; also gerade das, was Blumhardt bekämpfte. Andere werden sich auf diese Geheimnisse mit einer gewissen Lust stürzen, ebenfalls ganz gegen Blumhardts Sinn. Was aber sagen wir dazu? Wir meinen zunächst einmal, daß wir nicht gut täten, wenn wir uns damit aufhalten wollten, das Geheimnis des in Möttlingen Geschehenen zu ergründen. Vielmehr tun wir gut daran, es in heiliger Scheu stehen zu lassen, als das Geheimnis, das es ist. Wehe dem, der sich ohne Not, in bloßer Neugier, mit dieser Welt, sei sie nun so oder so, einlassen wollte! Aber auch jede verstandesmäßige, vielleicht sich für wissenschaftlich haltende Wegerklärung des Geheimnisses wäre ebenso falsch und führte im Grunde zu dem gleichen Ergebnis: daß man erst recht in den Bann dieser Welt geriete. Es gibt nun einmal Tiefen der Welt, die über das, was wir gewöhnlich erleben und darum begreifen können, hinausreichen. Gerade mit diesen Mächten bekommen es die auserwählten Kämpfer des Reiches Gottes zu tun. An Einbildungen und Aberglauben zu denken, verbieten uns in unserm Fall besonders drei Umstände: Einmal die Tatsache, daß Blumhardt nichts weniger als ein Schwärmer und Phantast, sondern ein Mann von unbestechlicher Nüchternheit, schroffer Wahrheitsliebe und tiefster

[1]) Ausführlich lesen kann man das alles in der Biographie von Zündel, besonders in den Kapiteln: „Der Kampf. Die Bußbewegung. Die Wunder."

Gewissenhaftigkeit vor Gott war, dazu mit einem ganz seltenen Beobachterauge versehen und durch und durch realistisch geartet — ganz nach dem Bilde seines Meisters. Sodann die andere Tatsache, daß er all diese Dinge: den Kampf und die Wunder, nicht gesucht hat, sondern daß sie sich ihm aufgedrängt haben, wieder wie beim Meister. Endlich, was das Wichtigste scheint, die ungeheure Wirkung, die von diesem Kampfe ausgegangen ist und die wir zum größeren Teil erst noch zu beschreiben haben. Eine solche Wirkung muß von Wirklichkeit ausgehen. Wie man auch jene Mächte verstehen möge, ob man ihnen diesen oder jenen Namen gebe — es hat sich in diesem Kampf um furchtbar ernste Realitäten gehandelt, es ist einer der Entscheidungskämpfe der Geschichte des Gottesreiches gewesen.

Daß es nicht Aberglaube ist, wird wohl in der Tat am besten klar, wenn wir ihn in diese hinein stellen und in den Zusammenhang mit den andern Durchbruchskämpfen des Reiches Gottes einreihen. Ein Moses kämpft in der Wüste, bis ihm der Eine Gott erscheint, der der Heilige und Lebendige ist. Ein Elias ringt mit Baal, dem Naturgott, der die Seele Israels erobern will. Ein Amos mit dem Nationalgott, dem Gott, der Israels Diener sein soll, statt daß Israel selbst Gott, dem wahren Gott, dient. Jeremias vollendet diesen Kampf, indem er über den Gott des Volkes zu seinem Gott vordringt und so Gott und den Einzelnen zusammenbringt. Alle kämpfen sie im Grunde für den wahren Gott gegen die Götzen. Christus aber ringt in der Versuchung der Wüste mit der vereinigten Macht der Welt und des ganzen Reiches der Verführung um das Reich Gottes. Dann wieder bricht Paulus vom Pharisäismus zu Christus vor, Franziskus vom Cäsar-Christus zum „armen Jesus", die Reformatoren von einer Religion, die in menschlichen Institutionen und Theorien die Wirklichkeit Gottes verloren hat, zu Gottes Reich selbst, das in Christus unmittelbar der Seele sich bietet. Gerade am Beispiel des reformatorischen Kampfes mag der Sinn des Blumhardtschen am ehesten verständlich werden. Damals galt es gegenüber der Unselbständigkeit des Einzelnen in Sachen des Glaubens ihn mit Gott und seinem Gewissen auf sich selbst zu stellen und gegenüber der Verlorenheit im Menschenwerk ihn an Gott allein zu binden, also die Unmittelbarkeit des Verhältnisses von Gott und Mensch wieder herzustellen. So gelangten die Reformatoren zu den zwei Hauptsätzen: daß der Mensch durch den Glauben vor Gott gerecht werde, d. h. so werde, wie er vor Gott bestehen könne, vor ihm recht sein könne, und daß dieser Glaube sich allein auf das Wort Gottes und keine menschliche Autorität stütze, d. h. sich allein von Gott selbst nähre. Das war eine große Errungenschaft. Aber dabei blieb die Reformation zu sehr stehen. Sie verfiel zuletzt sogar in eine Art von religiösem Egoismus, worin man sich, durch das Blut Jesu erlöst, seines Heils

freute und die Welt Gott oder — dem Teufel überließ. Dazu entbehrte man, wie wir gezeigt haben, der Hoffnung auf einen Sieg Gottes über die Welt. Man verstand das Reich Gottes nicht im Sinne Jesu und der Propheten. So kam dann die Welt obenauf und drohte das Reich Christi zu verschlingen. Sie protzte mit Wissenschaft, Technik, Fortschritt, Bildung. Daneben bestand eine Kirche und Frömmigkeit, die trotz allem Eifer und aller Innerlichkeit diesen Weltbestand wenig veränderte. Die Götzen herrschten statt Christus. Hier setzte Blumhardts Kampf ein und in diesem Zusammenhang wird seine ganze Bedeutung verständlich. Es galt jetzt einen neuen Durchbruch: durch die Weltmächte, die Gott verdeckten und Götzen geworden waren, zum lebendigen Gott selbst, durch Mammonismus, Weltkultur, Naturgebundenheit aller Art zu Christus, durch das Christentum zum Reiche Gottes. Mit diesen Weltgewalten, dieser neuen furchtbaren Götzenmacht einer unter christlichem Firnis heidnischen Welt bekam es Blumhardt in seinem Kampf zu tun. So verstehen wir sein Geheimnis, trotzdem es in seiner besondern Form ein Geheimnis bleibt. Es hat seinen gewaltigen Sinn im großen Zusammenhang der Kämpfe Gottes durch seine Gesandten.

Aber warum denn ein solches Geschehnis gerade in Möttlingen und durch einen einfachen Landpfarrer? Wir antworten: Warum denn die Weltwende durch einen Zimmermann aus Nazareth? Warum denn die Reformation durch einen armen Mönch aus Eisenach, einen Bauernsohn aus Wildhaus, einen stillen Gelehrten aus Noyon? Das kommt uns heute alles natürlich und selbstverständlich vor, erschien aber meist als sehr unglaublich und die Vertreter des Herkömmlichen konnten sich darum auch nie entschließen, die in so inoffizieller Art und an so unoffizieller Stelle auftretende Wahrheit gelten zu lassen.

Es scheint hierin eine Paradoxie der göttlichen Regierung zu walten. Wie der Geist wehet, wo er will, so geschehen die Entscheidungskämpfe des Gottesreiches da, wo man sie am wenigsten erwartet, und durch die schlichtesten Menschen. Die neuen Anfänge in der Geschichte beweisen ihren schöpferischen Charakter durch den neuen Ort und die neue Art. Und doch wird nicht Willkür, sondern ein Gesetz darin walten: Gottes große Taten und Offenbarungen geschehen da, wo die reinsten Seelen sich am völligsten dafür hergeben. Es fängt dann mit ihnen, von uns ganz unbekannten Orten und Menschen aus, eine neue Geschichte an.

d. Jesus ist Sieger.

So erwachte in Möttlingen mit Blumhardt das Reich Gottes in seinem alten und neuen Sinn. Was er erlebt hatte, zeigte ihm, daß die Sache Christi nicht bloß ein Trost der frommen Seele oder ein Weg zum Himmel sei, sondern eine Siegesmacht, der noch die

ganze Welt mit all ihren Nöten und Finsternissen gehören müsse, und dies nicht erst in der letzten Ferne der Geschichte, sondern in frisch anhebendem, großem, raschem Siegeszug. „Jesus ist Sieger" — das blieb fortan sein Kriegsruf.

Jesus ist der Siegesheld,
Der all seine Feind besieget,
Jesus ist's, dem alle Welt,
Bald zu seinen Füßen lieget;
Jesus ist's, der kommt mit Pracht
Und zum Licht führt aus der Nacht.

Es weicht jene Engigkeit, die Christus im Bereich des inneren Lebens und im Kreis frommer Konventikel oder auch im Kirchenhaus festhält; sein Geist soll in die Welt, ins „Fleisch" hinein, sie zu erobern und zu erlösen. Es weicht jener Pessimismus, der Gott für die Welt nichts zutraut, und macht Platz einer gewaltigen Zuversicht zu seinem Regiment in allem Geschehen und seinem Kommen in Herrlichkeit zu den Menschen. Zerbrochen sind die alten Schranken, weit geöffnet ist der Horizont auf den lebendigen Gott und seinen Christus hin.

Und nun ist es tief bedeutsam, wie die ganze weitere Entwicklung dieses Durchbruchs eine immer großartigere Entfaltung der neu erlebten Wahrheit ist. Sie führt zuerst äußerlich Blumhardt von Möttlingen weg. Die Bewegung ist dort zu einem gewissen Stillstand gekommen, weil die Kirchenbehörde hemmend in sein Wirken eingegriffen hat. In dem alten Bad Boll am Fuß der schwäbischen Alb, unweit der Stadt Göppingen, findet er eine neue Stätte. Er zieht also mit seiner Sache aus der Kirche aus. Ein sehr bedeutsamer Vorgang! Wenn auch Blumhardt der Vater zunächst den Zusammenhang mit dem kirchlichen Wesen gewissenhaft festhält, seine Sache ist doch über die Kirche, von der sie nicht angenommen, ja sogar gehemmt wurde, hinausgewachsen. Sie entfaltet sich auch sonst immer mehr in die Weite, wie in die Höhe und Tiefe. Während die alten, in Möttlingen erschienenen Kräfte in ihm fortwirken, wenn auch mehr in der Stille, ja sich mehren, reift sich seine Hoffnung mehr und mehr aus, bis sie die ganze Verheißung des Neuen Testamentes umfaßt. Er erwartet als Gipfelpunkt und zugleich Ausgangspunkt aller Erfüllung des Verheißenen eine neue Ausgießung des Geistes als Fortsetzung und Vollendung der in der Apostelzeit geschehenen, und mit ihr eine Erneuerung der Gaben des Geistes: der Buße, Sündenvergebung, Gebetsvollmacht, Heilung von Krankheit, über die ganze Christenheit, damit aber gewaltige und entscheidende Siege über das ganze Reich der Finsternis, die Erlösung der Vergangenheit wie der Gegenwart und Zukunft, die Sprengung der Pforten der Hölle selbst, die Ueberwindung des Todes, die volle Auferstehung des Lebens Christi in allem Fleisch, gekrönt durch die Wiederkunft Christi in Herrlichkeit.

Mitten im Hochschwung dieser Hoffnung und in großem, wenn auch stillem Erleben, ist er selbst hingegangen, wie im Sturm fortgerafft. Sein zweitletztes Wort war: „Der Herr wird seine milde Hand auftun zur Barmherzigkeit über alle Völker."

2. Des Sohnes Kampf.

An seine Stelle ist sein Sohn Christoph getreten ein ebenso Großer, ja vielleicht noch Größerer. Ihn hatte das letzte Wort des Vaters geweiht „Ich segne dich zum Siegen." Mit ihm ist die Entwicklung der Sache Gottes unaufhörlich fortgeschritten, von Kampf zu Kampf und von Durchbruch zu Durchbruch.

In folgenden Stufen ungefähr ist dies geschehen:

a. Die Durchbrechung aller Schranken.

Der Vater stand noch mit der Kirche in pietätvollem Zusammenhang und fühlte sich an sie, ohne freilich in sie aufzugehen, innerlich gebunden. Darüber schritt der Sohn (der ursprünglich auch Pfarrer war und sein Leben lang, auch nach seinem halb freiwilligen, halb erzwungenen Austritt aus dem Pfarramt, „Herr Pfarrer" genannt wurde, aber so gar nichts Pfarrliches an sich hatte) bald ganz hinaus. Er zerbrach zeitweilig auch alle äußeren Formen des Kirchenwesens, obschon erst nach starkem innern Kampf und unter dem Zwang einer Notwendigkeit des Fortschrittes auf Gottes Weg. Dieses Kirchenwesen, das nach seiner Ansicht seinen Vater gelähmt hatte, war für ihn überhaupt zu einem Hemmnis des Reiches Gottes geworden, weil es etwas Erstarrtes an Stelle der stets im Fluß und lebendiger Bewegung befindlichen Wahrheit Gottes setzte. Das gleiche bedeutete für ihn die Theologie, die Parteien, aber auch sogar die Konfessionen. In alledem hat man es mit menschlichen Einrichtungen, Theorien, Systemen, Symbolen zu tun, Christi Reich aber ist Kraft und Wirklichkeit.

Weiter: Der Vater war, wie wir sehen, aus dem Pietismus hervorgegangen. Als er in seinem Wesen darüber weit hinausgewachsen war, behielt er gleichsam dessen Kleid, seine Art zu reden (in einigen Stücken wenigstens), seine theologische Denkweise, seine äußere Haltung. Das alles warf der Sohn nach und nach ab. Er stellte sich weit und kühn mitten in die heutige Welt hinein, war in seinem Auftreten ein „Weltmann" und in seiner Bejahung der heutigen Welt weltlicher als die Weltkinder — aber alles von Gott aus und auf dem Boden der alten, aber neu geschauten Wahrheit Christi. Auch dem neueren Denken über Jesus und die Bibel stand er ganz kühn und offen gegenüber, viel kühner und offener als die „Liberalen" selbst, aber ohne daran irgend etwas von der tieferen Wahrheit des Reiches Gottes preiszugeben und es durch die von ihm geschaute Wahrheit weit überbietend.

Denn seine Weltlichkeit bedeutete ja überall nicht ein Verlorengehen des Reiches Gottes an die Welt, sondern sein erlösendes Vordringen in die Welt. Auch darin ging er den Weg des Meisters und führte er die Reformation weiter. Diese hatte den Blick der Menschen für das Reich Gottes zwar geöffnet, aber dann die Eroberung der Welt durch Christus unterlassen. Hier schritt Blumhardt vorwärts, darin auch dem Kampf seines Vaters treu.

b. Das Vorrücken des Sieges.

Dieses Vorrücken vollzog sich wieder in Kämpfen, Stufen, konzentrischen Kreisen.

Zunächst wurde Blumhardt dem Sohn klar, daß nach dem großen Sieg des Vaters in den finstern Tiefen der die Welt beherrschenden Geistesmächte es nicht mehr die erste Aufgabe sein könne, diesen Kampf weiterzuführen. Es galt vielmehr seine Früchte zu sammeln. Das bedeutete aber, daß das Kampfesfeld nun hineingetragen wurde in das menschliche Wesen selbst, um dort dem Leben aus Gott Raum zu schaffen. Wenn das Geheimnis der Erscheinung Christi ist, daß durch ihn „das Wort Fleisch wurde", so mußte auch die Auferstehung Christi „im Fleisch" d. h. im leiblichen und materiellen Leben der Menschen, Wirklichkeit werden. Diese Wahrheit hatte sich im Leben des Vaters zunächst vor allem durch die Wunder der Krankenheilung kund getan und tat sich beim Sohne weiter in dieser Form kund. Aber was half es schließlich, daß da und dort Einer durch eine Heilung dem Strom des allgemeinen Verderbens und Todeswesens entrissen wurde, wenn nicht diesem Strom selbst die Quellen abgegraben wurden? Es wurde Blumhardt nur deutlicher, daß Christus in die Verhältnisse hinein müsse, um dort Verkehrtheit, Sünde und Laster und alles andere Verderben einer von Gottes Wahrheit abgeirrten Welt zu besiegen. Auf dieser Linie bewegt sich nun sein mächtiger Kampf. Es galt die Reinigung des „Fleisches" durch Christus.

c. Sterbet, daß Jesus lebe!

Weil aber das tiefste Wesen des „Fleisches" nicht etwa die Sinnlichkeit ist, die ja zu Gottes guter Schöpfung gehört, sondern die Selbstsucht, so muß dieser Kampf mit dem Fleische im wesentlichen ein Sterben des Selbst oder der Welt sein. Das Kreuz und das an ihm vergossene Blut bekommen damit einen neuen Sinn. Diese sind zu einem Ruhepolster für eine träge und feige Christenheit geworden. Anstatt vom Kreuze zu lernen, daß es gelte, sein „Fleisch" d. h. sein menschlich-selbstisches Wesen in den Tod zu geben, damit Christus leben könne, ist dieses Kreuz das Mittel geworden, jene religiöse Selbstsucht zu pflegen, die in der Sicherheit des eigenen Heils die Sache Gottes vergißt. Dagegen erhebt sich nun Blumhardt vor allem. Zu der Losung: „Jesus ist Sieger" tritt

die andere: „Sterbet, daß Jesus lebe.“ Wenn jene inmitten gewaltigen Erlebens von Gott selbst gekommen war, so diese nicht minder. Die zweite war die Ergänzung der ersten. Aus der Gabe mußte die Aufgabe entstehen; durch die aufgesprengten Tore der Welt galt es nun mit Gott vorzudringen. Hatte vorher der Kampf einer hoffnungsarmen Christenheit gegolten, so wendet er sich jetzt gegen eine selbstische; war vorher der Pessimismus der Feind, so wird es jetzt der Egoismus. Und zwar besonders in seiner religiösen Form, in der er vor allem nur Hilfe und Heil für den Einzelnen sucht, statt der Ehre Gottes, und Gott zum Diener der menschlichen Wünsche machen will, statt daß einmal zunächst alles menschliche Wünschen dem Dienste Gottes geopfert würde. Auch das Verlangen nach Gesundheit und Wundern der Heilung kann dieser verkehrten Richtung der Frömmigkeit entspringen. Daher stellt der Sohn es noch mehr zurück, als der Vater getan. Er entzieht sich diesem Wunderverlangen, gerade wie Jesus es gehalten. Nicht die Sache des Menschen (im niedern, selbstischen Sinn), sondern die Sache Gottes soll nun gelten.

So vollzieht sich jene gewaltige Wendung, die das Herz der Blumhardtschen Revolution bildet: Gott selbst und sein Reich, nicht das Verlangen nach der eigenen Seligkeit ist das, worauf es ankommt. Gegen die pietistische Losung: „Nur selig“, die aus der Einseitigkeit der Reformation entsprungen ist, wird das Wort Christi wieder erreicht: „Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches (d. h. das Andere) zufallen.“

Also von der Religion zum Reich Gottes, von der Kirche zur Welt, vom Ich zu Gott — das ist der Weg. Aber wenn Gott auf diese Weise zu Ehren kommt, dann zuletzt auch der Mensch. Er wird hergestellt in seinem ursprünglichen Sinn und Wesen. Seine Herrlichkeit, die durch den Abfall zerstört ist, wird wieder gewonnen. Die Materie, wenn sie als „Fleisch“ gestorben ist, ersteht zu neuem, nun aber geheiligtem Leben. Es weicht alles Todeswesen, bis der Tod selbst seine Herrschaft verliert. Die ganze Schöpfung Gottes wird wieder hergestellt und vollendet. Das Sterben für Jesus führt zur Auferstehung aller Creatur mit ihm, das Kreuz zu dem großen Ostern der Welt.

d. Der Sozialismus.

Diese ganze vereinigte Wahrheit bestimmte Blumhardts Verhältnis zum Sozialismus. Damit ist eine neue Stufe der Entfaltung der von ihm vertretenen Sache Gottes bezeichnet. Nachdem einmal die Mauer gefallen war, die das Auge verhinderte, mit Gott in die Welt zu schauen, mußte in diesem Neuland Entdeckung über Entdeckung gemacht werden. Die Bewegungen der Welt wur-

den zu einem Schaffen des lebendigen Gottes und zum Kommen seines Christus. Und wurde diese Welt nicht gerade jetzt durch eine gewaltige, bis auf den Grund gehende Gährung aufgewühlt und vorwärtsgetrieben? Denn was wollte der Sozialismus, dessen stürmische Trägerin die Sozialdemokratie war, anderes, als eine neue Welt, jene Welt, die Blumhardt erwartete, die Welt des Menschen, des Bruders, der erlösten Materie? Wenn sie Gott leugneten, was hatte das zu bedeuten? Gott kann ebensogut dort sein, wo man ihn leugnet, als er nicht dort sein kann, wo man ihn bekennt. War nicht die Sozialdemokratie Vorbotin des kommenden Reiches der befreiten und erhöhten Kinder Gottes?

So geschah das Unerhörte, das Anstößige, das Entscheidende, daß dieser aus dem Pietismus herkommende Mann Gottes in die Sozialdemokratie eintrat und als ihr Abgeordneter im Landtag saß. Es war eine der entscheidenden Taten Gottes durch Menschen. Durch diese Tat erklärte Gott, daß die soziale Bewegung sein Wille und die soziale Gerechtigkeit ein Stück seines Reiches sei. Daran ändert das Schicksal der Sozialdemokratie nichts. Wie Gottes Gedanken über diese hinausgehen, so Blumhardts Tat. Sie ging auch über seine eigenen Gedanken hinaus. Aber er ging freilich nicht zu einer Partei, nahm nicht sozialdemokratische Dogmen an — er trug Christus in diese neue Welt hinein.[1]) Und er tat es durch ein Sterben, indem er das ganze durch ihn gemehrte Erbe an göttlicher Vollmacht hineinwarf in diese verachtete Sache und ein Genosse der „Zöllner und Sünder" ward. Ein neuer Durchbruch war geschehen.

[1]) Die Sozialdemokratie hat damals die seelische Größe und Freiheit gehabt dies zu ertragen und den Segen eines solchen Menschen zu verstehen. An seinem Grab sprachen mehrere ihrer Führer und Einer von ihnen dankte für die wertvollen Dienste, die den Ideen des Sozialismus durch den Toten geleistet worden seien, „der zwar kein Parteimann gewesen sei im eigentlichen Sinne des Wortes, dessen große Persönlichkeit sich nicht in eine besondere Richtung habe einzwängen lassen, aber dessen Denkweise gegen allen Zwang, alle Gewalt und Unterdrückung gewesen sei." Ein anderer sagte von ihm: „In einer Zeit, in der noch ein gewisser Mut dazu gehörte, sich zur Sozialdemokratie zu bekennen, da kam er zu uns aus Kreisen heraus, die der Sozialdemokratie im allgemeinen verschlossen waren. Bei seinem Glaubensbekenntnis im „Dreikönig" in Göppingen sagte er: „Wollt Ihr mich haben, wie ich bin, mit meinem Christus, mit meinem Gottesglauben?" Freudig bejahten wir diese Frage. Und ein andermal: „Wenn wir uns sein Glaubensbekenntnis, das er vor zwanzig Jahren im „Dreikönig" in Göppingen ablegte, ins Gedächtnis zurückrufen, so finden wir, daß er, der Zeit vorauseilend, ich möchte sagen: mit prophetischem Geiste die Ereignisse der letzten Zeit vorausgeschaut hat. Wie viel hat er uns immer gegeben, wie viel Mut, Freudigkeit und Zuversicht haben wir im persönlichen Verkehr mit ihm und bei unsern Zusammenkünften mit nach Hause genommen. Es waren Festtage für uns, wenn er in unserer Mitte weilte." Aus andern Quellen weiß ich, daß die Genossen nach einem Zusammensein mit ihm in einem gewöhnlichen Wirtslokal, ohne daß irgend ein „religiöser" Ton angeschlagen oder etwa vom „lebendigen Gott" geredet wurde, ja vielleicht gerade darum, erklärten, es sei wie ein Gottesdienst gewesen.

e. Nicht richten, sondern glauben!

Aber Blumhardts Blick blieb auch nicht am Sozialismus allein haften. Er drang stetig vorwärts in alle Weiten, Höhen und Tiefen. Er umspannte die Erde und drang darüber hinaus in die Sphären des Geisterreiches. Alles, was in der Natur und im Menschenwesen sich regte, kam in das neue, wunderbare Licht des Reiches Gottes. Wissenschaft, Kunst, politische Ereignisse mußten davon Zeugnis ablegen, wie die bunten Bewegungen des menschlichen Hoffens, Sehnens und Irrens, die Rätsel des Herzens und — auf ihre Weise — auch die Geheimnisse der Finsternis. Und Eins trat dabei vor allem als neu hervor: während die übliche Frömmigkeit entweder in ihrer „positiven" Form diese Bewegungen der Welt als gottlos verdammte oder doch mit Mißtrauen ansah, oder in ihrer „liberalen" ihnen in einer Weise zufiel, die die tiefere Wahrheit Gottes preisgab, sah Blumhardt in ihnen das Ringen und Gähren dieser Wahrheit, hörte er darin das Seufzen der Kreatur nach der Freiheit der Kinder Gottes und den Siegerschritt des lebendigen Christus. „Nicht richten, sondern glauben" — das war die Losung, die sich zu den zwei andern gesellte.

So wurde das Reich Gottes in der Welt und für die Welt wieder lebendig. Es drang erobernd in der Welt vor, als die Welt mit dem Christentum, wie mit sich selbst, fertig war. Und der Weltkrieg konnte daran nicht irre machen. Wohl hatte Blumhardt gehofft, daß es auf andere Weise gehen möge. Sein Sinn war das Ja und nicht das Nein. Es wäre auch anders gegangen, wenn das, was in ihm erschienen war, verstanden und aufgenommen worden wäre. Aber er hatte einst vorausgesagt, daß wenn nicht eine Aufnahme Christi stattfände, Europa in diesem Jahrhundert menschlich verloren sei.[1]) Aber die menschliche Katastrophe wurde ihm zum Kommen Christi. Durch ihn konnten und können wir sie verstehen, können wir sie ertragen, ohne zu erliegen, ja mit voller Freudigkeit und Siegeszuversicht sagen: „Jesus ist Sieger!"

3. Vater und Sohn als Wort Gottes an die Zeit.

Wir haben die Entwicklung dieser großen Neuoffenbarung des Reiches Gottes gezeigt und dabei zum Teil angedeutet, wie sie mit der Bewegung der Welt Hand in Hand ging. Dabei müssen wir noch einen Augenblick verweilen, denn an diesem Punkte schließt sich wieder der ganze gewaltige Sinn dessen auf, was in Blumhardt, Vater und Sohn erschienen ist. Wir müssen nun nämlich noch beachten, daß das Erleben und Kämpfen dieser beiden Streiter Gottes

[1]) In einem Privatbrief äußert er sich im Jahre 1854: „Der Tod Carnots ist ein Zeichen, daß man aufpassen soll. Wir können von viel Mächtigerem überrascht werden, denn Völker und Gesellschaften sind in Umwendung begriffen. Das Bisherige geht nach und nach und zuletzt schnell zu Ende, damit Neuem die Bahn gebrochen werde.

und Zeugen seiner Wahrheit der ganzen Entwicklung dieser Zeiten parallel geht. Es erfolgt im Christentum überall nach und nach der Durchbruch von der Religion zum Reich Gottes, vom Dogma zu Jesus, von der Vergangenheit zur Gegenwart, von der Kirche zur Welt, vom Tode zum Leben. Es erwacht die Hoffnung. In der ganzen Bewegung der Welt aber findet auf der einen Seite eine furchtbare Mehrung des Götzentums und der Macht der Finsternis, eine titanische Steigerung der Selbstsucht, eine unerhörte Verderbnis der Schöpfung und Knechtung der Menschen statt, auf der andern Seite aber ein Erwachen des Menschen, eine neue Sehnsucht nach seiner Freiheit und Herrlichkeit, eine Hinwendung zu reinem und edlerem Leben aus Wahrheit, Schmutz und Tod, ein Kampf um die Erlösung besonders auch des leiblichen und materiellen Lebens und alles wird zuletzt ein wachsendes Verlangen nach Gott und seinem Christus.

Wie nun, sollten Blumhardt, Vater und Sohn, etwa bloß ein Echo der Zeitbewegung sein? Von ferne nicht! Sie kommen auf ganz ursprüngliche Weise, auf ganz entlegenen Pfaden, in geheimnisvoll tiefen Kämpfen zu der Wahrheit, die verworren die Welt bewegt. Aber eben zu der Wahrheit selbst. Denn sie sehen, was diese Gährung der Welt von Gott her bedeutet. Sie schauen ihren tieferen, ihr selbst nicht bekannten und oft so sehr verleugneten Sinn. Sie bringen in die Weltnot Gott, in die Verwirrung Klarheit der Höhe. Sie sind ein Wort Gottes an dieses Geschlecht und die Bewegung der Welt hat bloß den Sinn des alten: „Als die Zeit erfüllet war."

Aber — damit sprechen wir ein Wort aus, das Viele vielleicht nicht ganz verstehen — sie haben diese Bewegung auch zum Teil geschaffen und zwar nicht nur unmittelbar und sichtbar, sondern vielleicht noch mehr auf verborgenen, geheimnisvollen Wegen. Aus den gewaltigen Kämpfen, die sie in tiefster Stille, der Welt unbekannt, gestritten, ist in die Welt geflossen, was dort Kräfte gelöst, Gährung geschafft hat. Bad Boll war ein Quellort des neuen Lebens der Welt — auch des Frühlingssturmes —, weil es ein Kampfesort war, wo Gottes Schlachten zuerst im Verborgenen geschlagen wurden, ehe die Wirkung in der Welt hervortrat. Es war eine Stätte der Gottestaten und des Gottlebens. Weither kamen Menschen, aus diesem Leben zu schöpfen und weithin wanderten die Kräfte und Gedanken von dort her schaffend und erlösend durch die Welt. Die Welt ist in diesen Zeiten wohl mehr von Boll aus regiert worden, als von Berlin, Paris und London aus. Es war ein Zion Gottes unter uns.

Aus solchem Schauen, Kämpfen, Siegen und wieder Kämpfen ist auch Blumhardt, der Sohn, in jene höhere Gotteswelt hinübergegangen, der auf Erden Raum zu schaffen seines Lebens Leben war. Auch er als Sieger! L. Ragaz.

(Fortsetzung folgt.)

Soziale Neuordnung.[1]

Das soziale Leben ist in das Stadium einer ungeheuren Unruhe eingetreten. Solche Unruhe war schon immer da. Sie ist aber durch den Krieg in höchstem Maße verschärft worden. Er hat sie erst recht ausgelöst. Sie ist das Symptom einer Krankheit, die schon lange den Körper unsrer Gesellschaft durchseucht hat. Im Fieber der Gegenwart kämpfen Leben und Tod miteinander. An uns ist es zu erkennen, was dem Leben dient, dem Leben einer kommenden andern Welt, und was dem Tod dienen will.

Der erbitterte Kampf muß uns deutlich machen, daß an der Art und Weise des heutigen Lebens etwas falsch ist. Wodurch ist es denn gekennzeichnet? Sein Merkmal ist, daß es auf dem Gegensatz des Menschen gegen den Menschen aufgebaut ist. Der Mensch lebt in Verbänden oder als Einzelwesen heute vom Menschen, gegen den Menschen, aus dem Menschen. Das Leben des Menschen ist gleichsam das eines Schmarotzers, der aus einem Wesen seiner eigenen Art seine besten Kräfte zieht. Mit Bewußtsein und Willen. Der Mensch ist dem Menschen ein Mittel, sein Leben recht ausleben zu können. Diese Art des Lebens ist zur Selbstverständlichkeit geworden. Wir können uns kaum, so scheint es, ein andere Art vorstellen. Es muß so sein. Die heutige Ordnung ist eine gottgewollte. Der Mensch ist eingespannt in eine gewaltige Maschine, er kann nicht freikommen, ohne das ganze Getriebe zu gefährden. Und das Getriebe ist die Hauptsache: es muß seinen Gang gehen. Frevelhaft wäre ein Unternehmen, wollte es hier Halt gebieten. Nicht der Mensch ist ja das Ziel, auf das hin diese Ordnung arbeitet. Etwas Höheres steht über ihm, er muß sich einem andern unterordnen. Dieses Höhere ist, kurz gesagt, der Profit, die Vermehrung des umlaufenden Kapitals. Sie erzeugt unsre ganze Wirtschaft. Diese Wirtschaft braucht den Menschen als die treibende und arbeitende Kraft. Also muß er eben dieser Wirtschaft und damit dem Profit mittelbar dienen. Das Persönliche, der Mensch, ist untertan dem Unpersönlichen, dem Profit. Das Interesse des Profites erfordert die heutigen Formen des Lebens; dem muß sich das Interesse des Menschen unterordnen. Mensch steht gegen Mensch, wenn Profit gegen Profit, wenn Wirtschaft gegen Wirtschaft, wenn Geschäft gegen Geschäft, wenn Kapital gegen Kapital, wenn Interesse gegen Interesse steht. Denn nicht sich dienen die Menschen gegenseitig, sondern den ihnen übergeordneten Profitinteressen.

Und gegen diese alte Form des Lebens erhebt sich nun mit Ungestüm eine neue, die ihr entgegengesetzt ist. Der Mensch soll das Ziel alles Lebens werden. Nicht mehr die goldne Internationale soll

[1] Als Vortrag gehalten im Oktober 1919 im Volkshaus in Zürich.

herrschen, sondern die vollendete Gemeinschaft alles Menschentums. Eine solche Gemeinschaft aufzubauen, soll das Ziel der kommenden Zeiten sein, ihr soll die Arbeit der kommenden Generationen gelten. Der Profit soll entthront werden. König soll der Mensch sein.

Diese neue Welt allein wird die Lösung für die heutigen Konflikte, die Heilkräfte für den Fieberkampf der Gegenwart bringen können. In welchen Formen erhoffen wir sie? Was erwarten wir von ihr?

Auf allen Gebieten muß der Mensch Ehre empfangen. Was ihn herabwürdigt, soll beseitigt werden. Er muß den Ausschlag geben, nicht das Untermenschliche, Sachenhafte. Darnach ist vor allem deutlich:

Die Arbeit muß einen andern Charakter bekommen. Die bewußte Arbeit ist das, was den Menschen adeln kann, was ihn vom Tier unterscheidet, was ihn zum Herrn der Erde beruft, was ihn zum König macht.

Heute aber ist gerade die Arbeit diejenige Macht, die den Menschen zum Sklaven macht. Sie ist etwas rein Unpersönliches geworden. Sie steht gegen den Menschen, verdirbt ihn, verbraucht ihn, vergällt ihm das Leben. Vertiert ihn vielleicht noch, dadurch daß sie ein tierisches Gelüsten nach Genuß und Ausrasen aller Triebe in ihm großzieht. Und doch ist sie eherner Zwang. Sie muß geleistet werden in der heutigen Form. Sie kann nur verweigert werden, wenn der Mensch sich selbst und die von ihm Erhaltenen gefährden will. Er hat nichts mehr mit ihr gemein, und muß ihr doch dienen. Darum haßt er sie. Und sie scheint ihn zu hassen. Sie erfindet immer neue Tücken. Sie weiß ihn immer besser auszunutzen.

Der Kampf gegen diese Arbeit hat schon lange eingesetzt. Noch ist der Mensch nicht Meister geworden. Und alle Verbesserungen, alle Arbeitsgesetze ändern im Grunde an dem eigentlich falschen Verhältnis des Menschen zu seiner Arbeit wenig. Die Arbeit bleibt das, wogegen sich der Mensch mit solchen Gesetzen eben wehren muß. Und wie kann er sich ihr freudig hingeben, solange dieser Zustand besteht? Stück für Stück vielleicht gewinnt er für sich an Boden. Aber Stück für Stück erobert diese Art von Arbeit ihm vielleicht an einem andern Orte diesen Boden wieder zurück. Erkämpft er sich von ihr Freiheit für einen Teil des Tages, so nimmt sie ihm wieder einen Teil seiner Existenzmittel durch Einforderung von höheren Preisen. Will er mehr Anteil an ihrem Ertrag, so geschieht das gleiche wieder. So steht sie immer über ihm als seine Herrin. Er unter ihr als ihr Sklave.

Nur eine völlige Neuordnung kann hier wirkliche Abhülfe schaffen. Sie muß darin bestehen, daß der Mensch Herr wird über die Arbeit und sie ihm völlig dienstbar ist. Sie darf ihn nicht mehr fesseln und versklaven, sondern muß ihm gerade seine höchste Freiheit geben, weil er in ihr sein schönstes Betätigungsfeld finden kann. Sie

darf nicht mehr Feindin des Menschen sein, sondern muß seine Freundin werden. Der Mensch muß ihre Formen bestimmen können, nicht mehr sie sein Leben. Was an ihrer heutigen Gestalt dem Menschen schadet, muß mehr und mehr verschwinden.

Dabei wird sie nicht etwa der Trägheit dienen und die Anforderungen an Geist und Körper des Menschen immer geringer werden lassen, sodaß, wie vielleicht eingewendet werden möchte, eine allgemeine Degeneration, eine immer weiter um sich greifende Verweichlichung die Folge sein würde. Größer als heute könnte man sich diese körperliche und seelische Verweichlichung wohl doch kaum mehr vorstellen. Und gerade die heutige Form der Arbeit ist mitschuldig an dieser bedenklichen Erscheinung. Sie lähmt Körper und Seele und macht sie untüchtig, kraftlos, stößt sie hinein in Ersatzgenüsse, läßt sie tiefer und tiefer in allerlei krankhafte Zustände versinken. Nein, eine neue Arbeit, die dem Menschen dient und sich nach ihm richtet, wird gerade erst so recht alle seine Kräfte spannen. Sie wird sie vielleicht bis aufs äußerste in Anspruch nehmen, aber sie wird sie nicht lähmen, wird vielmehr alles, was an Kraft und Gesundheit im Menschen lebt, herausfordern. Sie wird die Persönlichkeit als Ganzes sich entwickeln lassen und die harmonische Entfaltung aller Kräfte ermöglichen. Nicht die Verkümmerung wird mehr ihre Folge sein, sondern die Kräftigung alles dessen was im Menschen vielleicht noch schwach und klein ist, was der Pflege, der Erziehung bedarf. Das erzwungene Spezialistentum wird nicht mehr als ein Fluch über dem Menschen stehen. Die Arbeit wird sich der Kunst nähern, die den Menschen befreit, dem Schaffen, das ihm den Stempel des Königtums gibt.

Dann kann sie auch erst recht ein Dienen werden. Solange sie dem Menschen als Zwang erscheinen muß, wird er sie nie als Dienen anschauen können. Gezwungener Dienst ist kein Dienst. Und dieses freiwillige Dienen wird sie zum Schönsten machen, was sie sein kann. Ueber dem Menschen steht ein großes Ganzes, zu dem er gehört, das ihn erfaßt, einhüllt, und in dem er doch wieder frei ist, in dem er seine Persönlichkeit zur Entfaltung bringen darf. Dieses Ganze erwartet von ihm an seinem Ort seine besondere Arbeit. Er darf für die Gesamtheit, die eine Gemeinschaft ist, arbeiten. Er hat seine bestimmte Stelle in der großen neuen Ordnung drinnen. Diese Gemeinschaft braucht ihn und seine Arbeit. Er ist ein wertvolles Teil dieses Organismus. Da wird ihm die Schönheit des Dienens aufgehen. Als König wird er sich fühlen der Arbeit gegenüber. Aber dienen wird er können und wollen der Gemeinschaft gegenüber. Wie einem Kinde wird ihm alles untertan sein. Aber wie ein Kind wird er helfen wollen, wo er helfen kann. Damit ist er für die Arbeit zurückgewonnen, und die Arbeit für ihn. Jetzt hat sie einen Sinn, dem auch er mit Freuden und in Freiheit zustimmen kann. Jetzt ist sie seine Gefährtin geworden, an deren Seite

er durchs Leben gehen kann, die ihn trägt, die ihn vorwärts treibt, die alle schlummernden Kräfte in ihm weckt.

Damit ist freilich eine weitere Frage akut geworden. Eine Entlöhnung in der heutigen Form kann und darf es nun nicht mehr geben. Kann ein wirkliches Dienen entlöhnt werden? Arbeiten ein Kind, eine Mutter, ein Künstler um Lohn? Sie dienen und helfen aus innerem Drang, ihre Arbeit ist freies Geben, ihr Spiel wird von selbst zum Schenken. Aber wollte man sie für das, was sie schaffen und helfen, mit Lohn bedenken, so müßten sie sich im Innersten verletzt fühlen. Ihr Stolz und ihre Freude ist, daß sie arbeiten und schenken, ohne auf Lohn zu warten. Daß sie das tun vielleicht auch wenn Undank ihr Lohn ist, weil sie in ihrer Arbeit, ihrem Helfen Genüge finden.

So aber wird auch eine wirklich freie dienende Arbeit nicht mehr in der alten Form entlöhnt werden können. Was für ein Lohn wäre im Stande, ein Entgelt zu sein für die freie Hingabe eines Menschen, die Aufopferung seiner Körperkraft, seiner geistigen Fähigkeiten? Und welcher Mensch, der so der Gemeinschaft dienen will, hätte nicht das Recht, ein Rechnen und Feilschen um die Höhe des Lohnes für seine Hingabe mit Stolz zurückzuweisen? Alles solche Messen und Vergleichen ist berechtigt in einer Welt des ehernen Zwanges, der Maschine, des Profites, ist aber von vorneherein verurteilt in einer Welt des Dienens in Freiheit und Freude.

Der Mensch arbeitet für die Gemeinschaft. Er fühlt sich als Teil eines großen Ganzen. Diese Gemeinschaft aber wird ihn nun auch tragen. Nicht den von ihm verdienten Lohn wird sie ihm geben. Nein, ihre Sorge wird ihm gelten. Die Gemeinschaft weiß, daß er für sie da ist, so wird sie für ihn da sein, soweit er sie braucht. Sie wird nicht mehr darnach fragen, was sie ihm geben müsse nach seinen Leistungen berechnet, sondern was er brauche. Sein Bedürfnis wird maßgebend sein für das, was sie wiederum gibt. Sein Leben darf ihm keine materielle Sorge bereiten, es darf ihn nicht knechten, ihm nicht Fessel seiner Entfaltung sein, es muß ihm die Bahn frei, den Weg offen lassen auf die Höhen des Menschentums. Dafür wird die Gemeinschaft sorgen. Er wird von ihr empfangen, was er dazu braucht.

Daß dabei nicht die Willkür herrschen wird, darüber wird eine neue gesunde Sitte, ein gesunder Menschenverstand Richter sein, der nicht ins Nörgeln gerät, weil nicht mehr das Gegeneinander bestimmend ist, sondern das Füreinander, der aber unerbittlicher als es heute der Fall ist, Abgeschmacktheit und Schmutz brandmarken, der Luxus und Protzentum ganz anders als heute als öffentliches Aergernis und als Schande erklären wird.

Und daß wiederum nicht eine Schablone die Schönheit und Mannigfaltigkeit des Lebens zerstört und ein graues Einerlei an ihre Stelle setzt, dafür wird ein Spielraum sorgen, der einem solchen Existenz-

minimum neuer Art gelassen wird. Nicht die Uniform wird das Gepräge des neuen Lebens sein, sondern eben die Freiheit. Und es werden sich sicher Wege finden, die einer solchen Lösung die Möglichkeiten offen lassen. Die nicht eine tödliche Starrheit über alles Leben ausbreiten, sondern ihm einen goldenen Glanz der Freiheit und der persönlichen Initiative, des echten künstlerischen Empfindens lassen. Wenn immer nach dem Menschen und seinem Bedürfen gefragt wird, dann wird die Gefahr einer Schablonisierung wenn nicht von allem Anfang an ohne weiteres ausgeschaltet, so doch in steter Neugestaltung immer wieder überwunden.

Mit der Forderung einer Neuordnung der Arbeit, ihrer Formen und ihrer Entlöhnung ist aber nun eine weitere verbunden. Diese Neugestaltung der Arbeit ist offenbar nur dann möglich, wenn die Gemeinschaft in ganz anderm Maße das Verfügungsrecht bekommt über die Arbeitsmittel. Dem Menschen dienen wird die Arbeit erst recht, wenn die Gemeinschaft, die Gesamtheit, die für den Menschen sorgen soll und wird, über die Gesamtheit aller Arbeitsmöglichkeiten und -mittel gebieten kann. Das heißt: die Neuordnung der Arbeit kann nur dann wirklich im Interesse des Menschen und für ihn erfolgen, wenn die Eigentumsfrage neu geordnet wird. Die Gesamtheit mag noch so oft Einsprache erheben gegen die Versklavung des Menschen in der heutigen Arbeit, diese Einsprache nützt ihr nichts, wenn sie nicht selbst die Mittel in der Hand hat, die Arbeit zur Dienerin des Menschen werden zu lassen. Das wird sie dann können, wenn die Arbeitsmittel ihrer Gewalt unterstehen.

Arbeitsmittel sind der Erdboden mit seinen Naturschätzen und die Werkzeuge, die Maschinen zur Ausbeutung dieser Reichtümer. Sie beide müssen in den Besitz der Gemeinschaft übergehen, soll der Mensch Herr werden über die Arbeit. Sie beide dienen heute den Einzelinteressen. Die Einzelinteressen stehen einander oft genug feindlich gegenüber. Zwischen den kämpfenden Gegnern aber wird der Mensch zermalmt. Alle diese Interessen müssen, eben weil sie Einzelinteressen sind und nicht eine wohlgeordnete und disziplinierte Kampfgruppe darstellen, es darauf absehen, an ihrem Orte den Menschen auszusaugen soviel sie nur können. Sie dienen alle den Einzelprofiten, die wiederum alle gerne ins Ungemessene wachsen und den Menschen als Mittel dieses ihres Ausdehnungswillens möchten brauchen. Erst wenn die Gemeinschaft diese Interessen zurückkehren läßt auf den Menschen hin und die Reichtümer der Erde dem Menschen dienstbar macht, dann wird die Ordnung einkehren in dieses Chaos und das wohldurchdachte Zusammenarbeiten in dieses Auseinanderstreben der verschiedensten Interessen. Eigentum ist heute Unruhe und Unfrieden, ist Kampf und Hader, ist Fluch und Unseligkeit. Es muß in der Hand der Gemeinschaft werden zur Freude und zur echten Ruhe.

Dabei muß wohl vor allem der Boden Eigentum der neuen Menschengemeinschaft werden. Sie soll über ihn verfügen können. Dasjenige Gut, auf das alle Menschen mit ihrer Arbeit angewiesen sind, das sie alle brauchen zum Wohnen und Leben, das ihnen allen in einem ganz begrenzten Maße zur Verfügung steht und das sie nicht nach Belieben vermehren können, das, wenn es einmal in die Hände eines Teils der Menschheit verteilt ist, dem andern für immer unzugänglich bleibt, dieses Gut muß wieder frei werden für alle. Es darf nicht länger das hauptsächlichste Mittel bleiben, wodurch der Mensch den Menschen beherrscht und ausnützt, der Spekulationsmöglichkeit des Einzelnen entzogen.

Ist es einmal Gesamtgut, dann kann es wieder an die Einzelnen zurückgegeben werden, aber nicht mehr als in jeder Hinsicht unbegrenztes Eigentum, sondern als von der Gemeinschaft anvertrautes Gut, anvertraut zur Benutzung, zum Gebrauch, als Existenzmittel, als Boden auf dem der Mensch äußerlich ruhig gedeihen kann. Der freie Mensch auf einem Stück freien Boden, das ist das Ziel, das die Neuordnung dieses Teils der Eigentumsfrage sich setzen will. Wenn der Mensch so wieder mit dem Erdboden in Berührung kommt, seines Segens teilhaftig wird, wenn er wieder ganz wörtlich genommen festen Grund unter seinen Füßen spürt, wenn ihm der Boden nicht mehr als das erste Ausnutzungsobjekt erscheinen muß, dann wird ein großer Teil seiner heutigen Zerfahrenheit verschwinden und eine tiefgreifende Gesundung möglich werden.

Ueber die Reichtümer des Bodens aber wird die Gemeinschaft ihre Hand halten, wird sie für alle ausnutzen, wird allen an ihnen Anteil geben, wird durch sie die Mittel in die Hand bekommen, für alle sorgen zu können. Wird nicht mehr abhängig sein von dem mehr oder weniger guten Willen ihrer Besitzer, sondern aus vollen Händen geben können, wo etwas Großes geschaffen werden soll.

Auch das bäuerliche Eigentum wird eine Umgestaltung erfahren. Freilich ist das wohl die schwerste Frage dieses Teils unsrer Hoffnung. Und auf der andern Seite ist es die größte Unterlassungssünde der sozialdemokratischen Bewegung, daß sie diese Frage nicht mit Ernst an die Hand genommen, sondern sich gerade hier viele Tore verschlossen hat. Wenn die Sympathien einer großen Zahl von Menschen auf unserer Seite sind, wo es sich um die Verunmöglichung der gewöhnlichen Bodenspekulation und auch weiter noch um die Ueberführung dieses Spekulationsbodens in die Hand der Allgemeinheit dreht, so stoßen wir auf ernsten Widerstand und ernstliche Einwendungen, sobald wir in diese Neuordnung auch den bäuerlichen Boden einbeziehen. Diesen Widerstand und diese Einwendungen hat man auf seiten der Sozialdemokraten gewöhnlich leicht genommen und auf den Moment sich vertröstet, da der unausweichliche Zwang auch sie beseitigen werde, da auch der Bauer

sich dieser neuen Ordnung wohl oder übel fügen müsse. Und damit ist ein für allemal dem Bauerntum alles was Sozialismus heißt zum großen Erbfeind geworden. Das Bauerntum ist heute bis zu einem weiten Grade eine verlorene Position. Und doch stellt gerade es etwas von jenem Ideal dar, das wir einst für alle erfüllt sehen möchten. Der Bauer ist das, was der Mensch, was auch der Proletarier sollte sein können: ein König, ein Herr über seine Arbeit und seinen Boden. Wenn und wo er es nicht ist, da ist es die mit dem Proletarier gemeinsame Not, die auch ihn erfaßt hat: er muß dem Profit dienen, dem Kapital untertan sein. Dieses Königtum aber, das auch der Kleinbauer trotz mancher Schuldenlast, die ihn drückt, doch immer noch an sich trägt und mehr oder weniger klar empfindet, macht ihm alles zwangsmäßige Hineinwandern in eine andere Weltordnung zum Ekel und Abscheu. Er haßt als freier Mensch, der er sich fühlt, solchen Zwang, solche Uniform. Das ist in der Stellungnahme der Partei gegenüber dem Bauerntum vergessen worden. Und leichtfertig hat die Partei darum einen großen Teil gerade unseres Volkes für den Sozialismus verloren gehen lassen. Und doch ist es unsere Hoffnung: auch da wird noch einmal der Sieg der sozialistischen Idee kommen, auch das Bauerntum wird für unsre Gedanken und Erwartungen gewonnen werden. Aber gerade weil so viel schon verdorben wurde, darum muß hier unser Bemühen ein doppelt ernstes sein. Weil der starre Zwang hier abgeschreckt hat, der Zwang, auf den sich die Partei zu Unrecht vertröstet, darum muß hier von uns die Schönheit, darum muß alle Freiheit und alle Erlösung, die der Sozialismus bringen will, nun auch und vor allem betont werden. Dem Bauern wie kaum einem andern muß der Sozialismus in seiner ganzen Fülle gebracht werden. Er muß spüren, daß diese neue Welt auch ihn erlösen kann von Ungemach und Unruhe, von Unsicherheit und Knechtung. Denn auch er ist ja mehr und mehr eingespannt worden in das eherne Joch des Profites. Auch er muß vielfach gezwungenen Dienst leisten. Diese Fesseln werden ihm immer deutlicher werden. Und die Erlösung, die auch ihm gebracht werden soll, wird ihm daher auch immer mehr als ein großes Gut erscheinen. Er muß wissen, daß er und seine Kinder in einer sozialistischen Welt bleiben sollen, was sie sind: Herren und Könige. Daß sie es aber sein sollen auf eine noch viel schönere Art. Nicht mehr, weil ihm niemand mehr etwas drein zu reden hat, sondern weil die Gemeinschaft, die seine Arbeit braucht, ihm das Kostbarste, was sie hat, den Boden, anvertraut, und ihn so zum König *macht*, ihn als König sehen *will*. Unsre Hoffnung ist, daß wenn die Botschaft einer sozialistischen Neuordnnug dem Bauern gebracht wird, er aufhorcht, in Freiheit hineingeht in diese neue Welt, ihre Formen zu den seinigen macht, seinen Boden mit Freuden aus ihrer Hand empfängt und ihn nicht mehr nur für sich ausnutzt, sondern für die Gesamtheit be-

stellt, nicht mehr aus Zwang wie heute, sondern aus freien Stücken. Wir verhehlen uns nicht, daß nirgends der Zwang so wenig ausrichten wird, wie hier, und die Aufgabe so schwer ist, wie hier. Aber wenn wir die Lösung mit Ernst und Ehrlichkeit suchen, wird sie auch hier gefunden werden, und dann desto schöner und gewichtiger sein. Dann wird sie zugleich auch den entscheidensten Sieg der neuen über die alte Ordnung darstellen.

Diese Neuordnung der Eigentumsverhältnisse aber wird als Ganzes ein neues Eigentum ergeben, das erst so recht nun als Eigentum angesprochen werden kann. Mit Gesetz und Verordnung umgeben, mit frommen Sprüchen gerechtfertigt ist das Eigentum heute dennoch die Stelle, wo das schlechte Gewissen der Zeit am lautesten klopft. Um die Eigentumsfrage drehen sich die heftigsten Kämpfe. Unsre Steuerreformen, unsre Eingriffe in das Verfügungsrecht des Einzelnen über seine Güter, seinen Boden, seine Häuser, sie geben immer wieder Anlaß zu Diskussionen über die Eigentumsfrage. Mit unendlicher Zähigkeit sucht der eine Teil zu retten, was zu retten ist, sucht der andere wegzureißen, was nur immer gewonnen werden kann. Das Eigentum ist heute das Fraglichste und Unsicherste von allem Fraglichen und Unsichern. Und alles Geschrei über die Berechtigung des heutigen Eigentums mag über die Tatsache nicht hinwegtäuschen, daß sich der heutige Mensch in seinen Eigentumsverhältnissen sehr unsicher und sehr wenig wohl fühlt.

Eine neue Ordnung wird diese Unsicherheit verschwinden lassen. In ihr wird das Eigentum ein wirkliches Eigentum erst werden, weil es von der Gesamtheit uns übertragen und überlassen wird und nicht mehr von allen Seiten in seiner Rechtmäßigkeit angefochten ist. Es wird nicht mehr ein trügerisches Gebilde sein, das morgen schon vielleicht gezwungenermaßen unsern Händen entschwindet. Es wird deswegen uns mit ungleich größerer Freude erfüllen, weil wir keinen rings um uns sehen müssen, der es entbehren muß, sondern weil es allen in irgend einer Form zugänglich ist. Nicht mehr die Angst wird es kennzeichnen, sondern der Glanz ungetrübter Freude.

(Fortsetzung folgt.) K. Straub.

„Seid stark in dem Herrn und in der Macht seiner Stärke."
(Epheserbrief 6, 10.)

Also in dem Herrn stark sein, nicht in sich selbst, in der Macht seiner Stärke, nicht in der Macht der Kanonen. Stark sein im Herrn, das ist die rechte Stärke, die bleibt in Ewigkeit.

Unser Glaube muß die Kraft Gottes anziehen und möglich machen. Wenn wir nicht glauben, sondern Gott den Rücken kehren, so ist Gottes Macht gehemmt, und er kann nicht so stark bei uns sein, wie er gern will. Aus Gottes Macht, aber durch den Glauben, werden wir bewahrt. Christoph Blumhardt.

Rundschau.

Zu den Weltereignissen.

1. Die Völkerbundstagung. Als wir die letzte Rundschau abschlossen, war es für ein endgiltiges Urteil über die Völkerbundstagung in Genf noch zu früh, jetzt aber scheint es für ein Urteil darüber überhaupt zu spät zu sein. Denn seit dem Schluß der Versammlung ist beinahe ein Monat verstrichen und heute verfliegt das Interesse an den Dingen rasch. Indeß handelt es sich in diesem Fall nicht um ein einmaliges und vorübergehendes Ereignis, sondern um eine Sache, die weiter geht, um den Anfang einer neuen Gestaltung des Völkerlebens, um ein Werk, zu dem wir Alle irgendwie berufen sind. Darum ist es wohl am Platze, ja sogar Pflicht, über das Ereignis der Genfer Tagung noch ein Wort zu sagen.

Die Frage ist: Hat die erste Tagung des Völkerbundes den Glauben an diesen bestätigt oder widerlegt? Hat sie seinen Anhängern oder seinen Gegnern recht gegeben? Werfen wir, um die Antwort vorzubereiten, noch einen Blick auf den Gang der Verhandlungen.

Um diese richtig zu beurteilen, müßte man vielleicht einen Blick hinter die Kulissen getan haben. Dann würde vieles verständlicher. Einiges würde besser, anderes schlimmer dastehen. Auf der andern Seite bleibt man bei dieser Beurteilungsweise zu leicht beim Menschlichen stehen, während es doch darauf ankommt, die Linien des göttlichen Geschehens und Planens zu sehen, das sich über dem Treiben der Menschen und oft genug ihm zum Trotz, durchsetzen will.

Zunächst muß zugestanden werden, daß die zweite Hälfte der Verhandlungen gegenüber der ersten eine Kette von Enttäuschungen bedeutete. In dem Kampf zwischen der radikalen und der konservativen Strömung, der sich schon bald entsponnen hatte, siegte scheinbar die zweite auf der ganzen Linie. Daß auf dieser Seite Frankreich die Führung hatte, das an der Rhetorik seines Viviani (eines ehemaligen Sozialisten!) eine nur zu wirksame Waffe besaß, und England ihm Gefolgschaft leistete, ist eine für alle Freunde der westlichen Kultur betrübende Tatsache. Es zeigt sich immer wieder, was für ein Fluch es ist, daß in diesen Zeiten nicht eine liberale englische Regierung (um von einer Arbeiterregierung zu schweigen!) und eine linksstehende französische am Ruder waren und sind. Dieser Fluch ist aber ein Teil von dem Fluch des Krieges. Dieser bringt eben die Politiker des Gewaltglaubens obenauf. Dazu wirkt immer das Verbrechen des leichtfertigen deutschen Angriffs und die Zerstörung Nordfrankreichs nach und gebiert fortzeugend Böses. Auf die französische Borniertheit und Gewaltpolitik reagiert in Deutschland Zorn, übler Wille, Revanchepolitik, neuer Militarismus

und diese geben in den Ententeländern wieder den „Realpolitikern" ein scheinbares Recht? Wann wird dieser Fluchring einmal zerbrochen werden?[1])

Unter dem Einfluß dieses Geistes also wurden alle radikalen und demokratischen Vorschläge entweder abgelehnt oder abgeschwächt. Es wurde die Revision des Paktes in der Hauptsache verschoben. Es wurde das Obligatorium der Schiedsgerichtsbarkeit abgelehnt. Es wurde die Abrüstungsfrage mit äußerster Vorsicht behandelt. Es wurde das Problem der Verteilung der Rohstoffe hinausgeschoben. Es wurden die Gesuche Georgiens, Armeniens und der baltischen Staaten abgewiesen, nachdem schon früher die vorläufige Fernhaltung Deutschlands entschieden war. Die Nichtaufnahmen jener Kleinstaaten scheint auf das Bestreben Frankreichs zurückzugehen, das ganze einstige Rußland wieder auferstehen zu sehen, um seine Milliarden und vielleicht den alten Bundesgenossen wieder zu gewinnen, während in Bezug auf Armenien die Rücksicht auf die Türkei bestimmend gewesen sein mag. Die Erklärung, jene Staaten seien noch nicht allgemein anerkannt und nicht genau abgegrenzt, sie könnten vom Völkerbund nicht geschützt werden, ist nur ein Vorwand. Wenn uns nicht bessere Gründe für die Abweisung jener Völker angegeben werden, so müssen wir sie als groben Verrat an der Idee des Völkerbundes bezeichnen und begreifen dann freilich nicht, wie sogar die Schweizer Delegation hier, wenn auch nur teilweise, mitmachen könnte. Sie hat dann mit den bornierten Diplomaten der Entente ohne es zu wollen das Spiel der Bolschewisten und Alldeutschen besorgt.

Sollen wir, müssen wir auf Grund dieser Tatsachen das Verdammungsurteil über die Genfer Versammlung und vielleicht gar den Völkerbund überhaupt sprechen?

[1]) Es ist uns wohl bewußt, in welch furchtbarer Lage sich Frankreich befindet und wie wohlfeil eine schweizerische oder auch amerikanische Versöhnlichkeit gegen Deutschland und Entrüstung über Frankreich ist, besonders, wenn sie von Leuten ausgeht, die sich über das, was Frankreich angetan worden ist, niemals entrüstet haben. Aber es bleibt doch bestehen, daß die Haltung des offiziellen Frankreich, das nachgerade der Hort der europäischen Reaktion zu werden droht, verhängnisvoll und töricht ist und ihm selbst am meisten schaden wird.

Tief erquickend berührt dem gegenüber z. B. die Gesinnung des Kreises, der sich um Gounelle und Monod schaart! Wie verschieden auch in Frankreich die Stimmung der Bessern von der politischen Führung ist, beweist auch beifolgendes Zeugnis aus einem Privatbrief: „Nach und nach fange ich an, die Seele des französischen Menschen zu ahnen und zu erkennen. Mit welch lebendigem künstlerischem Empfinden, mit welchem Enthusiasmus steht er den Problemen des Lebens gegenüber, von welch ungeheurem Freiheitsbewußtsein wird er geführt und geleitet — von seinem: Vivre libre ou mourir! Was mich aber noch mehr gefreut und überrascht hat, das ist das Mitleben, Mitfühlen, Mitleiden mit dem Geschick der andern Völker, mit dem Geschick der Menschheit." Auch hier ist also zum Verzweifeln kein Anlaß.

Inzwischen scheint ja mit dem Kabinet Briand die gegenüber Deutschland verständigere Richtung obenauf gekommen zu sein und zeigt sich, daß auch der Präsident Millerand diese vertritt, soweit er dies in Frankreich gegenwärtig für möglich hält.

Davon kann doch keine Rede sein. Es ist zunächst Eines nicht zu vergessen, was zu übersehen man immer in Gefahr ist: die Beschlüsse der Versammlung fordern Einstimmigkeit. Nun war in fast allen den genannten Fällen (die Aufnahme jener Staaten ausgenommen) die Mehrheit, zum Teil sogar eine sehr große, auf der radikalen Seite. Weil aber Einstimmigkeit nötig war, mußten Konzessionen gemacht, Kompromisse geschlossen werden. Nun ist dieses Erfordernis der Einstimmigkeit gewiß ein fataler Hemmschuh, der beseitigt werden muß. Man darf freilich auch nicht übersehen, welchen Zweck es hatte. Es sollte die Eifersucht der Völker, und zwar gerade auch der kleinen, in Bezug auf die Wahrung ihrer „Souveränität" schonen und ein Damm gegen Vergewaltigung sein. Wenn trotzdem klar ist, daß diese Bestimmung fallen muß, so ist sie inzwischen scharf im Auge zu behalten, wenn man den Geist der Versammlung und damit die Aussichten des Völkerbundes mit Gerechtigkeit beurteilen will. Die radikale, demokratische und pazifistische Stimmung beherrschte die große Mehrheit der Abgeordneten.

Im weitern kommt es, wie wir immer wieder betont haben, auf den Maßstab an, den man an diese Dinge legt. Wenn man im Völkerbund eine Art Zaubermittel für die Befriedung der Welt und die Heilung der Todeswunden der Menschheit sieht, dann muß man enttäuscht sein. Wir haben das nie getan. Es ist in dieser Beziehung, wie in verwandten Dingen, ein merkwürdiges Spiel der Geister zu beobachten. Gerade die, welche im Grunde gegen Pazifismus und Völkerbund voll Skepsis waren und sind, verlangen im handkehrum Wunder von ihnen. Dazu gibt es heute eine Fülle von Menschen, die überhaupt solche unmöglichen Wunder erwarten und dann verzweifeln und vielleicht beim Bolschewismus das Heil suchen (oder bei der Theosophie!) falls ihre Erwartung sich nicht in Eile erfüllt. In allen diesen Fällen fehlt es an einem tieferen Grund des Glaubens und Hoffens und im erstgenannten auch am wirklichen Ernst. Gerade wenn man wirklich an das „Wunder" glaubt, das Wunder, das Gott wirkt, und noch auf viel größere und radikalere Dinge wartet als der Völkerbund ist, hat man mit der Entwicklung der menschlichen Dinge Geduld. Man erwartet nicht, daß die gewaltigsten der Umwälzungen von einem politischen Weltparlament beschlossen und gemacht, und die aus der Weltkatastrophe emporgestiegenen dämonischen Mächte durch eine Tagung von Juristen und Diplomaten besiegt werden können. Man ist zufrieden, wenn wenigstens der Anfang einer neuen Welt sich zeigt, neue Gedanken vorhanden sind, Keime einer neuen Ordnung gepflanzt werden.

Das alles ist in Genf geschehen und zwar in fast überraschend reichem Maße. Gedanken, Forderungen, die noch vor sechs Jahren Utopien waren, sind bereits zu selbstverständlichen Wahrheiten geworden. Eine neue Aera ist ganz deutlich hervorgetreten. Mag

die Verwirklichung dieser neuen Wahrheit noch schwere Kämpfe kosten, sie ist doch anerkannt. Anerkannt ist die Notwendigkeit der Abrüstung, ja Entwaffnung. Anerkannt das Prinzip der internationalen Gerichtsbarkeit. Der Gerichtshof ist geschaffen. Das Obligatorium können die Völker nach Belieben für sich erklären und es ist zu erwarten, daß es sich rasch ausdehne. Anerkannt ist die Notwendigkeit einer Revision des Paktes. Anerkannt die der richtigen Verteilung der Rohstoffe. Anerkannt die ökonomische Solidarität der Welt. Anerkannt die Pflicht, alle Völker in der neuen Organisation zu vereinigen. Die Aufnahme Oesterreichs und besonders Bulgariens durch die früheren Todfeinde ist doch eine gute Verheißung. Daß die internationalen Organisationen des Kampfes gegen allerlei Uebel: den Mädchenhandel, das Opium, die Seuchen und Anderes nun an Einer Stelle zusammenlaufen und es immer mehr tun werden, ist gewiß, vorausgesetzt daß für die nötige Dezentralisation gesorgt wird, die zur Zentralisaton als Gegengewicht immer gehört, als ein großer Fortschritt des Reiches des Guten zu betrachten. Die Lösung all dieser Probleme ist an die Hand genommen worden. Und vor allem: Der Völkerbund selbst hat sich durch die Genfer Versammlung als Tatsache kund getan. Er kann und soll seine Form ändern, aber er kann nicht mehr aufgehoben werden. Die neue Organisation der Menschheit ist da. Die Menschheit ist ein Ganzes; die Völker nur Glieder eines großen Vaterlandes.

Ich meine, das sei ein gewaltiges Erlebnis, das wir uns nicht durch Kurzsichtigkeit verdunkeln lassen sollten.

Zuerst wird nun wohl die Auseinandersetzung mit Amerika beginnen. Sie wird vielleicht mit einer erneuerten und umfassenden Gestalt der Organisation enden. Sollte es aber eine Zeitlang gar zwei solche neben einander geben, nun, so wäre auch das ein Weg zum Ziel. Daß die Abwesenheit Amerikas ganz besonders lähmend auf die Tätigkeit und Kraft des Bundes wirkt, ist jedermann klar.

Das Gleiche ist aber von der Haltung des kontinentalen Sozialismus zu sagen, der durch den Bolschewismus dazu veranlaßt worden ist. Er wird sich, nachdem dieser einmal endgiltig Fiasko gemacht, wohl oder übel mit der neuen Weltorganisation einlassen müssen, wie diese dann umgekehrt unter dem Einfluß des Arbeiterwillens sich umgestalten muß. Wie bedeutsam ist in Genf schon des einen Arbeitervertreter Barnes Stimme gewesen! Wenn gar einmal in einer der großen Mächte, z. B. in England, eine Arbeiterregierung ans Ruder käme, welch einen Umschwung müßte dies geben. An dieser Stelle leuchtet die neue Demokratie auf, nicht dort, wo zuerst vierzig oder fünfzig Jahre lang (wie ihre Anhänger sagen), die „Diktatur des Proletariates" gewirtschaftet hätte.

Es waltet in Bezug auf solche Unternehmungen, wie der Völkerbund eines ist, sehr oft ein System, das man als Sabotage bezeichnen muß. Die Leute, die dazu berufen wären, all ihre Kraft einzusetzen, damit es gelinge, entziehen sich ihm, vielleicht oft aus wenig hohen Gründen. Sie tun alles, um den Glauben daran von vornherein zu zerstören, ihm die wertvollsten Kräfte zu entziehen. Wenn dann, gerade infolge davon, das Werk wirklich nicht gelingt, dann rufen sie: „Seht ihr, haben wirs nicht gesagt? Haben wir nicht Recht behalten?" Wer dieses System öfters am Werke gesehen hat, vielleicht wo es sich um gar hohe Dinge handelte, der wird dagegen mit tiefer Verachtung erfüllt. Das ist die Art des Geistes, der stets verneint. Wir bekommen damit jenen circulus vitiosus, den wir besonders an den sozialen Kämpfen beobachten, wo Revolution und Reaktion einander unaufhörlich in die Hände arbeiten. Wie dort so muß auch in internationalen Leben dieser Zirkel, den Haß, Dogmatismus, Parteiengigkeit schmieden durch eine freie Erhebung des guten Willens in Glauben und Liebe zerbrochen werden. [1])

II. Militarismus und Antimilitarismus. Wie im Völkerbund selbst, so wogt außer ihm der Kampf zwischen dem alten oder neu erstarkten Militarismus und dem Antimilitarismus hin und her. Auf Seiten der Taten des Militarismus sind zwei über die Maßen schamlose Gerichtsurteile zu nennen: die Freisprechung der Offiziere, die bei Anlaß des letzten Generalstreikes in Basel eine harmlose Frau und der Studenten, die bei Mechterstädt in Thüringen fünfzehn Arbeiter niedergemetzelt haben. Sodann unser Militärbudget, die neue militärische Organisation in Deutschland, die sich an den Namen des Forstrats Escherich knüpft (daher „Orgesch" genannt), der Vorstoß des ehemaligen Kriegsministers Lefèvre in der französischen Kammer, die amerikanischen und japanischen Flottenrüstungen. Gegenbewegungen sind der Widerstand gegen Lefèvre in der französischen Kammer selbst; die Herabsetzung der Dienstzeit in Frankreich und Belgien; die Reduktion des Heeres in den Vereinigten Staaten; Vorschläge einer gemeinsamen Beschränkung der Flottenrüstungen, dazu die allgemeine Mehrung des antimilitaristischen Geistes, der wohl nach und nach seine wirksame Organisation finden wird. Die Faktoren, die für diesen Kampf entscheidende Bedeutung haben, sind:

1. Die monarchische Restauration, die im stillen ihre Kräfte sammelt.

2. Der Bolschewismus, d. h. die Art von Sozialismus, die den ursprünglichen sozialistischen Antimilitarismus aufgebend mit Militärgewalt die neue Ordnung einführen will.

[1]) Daß hier nicht an die idealistischen Gegner des Völkerbundes gedacht ist, versteht sich von selbst.

3. Ihm entsprechen die Rüstungen auf bürgerlicher Seite. Das Heer hat für sie heute vorwiegend den Zweck, den „innern Feind" niederzuhalten, überhaupt den Klassenkampf (auch gegen von außen kommende „rote Garden") zu führen. Diesem Zwecke wird seine ganze Organisation immer mehr angepaßt.

4. Die Revanchelust Deutschlands, Ungarns und der Türkei.

5. Die deutsche Entwaffnung.

Was diese letzte betrifft, so ist es gewiß ein psychologischer Unsinn, ein großes oder kleines Volk durch Gewalt entwaffnen zu wollen. Solange der militärische Geist noch vorhanden ist, wachsen Waffen aus dem Boden. Zu einer Zeit, als die Philister Israel so entwaffnet hatten, daß im ganzen Volke kein Spieß oder Schwert vorhanden zu sein schien und wer eine Pflugschar nötig hatte, ins Philisterland gehen mußte, wurden die Philister von den Israeliten entscheidend geschlagen (Vgl. 1. Sam. 13, 19—22). Wohl aber könnte die deutsche Entwaffnung infolge der überlegenen Gedanken, die die Leitung der Geschichte hat, die andern Völker herbeiziehen helfen. Ein großes Volk im Herzen Europas ohne Armee — das muß ansteckend wirken. Im übrigen wird eine große Wendung eintreten, wenn der Sozialismus wieder konsequent antimilitaristisch ist und der Bolschewismus ausgespielt hat. Er wird dann erst seine volle Kraft erlangen. Die monarchistische Restauration, überhaupt die ganze verbündete Reaktion, würde am sichersten und auch ohne große Mühe durch eine geeinigte mit allen demokratischen Geistern und Parteien verbündete Arbeiterbewegung niedergehalten. In Bezug auf die weltpolitischen Konflikte hat der Völkerbund seine Rolle zu spielen und der Klassenkampf muß auf dem sozialen Boden in den Frieden übergehen.

Daß für diese ganze Aufgabe: die Ueberwindung des Militarismus in allen Formen, in erster Linie eine geistige Bekehrung der Welt not tut, ist eine solche Selbstverständlichkeit, daß man es Phrase nennen muß, wenn man das immer wieder sagt und damit konkrete Bestrebungen entwerten will. Neben diesem Einen, in Verbindung damit, muß eine antimilitaristische Erhebung in großem Stil überall einsetzen. Davon wird in naher Zukunft viel zu reden sein.

III. Weltpolitisches. In Bezug auf die Weltpolitik tritt das riesige Problem der Zukunft, die Auseinandersetzung zwischen Westen und Osten oder, vielleicht besser gesagt, zwischen der „Christenheit" und der außerchristlichen Welt, immer mehr in den Vordergrund. Davon werden in erster Linie England und Amerika, dann aber auch Frankreich und Italien und schließlich wir Alle betroffen werden. Teiläußerungen dieses ungeheuren Problemes sind: die Erregung in der Türkei, Arabien, Persien, überhaupt in Vorderasien; die nationale Erhebung in Aegypten und Indien, diese

alle in Verbindung stehend mit dem Panislamismus einerseits und dem Bolschewismus, Pangermanismus, Sinnfeinismus anderseits. Dazu der Konflikt zwischen Japan und Amerika! Auf diesen führen die amerikanischen Flottenrüstungen wohl hauptsächlich zurück und nur nebenbei auf die Eifersucht gegen England. Japan ist in Bezug auf den Weltfrieden ein Faktor ersten Ranges. Vieles kommt darauf an, was hier für Geister obenauf sind. Darüber hoffen wir einmal etwas Gründliches bringen zu können.

So gewinnt das Drama des Weltkampfes immer mehr titanische, ins Dämonische übergehende Formen. Wir dürfen die Hoffnung hegen, daß die ungeheure Gärung des Ostens dessen geistiges Erwachen fördere und daß der Kampf zwischen Osten und Westen eine neue Epoche der Menschheit einleite und auch für das Reich Gottes einen Fortschritt bedeute. Daß die guten Geister, nicht die dämonischen, darin obsiegen, muß ein großes Anliegen derer sein, die auf das Reich Gottes warten.

IV. Der soziale Kampf. Dies alles ist mit dem sozialen Kampf verbunden. Für die europäische Welt ist es gezeigt worden, es gilt aber auch für die außereuropäische. Man bedenke hier nur die aufregende Rolle des Bolschewismus! In Bezug auf den sozialen Kampf sei diesmal nur Folgendes hervorgehoben.

1. Ein Zeichen der Völkersolidarität. Es kann keine nachdenklichere Sache geben, als das Valutaproblem. Die schlechte Valuta ist eine Folge der militärischen Niederlage. Wenigstens ist dies für Deutschland und Oesterreich der Fall. Aber nun rächt sich diese schlechte Valuta auf eine ganz eigenartige und im Grunde genommen erbauliche Weise. Die Völker mit der guten oder gar glänzenden Valuta, die darauf vielleicht stolz waren (z. B. die Schweiz) können in Folge davon nicht verkaufen, während die valutaschwachen gerade aus dieser Schwäche Stärke ziehen. Das Schwache erweist sich also wieder einmal stärker als das Starke. Der Uebermut kommt zu Fall. Welch ein Beweis zugleich für die Solidarität der Völker ist diese Tatsache! Und welch eine Illustration der sittlichen Bedeutsamkeit materieller Dinge!

2. Die Krise. Gerade aus dieser Valuta-Not ist zum guten Teil die industrielle Krise entstanden, die sich besonders als Arbeitslosigkeit äußert. Die Sache wird um so schlimmer, als den Hintergrund der Arbeiterentlassungen die riesigen Gewinne (Wuchergewinn!) der vorausgehenden Zeit bilden. Wenn nun die Parole ausgegeben wird: „Mehr sparen, mehr arbeiten, länger arbeiten!“ und sich diese Parole, wie in solchen Fällen immer, gegen die Arbeiter wendet, während die Auswucherung der Konsumenten vorwärts geht und die Besitzenden im allgemeinen durchaus keine Neigung zur Askese zeigen, so kann uns dies nur dem Abgrund näher führen. Diese Parole: „Mehr sparen, mehr arbeiten“, die

im rechten Zusammenhang durchaus gut und nötig wäre, wird zum Zeichen der reaktionären Beschränktheit so vieler Gehirne und Seelen und oft zur Waffe der Heuchelei. Andere Wege und Parolen sind zunächst nötig, bis jene in ihr Recht treten kann.

3. Die sozialistische Parteilage. Seit dem letzten Berichte haben sich allerlei Entwicklungen im sozialistischen Lager vollzogen. In Tours hat sich der französische Sozialismus gespalten. Es scheint, daß die Masse der Arbeiter nicht mit Moskau geht und die jetzt mit ihm gehen, werden vielleicht bald genug wieder umkehren. Dafür sorgt der Geist Moskaus. Aehnlich ist die Entwicklung in Italien. In Deutschland scheint die Masse der „Unabhängigen" bei der früheren Partei geblieben zu sein. In der Schweiz vollends haben die 21 Bedingungen zu einer völligen Katastrophe des Kommunismus geführt. Während er die große Mehrheit der Partei für sich zu haben meinte, ist er zu einer zahlenmäßig recht unbedeutenden Gruppe geworden; wo er mit der „Diktatur" einsetzen zu können glaubte und von der Ausstoßung aller ihm Unbequemen träumte, muß er nun selber gehen und sich auch allerlei Diktatur gefallen lassen.

Es ist ein wohlverdientes Los!

Aber daß uns nun die andere Seite Wohlgefallen erregte, können wir nicht behaupten. Die Geister, die hier regieren, sind nichts weniger als alle lauter und groß. Daß auf dem Berner Parteitag Leute wie Graber und Andere der „Diktatur" zustimmen konnten, mochte diese noch so verwässert sein, war ein Verrat an der eigenen Ueberzeugung, der sich rächen wird. Wenn aber die Linke, trotzdem sie nun weiß, was Moskau und Diktatur bedeuten, diese letztere doch im neuen Programm haben wollte, so ist das eine Charakterlosigkeit, die ebenfalls ihre Konsequenzen haben muß.

So wird die Zersetzung weiter gehen und nicht aufhören, bis aus der Gährung eine neue, bessere Form des Sozialismus entstehen wird. Das ist bei allen diesen zum Teil so häßlichen Entwicklungen unsere getroste Hoffnung.

V. Der Circulus vitiosus. Die Spaltung der Arbeiterbewegung wird die Reaktionäre im andern Lager zu neuen Vorstößen ermutigen. Davon wird der Bolschewismus den Gewinn haben. Dieser selbst wird (wie das Beispiel Deutschlands zeigt) durch allerlei unsinnige Putsche und Revolten sein Ziel, die Aufregung der Leidenschaften, zu erreichen suchen. Das wird der Reaktion willkommener Anlaß für die Verwirklichung ihrer Pläne sein, und so fort. Nachdem in Frankreich der Extremismus einen verkehrten und verunglückten Generalstreik erzeugt, erfolgt nun als Gegenschlag die Auflösung des allgemeinen Arbeiterbundes (Confédération Generale du Travail). Dieser unerhörte Akt wird wieder den Extremismus stärken. So erregen in Irland die Gewalttaten der Sinn-Feiner die der Polizei und die Repressalien

der Polizei neue Akte der Sinn-Feiner.[1]) So rechtfertigt die Gewalttätigkeit der Entente-Politiker den schlechten Willen Deutschlands und dieser das Mißtrauen auch der Besseren unter den Gegnern. So erzeugt die Zügellosigkeit der modernen Geister die bornierte Versteifung der konservativen und diese wieder verstärkt den falschen Freiheitsdrang.

Wer zerbricht diesen Teufelszirkel auf allen Gebieten des Lebens? R.

Zum neuen Jahrgang.

Wir haben in den letzten Heften des Jahrgangs 1920 so ausführlich über die Aufgabe, die nach unserer Meinung den Neuen Wegen gestellt ist und an deren Lösung wir gehen möchten, geredet, daß es wohl nicht am Platze wäre, wenn wir dies nun nochmals täten. Jetzt handelt es sich darum, daß wir an die neue große Arbeit gehen und wir hoffen, schon in jenen Heften, wie auch in dem vorliegenden ihre Art wenigstens angedeutet zu haben. Auf diesem Wege gilt es vorwärts zu gehen, Schritt für Schritt, unserm Programm gemäß, und doch wieder nicht unserm Programm: Denn unsere Arbeit kann nur in dem Maße Wert und Segen haben, als wir etwas vom Programm Gottes verstehen und ausführen, als wir Mitarbeiter an seinem Werke sind.

Wir haben inzwischen sehr viele Beweise dafür empfangen, daß das Werk, welches die Neuen Wege tun, als wertvoll und notwendig empfunden wird und dürfen mit erneuter Zuversicht unsern Weg fortsetzen. Auch bei diesem Anlaß sei allen denen, die uns durch Wort und Tat geholfen haben aufs wärmste gedankt. Wir hoffen, daß durch diese gemeinsame Sorge um unsere Zeitschrift Viele dazu gekommen seien, diese als ihre Sache zu betrachten, als Organ ihrer und unserer gemeinsamen Angelegenheit; und daß sich diese Stellung als dauernde Mitarbeit äußern werde. Diese Mitarbeit kann in Form von literarischen Beiträgen geschehen, bei denen, die dazu Lust und Begabung besitzen, aber auch so, daß man unsere Arbeit auf dem Herzen trägt, die Redaktion durch Rat und Tat unterstützt, die Hefte immer wieder an die Menschen bringt, die dafür in Betracht kommen können. Das Letztere zu tun, möchten wir besonders unsere Leser in den Ländern bitten, wo die Valutaverhältnisse für uns fast eine Sperre bedeuten.

Was die literarische Arbeit betrifft, so sind wir nicht bloß für Aufsätze oder Artikel dankbar, sondern auch für kürzere Aeußerungen, wertvolle Notizen, Beleuchtungen irgend einer Tatsache, eines Ereignisses, Mitteilung wertvoller Stellen aus der Literatur der Gegenwart und Vergangenheit. Auch die Form der Zuschrift an

[1]) Das irische Problem ist eine gewaltige und furchtbare Illustration dafür, wohin Gewalt und Diktatur führen

die Redaktion ist uns willkommen. Wir wünschen besonders viel mehr Aussprache über die in den Neuen Wegen behandelten oder sonst in unsern Kreis fallenden Probleme. Diese Zeitschrift soll keineswegs das Organ einer besondern „Richtung" oder gar Clique, das Agitationsmittel für ein Dogma sein, sondern soweit wirs verstehen, der Gesamtbewegung des Lebens, das zu Einem Ziel hin drängt, dienen. Wenn die Redaktion Manuskripte prüft, so tut sie das nicht unter dem Gesichtspunkt, ob sie ihre eigene Meinung ausdrücken oder nicht, sondern bloß, ob sie etwas zu sagen haben, das Wert besitzt und ob sie es so sagen, daß dieser Wert einigermaßen zum Ausdruck kommt. Es ist jeder selbst haftbar, für das, was er vertritt. Die Redaktoren selbst sind nicht immer gleicher Meinung. Es sind uns auch gegnerische Stimmen durchaus willkommen. Auch einen scharfen Geisteskampf in unserer Zeitschrift selbst möchten wir keineswegs scheuen. Gerade damit möchten wir der so notwendigen Einigung und Versöhnung der Geister dienen und überhaupt einen höheren, edleren und freieren Stil des geistigen Lebens schaffen helfen.

Daß wir kein Theologenblatt sind, sondern aufs neue versuchen wollen, im besten Sinne laienhaft zu werden und damit auch an weitere Volkskreise zu gelangen, haben wir letzthin aufs neue und noch schärfer als bisher betont. Wir wissen, daß dies keine leichte Aufgabe ist. Wir werden sie im besten Falle nur annäherungsweise und allmählig lösen können und wohl nur in dem Maße, als jene Laisirung des Christentums überhaupt erfolgt, die einen Teil des Neuen bildet, auf das wir hoffen. Aber wir glauben, daß es gerade eine der Aufgaben der Neuen Wege sei, dieser Entwicklung Bahn bereiten zu helfen. Es muß möglich sein, von den großen Dingen, die uns anliegen und die durchaus allgemein menschlicher Natur sind, auf menschliche und einfache Weise zu reden. Dafür sind auch nicht große Aufsätze und Abhandlungen nötig. Auch diese haben ihr Recht, aber es gibt auch eine schlichtere und unmittelbarere Art, die letzte Wahrheit, von der wir leben, zu vertreten. Wir hoffen, daß immer mehr Berufene (Unberufene gibt es genug!) den Mut zu dieser höchsten Demokratie finden und dies besonders unter den „Laien".

Wir erstreben eine neue Einheit des Lebens, die mit einem gewissen Universalismus gleichbedeutend ist. Das heißt: wir halten es für ein Zeichen verkehrter Orientierung des Lebens, wenn seine einzelnen Gebiete auseinandergerissen und gegen einander isoliert werden, wenn man am einen Ort „Religion" hat, am andern „Sittlichkeit", am dritten „Kunst", am vierten „Politik", am fünften „Medizin", am sechsten „Pädagogik" und so fort ins Endlose. Dadurch zerfährt das Leben, wird seelenlos und sinnlos. Am schlimmsten aber leidet die „Religion." Wenn wir gegen die „Religion" das Reich Gottes vertreten, so bedeutet dies auch, daß wir aus dieser Zersplitterung des Lebens zu einer neuen Einheit ge-

langen wollen, daß das, was man mit „Religion" im besseren Sinne meint, eine Sache ist, die schließlich den Mediziner, den Künstler, den Pädagogen, den Politiker ebensogut angeht als den Pfarrer. Da wir aber wissen, daß es heute in allen Berufskreisen Menschen gibt, die dies erkennen und die von der gleichen Sehnsucht wie wir bewegt werden, so möchten wir besonders gegen diese Menschen die Hand ausstrecken und sie bitten, sich mit uns in gemeinsamem Schaffen und Suchen zu vereinigen.

Zu dem Universalismus, der auf diese Weise zustande kommt, gehört es, wenn wir mit der welschen Schweiz in noch engere Beziehungen als bisher treten wollen und hoffen, ihr bei uns noch häufiger als bisher das Wort geben zu dürfen, und wenn wir die Aufgabe der ökumenischen Orientierung, die wir eine Zeitlang aus Mangel an Kraft und Raum etwas vernachlässigten, nun aber neu an die Hand nehmen möchten, indem wir unsere Leser nach Möglichkeit in Berührung bringen mit dem, was allerwärts in unserem Sinne die Herzen bewegt und sich in Werken und Worten äußert. Auch dafür werben wir freilich um Mitarbeit.

Wir sind uns endlich dessen klar bewußt und haben es schon angedeutet, daß unsere Zeitschrift nur in dem Maaße Leben und Kraft besitzen wird, als es uns gelingt, in der Erkenntnis und Verwirklichung der Gedanken Gottes für unser Geschlecht vorwärts zu kommen. Darnach ringen wir seit langem mit aller Kraft. Möchte es da endlich zu einem Durchbruch kommen; möchte an die Stelle der eisigen Stürme, die bisher über unsere Saat gegangen, endlich warme Frühlingssonne treten; möchte die im stillen ausgestreute Saat endlich aufgehen dürfen. Wir wollen ja nicht eine Gesellschaft der Redenden sein, sondern eine Gemeinschaft der Tat, der Arbeit, des Kampfes. Der Zusammenstuz der ganzen „Kultur", das gewaltige Drängen und Sehnen der lebendigen Seelen, der Zufall des dogmatischen und grob materialistischen Sozialismus, die wachsende Unzufriedenheit mit den bisherigen Formen der Religion, und die zunehmende Erkenntnis des Reiches Gottes — das alles ruft zu Tat und Opfer, zu Glauben und Liebe, zu „neuen Wegen" auf. Möchte der Segen solchen Kämpfens und Schaffens in neuem Geist, neuer Einheit und Freiheit — Freiheit vor allem von uns selbst und der Welt für Gott — über uns kommen. Die Neuen Wege werden in neuer Sehnsucht diesem Ziele zustreben und allem Leben dienen, das diesen Weg geht. So wollen wir es denn wieder mit Gott wagen. Möchte es uns gegeben sein, daß unser Werk immer mehr seine Sache würde!

Die Redaktion.

Redaktion: **R. Lejeune** Pfarrer in Arbon; Liz. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Professor in Zürich; **Karl Straub** in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Lejeune** zu senden. — **Druck und Expedition R. G. Zbinden & Co.** in Basel.

Der Pfarrer in unserer Zeit.[1]

O Jerusalem, ich will Wächter auf deine Mauern bestellen, die den ganzen Tag und die ganze Nacht nimmer stille schweigen sollen, und die des Herrn gedenken sollen; auf daß bei Euch kein Schweigen sei.
Jesaja 62, 6.

Daß ich einmal Gelegenheit bekäme, in einer Predigt von der Stellung und den Aufgaben eines Pfarrers in unserer Zeit zu reden, war schon längst mein sehnlicher Wunsch. Zwar sind ja die sonntäglichen Predigten für die, welche nach einem Verständnis gesucht haben, auch Zeugnisse, wie ich mein Amt auffasse, ja allem Wirken, sei es wo es sei, liegt, wenn auch unausgesprochen, eine alles Tun verbindende und tragende und innere Einheit alles Lebens schaffende Ueberzeugung zugrunde. Ohne einen solchen verbindenden Grundgedanken ist ja alle Arbeit nur ein äußerliches Treiben, das von äußerlichen Zufällen regiert wird, und wo die einzelnen Pflichten und Lebensäußerungen nicht innerlich verbunden sind zu einer Lebensaufgabe und zu einem Lebensberuf zusammengewachsen sind. Was hierin von einer jeden Arbeit, welche wirklich menschliche Arbeit zu heißen verdient, gesagt werden muß, gilt auch von der Arbeit des Pfarrers, ja von ihr noch in besonderem Maße. Der Pfarrer ist, wenn es auch äußerlich wohl so scheint, nicht der Angestellte der Leute, die ihn berufen haben, und dem einige Pflichten überbunden worden sind, sondern hinter der Arbeit des Pfarrers, steht, was sie eigentlich trägt und was sie voller Verantwortung macht, ein anderes als Bloßmenschliches, die Sache Gottes, das Gottesreich. Wohl gilt es auch von jeder menschlichen Arbeit: ihr innerer Wert und Sinn ist ja nicht, daß man durch sie Geld verdient, sondern daß in ihr der Mensch zu höherer Stufe emporgehoben wird, daß durch sie etwas entsteht wie eine alle Glieder der Menschheit verbindende Gemeinschaft. So aber steht

[1] Predigt gehalten am 3. Okt. 1920 in der Kirche zu Reinach-Beinwil (Aargau)

hinter den Verkündigern des Evangeliums das Evangelium selbst und der, durch dessen Willen es in der Welt verkündigt wird, Gott. Ja, wenn die Pfarrer einmal ganz menschlich geworden sind und alle Pfarrerallüren und Priestervorrechte abgelegt haben, erst recht dann zeigt es sich, daß es die Sache selbst ist, die ihr Amt trägt, die Sache Gottes, welche in der Welt schafft und die Menschen zum Reden bringt. Das merken wir daran, daß wenn die Pfarrer und die anderen Verkündiger des Evangeliums, ja wenn die ganze Kirche nicht mehr das rechte Wort hat, Gott selbst sich seine Werkzeuge sucht und schafft, wo er sie findet. Es ist eben etwas von Gott in die Welt getreten, das die Menschen nicht mehr zur Ruhe kommen läßt.

Unsere Zeit ist eine Zeit der Spannungen, voller Erwartungen, voller Zukunftshoffnungen. Mit allem, was besteht, wird heute abgerechnet, und noch nie haben sich die Menschen so bewußt auf einen neuen Tag der Menschheit gerüstet, wie sie heute es tun. Das ist mehr als eine bloße Illusion, von welcher die Menschheit genarrt würde. Wir haben sogar das Gefühl, daß alle diese Unruhe in den Menschen nicht wäre, wenn alles nur von Menschen stammen würde. Würde alles nur von Menschen „gemacht" — woher denn diese tiefdringenden, aufwühlenden Bewegungen, dieses ernsthafte Suchen und Fragen, das einem die Bequemlichkeit des gewöhnlichen Dahindämmerns stört, das einen plötzlich andere Bahnen einschlagen läßt, als man eigentlich gewollt hat? Woher denn diese Opferglut, mit welcher Menschen für eine Sache einstehen? Sein Leben setzt man nicht ein für eine Selbsttäuschung. Nein es ist etwas in uns allen lebendig geworden. Es ist etwas über die Menschen gekommen mit Macht. Es ist uns, wie wenn wir aufwachten nach einem langen Schlaf oder wie wenn wir Kräfte in uns sich regen spürten, die lange ungebraucht in uns liegen blieben. Ein Ruf aus den letzten Tiefen des Lebens ist an uns ergangen: Wache auf, der du schläfst, so wird dir der Christus leuchten. Der Ruf Gottes hallt durch die Welt. Darum sind die Menschen so unzufrieden mit der bisherigen Welt, in welcher sie gelebt haben. Sie haben eingesehen oder sind wenigstens daran, es einzusehen, daß es eine Welt des Scheins ist, eine Welt des Unrechts und der Gewalttat. Es war für viele einfach nicht mehr zum Aushalten, darum die wilden Formen, welche der Protest gegen diese gegenwärtige Welt angenommen hat. Ja, sind nicht auch die, welche sich in unnützen Klagen über die Schlechtigkeit der Welt und die Bosheit der Menschen ergehen, auch ein wenn auch nicht gerade erhebender Beweis dafür, daß diese Unruhe, welche über die Welt gekommen ist, in Gott ihren Ursprung hat? Es gibt vielleicht wenige Menschen, die noch so leben können, als sei die Bewegung der Zeit nicht an sie herangekommen. Wer nicht ganz oberflächlich geworden ist, sieht, daß diese Welt im Begriff ist, eine andere Gestalt anzunehmen, und daß wir in ihr und mit ihr anders werden. Denn

eben daß die Welt anders wird, heißt, daß wir Menschen anders werden, daß ein neuer Wille aus uns hervorbricht, daß eine neue Schöpfung in uns geschieht — wir wissen oft nicht einmal, wie es uns dabei zumute ist — und die hinauswirkt in alle Verzweigungen der natürlichen Schöpfung und der menschlichen Verhältnisse.

Was ist denn das für eine Welt, gegen die sich die heutige Menschheit vor allem erhebt? Ist es nicht eine Welt, in der ein rechtes Heimatgefühl nicht aufkommen konnte? Wir Menschen wandelten eigentlich inmitten eines Haufens von Dingen, die zu uns in keinem inneren Verhältnis standen. Wir standen in dieser Welt einsam in der größten Fülle des äußern Reichtums und der sogenannten Kultur. Es blieb eine leere Stelle in unserem Herzen, die durch nichts ausgefüllt werden konnte. Zwar hieß es immer, die Arbeit sei das höchste Glück, welches dem Menschen beschieden sein könne, allein, eben gerade die Arbeit verlor, was sie für einen Menschen zur Freude machen kann. Sie wurde eine Sache, die man nur um des Verdienstes und Profites willen schätzte, und die jede veredelnde Macht über den Menschen einbüßte. Darunter litten natürlich die am meisten, die sich nicht mit dem großen Geldgewinn, den ihnen die Arbeit abgeworfen hätte, über das innere Ungenügen ihrer Arbeit hinwegtrösten konnten, ja die zusehen mußten, wie Leute zu Reichtum kamen, welche nicht einen Finger zu ehrlicher Arbeit rührten, während andere trotz angestrengtester Arbeit bis in die Nächte hinein nicht über die bitterste Lebensnot hinauskamen. Kein Wunder, daß sie dann oft allen Mut und Glauben verloren und sich dem Alkohol und anderen „Sorgenbrechern", die die Welt ihnen zum Troste darreichte, in die Arme warfen, bis sie ihr Lebensglück und das ihrer Familie völlig zerstörten! Können wir eigentlich sagen, diese Welt „war"? Nein! Ist es eben nicht *unsere* Welt, die von solchen dunkeln Mächten regiert scheint, in welcher wir uns wirklich manchmal nicht mehr zurecht finden können? Haben nicht jene recht, welche die ganze Welt von einem blinden Schicksal regiert wähnen, das den Einen zum Glück bestimme, während es für den anderen Leid und Not schon in seiner Wiege bereit halte? Findet nicht dieser Glaube an den grausamen Gepflogenheiten unserer Welt immer wieder Nahrung? Aber das ist es ja: Dieser Wahn hat ja nur recht in *dieser* Welt, deren gottloses Treiben nichts anderes ist, als die furchtbare Illustration dieses Wahnes eines Schicksales, welches blind über unserem Menschentreiben walte! Mochten auch die Menschen dieser unerkannten Macht den Namen Gott geben, es war nicht Gott, sondern das Geld, vor welchem sie wirklich niederfielen; und zu diesem Gott beteten sie um Glück und Vorwärtskommen in der Welt, und wenn sie dieses Glück, dieses satte Behagen wirklich erreicht, dann glaubten sie schließlich, Gott hätte es ihnen gegeben, wirklich Gott. Es hatte aber oft genug *gegen* Gott, *gegen* die Ehrlichkeit, *gegen* die Liebe gehandelt

werden müssen, bis man so weit war. Wohl wird es auch immer wieder offenbar, daß dieser Schicksalsgott ein Götze ist, daß der Mammon ein Götze ist, der den Menschen zerstört, der den Menschen aufreibt, der den Menschen doch nicht froh werden läßt im Genusse aller zusammengerafften Güter, wohl gibt es immer wieder totunglückliche Menschen, obwohl sie alles haben könnten. Allein es lag und liegt doch auf uns wie ein Bann, daß wir trotzdem in der Verzauberung verharren. Das ist unsere seelenlose und entgeistete Welt, in der wir leben. Wo aber kein Geist ist, da wird alles auf den Nutzen hin berechnet, da herrscht die klägliche und dürre Nützlichkeit und die rohe Selbstsucht. Da rafft man sich auch nicht auf zu einer gemeinsamen Tat der Liebe, denn dazu fehlen die göttlichen Kräfte. Wenn etwas geschieht, geschieht es aus Zwang oder aus Rücksicht auf die öffentliche Meinung, weil man anstandshalber nicht zurückstehen darf. Schließlich verliert man auch den Glauben an die Wahrheit Gottes, Gott wird ein Rätsel, ein unerkanntes Etwas, ein unerforschlicher Ratschluß, ein Gespenst, welches noch hie und da etwas Furcht einflößt und mit welchem man die Kinder schreckt. An diesem grenzenlosen Abfall von Gott krankt die Welt. Weil wir keine Wahrheit mehr glauben können, welche unser Leben durchleuchtet und trägt, die uns Menschen zusammenführt, in welcher wir alle Eines Sinnes sind, in welcher wir alle bewegt sind. Darum nimmt der „Fromme" seine Erfahrungen so wichtig und hätschelt seine religiösen Erlebnisse, die er in irgend einer verborgenen Ecke seines Herzens aufspürt. Wo Gott und Gottes Sache uns ganz erfüllt, da werden wir uns selbst ganze Nebensache, da verwechseln wir nicht unsere religiösen Gefühle mit dem Reiche Gottes, das mit seinen Kräften die Welt umgestalten soll. Da wissen wir, daß es zwei ganz verschiedene Dinge sind: Religion gleichsam haben wie einen sicheren Besitz, welcher vor Gott angenehm macht und jenes glaubensvolle und unentwegte Harren auf Gottes Reich, das in der Bitte ausgesprochen ist: Dein Reich komme zu uns. Aber wie viele im täglichen Leben nach dem Grundsatz handeln: Erlaubt ist, was gefällt, so ist auch Gottes Botschaft von dem kommenden Reich zu einer Lehre geworden, wie jeder auf dem kürzesten Weg in den Himmel kommen könne.

So wirft das Licht, das, wie wir glauben, über uns aufgeht, auch tiefe Schatten. Der Ruf Gottes, der durch die Welt ertönt, wird für uns zu einem Gericht. Weil wir an Gott solange vorbeigegangen sind, können wir seine Wahrheit und die Herrlichkeit seines Reiches nicht mehr ertragen. Darum vernehmen wir denn aus allem heraus zunächst nur das Gericht über unsere Zeit. Ja für viele scheint es *nur* eine Zeit des Gerichts, des Zusammensturzes und des Endes. Ein Ende ist unsere Zeit, ein Gericht vollzieht sich in ihr, das ist gewiß. Aber nicht nur das, sondern wir schauen in diesem Gericht und Untergang auch einen *Anfang*. Der Faden reißt nicht bloß ab, sondern er knüpft sich *neu*. In Gott

gibt es nicht bloß Untergang und Zerstörung, sondern erst recht einen Neubeginn, eine neue Schöpfung, einen neuen Himmel und eine neue Erde. Davon reden die Wächter auf der Burg Zions, auf den Mauern Jerusalems. In ihre Augen ist ein Licht gefallen von dem, was Gott noch schaffen will und von der nahen Gotteshilfe. Und wenn alle Gottes nicht mehr gedenken, weder seines Ernstes noch seiner Verheißungen, so schweigen sie doch nicht, damit kein Schweigen sei bei den Menschen. Das ist Gottes Wille: Es soll nimmermehr auf Erden so zugehen, als ob Gott ferne sei, denn Gott hat für alle Zeiten sein Wort gesprochen, sein „Wort von des Erlösers Huld, der der Erde schwere Schuld durch des heiligen Todes Tat ewig weggenommen hat"! Weil Gott dieses lebendige Wort gesprochen, kann kein Schweigen mehr sein auf Erden, bis sein Reich alle Fragen löst, alles Verworrene entwirrt und offenbaren wird, was verborgen ist.

Liebe Gemeinde, ich möchte nun von den Pfarrern sagen, daß sie solche Wächter sein sollen, die des Herrn gedenken sollen, auf daß bei uns kein Schweigen sei. Eigentlich sollte man meinen, es sei nachgerade genug Gerede auf der Welt, auch an Religion sei nicht gerade Mangel. Man kann nicht sagen, es werde zu wenig über Gott geredet, es gebe zu wenig Gelegenheit, „etwas über Gott" zu hören, wie wir sagen. Bestehen doch allein in unserer Gemeinde soviele Kapellen und Gemeinschaften, die einen religiösen Zweck, nämlich den der Erbauung ihrer Mitglieder haben, daß man sich wundern muß, daß es dann nicht anders mit uns steht, daß die Leute dann so auf ihr Glück, auf ihr Wohlsein erpicht sind, wie anderswo, ja daß geradezu Geldinteresse und Gott schiedlich-friedlich nebeneinander hergehen können. Ja wenn es darauf ankäme, dann müßte man sich über diese Tatsache wundern oder empören. Aber so wenig hat Gottes Reich mit diesen Religionsübungen der Menschen zu schaffen, daß man geradezu sagen kann, wenn die Menschen weniger von sich und ihren Erlebnissen redeten, könnte Gott vernehmlicher werden, dessen Stimme heute von diesem Menschen- und Religionslärm beinahe übertönt wird. Es gibt viel Reden über Gott aber wenig aus Gott! Und wie kommt es, daß alles, was wir Religion nennen, nichts aber auch gar nichts an der Welt verändert, während die Bibel es laut verkündet: Siehe ich mache alles neu.

Das kommt daher, daß uns dieses „Alles" noch nie in seiner vollen Bedeutung klar geworden ist, und wir uns über Christi Wesen einer argen Täuschung hingeben. Aus der Verkündigung, daß alles von Grund aus neugeschaffen werden soll, daß Gott durch Christus der ganzen Welt aus ihrer Not geholfen und den Anfang einer neuen Gottesgeschichte gestiftet hat, wurde im Laufe der Zeiten eine matte und etwas süßliche Lehre von einer innerlichen Frömmigkeit, einem Herzenschristentum, welches gewöhnlich über den Genuß frommer Stimmungen und warmer Gefühle nicht

hinauskam. Die Menschen aber hungerten nach wirklicher selbstloser Liebe, welche Böse und Gute, Gerechte und Sünder umschließt, ohne daß hinter ihr ein ungeduldiger Bekehrungseifer hervorlauert, aber vor lauter Herzensfrömmigkeit kam man nicht zu dieser Liebe. Du könntest aber eher die Sonne in einen Sack einsperren, als daß du aus Christus einen sanften Herzensfreund machen kannst. Nicht die Herzensregungen allein gehören Christus, sondern die Welt. Man kann nicht die Herzen zu Christus ziehen, ohne seinen Herrschaftsanspruch auf die Welt ernst zu nehmen. Man kann nicht die Seele Gott übergeben, und doch in dieser Welt tapfer mitmachen und alles gutheißen, in dieser Welt, in welcher eben die Seele Schaden leiden muß. Da gibt es nur ein Entweder-Oder. Entweder wir geben den Anspruch Gottes preis, den er auf die Welt geltend macht, oder Gott hat heute noch recht: Siehe ich mache Alles neu. Oder meinen wir vielleicht, Gott habe nun die Welt zu seinem Ziele gebracht und nun sei nichts mehr zu tun als diese Gnade den einzelnen Menschen auszuteilen, wie mit einem Schöpfeimer? Nein, Gott will diese unsere Welt noch durch schwere Kämpfe hindurch seinem Reiche entgegenführen und was er uns in Christus gegeben hat, in denen er es geschehen lassen will und durch die es geschaffen wird. Und schaut, in Christus ist nun ein so mächtiger Durchbruch geschehen, so gewaltig und sichtbar ist dort in seinem Leben und Sterben und Auferstehen die Welt des Hasses, des Krieges, der Selbstsucht, die Welt des Mammons und des Todes durchstoßen worden, daß es bis in die Grundfesten der Welt nachzitterte, daß dort die Welt einen Riß bekommen hat, welcher sich sobald nicht wieder schließt. Und dieser Sieg hat nun auch seine Folgen, ja die Welt kann nun seither nicht mehr zur Ruhe kommen. Sie kann nicht, denn ihre Ruhe und Sicherheit wird immer wieder gestört, gestört von Christus, von dem Ewigen, welches in ihm Ereignis geworden ist, von dem, „was kein Auge gesehen, was kein Ohr gehört, was in keines Menschen Herz gekommen ist, was Gott bereitet hat denen, die ihn lieben."

Darum sind wir Revolutionäre gegen diese Welt, Christus macht uns dazu. Darum diese furchtbaren Proteste, die seit Christus immer laut wurden gegen diese Welt, deren scheußlichste Offenbarung im Kriege sich uns unauslöschlich eingeprägt hat. Darum die soziale Frage, und die Sozialdemokratie, welche mit ihrem Kampfe gegen diese Welt tat, was die Christen aus dem Geiste Jesu heraus hätten tun sollen und besser und kraftvoller hätten tun können, als es die Sozialdemokraten vermögen, welche schließlich aus Haß gegen die Welt vollbringen, was die Christen aus der Liebe Gottes heraus hätten wagen sollen. Aber auch dieser Haß gegen diese jämmerliche Welt ist ja wohl auch Gottes Werkzeug, mit dem er noch Besseres schaffen wird als der Haß voraussieht.

In Christus hat Gott das Schweigen gebrochen und mit uns Menschen von ganz Großem und Allerletztem geredet. Und als das soll es uns auch gelten. Auch heute gehen uns auch wieder diese allerletzten und höchsten Gottesziele auf, Gott läßt uns wieder einen Blick tun hinter den Vorhang, der das Allerheiligste verhüllt. Freilich gibt es auch Vieles, das sich für dieses Allerletzte ausgibt, darum wollen wir erst recht wachen und von diesem Großen nimmer schweigen. Davon müßte die Welt hören und wenn es die Pfarrer nicht tun, dann sind es andere, welche es auf sich nehmen müssen. Aber wenn nun der Pfarrer es wagt, den Finger auf die wunden Stellen des öffentlichen Lebens zu legen, wenn er diese Verlotterung, in welcher wir Menschen drin stecken und die Flachheit der sogenannten guten Sitten mit dem rechten Wort kennzeichnet, dann meint man ihn zu ächten mit dem Vorwurf, er treibe Politik. Natürlich muß er „Politik" treiben, zum öffentlichen Leben Stellung nehmen, sonst ist er ein Mensch, der nicht wagt, dort Christus Geltung zu verschaffen, wo dieser gerade herrschen will. Haben etwa die Profeten des alten Bundes nicht „Politik" getrieben, die mitten im öffentlichen Leben standen und dort von ewigen Zielen aus, nicht von irgend einem Interesse aus das Leben ihres Volkes beeinflußten? Hat Jesus sich nicht um die verlorenen Schafe des Hauses Israel gekümmert? „Und als er das Volk sah, jammerte ihn desselben, denn sie waren wie Schafe, die keinen Hirten haben." Oder darf der Pfarrer nur mit den heutigen Machthabern am gleichen Stricke ziehen, was ja auch schon vorgekommen ist? Heißt aber die „Politik", wie wir sie meinen, nicht etwas ganz anderes als man gewöhnlich darunter versteht, das pure Gegenteil der landläufigen Wirtshaus- und Biertischpolitik, wo man im Alkoholnebel über Wohl und Wehe des Volkes entscheidet? Kämpfen wir nicht mit Leidenschaft gegen die verrottete und versumpfte Personen- und Geheimpolitik, welche auch bei uns dreist geübt wird? Wollen wir nicht auch gerade die Politik endlich wieder zu einer reinen und guten Sache machen, statt zu einer Sache, bei der man sein Gewissen beschmutzt? Und endlich: Kann man wirklich den Menschen helfen, ohne sich in einem Kampf mit den bestehenden Mächten einzulassen? Als Beispiel möchte ich nur die Trinkerfürsorge vor Augen führen. Kann man einen Trinker wirksam aus dem Alkoholsumpf herausreißen, solange das Alkoholkapital sich alle erdenkliche Mühe gibt, ihn in den Sumpf zurückzulocken, und unsere Gesetzgebung keine wirkliche Handhabe bietet im Kampf gegen diese Gefahr? Kann man die Bruderliebe predigen und zusehen, wie um des lieben Geldes willen alte und schwache Arbeiter unbarmherzig auf die Straße gestellt werden? Kann man die Heiligkeit des Familienlebens preisen, ohne die gegenwärtige Wohnungsnot zu berühren? Denn nicht von seinem Belieben hängt es ab, ob der Pfarrer dies tun oder lassen will, sondern davon, ob ihm Jesus aufgegangen ist als der, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden.

Aber freilich, da kommt es zu manchem Zusammenstoß. Denn es gibt ja der Menschen viele, welche ein Interesse daran haben, daß die lieben Mitmenschen in ihrem Elend verharren, und die sich nicht genug tun können, den allerschlimmsten Gewohnheiten und Gepflogenheiten der Leute zu schmeicheln. Man könnte da an gewisse Zeitungsschreiber erinnern. Und schließlich ist der Pfarrer dann nicht mehr der allezeit beliebte, von freundlichen Gesichtern umgebene Herr, den man sich darunter vorgestellt hat. Liebe Gemeinde, ein Pfarrer der heute allen Ehrgeiz daran setzt, beliebt zu sein, ist kein Pfarrer, ein beliebter Pfarrer, so würde man sich etwa gelehrt ausdrücken, ist ein Widerspruch in sich selbst. Und wenn es nun von einem solchen Pfarrer heißt, er sei der Friedensstörer, so will ich es euch nur bekennen, daß er das eben sein will und sein muß. Und ist dann wirklich Frieden, ehe der Pfarrer diesen „Frieden" stört? Wenn der Starke denn Schwachen verdrängt, ausbeutet, der Kluge den Ehrlichen übervorteilt, wenn der Neid aufeinander herrscht, und die Mißgunst und das Streben eines jeden, es weiter zu bringen als sein Nachbar: Ist das dann Frieden? Und ist nicht diese Welt eine Welt des beständigen Kleinkrieges, ist nicht das Geld und das Erben überall an so vielen Familienstreitigkeiten schuld? — Ist das also Frieden? Ist doch der Friede von der Welt schon längst gewichen durch das Vorwalten der grenzenlosen Ichsucht, die die Menschen voneinander trennt oder was wir „Friede" nennen ist nichts anderes als eine feine Form der Selbstsucht. Heißt den Frieden schaffen, wenn man zum Schein ein freundliches Gesicht macht und ein Auge zudrückt, statt die Wahrheit auszusprechen. Aber allein die Wahrheit kann uns frei machen und nur den Aufrichtigen läßt es Gott gelingen. So hat auch Jesus sagen können: Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert; ich bin gekommen, ein Feuer anzuzünden und ich wollte, es brennte schon. Und doch will er Frieden, den Frieden schaffen, ja er allein vermag es, ja in ihm und durch ihn allein gibt es wirklich Frieden. Friede steht hinter dem Zwiespalt, ja einmal muß sich auch der Riß in der Welt wieder schließen durch die Macht Jesu, einmal wird wieder heil, was zerrissen ist, wir alle sind berufen zu seinem Frieden. Aber der steht auf einem anderen, höheren Boden, nicht auf dem Boden dieser Welt. Der Friede, den Jesus meint und welcher sich im Gottesreiche verwirklicht, das ist ein ganz anderer Friede. Es ist der Friede, der dann emporsprießt, wenn die Welt sich zu Gott zurückgefunden hat, wenn verwirklicht ist, daß Leid und Geschrei nicht mehr sind und auch der Tod nicht mehr ist, und man sagen kann: Siehe die Hütte Gottes bei den Menschen. Wollen wir aufrichtig diesen Frieden? Dann laßt uns für ihn den Kampf nicht scheuen, denn nur durch Nacht gehts zum Licht.

A. Jäggi.

Blumhardt, Vater und Sohn.

III. Die Botschaft.

Wir haben die Gedanken des Glaubens und der Hoffnung, die zu dem Kampfe Blumhardts gehören, in der Darstellung dieses Kampfes angedeutet. Sie sind eigentlich ein Teil dieses Kampfes selbst und davon nicht loszulösen. Wir würden sie entstellen, wenn wir sie aus diesem Zusammenhang heraus nehmen und daraus ein Lehrsystem machen wollten, das für sich selbst gelten und Wert haben sollte. Man hat in Möttlingen und Boll keine „Lehre" oder gar „Theologie" gehabt, sondern man hat den lebendigen Gott erfahren und von ihm Zeugnis abgelegt, und auch das mehr durch Taten als durch Worte. Aber wie in den Evangelien — wir dürfen wohl dieses größte Beispiel anführen — die Botschaft Jesu auch etwa für sich entwickelt wird, trotzdem sie auch bloß ein Kommentar zu seinem Tun, ein Teil seines ganzen Kampfes ist, so dürfen wir wohl die Wahrheit, die uns durch Blumhardt, den Vater und den Sohn, kund geworden ist, noch besonders herausheben.

Und da ist es nun freilich eine ganze Welt von Geist und Leben, die aus dieser Gottesquelle geflossen; Erkenntnis von Gott, Christus, dem Menschen, dem Reich Gottes; Licht über Himmel und Erde, die sichtbaren und unsichtbaren Dinge, über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft; Gedanken voll Tiefsinn und Kraft, voll wunderbarer Ursprünglichkeit und Fülle. Obschon uns sehr Vieles und zum Teil wohl gerade das Gewaltigste, Tiefste, Kühnste verloren gegangen ist, weil diese Männer, wie diejenigen, von denen die Bibel zeugt, nicht in erster Linie geschrieben, sondern gehandelt und geredet haben, so ist es doch ein unerschöpfliches Bergwerk. Was wir hier davon geben können, ist, wie alles Andere, wieder nur ein dürftiger Hinweis auf diese wunderbare Welt, nicht mehr. Wobei also immer zu beachten ist, daß diese Gedanken nur im Zusammenhang des ganzen Erlebens, dem sie entquollen sind, ihren wahren Sinn und ihre ganze Kraft bekommen, wie denn ihre ursprüngliche Gewalt wohl nur diejenigen ganz erfahren konnten, die sie in diesem Zusammenhang und aus dem Munde dieser zwei wirklichen Zeugen des lebendigen Gottes selbst vernommen.

Und noch Eins: die Gedankenwelt, die aus dem Blumhardtschen Erleben quillt, wird hier ganz frei entwickelt, so wie sie auch des Schreibenden Glauben und Denken ist. Er ist, zum Teil auf eigenen, langen und schweren Wegen, zum Teil auch durch Blumhardts (besonders des Sohnes) Anstoß, immer wieder und zuletzt immer mehr auf die gleiche Linie des Denkens und Hoffens gekommen. Er glaubt, daß diese Verschmelzung des Eigenen mit dem

Blumhardtschen Denken dieses nicht entstelle und hütet sich im übrigen ängstlich, ihm irgend etwas Fremdes beizumischen. Sein Streben ist einfach, zu zeigen, was dieser Blumhardtsche Kampf um Gott bedeutet.

Wir laufen am wenigsten Gefahr, diese Gedanken zu Teilen eines Lehrsystems zu machen, wenn wir gleichsam ausgehen von dem Herzpunkt, aus dem sie entquellen und von dem sie ihr Leben haben, der Hoffnung, die Blumhardt, Vater und Sohn, gehegt haben.

1. Das Reich Gottes für die Erde.

Was in Möttlingen und Boll wieder erschienen ist, das ist die Hoffnung auf das Reich Gottes für die Erde. Dadurch hat die Bitte, die im Mittelpunkt des Unservaters steht: „Dein Reich komme", wieder ihren großen neutestamentlichen Sinn erhalten. Wir haben gesehen, wie diese Hoffnung sich sozusagen in ihre verschiedenen Bestandteile aufgelöst hatte und beinahe verloren gegangen war, freilich auch, wie sie die heilige Unruhe der Christenheit geblieben, ihre verborgene Lebenskraft, das in ihrem innersten Herzen noch glühende Feuer, welches sie nicht ganz der Erstarrung verfallen ließ. Um ein anderes Bild zu brauchen: Diese Hoffnung, auf das kommende Reich Gottes, worin sich die ganze Kunde des Neuen Testamentes zusammenfaßt, war am Anfang ein mächtig brausender, aus den Tiefen Gottes brechender Strom, der sieghaft in die Welt hinausrauschte. Allmälig wurde er matter: er schien zeitweilig ganz versunken und verschwunden zu sein. Doch hörte man aus der Tiefe von Zeit zu Zeit sein Rauschen. Man spürte an dem Pflanzenwuchs und der Pflanzenart der Erde sein Vorhandensein. Er trat von Zeit zu Zeit auch wieder ganz oder teilweise zu Tage. Dieser Strom ist mit der in Möttlingen und Boll geschehenen Bewegung wieder in all seiner ursprünglichen Herrlichkeit und Wucht, ja, wenn man dieses kühne Wort nicht mißverstehen will, in noch größerer, weil durch das Leben Christi in der seitherigen Geschichte vermehrt, wieder hervorgebrochen.

1. Das Reich Gottes — und zwar für die Erde! Das ist das Ueberraschende, für die sich selbst fremd gewordene Christenheit fast Unverständliche, ja Anstößige, was hier wieder erscheint, und zwar nicht bloß als theologische Spekulation, wie auch sonst etwa, sondern mit aller Wucht und Glut und allem massivem Realismus der Bibel. Für die Erde! Das Reich Gottes im Sinne Christi und der Propheten ist nicht die Sache eines fernen, blassen „Jenseits!" Das ist mehr die Vorstellung Platos als der Bibel. Die Erde ist die Stätte, wo Gottes Gedanken Wirklichkeit werden sollen. Das Wort des „Antichrist": „Bleibt mir der Erde treu, meine Brüder!" drückt im Grunde durchaus den Sinn Christi aus. Was Gott auch in anderen Sphären schaffen mag, er will

alle Sphären erfüllen und wir erwarten das Kommen seiner Herrschaft auf die Erde.

Das ist die ganz offenkundige Meinung der Bibel, die nur durch ein altes Vorurteil verdunkelt werden konnte. Sie weiß nichts von einem fernen Jenseits als Heimat der Seele. Ihr „ewiges Leben" ist nicht das Leben jenseits der Zeit, sondern das des kommenden Aeon, das heißt: der Welt Gottes, die an Stelle der jetzigen, der „Eitelkeit" unterworfenen, treten soll, und das schon jetzt jeder atmet, der das Reich Gottes aufnimmt. Denn dieses ist ja vor allem das Ende alles Todes. Die „Welt" ist der Tod, das Reich Gottes ist das Leben. Das, was wir gewöhnlich „Tod" nennen, das Aufhören der physischen Existenz, ist nur eine Erscheinungsform dieses allgemeinen Todeswesens, wenn auch vielleicht dessen Gipfelpunkt. Dieser ganze Tod also muß vor Gott weichen. Denn Gott und der Tod gehen nicht zusammen; sie sind der große Gegensatz.

Gott und der Tod gehen nicht zusammen! Das ist die tiefe und leidenschaftliche Grundempfindung von Blumhardt, Vater und Sohn, das der Ausgangspunkt ihres Tuns und Denkens. Das ist die große Umkehrung des „christlichen" Denkens und Fühlens, die sie — nicht sie allein, aber sie vor allem — vollbracht. Ihre Tragweite ist ungeheuer und wird nur nach und nach hervortreten.

In der Christenheit, die ihren Ursprung von dem großen Siege über den Tod nimmt, den die Auferstehung Christi bedeutet, hat man immer diesen Sieg weiter verkündet. Ostern war immer ihr wichtigstes Fest. Aber man ist an diesem Hauptpunkt so gut wie an allen andern unmerklich ins Gegenteil der ursprünglichen Richtung geraten. Man verlegte diesen Sieg über den Tod wieder wie bei den Heiden in das Jenseits des Grabes. Die Erde und der Leib wurden wieder (wie bei den Heiden) als ein Kerker betrachtet, aus dem der Tod die Seele erlöse. Als Erlöser aber gewinnt der Tod Glanz und Weihe. Er wird eine Art Heiland; er wird verherrlicht, gepriesen. Er gilt als heilige und segensreiche Gottesordnung. Sterbesehnsucht wird zum Zeichen tiefer Frömmigkeit. Das irdische Leben erscheint als bloße Vorbereitung auf das ewige. Ein Kultus des Grabes und des Jenseits setzt ein und breitet sich in dem Maaße aus, daß zuletzt beinahe der Tod an Stelle Gottes als der große Herrscher erscheint. Es rückt die Hoffnung, es rückt das Reich Gottes, es rückt Gott von der Erde weg. Damit entartet die ganze Sache Christi bis auf den Grund.

So gerät das Christentum, indem es das „ewige Leben" in den Mittelpunkt seiner Botschaft und Praxis stellt, unter den Bann des Todes! Umgekehrt ist der Weg Blumhardts. Man mag sich ja darüber wundern, daß gerade sie, denen doch die Aufhebung des Todes das Herz ihrer Hoffnung ist, das Reich Gottes für die Erde ersehnen und erstreiten, vom „Jenseits" der „Christen" wenig

wissen wollen und so scheinbar die Wege Gottes ganz im Diesseits enden lassen. Aber das ist in Wirklichkeit gerade die Folge ihres Kampfes gegen den Tod. Denn sie hassen den Tod. Der Tod ist ihnen ein Greuel. Dies aber nicht etwa, weil sie im gewöhnlichen Sinne ihn fürchteten oder an diesem Leben hingen. Sie sind davon freier als die Andern. Vielmehr erwacht in ihnen die Grundempfindung, daß Gott und der Tod nicht zusammengehen, in der ganzen Urkraft des Neuen Testamentes. Der Tod ist nicht eine „heilige Gottesordnung", sondern im Gegenteil eine Folge des Abfalls und ein Zeichen der Gottesferne — aller Tod, und so besonders auch der physische. Er gehört nicht zu der ursprünglichen Schöpfung Gottes und muß mit deren Wiederherstellung, d. h. mit der Rückkehr zu Gott, verschwinden. Er ist nicht etwas Herrliches, sondern „eine Schmach". Er kann im Glauben innerlich besiegt, ja verklärt werden, aber nur wie jede andere Not, die deswegen doch nicht Gottes unmittelbarer Wille ist. Das Reich Gottes wird in dem Maaße, als es sich verwirklicht, die Aufhebung des Todes bringen. Was in einzelnen Taten Christi und besonders in seiner Auferstehung hervorgetreten ist, muß zu einer allgemeinen Tatsache werden und sich in einem gänzlichen Siege über allen Tod vollenden.

Was also Blumhardt will, ist eine viel wirklichere und völligere Zerbrechung der Todesherrschaft, als die Christenheit sie kennt. Die alte Botschaft: „Der Tod ist verschlungen in den Sieg" wird mit ungeheurer Wucht wieder lebendig.

„Aber wenn das Reich Gottes doch auf die Erde kommt? Wo bleiben dann die Toten und wo ist dann Raum für das Leben über den Tod hinaus? Was geschieht mit denen, die sterben müssen, bevor das Reich Gottes in seiner Herrlichkeit erschienen ist?"

Antwort: Das Reich Gottes, das Blumhardt mit dem Neuen Testament erwartet, ist nicht mit dem zu verwechseln, was etwa eine menschliche Entwicklungsphilosophie von allmäligem Fortschritt des Guten und Göttlichen auf Erden zu sagen weiß. Es wächst nicht gleichsam aus der Erde in der Menschenwelt empor. Es kommt von Gott her in die Welt. Es ist zwar für die Welt, aber nicht von ihr. Es ist die Welt des lebendigen Gottes, in der aufgehoben wird, wer heute noch dem Tode den Tribut zahlen muß („Ihm leben sie alle!"), die aber sich in diese Todeswelt ergießen und darin allen Tod durch Leben verdrängen will. Also nicht soll das „Jenseits" vom „Diesseits", sondern umgekehrt das „Diesseits" vom „Jenseits" verschlungen werden. „Der Tod wird nicht mehr sein."

Ist das eine phantastische, unmögliche Vorstellung? Sie scheint uns so, weil wir uns ihrer entwöhnt haben, aber sie ist zum mindesten nicht phantastischer, als die unter uns bisher übliche Vorstellung eines Lebens jenseits des Grabes, nur daß wir an diese eben

gewöhnt sind. Ich möchte vielmehr sagen: Jene andere Vorstellung ist heute leichter zu vollziehen und entspricht besser all unserem sonstigen Denken, oder, wie man in gelehrter Sprache sagt, unserm Weltbild. Denn wo bleibt der Himmel über der Erde im Angesicht der heutigen Astronomie, die die Erde zu einem kleinen Stern inmitten der Unendlichkeit des Weltraums macht? Wohl aber können wir uns, ja müssen wir, wenn wir an einen lebendigen Gott glauben, eine Welt dieses Gottes denken, die in einem geistigen Sinne über der unsrigen ist und die mit dem Kommen Gottes, mit seiner wachsenden Herrschaft, sich uns öffnet und das Todeswesen besiegt. Was ist aller Fortschritt, wenn nicht ein Sieg über den Tod? Wenn wir uns diese Welt in ihrer Vollendung schwer denken können, ja, ist denn nur das möglich, was wir denken können und nicht das Unmöglichste das Wahrscheinlichste?

Und vergessen wir nicht: Das Reich Gottes kommt nicht gleichsam in eine Welt herein, die im übrigen so bliebe, wie sie heute ist, sondern es ist eine neue Welt, schafft eine neue Welt und setzt neue Möglichkeiten.

Diese neue Auffassung, die doch zugleich eine Rückkehr zu der ältesten ist, bedeutet aber nicht bloß eine neue Kraft und Zuversicht der Todesüberwindung, sondern auch eine Befreiung von innerer Zwiespaltigkeit und Unwahrhaftigkeit. Denn jenes einseitige Trachten nach dem Jenseits führte zunächst zur Verachtung der Welt, der Schöpfung, der Materie, des Leibes. Da diese aber doch nicht festgehalten werden konnte und sie auch gegen die Wahrheit Gottes verstieß, der diese Welt geschaffen und in sie seinen Segen ergossen hat, so geriet man in große Verkehrtheiten: man begehrte erst recht diese Welt, die man scheinbar geringschätzte. Mammonismus, Laster, Machtgier wurden erst recht groß in einer Christenheit, die tat, als ob sie nur nach dem Himmel ziele. Die verachtete Schöpfung rächte sich. Die Materie zerfiel, und wucherte zugleich. Es kam zu keiner göttlichen Ordnung dieser Dinge bis auf diesen Tag.

Wie ganz anders wird das alles, sobald man weiß, daß das Reich Gottes gerade in all diese Dinge hinein will, freilich nicht um darin aufzugehen, sondern um sie zu erlösen zu ihrem ursprünglichen Schöpfungssinn. Nun kann an Stelle des Todes Leben, an Stelle des Zwiespaltes Einheit, an Stelle der Heuchelei Wahrheit, an Stelle des Fluches Segen treten und damit an Stelle der scheinbaren die wirkliche Erlösung.

2. Aber mit diesem erstern Punkt hängt ein zweiter zusammen. Wenn man statt des Reiches Gottes für die Welt das Jenseits wollte, so bedeutete das auch, daß man das Reich Gottes und damit Gott selbst, für sich wollte, für sich allein. Mit andern Worten: man wollte selig werden, wollte in den Himmel kommen, aber man fragte nicht nach der Ehre Gottes. Man wollte erlöst sein und bemühte sich um seine Gerechtigkeit, aber man fragte nichts nach der

Erlösung der Welt zur Gerechtigkeit Gottes. Man benutzte Gott und sein Heil im Dienste des Egoismus, der so aus dem natürlichen ein religiöser, und damit nur um so schlimmer wurde. Das ganze Christentum wurde dergestalt die Brutstätte eines nie dagewesenen religiösen Egoismus.

Es war wieder ein furchtbarer Abfall von seinem ursprünglichen Sinn. Er strafte sich auf die mannigfaltigste Weise. Denn nicht nur wurde die Welt darob vernachlässigt und fiel, wie gezeigt worden ist, in Verderbnis und Lüge, nicht nur rückte die Liebe aus dem Mittelpunkt des Evangeliums und wurde — schrecklicher Widerspruch in sich selbst! — gerade das Kreuz Christi Ruhepolster der frommen Seligkeits-Selbstsucht, statt das Banner aller Selbstverleugnung für Gott und die Menschen zu sein, nein, auch das, was der Mensch auf diesem falschen Weg vor allem suchte: die Gewißheit des Heils in Gott, des „Himmels", ganz verloren. Man kam von den einfachen, klaren Wahrheiten des Reiches Gottes ab in ein religiöses Spintisieren und Reflektieren, man verlor sich in religiöser Selbstbeobachtung, die notwendig zur Unsicherheit führt, geriet in allerlei religiöses Machen, kam von der Objektivität der Welt Gottes ab und berührte so das Wort: „Wer sein Leben sucht, der wird es verlieren."

Es gilt, es zu verlieren um Gottes willen — das ist das Erste; das ist die Copernikanische Revolution im Reiche Gottes, die — im Sinne der Bibel — Blumhardt vollzogen hat. Nicht Gott sich um den Menschen bewegend, sondern der Mensch um Gott! Nicht unsere Seligkeit, sondern Gottes Reich zuerst! Nicht unser „Profit", seis zeitlicher, seis ewiger, sondern Gottes Ehre! Das Reich Gottes nicht für uns, als Einzelnen, sondern für die Welt, für die Brüder! Gott gibt, nicht der Mensch!

Aber — o Wunder! Wenn diese Umkehrung geschehen ist, dann bekommt der Mensch gerade das, was er vorher, auf falschem Wege es suchend, verloren hatte. Gott allein dienend, findet er sich selbst. Nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit allein trachtend, findet er seine sittliche Erlösung und eine freudige, nie versiegende Gewißheit der Wirklichkeit Gottes. Durch Sterben kommt er zum Leben. „Wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es finden." Gottes Herrschaft ist das Ziel — nicht egoistische Seligkeit und Heiligkeit. Gott sucht die Welt.

3. Noch ein Drittes aber sei hervorgehoben, das dieses Neue erläutert: Dieses Reich Gottes auf Erden ist nicht Religion und nicht Christentum. Es ist etwas Anderes. Die Bibel — Jesus, die Propheten und Apostel — wollen nicht eine Religion, wollen nicht das Christentum, sie wollen eine neue Welt, sie wollen die Herrschaft Gottes über alle Wirklichkeit. Das klingt wieder überraschend und für Viele fast lästerlich, ist aber ganz klar, wenn man die Bibel ohne Brille liest.

Was ist denn der Unterschied? Religion ist eine Sache, die man sozusagen neben der Wirklichkeit hat, ein System von Gedanken, Sitten, Einrichtungen, auch von Gefühlen und Handlungen. Sie ist eine menschliche Sache, ein menschlicher Betrieb, vielleicht groß, schön und tiefsinnig, vielleicht auch häßlich und gefährlich. Reich Gottes aber ist eine bestimmte Wirklichkeit, die Wirklichkeit des Gottes, den die Bibel kennt, die Wirklichkeit des lebendigen, heiligen, gütigen Gottes, der in Christus Gestalt gewinnt. Es ist die Herrschaft dieses Gottes über die Wirklichkeit. Es ist Leben, Kraft, Objektivität; es ist nicht ein System, sondern ein Zustand, nämlich die zur vollen Herrlichkeit Gottes und des Menschen erlöste Schöpfung; es ist die Welt zur Welt Gottes und des Menschen, zur Welt Christi geworden.

Davon soll im Lauf dieser Darstellung weiter und gründlicher geredet werden, an dieser Stelle sollte nur gezeigt sein, welch ein radikal Neues hier hervortritt und daß man alle bisherigen Begriffe wegtun muß, wenn man fassen soll, was die Bibel, was Christus will.

4. Es ist damit auch klar, daß es eine ungeheure Revolution, ist, um die es sich hier handelt. Es ist die Revolution der Religion, des Christentums, aber auch die der Welt. Denn wenn die Ablenkung der Gottesreichsbewegung ins Jenseits und in das selbstische Heil ihre Kraft für die Welt gelähmt hat, so muß die Wiedergewinnung dieser Quelle die gewaltigste Kraft der Weltumgestaltung werden. Alle andern Revolutionen werden darob klein.

Wir verkünden also ein Neues! Merket auf, all ihr Kühnen, der Zukunft zugewendeten Geister!

Aber der ganze Charakter dessen, was man als Christentum kennt, ändert sich. Eine Religion, die bloß auf das Jenseits, oder auf das Heil des Individuums zielt, entbehrt des Hinreißenden, Herrischen. Sie gibt dem Menschen kein Ziel, worüber er sich selbst vergessen kann. Das Reich Gottes, als Gipfel und Vollendung aller Menschenhoffnung, gibt jedem Einzelnen einen gewaltigen Lebensinhalt, indem es ihn zum Mitarbeiter und Mitkämpfer macht, und eröffnet der Menschheit die Unendlichkeit.

Aber freilich kann nur derjenige diesen Ausblick und überhaupt das kommende Reich Gottes verstehen, der einen lebendigen Gott kennt.

Damit gelangen wir zu einem weiteren Hauptpunkt des Blumhardtschen Glaubens.

Blumhardt-Worte.[1])

Gott auf Erden. Ich habe keinen Gott im Himmel; den haben die Engel, ich will da unten beten; ich muß Gott da haben. So sagt's das Wort Gottes.

[1]) Die Zitate stammen, wo nichts anderes bemerkt wird, immer von Blumhardt dem Sohne.

Gott in der heutigen Welt. Heute ist die Zeit, wo der Herr Jesus mehr in der Welt steht, als unter uns Gläubigen . . . Freuen wir uns darüber. Das ist nicht die schönste Zeit gewesen, wo wir uns in kleinen Versammlungen zusammengeschlossen haben. Heute sind in der Welt die Bewegungen, und die guten Regungen der Herzen müssen offenbar werden. Dort muß es herauskommen, was Jesus Christus ist, im Namen des allmächtigen Gottes, der die Menschen geschaffen hat, daß sie Sein Ebenbild werden sollen. Es ist der Charakter unserer Zeit, daß es weit über die kleinen Kreise hinausgeht nnd daß die Gläubigen müssen Freude haben, wenn es draußen auf den fernen Gebieten des Menschen auch nur ein wenig hell wird.

Die Erde der Schauplatz des Reiches Gottes. Diese Erde könne nicht der Schauplatz der Herrlichkeit Gottes werden, meinen sie, und doch ist sie heute schon solch ein Schauplatz der Herrlichkeit Gottes, über dem alle Engel jauchzen . . .

Wo in der ganzen Schrift tröstet Gott die Menschen mit dem Jenseits? Die Erde soll voll werden der Herrlichkeit des Herrn; das ist der Sinn aller Verheißungen nach der Schrift. Und Jesus . . . ins Fleisch gekommen, was will Er denn? Nichts anderes doch, als die Ehre Seines Vaters auf Erden. Keime legt er mit Seiner Person, in Seiner Erscheinung, in die Erde hinein. Er will das Licht der Menschen sein und die Seinen heißt Er auch das Licht der Welt und das Salz der Erde. Sein Sinn ist die Entwicklung der Erde und des Menschengeschlechts aus dem Fluch der Sünde und des Todes heraus, der Offenbarung des ewigen Lebens und der Herrlichkeit entgegen. Warum heilt er sonst Kranke und weckt Tode auf? Warum preist Er die Armen und die Hungernden? Wahrlich nicht, um ihnen zu sagen, sie werden nach dem Tode selig, sondern weil das Reich Gottes der Erde nahe ist. Freilich hat Gott auch einen Ausweg für die leider noch dem Tode Sterbenden und Er eröffnet ihnen eine Zufluchtsstätte im Jenseits. Aber soll diese notgedrungene Tröstung nun zur Hauptsache gemacht werden? Soll das Reich Gottes vergessen und in das Reich des Todes verewigt werden, weil Gott auch die Thränen der Gestorbenen trocknen will? Es heißt den ganzen Sinn der Schrift umstoßen, wenn man will streiten und sagen: Wir haben auf Erden nichts zu erwarten, sie muß als Heimat der Menschen aufgegeben werden. Freilich in den menschlichen Sündengebilden haben wir keine bleibende Heimat, sondern die zukünftige suchen wir. Was ist aber die zukünftige? Offenbar die Erde, gereinigt vom Sünden- und Todeswesen. Diese Heimat suchen wir und eine andere können wir nicht suchen, weil wir keine haben und keine bekommen werden, als die uns zugedachte Schöpfung.

Der Tod als Götze der Christenheit. Die liebe Christenheit strömt dem Tode entgegen als ihrem eigentlichen Erlöser, ihrem Götzen, dem sie ihre Lieder und Gebete opfert. Denn ohne ihn ist ja selbst dem Auferstandenen von den Toten nichts möglich. Der Fürst des Lebens muß Seinen Minister haben und Er findet ihn im Tode, der eigentlichen Majestät, vor der man sich beugt, als ob es Gott selber wäre. Dagegen helfen natürlich alle Worte der Schrift nichts: „Ich will den Tod verschlingen ewiglich . . . Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?“

Der Fluch der Flucht ins Jenseits. Das Jenseits ist uns verschlossen; Gott hat uns keinen Blick dahingegeben. Warum denn? Offenbar, weil

wir den Blick auf das Diesseits richten sollen, damit wir hier auf Erden Wahrheit und Recht Gottes zur Ehre bringen . . .

Eine ganze Welt von moralischer Unwahrheit und religiöser Unwahrheit bildet sich gerade um die Leute, die im Diesseits das Reich Gottes nicht erleben wollen . . . Die ungeheuerlichsten Erlebnisse in der Geschichte der Religionen stammen aus dem einseitigen Trieb, fürs Jenseits bedacht zu sein, welcher Trieb aus einer falschen Furcht stammt, Gott den Schöpfer in Seiner Schöpfung zu ehren.

Wir sollten für etwas da sein! Kein ordentlicher Knecht bleibt bloß um des Lohnes willen beim Herrn; wenn er merkt, daß er eher zum Schaden ist, so geht er und wird lieber arm. Und keine ordentliche Magd bleibt bloß um des Lohnes willen; sie will zu etwas dienen und wenn sie zu nichts mehr dient, so ist sie unglücklich; wenn man ihr auch Geld gibt, als Magd kann sie nicht mehr existieren. Der Mensch aber, inmitten der Schöpfung . . . hat die Empfindung, daß er für etwas da ist — nicht für sich, sondern für etwas Anderes, Größeres, verloren . . . Sie sitzen auch heute meist in den Kirchen bloß im Gedanken an sich, jeder seufzt um sich herum und sucht da etwas an sich und für sich und weiß selbst nicht was. Da möchte man ihnen allen heute zurufen: Menschen, vergesset euch! Denket an die Sache Gottes! Fanget an, dafür zu schaffen, oder wenigstens: lasset's euch ein Leid sein, nicht, daß es euch sonst schlecht geht, sondern, daß Ihr nichts zu schaffen habt als nur für Eure kleinlichen Interessen. Das ist unser größter Jammer, daß uns der liebe Gott nicht recht brauchen kann; kein Wunder, daß wir dann verkommen, trotz aller Kultur. Jeder Mensch verkommt, auch in irdischen Dingen, wenn er nicht tätig ist als Glied eines Ganzen mit höheren Zielen; und jeder gedeiht schon in irdischen Verhältnissen, der mit Lust und Liebe für etwas arbeitet, das größer ist als er selbst. Und die Menschheit verkommt in ihrem ganzen Lebenswert, leiblich und geistig, wenn wir nicht etwas zu schaffen haben, als Menschen, für das Leben der Erde, für die Schöpfung, für Gott.

Profitchristentum und Reich Gottes. Es hat sich im Laufe der Jahrhunderte so gemacht, daß man immer nur an das gedacht hat: „Wie kann ich den größten Profit ziehen am Heiland?" Da kommen die allerärgsten Menschen daher — es ist schon recht, daß sie kommen, aber sie denken nur, jetzt wollen sie nach ihrem wüsten Leben einen Profit für sich herausschlagen und dann zufrieden sein mit einem Gnadenprofit. Wenn aber solchen Menschen nicht auch der Gedanke kommt: „Aber jetzt möchte ich dienen, jetzt möchte ich dem lieben Gott etwas werden, jetzt frage ich nichts mehr nach mir!", wenn der Gedanke einem nicht kommt, dann hat man den Profit nicht lange in der Tasche. Darum weichen so viele Empfindungen des Friedens und der Gnade aus so vielen Menschen . . . Der Gnadenprofit ist bald aufgebraucht; wenn man zu nichts da ist und wenn man nicht lernt, bezüglich dessen, was man ist, einzusehen: man ist es für Gott . . . Deswegen heißt es: der Geiz sei die Wurzel aller Uebel, er sei Abgötterei, weil der Geiz für sich schafft und nicht für Gott . . . Hast du auch Glauben an Jesus, aber nur im Gedanken an deinen Profit, so bleibt die Welt unüberwunden.

Das Schwerste und Größte. An Gott glauben ist leicht, aber glauben, daß die Welt anders werde, dazu muß man treu sein bis in den Tod.

Seligkeitsstreben und Zion Gottes auf Erden. Zu Zeiten ist Zion wie ein wenig verödet gewesen . . . namentlich in den Zeiten, in

welchen die Christen ... nicht das Reich Gottes suchten, sondern mehr ihre Seligkeit. Da verödet Zion und es hat viele Zeiten gegeben, da sind die Engel sehr traurig gewesen. Denn wisset ihr: mit den „Seligen" können die Engel nicht viel anfangen; denn die suchen in der Ewigkeit eben auch nur ihre Ruhe, und so kann man sie zu nichts brauchen, man setzt sie eben auf einen bequemen Stuhl hin: „Jetzt bleib eben sitzen!" ... Wenn aber das Reich Gottes sich füllt und Viele ins Reich Gottes hinein bringen wollen, dann ist lauter Leben und Arbeit bei den Engeln. Denn das Reich Gottes steht in direkter Beziehung zur Erde; das lebt mit der Erde.

Trachtet allein nach dem Reich Gottes auf Erden. Wir dürfen uns der festen Zuversicht hingeben, daß eben in unserer Zeit alles sich zubereitet im Himmel, damit auch bald auf Erden die Sache Gottes offenbar und kund werde. Dazu dürfen wir etwas beitragen mit einer lebendigen Hoffnung auf die Vollendung des Reiches Gottes. Lasset euch nur das angelegen sein! Denn es ist das Allerwichtigste, was wir heute treiben können. Alles Andere, was wir treiben können, auch mit unserer Frömmigkeit, ist Nebensache geworden; es führt zu nichts. Man darf ganz einfältig alles Andere liegen lassen und nur nach dem Reiche Gottes trachten. Damit fahren wir auch am besten bezüglich unserer sündigen Natur; denn wer nach dem Reiche Gottes trachtet, wird nicht mehr ohne große Vorsicht in dieser Welt leben. Denn die, welche auf Zion gespannt sind, die schämen sich immer vor den Engeln im Himmel, die allezeit bei uns sind und auf uns sehen, ob wir nicht wollen mit ihnen ihrem Gotte dienen.

Der Heiland im Diesseits. Mir ist schon vorgekommen, ich hab den Faltenwurf des Rockes des Heilandes gespürt und schon das ist so eminent groß und beseligend, dieses Tun unseres Gottes im Heiland, daß ich mir's nicht vorstellen kann, wenn's heißen soll: „Du sollst deß alles Erbe sein!" Ich denke auch nicht so viel daran, nur möchte ich um des Heilands, um Gotteswillen, daß die Sachen einmal offenbar werden an irgend welchen Menschen. Glaubet nur nicht, daß es ohne weiteres im Jenseits ist. Das ist ein großer Betrug; da könnt ihr lange warten. Im Jenseits wird nichts offenbar, was nicht hier schon begründet ist. Das Ziel Gottes ist das Diesseits. Hier sind die Erbschaften einzunehmen; es geht schöpfungsgemäß zu, nicht philosophisch, theologisch.

Jesus der Trotz. Jesus ist der Trotz gegen die Armut, gegen Sünde und alles Elend.

Objektiv werden. Wir Christen sollen objektiv im Schauen des Tages stehen. Aber sie wollen alles subjektiv in sich empfinden und Seligkeit genießen in ihrem Innern. Diese aber hat keinen Bestand und dann fühlt man sich enttäuscht. Aber wenn man das Auge hat in eine bessere Zukunft für die Menschen, dann kriegt man ein Festes ins Herz hinein. Ein großes Vertrauen macht uns stark in den Uebeln ...

Nicht Seligkeit, sondern Reich Gottes. Das Reich Gottes muß [sc. nach der üblichen falschen Denkweise] unserer Seligkeit Platz machen und bei Vielen ist längst dieser Spruch des Heilandes dahin umgeändert, daß sie sagen: „Trachtet am ersten nach eurer Seligkeit, so wird euch das Uebrige alles zufallen." Das ist etwas sehr Täuschendes und ich weiß, daß ich Viele vor den Kopf stoße, wenn ich das sage; denn sie haben sich lieb und wenn sie nur sich in Sicherheit

wissen, so kümmern sie sich um die übrige Welt nicht viel, höchstens, daß sie jedermann sagen: „Mach, daß Du dich auch in Sicherheit bringst, denn ich bin selig!“ Mit diesem feinen Irrtum, meine Lieben, wird die Gemeinschaft mit dem Vater verderbt. Wir sind den Kindern gleich, die immer vor den Eltern stehen und naschhaft essen und trinken und Leckerbissen fordern, statt in der Eltern Sache sich zu rühren und der Eltern Ehre zu vertreten mit Fleiß und Treue, dabei das Brot von selber kommt.

Gnade und Gerechtigkeit. Ich weiß es wohl, es gehört dazu schon ein wenig Verstand vom Reiche Gottes, um nicht bloß Gnade zu wollen, sondern auch Gerechtigkeit zu wollen.

Der Himmel auf die Erde. Daß wir die himmlischen Dinge auf die Erde bekommen! Denn darauf geht alles los. Das Ziel aller Bemühungen Gottes ist, daß zuletzt Gott werde ein Gott, den wir schauen dürfen auf Erden, ein Gott, der die Erde zu seinem Fußschemel macht, da Jesus Christus der Herr sein wird über alle Menschen und sie in ihm wieder eingereiht sein werden in die Schöpfung Gottes.

2. Der lebendige Gott.

Warum ist die Christenheit von der Hoffnung auf die verheißene Herrschaft Gottes ab und unter die Herrschaft des Todes gekommen? Weil die Quelle dieser Hoffnung versiegte; der Glaube an den lebendigen Gott. Hier erfolgt eine neue gewaltige Umkehrung des Denkens.

Die Christenheit hat eine fertige Welt. Diese Welt mit all ihren Ordnungen ist für sie einmal geschaffen und bleibt nun so bis zu ihrem Untergang. Alles, was ist, das ist von Gott und ist darum gut und unantastbar. Oder es ist, als Folge des Abfalls, böse, aber nun ebenso fest und unbesieglich. Erst das jüngste Gericht, das heißt wieder: das Jenseits, wird eine Aenderung bringen. Darum ist das offizielle Christentum eine konservative Sache und mit allen andern konservativen Mächten selbstverständlich verbündet.

Die Christenheit hat aber auch einen fertigen Gott. Das will heißen: sie hat einen Gott, der einmal geschaffen hat und seither zwar regiert, aber nicht schafft – in dem Sinne, daß er Neues ins Dasein riefe und die Schöpfung fortführte — sondern mit dem Schöpfungswerk fertig ist. Seine großen, entscheidenden Taten gehören der Vergangenheit an. Auch seine Offenbarung ist im wesentlichen abgeschlossen. Er ist Erhalter, Regierer, Versorger, Richter, aber nicht mehr Schöpfer. Er ist hinter uns, aber nicht vor uns. Darum gibt es auch keinen Glauben mehr, der ihm große Taten der Welterneuerung und der Fortführung seines Reiches zutraute; keine Erwartung, die auf sein schöpferisches Tun gespannt wäre; keine Gemeinde, die bereit wäre, mit ihm Taten zu tun und von dem lebendigen Wort aus seinem Munde zu leben. Der fertige Gott ist der Schutz und die Weihe einer fertigen Welt.

Das ist nun wieder das Gegenteil der biblischen Auffassung. Wohl ist hier die Rede von einer einmaligen Schöpfung der Welt

und einer darauf folgenden Ruhe Gottes, der sein vollkommenes Werk betrachtet. Aber es ist ein schweres Mißverständnis, zu meinen, dies bedeute, daß Gott als Schöpfer sich gleichsam zur Ruhe gesetzt habe. Vielmehr ist dieser Anfang der Bibel nur das Vorzeichen zur ganzen und will sagen: Gott ist Schöpfer, er ist und bleibt ein schöpferischer Gott. Das Schaffen ist sein Wesen. Er ist nicht eine philosophische Idee, die sich in Ewigkeit gleich bleibt und von der menschlichen Vernunft umgrenzt und festgelegt werden kann, sondern das immer neue und immer wunderbare Leben selbst. Er offenbart sein Wesen nicht in theologischen Theorien, sondern in Taten, die er an den Menschen und mit den Menschen tut und für die er an den Männern Gottes, den Propheten und Helden, solche findet, die ihn verstehen und seine Mitarbeiter werden. So entsteht erst eine Geschichte. Diese ist eben eine fortschreitende Schöpfung.

Das ist der lebendige Gott, von dem die Bibel redet und Zeugnis ablegt. Vor ihm gibt es keine fertige Welt. Wie er im Anfang der Bibel ruft: „Es werde Licht!", so am Ende: „Siehe, ich mache alles neu!" Es gibt hier kein Schicksal, kein Fatum. Das ist heidnische Denkweise. Es gibt einen freien Gott und einen freien Menschen. Es gibt Geistesmächte, die sich wider Gott setzen. Dadurch kommt Abfall und Verderbnis in die Welt. Die Geschichte wird zu einem Kampf zwischen Gott und seinem Widersacher. Die Schöpfung muß zur Erlösung werden. Aber auch die Geschichte der Erlösung ist noch nicht fertig, ihre Erfüllung und Vollendung, ja ihr Größtes, stehen noch bevor. Gott schreitet vorwärts, Gott ist am Werke; als der Lebendige ist er der Kommende.

Das ist die Art, wie die Bibel denkt. Die Christenheit hat, die Bibel in der Hand, ihre Art Gott zu verstehen, verleugnet. Diese ganze lebendige, glühende Geschichte ist für sie erstarrt und so mit Gott die Welt zur Ruhe gekommen. Zwar auch hier nicht ganz und gar. Es lebte jene Wahrheit Gottes und der Welt als heilige Unruhe in ihr. Aber das große Werden, von dem die Bibel Zeugnis ablegt und auf das die neutestamentliche Verheißung hinweist, war gehemmt. Denn Gott kann und will sein Reich nicht bauen ohne das Mitgehen des Menschen. So kam Stillstand und Tod über Welt und Christenheit und die Folgen waren unabsehbar. Der Zerfall der Christenheit wie der Welt mußte eintreten. Das Christentum mußte eine Sprache reden, die es selbst nicht mehr verstand und eine Wahrheit vertreten, die ihm fremd geworden war. Der Gott der Christenheit wurde oft genug zu einer „Gottheit", einem philosophischen Begriff, oder gar zu einem andern Ausdruck für Welt, Schicksal, Natur.

Die Revolution ohne gleichen, die durch Blumhardt, Vater und Sohn, geschaffen ist — auch wieder nicht durch sie allein, aber durch sie ganz besonders — besteht in der Rückkehr zu dem lebendigen Gott der Bibel, den sie, gerade weil er lebendig ist, auf neue Art erfahren

— zu dem Gott, der nicht ein philosophischer Begriff ist, sondern persönlichster Wille, der sich nicht in einem System theologischer Wahrheiten kund tut, sondern in schöpferischen Taten, womit er sein Reich baut. Darum kennen sie keine fertige Welt. Die Welt kann nicht fertig sein, bevor Gottes Wille mit ihr verwirklicht ist. Noch sind wir in den Anfängen der Erlösung. Freilich ist die Bahn dafür frei gemacht, aber es müssen die Kräfte und Verheißungen, die Gott in seine Welt gelegt, erst noch hervortreten und sie werden hervortreten. Darum ist die Welt in der Unruhe der Geburtsschmerzen. Darum ist sie erfüllt vom Kampf der um sie streitenden Mächte. Darum geht es von Krise zu Krise, von Revolution zu Revolution. Alles Fertige, Starre verschwindet. Wo Fertigsein und Starrheit eintritt, da herrscht nicht mehr Gott, der das Leben ist, sondern der Tod. Wenn das Christentum eine konservative Macht geworden ist, so ist das Reich Gottes die radikalste, die es gibt. Denn der lebendige Gott in seiner Absolutheit, er, der zugleich der Heilige ist, die Urmacht des Guten, ist die beständige Revolution der Welt und aus ihr quellen auch alle die andern Revolutionen der Geschichte. Denn sie sind eben die Unruhe, die von ihm ausgeht und die freilich tiefer oder oberflächlicher, göttlicher oder menschlicher zum Ausdruck kommen kann. Das Reich Gottes kommt nicht, wie das Christentum, hintennach, sondern geht immer voran. Denn seine Ziele und Verheißungen stehen himmelhoch über dem, was die kühnsten der bisherigen Revolutionen geträumt haben. Gott ist immer *vor* uns. Aber dieser Radikalismus des Reiches Gottes, so zerstörend er für alles ist, was sich wider Gott setzt, will doch nur die Wiederherstellung der ursprünglichen Ordnungen Gottes sein; er ist nicht das dämonische Nein, das in manchen menschlichen Revolutionen so stark mittönt, sondern das große, erfüllende und erlösende Ja der Schöpfung.

Gott ist der Schöpfer. *Darum auch der Mensch!* Die Welt ist nicht fertig, darum hat, wie Gott, auch der Mensch noch *zu tun*. Noch ist unendlicher Stoff zur Gestaltung; noch können sich Söhne Gottes in Arbeit und Kampf bewähren.

Damit gelangen wir zu weiteren eigenartigen Gebieten der Gedankenwelt Blumhardts.

Blumhardt-Worte.

Der Lebendige. Wir denken uns den lieben Gott nie lebendig genug.

Der Gott der Geschichte. Man muß, wenn man will recht stehen, gleichsam die *Geschichte* vor Augen haben. Wer ist Jesus? Wer ist Jehova? Er ist der Gott, der Israel aus Egypten geführt, auf den ich mich verlasse, der handlich geworden ist auf Erden, der die Gemeinschaft pflanzt, der Göttliches irdisch und Irdisches göttlich macht. Was geb ich um so einen Gott, von dessen Dasein man wohl Beweise führen muß! Der liebe Gott kommt vom Himmel und spricht; ohne das hätten auch die Philosophen ihn nicht finden können. Kant, Fichte, Hegel, Schelling,

sie wären heute noch Heiden, wenn er nicht das Wort auf dem Sinai gesprochen. Ich möchte oft fast bersten, wenn namentlich unsere heutige Menschenwelt die klassische Bildung über die Bibel setzt . . . Alle Leute wären heute noch dumm, wenn nicht die Bibel mit ihrem auf Erden sprechenden Gott da wäre.

In Christus der lebendige Gott. Unsere philosophischen Begriffe von Gott kann niemand verstehen; Gott will erfahren, will erlebt sein . . . Für uns will sich Gott in Christus erleben lassen und wenn in der Apostelzeit von Glauben die Rede war, von Treue bis in den Tod, so wußte jeder, der zur Gemeinde Christi gehörte, in welcher Richtung er treu sein sollte bis in den Tod. Es war über sie gekommen, was kein Mensch gedacht hätte oder ausspinnen konnte und plötzlich fanden sich viele Menschen in einer Geschichte, welche er von selbst weiter trieb und in welcher man wunderbare Kräfte spürte, sodaß man den Eindruck bekam: Diese Kräfte sind stärker als alle Welt. . . . Da hatte man ein ganz klares Bild von dem, was Gott ist; man hatte nicht nötig, an den Himmel hinauf zu sehen — die Erlebnisse fanden auf Erden statt; sie schlossen sich an das Nennen des Namens Jesus . . . Insofern dürfen wir uns garnicht genieren, frisch und frank unsern Christus Gott zu nennen; denn mit den Gedankengebilden von Gott fangen wir nichts an. Unser Christus ist der Jehova geworden. Er steht auf der Erde und ruft uns zu: „Ich bins!" und wir machen da nicht lange Federlesens, sondern fallen Ihm zu und wissen in Ihm den lebendigen Gott, den Vater im Himmel, sodaß wir, wenn wir Ihn erlebt haben, uns auf einen Grund gestellt fühlen, der nicht wankt, aus welchem vielmehr die Quellen der Herrlichkeit Gottes hervorsprudeln, die uns hinreißen und zuletzt die ganze Welt im Sturm hinreißen werden.

Gott muß sinnlich bezeugt werden. Gott der Einzige, absolut und unerforschlich in seinen Wesen, muß sich uns Menschen sinnlich bezeugen. Wie wir Ihn erfassen, ist Einerlei. Aber was Jesus uns gebracht, das ist die Hauptsache: „Du bist gottgeboren, so, jetzt lauf!"

Der lebendige Gott muß immer wieder reden. So waren die Israeliten auf lange Zeit hinaus auf ein immer wiederkehrendes Reden Gottes angewiesen, . . . und so wurde denn auch das Volk ein Volk der Offenbarung des Wahren und Echten von Gott. . . .

Aber ähnlich ist es nun auch bei uns, . . . Wir können nicht aus uns selber tun, was uns von Ihm aufgetragen ist; es ändern sich Zeiten und Verhältnisse und es gibt Verwicklungen und Schwierigkeiten, denen wir weit nicht gewachsen sind, und es muß immer wieder ein Quell des Lichts vom Himmel her in uns aufsprudeln, daß wir in den Dunkelheiten der Zeiten nicht zu Grunde gehen. So dürfen wir auch ein unmittelbares Reden von Gott für Seinen Namen, ein Reden des Geistes Gottes in Christus, unserm Jehovah, erwarten, und erfahren eben dadurch, wie auch durch besondere Erlebnisse, wer Gott ist.

Lebendiger Gott und Lehre. Es mag ein Fehler sein, der das meiste Denken fürs Reich Gottes vergiftet, daß in weiten Kreisen die Meinung vorherrscht, es genüge behufs des Werdens des Reiches Gottes eine einmal festgestellte und in System gebrachte Lehre. Vergiftend wirkt dieser Fehler insofern, als bei dieser Anschauung gewisse Einrichtungen und Lehren fast mehr Geltung bekommen als Gott selbst.

Uns ist klar geworden, daß keine einzige dogmatisch festgestellte und in System gebrachte Lehre den Ausschlag gibt im Reich Gottes, sondern allein der lebendige Gott.

Reich Gottes und Fortschritt. Wir müssen uns immer vergegenwärtigen, daß auch unser Gott in Jesus Christus ein Rechtsgott ist und ein Wahrheitsgott, kein Gesellschaftsgott, kein Sittengott, kein Kirchen-, Schul- und Konfessionsgott. Gesellschaften, Sitten, Kirchen, Schulen, Konfessionen mögen gut sein, sie können aber wenigstens auch einmal verkehrt werden; davon haben wir Beweise genug. Darum kann man nicht sagen, Gott trete jedenfalls unter allen Umständen für die Gesellschaft, für die Sitte, für die Kirche, für die Schule, für die Konfession ein. Es kann ein Rechtsbewußtsein von Gott aufkommen, welches sich auch gegen Einrichtungen, die lange Zeit verhältnismäßig gut waren, aufzulehnen veranlaßt sieht, weil doch allmählich ihre Dienste versagen, und das kann auch auf dem Boden des religiösen Lebens geschehen. Es ist gar nicht nötig, daß ich ein Antichrist bin, wenn ich Fortschritt auch für das Reich Gottes wünsche, und in Sachen unseres Gottes bei den Menschen Bewegung sehen will. Es kann sein, daß Gott durch alles hindurch viele Veränderungen veranlaßt und diese Veränderungen kommen oft von einer Seite her, die uns vielleicht nicht bequem ist.

3. Schöpfung, Abfall, Wiederherstellung.

a. Gott ist, als der lebendige, Schöpfer, die Welt ist Schöpfung. Das ist die Grundlage der Gedanken Blumhardts. Als Schöpfung ist die Welt gut, ist sie rein, ist sie vollkommen. Diese Güte, Reinheit, Vollkommenheit gilt es in der Welt Gottes zu erkennen. Sie strahlt ja überall durch. Wir können diese ursprüngliche Schöpfung Gottes, im Blumhardtschen Sinne, Natur nennen, wobei wir an die geistige sogut wie an die körperliche denken müssen. Sie ist das Unmittelbare Gottes, das „Paradies". Hier waltet sein Leben und damit volle Reinheit und Unschuld. Dazu gilt es zurückzukehren.

Eines ist dabei besonders hervorzuheben: Auch die Materie ist Gottes Schöpfung. Sie ist also von Natur gut, sie ist voll von göttlichem Leben. Der Leib entstammt nicht weniger Gott, als die Seele. Die Schöpfung ist eine Einheit. Das ist ein Hauptstück der Botschaft Blumhardts, des Vaters und besonders des Sohnes. In unendlichem Reichtum und mit großer Gewalt wird diese Wahrheit ans Licht gestellt.

Das ist auch die tiefe Wurzel der wunderbaren Natürlichkeit, die ein Grundzug des ganzen Wesens Blumhardts ist und worin er abermals Christus erneuert. Alle Askese, als grundsätzliche Angst vor dem Natürlichen, ist Abfall von Gott, denn sie ist Verkennung und Verachtung seiner Schöpfung. Es gilt vielmehr, jene ursprüngliche Quellen des Lebens Gottes in der Natur wieder aufzugraben und so selbst wieder aus aller Verderbnis des Todes zum Leben vorzudringen. So quillt aus Blumhardts Wort und Werk

das Lob der Herrlichkeit Gottes in der Natur, wie es aus der Bibel klingt. Das Reich Gottes ist göttliche Natur.

Der Gedanke der Schöpfung der Welt durch Gott — und zwar der vorwärtsgehenden -- hier nur in Kürze angedeutet, ist ein Eckpfeiler der Geisteswelt Blumhardts. Diese alte Wahrheit, die auch der modernen Entwicklungslehre neu aufgeleuchtet, aber durch mechanische Vorstellungen verdunkelt worden ist, ist durch ihn neu erfaßt und mit einer Tiefe und Mächtigkeit verkündet worden, wie von Keinem seit den Tagen der Bibel. Ihre Tragweite ist größer, als heute die Meisten auch nur ahnen können.

b. Aber freilich ist die ursprüngliche Schöpfung Gottes verderbt durch Abfall. Es waltet in der Welt Gottes ein Element der Freiheit. Gott selbst ist die Freiheit. Darum gehört es zu seiner Schöpfung, daß sie gleichsam aus diesem Grundstoff gemacht ist. Aus der Freiheit aber kann Abfall und Widerstand gegen Gott werden und ist auch — ein Rätsel, das eben in dem Geheimnis der Freiheit begründet ist — tatsächlich geworden. Darum haben wir mit einer Welt zu rechnen, wo Vieles geschieht, das nicht unmittelbar von Gott kommt, vielmehr gegen seinen Willen ist. Gottes „Allmacht" bedeutet ja nicht, daß alles, was geschieht, unmittelbar aus seinem Willen ströme. Er ist im Gegenteil der Allmächtige gerade dadurch, daß er diese Freiheit der Welt zuläßt. Das Uebel ist darum eben nicht ursprünglich göttliche Ordnung, sondern Folge des Abfalls. Es ist höchstens unmittelbar Gottes Wille, weil es die Auswirkung seiner verletzten Ordnungen ist, das Zeichen, daß sie übertreten sind. Auf diesem Wege ist der Tod mit all seinen Auswirkungen: Krankheit, Armut, Laster in die Welt gekommen. „Der Tod ist der Sünde Sold."

Diese Macht des Gottfeindlichen in der Welt reicht in große Tiefen. Es ist, wie das Grundwesen der Welt überhaupt, nicht sachenhaft, sondern persönlich zu denken. Und es ist nicht auf seine menschliche Erscheinungsform zu beschränken, vielmehr wird diese in vielen ihren Formen erst aus einem tieferen Zusammenhang verständlich. Die Vorstellung eines Dämonenreiches entspricht allein der Tiefe des Denkens und der Erfahrung. Seine Tatsächlichkeit anerkennen bedeutet nicht, sich damit neugierig einlassen, seis in Gedanken oder in Werken, im Gegenteil: es wird dadurch nur die Furchtbarkeit des Bösen klar, was am besten alle Neugier verhindert. Auch ist dieses Reich ja prinzipiell besiegt. [1])

Diese Macht wirkt nun, trotz der geschehenen Erlösung, deren Auswirkung ja nicht vollendet, vielmehr eher erst in den Anfängen ist, sowohl in der Natur als in der Menschenwelt. In der Natur erzeugt sie das Chaotische, Unvernünftige, Brutale, im Menschenwesen den Egoismus, die Grausamkeit und das wilde Begehren,

[1]) Es soll davon später noch mehr gesagt werden.

in Natur und Menschenwesen die Zerreißung, das Rätsel, den Krieg, den Tod. Aus dieser Macht stammen die Weltreiche mit ihrem Gewaltsystem, stammen viele Formen der Zivilisation und wohl auch ein Teil der Religionen und des Religionswesens. Wobei vieles dämonisch sein kann, was noch nicht satanisch ist. Denn wie es im Reiche des Guten eine Rangordnung gibt, so auch in seinem Widerpart.

Es lastet also diese dämonische Macht wie ein Bann auf der Schöpfung Gottes. Aber aus diesem Bann sehnt sie sich nach Erlösung. Es seufzt die ganze Natur unter dem Gesetz der Eitelkeit nach der „Offenbarung der Söhne Gottes" (Röm. 8, 18—25) und die ganze Menschenwelt blickt in Jammer, Macht und Wahn nach Christus, dem Befreier, aus.

Aus dieser Auffassung ergibt sich wieder eine große Revolution des Denkens gegenüber der üblichen. Die gewöhnliche christliche Anschauung ist geneigt, das Weltübel in allen seinen Formen direkt auf Gott zurückzuführen. Es ist sein Wille; dieser geschieht in allem. Das ist eine Quelle unendlichen Zweifels. Wie kann man gewisse Tatsachen mit dem Glauben an einen allmächtigen, weisen und gütigen Gott verbinden? Man muß dann Gott verteidigen gegen die Anklagen des Menschen, Gott vor den Richterstuhl des Menschen stellen, wobei die geschickteste Verteidigung oft genug erst recht den Zweifel zum Ergebnis hat. Zugleich gelangt man durch diese Art von Verbindung der Welt mit Gott dazu, die Welt so wie sie gegenwärtig ist, mit all ihrem Unrecht und Greuel, als recht, ja göttlich, jedenfalls aber gottgewollt, zu erklären. Das Christentum wird zum Anwalt alles Bestehenden, ja sogar des Bösen selbst.

Die Anschauung der Bibel ist genau die umgekehrte. Das Weltübel ist nicht dem Willen Gottes, sondern der Schuld des Menschen entsprungen. Es sollte nicht sein und soll darum mit dem Fortschritt des Reiches Gottes aufgehoben werden. Dieses ist insofern nicht die Weihe, sondern das Gericht der Welt. Nicht ist Gott der Angeklagte, sondern der Mensch. Und während die andere Auffassung die Beruhigung der Welt war, wird diese ihre heilige Unruhe. Jene Art von Christentum ist eine Macht der Reaktion, das Reich Gottes die ewige Revolution der Welt. Du aber sollst nicht fragen, warum Gott das Uebel zulasse, sondern sollst es mit Gott angreifen und besiegen. Du sollst nicht fragen, ob Gott gerecht, sondern ob Du recht seiest.

Auch hierin ist Blumhardt Erneuerer der biblischen Wahrheit.

c. Die Schöpfung ist wiederhergestellt durch Christus. Das ist der Sinn der durch ihn geschehenen, in Israel vorbereiteten, Erlösung. Das ganze Reich des Bösen ist aufs Haupt geschlagen, seiner Herrschermacht beraubt. Das ist der Sinn des Kampfes Jesu. Die ursprüngliche Gotteswelt wird durch ihn aus der Verderbnis

wiederhergestellt; der Abfall gutgemacht; die Natur erlöst; mit Gott auch der Mensch wieder zu Ehren gebracht und in sein Reich eingesetzt. Das ist der Sinn der Erscheinung Christi, zu der wir nun übergehen.

Blumhardt-Worte.

Jesus und die Natur. Das Leben mit dem Heiland ist Schöpfungsähnlichkeit und Gerechtigkeit und Natürlichkeit.

Schöpfung und Abfall. Es ist ein Durcheinander von Ordnung und Unordnung, von Wahrheit und Lüge, von Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, ich möchte fast sagen von Sein und Nichtsein. . . . Uns umgibt eine Schöpfung und ein Stück davon ist die Erde gleichsam zu unseren Füßen; wir gehen darauf, wir leben davon, wir haben auch eine gewisse Machtvollkommenheit darüber, wir fühlen einen Beruf dafür, und doch will es eigentlich nirgends etwas Rechtes werden. Was bist denn du, Mensch, in der Schöpfung? Was bist du denn für die Erde? Du empfindest: Ich sollte etwas sein in Beziehung auf die Schöpfung und im Verhältnis zur Erde, aber da scheint lauter Unordnung zu sein, es sind lauter zerrissene Bande und ein klarer Zusammenhang ist nicht zu sehen.

Wir haben im Verlaufe der Jahre in unsern Kreisen darüber uns klar zu werden versucht, daß in der Welt, die sicher Gottes ist, des Schöpfers, und die aus der Wahrheit geschaffen ist und darum Herrlichkeiten des Lebens uns darbietet aus Gott, doch auch ein der Wahrheit Fremdes, den Menschen an allen Orten und in jeder Lage Verwirrendes, sich durchzieht. Man sehe auf Sitten, Gebräuche, Anschauungen und Lebensarten der Völker, so wird man staunen, wie neben der herrlichen Erscheinung der Naturwahrheit in allem Geschaffenem der Mensch wie verrückt daneben hergeht. Wie die Chinesin nicht ruht, bis ihr Fuß so verkrüppelt ist, daß sie nicht mehr gehen kann, so produzieren andere Völker und Nationen, seien es christliche oder heidnische, mitten im herrlichsten Wahrheitsorganismus aus der Schöpfung Verlogenheiten von sich selbst. . . .

Schöpfung und Leibesleben. Ist diese Schöpfung, zu welcher auch unser Leibesleben gehört, einfach auf die Seite zu schieben? Oder liegen in ihr die Keime der Ewigkeit? Es gibt Viele, welche die Schöpfung Gottes gering schätzen und dieselbe am liebsten als ein schlecht Ding ansähen, das man je eher je lieber zu verlassen das Recht habe und ihm womöglich noch einen Fußtritt geben dürfe. Ich bin darüber traurig, weil ich fast die Hoffnung aufgeben muß, daß die Menschen noch wahren Verstand bekommen; denn sie sind alle abgefallen, zuerst die Heiden und dann die Christen, aber doch die Christen noch mehr als die Heiden. Denn namentlich die alten Heiden haben Gott an seiner Schöpfung noch mehr geehrt, als die Christen jetzt tun, die vor lauter Jenseits nicht mehr sehen, auf welcher Perle von Schöpfung voll unendlicher Gottesliebe sie das Licht des Lebens sehen dürfen.

Der Tod gegen den Sinn der Schöpfung. Gott hat doch nicht Geister geschaffen für diese Körperwelt, sondern Leiber und hat diese Sein Ebenbild genannt. Nur unter den schauerlichsten Wehen kann solch ein Leib abgeschafft werden, und jedermann sieht und erfährt an sich selbst, daß der Tod ein Gericht ist und er den Menschen darum ängstigt, wenn auch der Mensch noch so stark sein

will und sich einredet, als ob er ganz ruhig sterben und ein Geist sein könnte. Was wäre dagegen natürlicher, als daß der Mensch dächte: Da ist etwas nicht in Ordnung, das in Ordnung kommen muß, wenn Gottes Wahrheit und Willen in Seiner Schöpfung zu ihrem Rechte kommen soll.

Gott spricht durch die Schöpfung. In dem, was durch die Schöpfung zu mir spricht, will ich meine Bezugsquelle haben, nicht in Menschen. Gott spricht mit mir durch die Schöpfung. Ich drehe mich nicht weg von der Natur der Erde. In dem allen ist ein großes Leben des Vaters im Himmel, gerade so wichtig wie das Leben in den Propheten und Aposteln.

Nicht alles kommt von Gott. Man schreibt oft alles, was in der Welt begegnet, Gott zu, aber darin tut man Unrecht. Es gibt auch Menschenwerk und Teufelswerk, aber die tun weh, während das Werk Gottes immer wohl tut. Daran erkennt man es. Wir sind schuld, daß so vieles schlimm geht in der Welt. So laßt mir doch meinen Gott gehen und sagt nicht, Er sei's!

Sünde und Elend und Tod und all das Lumpenzeug, das ist ein drittes; das ist weder Mensch, noch ist es Gott, und das drücken wir mit einander hinaus, das gehört da nicht hin.

Wir haben den Sinn Gottes vereitelt durch unsere Torheiten und sind nun in einer Situation, wo wir Schmach tragen müssen.

Ich weiß gewiß: gewisse Schicksale kommen nicht von Gott.

Elend und Jammer kommt immer, wo Gott nicht ist.

Durch Euch soll Vernunft in das Schicksal kommen.

(Fortsetzung folgt.)

L. Ragaz.

Soziale Neuordnung.

(Fortsetzung.)

Als notwendige Folge aber dieser Neuordnung von Eigentum und Arbeit wird eine solche nicht eben nur des persönlichen Lebens, sondern auch des öffentlichen, des politischen Lebens statthaben. Unser politisches Leben dreht sich heute um die Macht. Die Macht hat, wer die Arbeitsmittel in seinen Händen hat. Wenn sie in den Besitz der Gemeinschaft übergehen, dann wird auch dieses politische Leben andere Formen annehmen können. Worin werden sie bestehen? Wird es überhaupt langsam aussterben? Zugunsten der Behandlung rein wirtschaftstechnischer, rein organisatorischer Fragen? Das ist nicht anzunehmen. Denn neue Probleme werden sich auftun. An die Stelle der Machtkämpfe werden Ideenkämpfe neuer Art treten. Schal und öde ist heute das politische Leben. Geistlos sind die Disputationen, die in unsern Ratssälen im Allgemeinen geführt werden. Vom Wohl der Allgemeinheit, von vielen hohen Dingen ist wohl oft die Rede, aber um die Interessen von Parteien, Klassen, Cliquen, um die Vormacht wird, still oder laut, zähe und erbittert gerungen. In

der kommenden Ordnung aber werden die alten Parteien fallen und die Machtkämpfe sinnlos werden. Dafür tritt an ihre Stelle der Kampf der Geister um das Finden immer neuer Wege und Möglichkeiten. Was die Oeffentlichkeit angeht, was für ihr Leben von Wichtigkeit ist, es wird in gemeinsamem Suchen gefunden werden. Denn die Fragen werden nicht verschwinden und die Aufgaben nicht kleiner werden. Vielmehr wird man dann Zeit und Verständnis finden, sie ihrer Bedeutung gemäß zu würdigen. Der Kampf aber um die besten Lösungen all der neu sich erhebenden Fragen und Aufgaben wird in edler Weise geführt werden. Ueber allen steht ja das gleiche Ziel. Und alle dienen dem gleichen Ganzen, und gegenseitiges Vertrauen trägt die Auseinandersetzungen. Die gemeinsame hohe Bestimmung wird nicht mehr vergessen werden, auch wenn die Menschen Menschen bleiben und keine vollkommenen Wesen werden.

Das Vertrauen wird eine erzieherische Politik ermöglichen. Der Größere wird zum Kleineren herabsteigen und sich ihm verpflichtet fühlen. Er wird Geduld üben können, weil er auf den Sieg seiner großen Gedanken vertrauen kann, und weil er will wachsen lassen, was ihm als das Höhere erscheint. Macht und Gewalt werden verpönt sein, weil sie als die große Selbsttäuschung erkannt werden, die nur immer unerträgliche Spannung erzeugt und verheerende Gewitter auslöst. Die Politik wird zur wahrhaft edlen Gesinnung der Geister durch Klärung und Erziehung werden. Sie wird neuen Glauben schaffen, und gegenseitiges Finden ermöglichen ohne Abschwächung der Forderungen, ohne Kompromißpolitik zu werden. Sie wird werden zum Leuchtenlassen dessen, was man als das Höchste selbst hat. Zur Quelle, aus der die Menschen Klarheit um Klarheit schöpfen für die Fragen des Alltags. Zum Gesundbrunnen aus der Giftküche, die sie heute ist.

Dabei wird die Frau eine besonders wichtige Aufgabe haben. Denn gerade alles Edle und Reine, was uns heute in der Politik mangelt, das erwarten wir wohl mit Recht von der Mitarbeit der Frau, die den Standpunkt reinen Menschentums in die Politik hinein bringen soll. Wo die Wege gesucht werden für neue und immer schönere Formen gemeinschaftlichen Lebens, da gehört die Frau hin, da wird sie gehört werden. Sie wird vor allem auch den erzieherischen Wert solchen öffentlichen Lebens suchen und heben helfen. Sie wird verstehen, die kleine und schwache Saat guter und feiner Gedanken und Ansätze zu pflegen und zu hüten. Daß dabei die völlige Gleichberechtigung der Frau und des Mannes kommen muß, braucht wohl nicht begründet zu werden. Sie wird erst zeigen, daß es eine große Schuld auf sich laden hieß, wenn bis heute alle die Kräfte, die Frauen in das öffentliche Leben hineintragen können, wissentlich und mit Absicht, vielleicht auch da und dort mit Berechnung ferngehalten wurden, wenn man sie zur Ohnmacht, zum

Brachliegen verurteilte. Reich und voll werden viele Quellen guten Geistes fließen, die man heute mit Mühe an die Oberfläche pumpt, von dem Tage an, da die Frau zu ihrem Rechte kommt und man ihr Wort hört, da man ihr nicht mehr nur mit leichten Komplimenten, sondern mit aufrichtigem Willen, sie mitarbeiten und mitkämpfen zu lassen, entgegenkommt.

Daß eine unmittelbare Folge dieser Geisteskämpfe die theorethische Neuordnung sein wird, soll nur noch gestreift werden. Vom neu erwachten Leben werden alte theoretische Formulierungen hinweg gefegt werden. Wie das Wirtschaftsleben so ist auch das theoretische Denken heute vom Rechnen beherrscht. Die Zahl ist die Herrin des Denkens geworden, anstatt daß sie die Dienerin geblieben wäre, die sie einst war. Mit dem Seziermesser und dem Maßstab geht man an das Leben heran. Die Geschichte wird zu einem toten Fetzen, den man nach Belieben zerzupft. Das Denken ist eingespannt in abstrakte und bequeme Formulierungen, die zu Schlagworten mißbraucht werden zur Rechtfertigung alles dessen, was einem gerade in den Kram paßt. Diese unheilvolle Stellung des Wissens, eines falschen Wissens, wird noch weiterhin zu reden geben. Hier aber soll der Forderung Wort verliehen werden, daß eine kommende Wissenschaft keine solchen Dogmen und keine Wissenspäpste mehr brauchen kann. Daß Schlagworte von der historischen Dialektik sowohl als solche von der Unvoreingenommenheit des Wissens nichts mehr bedeuten dürfen. Das Wissen soll der Gemeinschaft dienen. Aber es soll sich nicht anmaßen, das Leben selbst bewältigen zu können. Erleben und künstlerisches Schaffen werden ihren eigenen Weg suchen und finden, das Wissen wird sie ziehen lassen. Das immer neue Aufschaffen aller Erkenntnis an Hand des Lebens wird kommen. Die Wissensaristokratie aber, die, unberührt „von der Erscheinungen Flucht", pfeift auf das Kämpfen und Ringen des Pöbels, sie wird verschwinden so gut als manche andere sogenannte Aristokratie verschwunden ist. Der Wissensdünkel der ebenso wie auf Seite der sogenannten Bildung heute auf derjenigen der Ungebildeten zu finden ist, wird keinen Raum und keinen Sinn mehr haben in einer Welt, wo die Arbeit den Adel des Menschen ausmacht. Freilich wird nun auch die echte geistige Arbeit wieder zu der ihr gebührenden Anerkennung kommen. Heute genießt sie dieselbe in weiten Kreisen des Proletariates nicht mehr. Sie ist vielleicht daran in nicht wenigen oder den meisten ihrer Vertreter selbst schuld. Sie wird dieser Gefahr nicht mehr ausgesetzt sein, wenn auch sie, freiwillig und mit Freude, sich einordnet in den Dienst gegenüber dem Menschen, wenn sie nicht mehr den Anspruch erheben will, als einziges Glied aller menschlichen Tätigkeit über den Wolken schweben, für sich eine völlig abgeschlossene Welt bilden zu dürfen. Wenn sie zu der Erkenntnis gekommen sein wird, daß auch sie zu dem einen Reiche der Arbeit gehört. Daß sie nicht müßige Spielerei sein darf, sondern ihre Aufgabe hat im Ganzen drinnen. Dann wird

sie ganz anders als heute getragen sein können von dem Bewußtsein, daß ihr eine große Arbeit obliegt: die menschliche Erkenntnis nach allen Seiten auszubauen, zu vertiefen, an ihre Quellen zu führen, damit die Gemeinschaft daraus trinken, sich daran erlaben kann.

Auf dem nun geschaffenen Boden werden eine Reihe von Fragen leichter lösbar erscheinen, als es zunächst schien.

Der allgemeine Arbeitszwang wird nicht mehr als ein drohendes Schwert über den Menschen stehen müssen. Denn in ihnen wird der Arbeitswille aufwachen. Sie leben in einer neuen Welt, einer Gemeinschaft, in der sie sich geborgen fühlen können, an deren Obsorge sie alle teilhaben. Die größte Schande wird diejenige sein, diese Sorge nicht durch den Willen zur Arbeit wett zu machen; das größte Leid, nicht arbeiten zu können. Die Arbeit wird zur Freude geworden sein, sie wird den Menschen heben und adeln, ihn erst zum wahren Glied einer neuen Gemeinschaft machen. Worin sie auch bestehen mag, in ihr findet der Mensch nun Genüge, in ihr kann er leben, in ihr entdeckt er immer neue Tiefen des Lebens. Und so wie eine Mutter ihr Kind strafen kann, wenn sie es nicht mehr helfen und mitarbeiten läßt an gemeinsamer Arbeit, so wird man ein Glied der neuen Gemeinschaft strafen, wenn man ihm die Arbeit im Dienste dieser Gemeinschaft verbietet, ihm nicht mehr das Vertrauen der Mitarbeit schenkt.

Ein neuer Arbeitswille wird alle Befürchtungen vertreiben, daß in einer Welt, wo nicht mehr der Eigennutz, der Kampf ums Dasein, der Konkurrenzkampf das oberste Prinzip aller Arbeit sei, auch die Arbeit selbst erlahme und Gleichgültigkeit an deren Stelle trete. Wo Arbeit eine Freude ist, wo sie das Element bildet, in dem der Mensch lebt, ohne das er nicht leben kann, da braucht es nicht mehr die zerstörenden Kräfte des Kampfes ums Dasein und der Konkurrenz zu ihrer Belebung, da lebt die Arbeit aus sich heraus. Wird nicht heute schon solche Arbeit getan? Arbeit, die nicht gestoßen wird von der Notwendigkeit des Konkurrenzkampfes, des Neides, der Eigensucht, des nackten Kampfes ums Dasein? Und sollte in einer Gemeinschaft, wo der Einzelne sich getragen weiß von der Gesamtheit, diese Arbeit nicht die große Selbstverständlichkeit werden?

Die gleiche Freude aber an der Arbeit für die Gemeinschaft wird, wie die Arbeitsmüdigkeit so auch die Willkür in der Arbeitsleistung vermeiden lassen und eine ebenso feine, ja wohl gesundere Organisation ermöglichen. Die Unterordnung, die jede Organisation der Arbeit erfordert, und die heute eine so schwere Frage und ein ungelöstes Problem ist, wird nur dann auf natürliche Weise geschehen können, wenn sie aus der Freude an der gemeinschaftlichen Arbeit hervorwächst. Freie selbstgewollte Ein- und Unterordnung einem sinnvollen Ganzen gegenüber wird die natürliche und schöne Folge einer neuen Arbeit sein.

Auf diesem Boden kann eine wirtschaftliche Demokratie weitgehendster Art sich entfalten. Es ist die große Forderung unserer Tage, daß der Arbeitende auch Mitspracherecht habe an seiner Arbeit, bei ihrer Organisation, bei ihrer Ausgestaltung nach der oder jener Richtung hin, bei der Verwendung des Arbeitsertrages. Daß der Arbeitende teilhabe an der Verantwortung für die Arbeit. Daß er wirklich zum mitbestimmenden Gliede einer Arbeitsgemeinschaft werde. Diese wirtschaftliche Demokratie ist ein Unding, solange sie durchseucht ist von einem Geist des gegenseitigen Mißtrauens und des Sich-Schädigen-Wollens. Sie ist eine Farce, und wird nichts als Verderben erzeugen, solange es in der Arbeit ein Oben und Unten im heutigen Sinne gibt, die beide sich feindselig gegenüber stehen. Sie ist eine Treibhauspflanze auf dem heutigen Boden, zum Absterben schon wieder bestimmt. Sie wird aber ein gesundes, lebensstarkes Gewächs werden, wenn sie nicht einfach einer alten Arbeitsordnung aufgepropft wird, sondern als zu einer neuen gehörend heranwächst. Sie ist eine Selbstverständlichkeit für die Arbeit, die im Dienst einer Gemeinschaft getan wird. Die Freude an der Arbeit wird ihr wiederum den Boden ebnen können. Ihre Voraussetzung ist Einleben und Einsicht in den Betrieb, Kenntnis der Möglichkeiten eines Arbeitszweiges. Beide werden sich ergeben aus dem innern Teilhaben an der Arbeit. Mensch und Arbeit werden eines sein, darum aber auch wird dem ersteren in viel höherm Maße die Fähigkeit gegeben sein, seine Arbeit selbst mitgestalten zu helfen, ohne daß er der Willkür verfällt. Und in immer tieferem Eindringen in die Fülle der Möglichkeiten wird die Fähigkeit wachsen, die Arbeit zusammenzufassen in zweckmäßigen und sinnvollen Verbänden.

Eine großzügige wirtschaftliche Organisation, die nicht einfach wieder mit der Anarchie zwischen den einzelnen großen wirtschaftlichen Verbänden einhergeht, sondern wirklich ein großes Ganzes schafft, wird sich gerade aus dieser wirtschaftlichen Demokratie und der durch sie ermöglichten allgemeinen Beteiligung an der Organisation der Arbeit ergeben. Einer Arbeit, die vom guten Geiste des Dienens gegenüber einer Gemeinschaft von Menschen erfüllt ist, werden neue Geisteskräfte geschenkt werden. Es werden Künstler, Erfinder, Entdecker auf dem Gebiete der Organisation sich finden, weil durch diese neue Arbeit die höchsten geistigen Kräfte im Menschen geweckt werden. Das Bewußtsein des Gemeinschaftlichen wird die Menschen verbinden auch auf wirtschaftlichem Gebiet, über die Arbeitsgebiete hin, über die Länder hin. Ein Tempel der Arbeit wird gebaut werden können, der nicht mehr widerhallt von dem Geschrei der widerstrebenden Interessen, sondern erfüllt ist von der machtvollen Ruhe eines gemeinsamen Willens. Die ganze Wucht der internationalen Formen wird erst jetzt zur Geltung kommen. Eine neue starke Internationale wird erstehen, eine Völkerverbindung geschaffen werden können, die unzerreißbar ist.

Und in diesen Formen wird auch eine neue Ehrfurcht vor allem Großen und Hohen im Menschen möglich werden. Eine solche Organisation der Arbeit braucht Führer und Helden. In der heutigen Form wirtschaftlichen und öffentlichen Lebens ist das Führertum zum Possenspiel geworden, zum Schandfleck dieser ganzen untermenschlichen Art, sich führen zu lassen. Das gewöhnliche Demagogentum aber, das heute an der Tagesordnung ist, wird verschwinden, wenn so große Aufgaben an alle herantreten. Wenn es sich nicht mehr darum handelt, die Ehre einer Partei oder einer Klasse möglichst dadurch zu wahren, daß man diejenige des Gegners gründlich heruntermacht, um sich selbst nachher wieder das Gleiche bieten lassen zu müssen, sondern wenn echtes Führertum und echte Größe erstes Erfordernis werden und die Welt nach ihnen ausschaut. Ein feineres Empfinden für solche Größe und solches Führertum wird Blasiertheit und Hoheit durchschauen und entlarven, sie sich nicht mehr gefallen lassen. Wenn die neue Arbeit auf das gegenseitige Dienen eingestellt ist, so wird das Vertrauen die einzige Grundlage für die Unterordnung unter Große und Führer sein können. Tiefes Vertrauen, das nicht mehr auf Befehl und Verordnung, aber auch nicht mehr wie heute auf Demagogentum ruhen kann. Der Wechsel der Führerschaft in einer Bewegung wie der Sozialdemokratie ist bezeichnend. Wer heute Liebkind ist wird morgen mit Zischen und Pfui empfangen. Weil nicht das Vertrauen die Grundlage dieses Führertums bildet, sondern die Sucht nach Modegrößen. An was für Popanzen sich dabei die geführte Masse hängen kann, für einen Tag lang, und wie solche Gestalten verstehen, sich allen Winden anzupassen und immer wieder den Weg zur Gunstbezeugung dieser Massen zu finden, das mögen die heutigen Parteien und ihre Führerschaft, auf der einen wie auf der andern Seite lehren. Wenn einmal die Welt vor großen Aufgaben der Neuordnung stehen wird, dann wird der frische Wind solche Spreu freilich schnell hinwegfegen. Dann wird das Rufen nach wirklicher Größe laut werden. Nach wirklichem Heldentum. Dann werden uns auch wieder Führer geschenkt werden, an denen die Welt heute bitter arm ist. Dann wird der Mensch erscheinen in seiner Schönheit und Kraft, seiner Reinheit und Aufopferungsfähigkeit

Das ist das Bild der neuen Welt, die wir vor uns sehen, die uns die Erlösung bringen soll. Wie aber nun für diese neue Welt kämpfen, ihr den Boden, die Atmosphäre bereiten, daß sie leben kann? Der Kampf für diese neue Welt drängt heute Entscheidungen zu. Alles ruft nach einer neuen Ordnung der Dinge. Nicht mehr die Träumer und Phantasten sehnen sie herbei, die Menschheit schaut aus nach ihr. Welches ist unsre Aufgabe?

Wir haben sie wohl in zwei Formen zu erkennen, im Kampf gegen die alte Ordnung und im Kampf für die neue. Beide Formen, die negative und die positive sind notwendig. Auch die negative.

Es muß dem Neuen Raum geschafft werden. Manches Alte will ihm den Weg verlegen. Manche Kraft wird vergeudet, um Altes zu halten. Auf allen Seiten ist Widerstreben zu spüren gegen das Kommen eines Neuen. Mit unerbittlicher Schärfe soll daher immer wieder die Unwahrhaftigkeit und Lüge unsrer heutigen Welt, die Hohlheit ihrer Argumentationen und die Verderblichkeit ihrer vermeintlich stärksten Stützen aufgedeckt werden. Da darf der Kampf keinen Augenblick aufhören. Wenn eine neue Welt wirklich die alte erlösen soll, so muß zuerst diese alte Welt als das erscheinen, was sie in Tat und Wahrheit ist, sie muß ihres falschen Glorienscheines beraubt werden, damit sie in ihrer wahren Gestalt vor aller Augen steht. Das wohlige Behagen, das man da und dort noch versucht ist, in ihr zu empfinden, muß erschrecken und aufmerksam werden auf den Abgrund, an dem es so lange und gemütlich dahingewandelt ist.

Gerade nach einem Weltkrieg, wie wir ihn durchgelebt haben, darf nicht mehr die alte Faulheit Meister werden. Und Manches was vorher selbstverständlich war, muß einen tüchtigen Stoß bekommen und sich zum mindesten neu rechtfertigen, wenn es weiter anerkannt bleiben will, manches andere aber wird einfach fallen, wird seine Position als verloren betrachten müssen. Um zwei Beispiele zu nennen: der Militarismus, sollte er sich wirklich in unserm Lande nochmals in der alten frechen Form breit machen wollen, wird es sich gefallen lassen müssen, daß man ihn schon von Anfang an gehörig empfängt und gründlich abdankt. Die alte faule Form sogenannter Demokratie, die man nun so leichten Herzens mehr als fünf Jahre lang aufgegeben hatte, sie soll nicht wieder als Demokratie erscheinen wollen, sondern sich als das geben was sie ist und wohl schon seit langer Zeit immer war, als Kliquenherrschaft im besten Sinne des Wortes, die nichts nötiger hat als eine kräftige Blutauffrischung. Mit Lächeln wird man von nun an die schönen Reden von Demokratie anhören dürfen aus dem Munde derselben Männer, die entgegen dem Willen eines Großteils des Volkes die unumschränkte Gewalt in ihren Händen behielten und sich weniger als ihre Kollegen in monarchischen Ländern um das Vertrauen des Volkes bekümmerten.

Die Beispiele ließen sich wohl vermehren. Und solchen Kampf gegen Lüge und falschen Schein, gegen protziges Sich-Breitmachen überlebter schiefer Gebilde werden wir in Zukunft ebensogut und so scharf zu führen haben wie bis anhin.

Aber wenn dieser negative Kampf geführt werden soll, so soll es vielleicht doch nicht ganz in der alten Weise geschehen. Zu oft wurde er da und dort mit Haß und jeder feineren Sache unwürdigen Mittel geführt. Gerade wenn er sich mit Recht gegen das Falsche der alten Ordnung kehrte, so lag die Gefahr nahe, dieser alten Ordnung unbewußte Konzessionen zu machen. Der Kampf

gegen das, was ist, wird besonders gefährlich dadurch, daß er die Kräfte lähmt, wenn nicht das erwünschte Resultat eintritt, und sie dann zu Zeiten wieder mit der falschen Hoffnung erfüllt, mit zweifelhaften Mitteln den Gegner am Ende doch überwältigen zu können. Aus der bisherigen Geschichte dieses Kampfes erhellt deutlich genug: der Kampf gegen eine alte Ordnung führt oft gerade dieser alten Ordnung in die Arme. Er läßt leicht Kompromisse mit dem Alten zu in der Ueberzeugung: besser etwas erreicht zu haben als gar nichts, besser dem Gegner ein Stücklein Boden, abgerungen zu haben, wenn dabei vielleicht auch wiederum vorläufig eine eigene Position aufgegeben werden mußte, als mit leeren Händen aus dem Kampfe heimkehren. Ein bloß negativ geführter Kampf wird die große Gefahr in sich bergen, daß um kleiner oder größerer Teilerfolge willen das ganz große Ziel vergessen und außer Auge gelassen wird, daß man um auch wichtiger aber bei weitem nicht zentraler Forderungen willen sich von seinem ureigensten Kampfesboden abdrängen läßt, von dem Boden, auf dem allein man stark ist und bleiben kann. Er wird so zur stillschweigenden Anerkennung des gegnerischen Standpunktes. Er macht damit auch eigentlich das Gewonnene wieder illusorisch. Er paßt sich dabei schließlich soweit an den gegnerischen Standpunkt an, daß er von demselben in gewissen Momenten regelrecht wieder bis zur Ohnmacht geschlagen werden kann. Der Kampf gegen den Militarismus, wie er von der sozialdemokratischen Partei geführt worden ist, kann dafür ein besonders deutliches Beispiel liefern. Er war vor dem Kriege ein ewiges Spiel von Vorstoß und Zurückweichen. Immer aber ließ man sich eben vom Gegner leiten in der eigenen Fragestellung. Und als die große Entscheidungsfrage kam, da kam auch die Ueberrumpelung, das allgemeine Versagen. 1912—1914, welch ein Abgrund trennt die beiden Daten! Und seitdem folgte recht besehen, eine Niederlage der andern. Die Ablehnung der Landesverteidigung, eine großartige Geste, begleitet von Munitionsfabrikation und Verständnislosigkeit für die Frage der Dienstverweigerung, das Liebäugeln mit dem Gedanken einer roten Armee, d. h. einer kommenden Militärdiktatur derjenigen, die die Militärdiktatur einst grundsätzlich verurteilt hatten, was sind sie beide anders als Zeichen dafür, daß das zeitweilige Paktieren mit dem Gegner zunächst zum Versagen, dann zur gänzlichen innern Haltlosigkeit, zur Verirrung geführt hat. Der Kampf gegen den Militarismus endet mit der Verherrlichung einer neuen Auflage dieses Militarismus.

Was aber an diesem einen, wahrhaft tragischen Beispiel deutlich wurde, das gilt doch wohl als allgemeine Regel: der negative Kampf allein wird nie zu wirklichem Voranschreiten, weit eher zum Versagen führen. Er muß begleitet, ja getragen sein von einer positiven Art des Kampfes. Die alte Welt wird dadurch am meisten geschwächt und in Frage gestellt, daß man ihr eine wirklich

neue entgegenstellt, diese neue ganz und groß zu vertreten versucht, so daß der ganze tiefe Unterschied zwischen Altem und Neuem klar wird. Damit allein wird die alte Art vor die Existenzfrage gestellt, wird sie ihrerseits in die Defensive gedrängt. Nicht mehr sie ist es, die dem Gegner den Kampfesort diktiert und ihm die eine oder andere Position aufnötigt. Nein, vor ihr selbst steht etwas Neues, das den Anspruch erhebt, der Wahrheit näher zu kommen. Die alte Ordnung wird zu zeigen haben, daß sie lebensfähig ist, oder sie wird Stück für Stück neben der neuen lebensfähigeren absterben müssen als überboten und überholt. Das Herausarbeiten einer neuen Welt wird so zum langsamen aber sichern Gericht einer alten werden müssen überall da, wo das Neue wirkliches Leben in sich trägt.

Auch diese positive Arbeit wird ringsumher getan. Drei Formen sind es im wesentlichen, in denen sie geschieht. Dabei sind sie nicht alle rein positiv, wollen aber doch im wesentlichen diesen Teil des Kampfes zu dem ihrigen zu machen. K. Straub.

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau.

Zu den Weltereignissen.

1. Deutschland und Frankreich. Im Vordergrund des politischen Geschehens steht der durch die Pariser Konferenz der Alliierten gemachte Versuch, die Ausführung des Friedensvertrages in zwei Hauptpunkten: der Entwaffnung Deutschlands und der Leistung der „Gutmachungen" durchzusetzen. Es fehlt uns der Raum, um diese Angelegenheit mit der Ausführlichkeit zu behandeln, die sie verdiente; aber der wohlwollende Leser wird auch aus kurzen Andeutungen unsere Meinung erkennen.

Es versteht sich von selbst, daß wir nicht auf dem Boden der Pariser Konferenz stehen und andere Lösungen der in Betracht kommenden Probleme für richtig und notwendig halten. Aber für noch viel ungerechter als die Forderungen der Alliierten halten wir den Lärm unserer „Germanophilen" aller Sorten über sie. Der ist so wohlfeil als nur möglich und ist umso heuchlerischer als man von dieser Seite her keinen Laut des Tadels vernommen hat, als die Dinge geschahen, deren tragische Folge nun jene Forderungen sind. Man muß sich doch, um die Lage mit Verstand und Gerechtigkeit zu beurteilen, Folgendes vergegenwärtigen: Nicht nur Deutchland ist in schrecklicher Not, sondern auch Frankreich. Man kann sogar mit guten Gründen die Ansicht vertreten, Frankreichs Lage sei noch

schlimmer, namentlich, wenn man die Zukunftsaussichten in Betracht zieht. Es hat absolut gesprochen fast ebensoviel Männer im Kriege verloren, als Deutschland, im Verhältnis zu seiner Einwohnerzahl aber viel mehr. Finanziell hat der Krieg es viel mehr gekostet als Deutschland, da die sofortige Besetzung seiner reichsten Gegenden, die zugleich das Zentrum seiner Industrie waren, es zu einem ungeheuren Import nötigte. Es wird, auch wenn es hundert oder mehr Milliarden von Deutschland bekommt, damit nur ungefähr die Pensionen für seine Kriegskrüppel bezahlen können und noch etwa dreihundert Milliarden Kriegsschulden behalten, abgesehen von allem Uebrigen.

Dazu kommen noch Tatsachen, die mehr gefühlsmäßiger Art sind. Eine entscheidende Rolle spielt die Verherrung Nordfrankreichs. Sie ist ein Teil des deutschen Kriegsplanes gewesen. Jahre, Jahrzehnte vor dem Kriegsausbruch war dieser Plan mit wahrhaft satanischem Raffinement darauf angelegt worden, Frankreich nicht nur militärisch und politisch, sondern auch ökonomisch zu vernichten. Aus diesem Grunde (unter anderm) geschah der Einbruch durch Belgien statt durch die Schweiz, nicht wegen unserm ruhmvollen Heer mit seinem „Flankenschutz" oder unserer Neutralität, wie unsre Naiven meinen. Aus diesem Grunde wurden die Bergwerke von Briey besetzt, und Frankreich genötigt, das Erz für seine Rüstungsindustrie vom Ausland zu beziehen, unter riesigen Kosten. Das Werk wurde gründlich getan. Zur Zerstörung gesellte sich die systematische Ausplünderung, von deren Umfang wohl wenig von unsern Entrüsteten eine Ahnung haben und die sich übrigens auch auf Belgien, Polen, Rumänien, Italien, Serbien erstreckte.

Das Alles hat man besonders in Frankreich noch nicht vergessen. Dergleichen Dinge vergessen sich nicht so rasch! Es ist noch nicht vergessen, daß nicht nur die Obstbäume umgehauen, sondern auch die Spaliere an den Häusern abgeschnitten, es ist noch nicht vergessen, daß noch in den letzten Tagen vor dem Waffenstillstand ganze Bergwerke zerstört und massenhaft Maschinen nach Deutschland geschafft wurden! Die französischen Soldaten, meistens Bauern, die dann auf deutsches Gebiet vordrangen, haben noch nicht vergessen, daß sie, aus der Wüste kommend, zu der ihr Grenzland geworden, in des Feindes Land Haus und Feld unversehrt antrafen.

Und zu alledem noch das Bewußtsein, daß man dieses ganze grauenhafte Unglück unverschuldet erfahren habe, daß man das Opfer eines teuflischen Anschlages geworden sei! Es soll hier nicht untersucht werden, wieweit dieses Bewußtsein berechtigt ist — daß es, wenn auch etwas übertrieben, so doch nicht unbegründet ist, bleibt unsre Ueberzeugung — jedenfalls muß man damit rechnen, wenn man die Franzosen verstehen will. Wozu denn, um die Tragik voll zu machen, auf deutscher Seite eine wenigstens in den bürgerlichen Kreisen, aber nicht nur dort, fast völlige Abwesenheit von

Einsicht in diese Sachlage, geschweige denn von Schuldgefühl und Selbsterkenntnis kommt. Statt daß die Urheber dieses Krieges und dieses namenlosen Jammers für Deutschland und die Welt ihre verdiente Strafe fänden, werden sie gefeiert und bejubelt und Frankreich in die Hölle verdammt.[1])

Alles das muß bedenken, wer in dieser Sache nicht bloß billige Phrasen machen will. Vor diesen Tatsachen muß zunächst das Entrüstungsgeschrei verstummen. Es ist besonders in der Schweiz allzubequem. Ich wollte unsere biderben Landsleute, deren Haupttugend die Hochherzigkeit wahrhaftig nicht ist, sehen, wenn wir Aehnliches erlebt hätten, wie die Franzosen! Man muß vielmehr so weit gehen, zu sagen: Vor dem Richterstuhl der bloß menschlichen Gerechtigkeit und des gewöhnlichen menschlichen Urteils entsprechen die Pariser Forderungen dem Recht und erschöpfen dieses noch bei weitem nicht, sind sogar noch milde zu nennen. Freilich ist das Recht nicht das Höchste, sondern die Gnade. Aber es brauchte eine gewaltige Höhe des Christusgeistes, wenn die Franzosen im Angesicht des Geschehenen sprechen wollten: „Es ist vergeben!" Wer hat das Recht, dies von ihnen zu verlangen?

Wenn dies festgestellt ist — erst dann — darf die höhere Wahrheit das Wort ergreifen und soll es dann auch. Sie sagt uns, daß es nicht immer richtig ist, auf seinem Recht zu bestehen; daß es neben der direkten und speziellen eine indirekte und allgemeine Schuld am Kriege gibt; daß alle Völker, die siegenden inbegriffen, jetzt Anderes nötig haben als Vergeltung im Sinne des „Auge um Auge, Zahn um Zahn"; daß nun das alte System erledigt sein und eine neue Art des Zusammenlebens der Völker begonnen werden muß, wenn nicht alle zusammen, Sieger und Besiegte, zugrunde gehen sollen. Auch schon der gesunde Menschenverstand müßte seine Stimme erheben. Er müßte den Franzosen sagen, daß sie nicht weise seien, wenn sie so viel von den deutschen Gutmachungen erwarteten. Es ist wahrscheinlich, daß die deutschen Milliarden, wenn sie wirklich kommen, Frankreich erstaunlich wenig helfen. Sie werden im Fiskus verschwinden, wie Wasser in löchrichtem Boden, und vielfach nur Sumpf erzeugen, anstelle von fruchtbarem Land.[2]) Dieser gesunde Menschenverstand müßten ihnen sagen, daß es ein Unsinn sei, von einem in vieler Hinsicht bedeutend stärkerem Volke zweiundvierzig Jahre lang einen Tribut erheben zu wollen, den nur die Gewalt erzwingen kann. Er müßte ihnen sagen, daß eine falsche Behandlung Deutschlands es an der naturgemäß langsamen Selbstbesinnung und geistigen Er-

[1]) Daß gewisse „gläubige" Christen bei uns mitmachen, die Paris als die große babylonische Hure betrachten, Potsdam aber als eine Art neues Jerusalem, braucht uns nicht zu wundern.

[2]) Diesen Gesichtspunkt habe ich im Winter 1919 in einem „Offenen Brief an einen französischen Freund" in der Neuen Schweizer Zeitung entwickelt, natürlich ohne damit Anklang zu finden.

neuerung erst recht hindern, dort alle schlimmen Elemente endgiltig obenauf bringen und Mächte stark machen könnte, die ganz Europa in den Abgrund ziehen würden. Wie leicht könnte geschehen, daß Frankreich dann nicht nur keine Milliarden bekäme, sondern erst recht verloren wäre! Zu diesen Argumenten sollte sich die Erwägung gesellen, daß Frankreich schließlich durch den Sieg eine Fülle von Vorteilen errungen hat (Elsaß-Lothringen, Kolonien, Ausbeutung der Saarbergwerke für fünfzehn Jahre usw.) und endlich, last not least, daß der Sieger großmütig sein kann und soll.

Sollte bei einem so gescheiten Volke wie die Franzosen, und einem so realistischen, wie die Engländer sind, für solche auf der Hand liegende Wahrheiten kein Verständnis vorhanden sein? Das darf man nicht annehmen; vielmehr ist vorauszusetzen, daß die Männer, die diese Pariser Forderungen aufgestellt, sich über das Utopische daran vollkommen klar sind. Was konnte sie trotzdem veranlassen, damit ein so gefährliches Spiel zu treiben?

Damit kommen wir auf den entscheidenden Punkt. Das Motiv zu diesem Verhalten ist die Angst – die Angst vor der Wahrheit. Man will Andere und vielleicht auch sich selbst betrügen, solange es geht. Aber diese Angst ist nun, in einem noch weiteren und tieferen Sinn, überhaupt der Kern des ganzen Problems. Was die Franzosen treibt, ist nicht Imperialismus und Militarismus, wie die unter uns üblichen Schlagwörter lauten; darüber sind alle wirklich orientierten Berichte aus Frankreich einig. Es ist vielmehr die Angst — die Angst vor dem neuen künftigen Uebergewicht Deutschlands und der neuen Todesgefahr für Frankreich. Dazu die Angst vor — der Armut, das Hängen an dem einstigen Reichtum und der Behaglichkeit des paisible rentier. Es ist der falsche Glaube an das Geld und seine Macht. Diese Angst, zur Verzweiflung werdend, erzeugt dann den Glauben an die Gewalt als ultima ratio. Kurz, es ist ein falscher Glaube, der dieses Frankreich beherrscht — ich sage: dieses Frankreich, denn es gibt ein anderes, das aber vorläufig noch nicht das Wort führt. Denn vorläufig ist in allen Ländern, vielleicht mit zwei bis drei Ausnahmen, (zu denen die Schweiz aber nicht gehört!) das Schlechteste obenauf.

Frankreich müßte einen andern Glauben haben. Es müßte sich sagen, daß seine Zukunft nicht von den deutschen Milliarden abhängt, sondern von seiner eigenen Arbeit und Tüchtigkeit. Es müßte gegen die Angst vor der neuen Uebermacht seines alten Feindes geborgen sein im Vertrauen auf eine neue Ordnung des Völkerlebens und eine Macht der Gerechtigkeit, die über diesem steht. Es müßte den Gewaltglauben und den Geldglauben abtun und durch einen andern ersetzen. Kurz: es müßte an Gott glauben, statt an Götzen oder Schlagworte, dann verlöre es seine Angst; seine Seele würde frei und seine Zukunft wäre gewonnen. Ja, es müßte sich vielleicht bis zu jenem Glauben erheben, der es möglich macht, Gnade zu

üben, statt Recht. Nur so ist ihm eine andere, die richtige Haltung möglich.[1])

Aber wenn wir dies erkennen, müssen wir dann nicht an die eigne Brust schlagen? Haben wir denn etwa einen andern Glauben, als jene Pariser Diplomaten und ihr Anhang? Handeln wir etwa aus jenem bessern Glauben?

Jenes deutsch-französische Problem ist unser Problem; ist das Problem der Politik, das übergeht in das religiöse Problem. Jedenfalls fällt vor dieser Betrachtung alle Selbstgerechtigkeit zu Boden. Besäßen wir etwa jene seelische Höhe, die so Grauenvolles einfach vergäße und vergäbe?

Es ist unser Problem. Darum sollten auch wir Alle es lösen. Es sollte international gelöst werden, durch eine großartige Solidarität aller Völker im Tragen der Folgen des Krieges, den im allgemeinen Sinn doch Alle verschuldet haben. Hier müßte die Völkerbundsidee ihre Kraft entfalten, die man darum stärken sollte, statt sie zu schwächen. Alle internationalen Organisationen sollten sich der Aufgabe annehmen. Die Gewerkschaftszentrale besonders müßte den Einfluß der Arbeiterschaft in die Waagschale werfen. Wir Alle sind verantwortlich, nicht bloß einige Diplomaten und Finanzleute.

Es ist unser Problem, aber nicht zum Schimpfen und zu pharisäischer Ueberhebung, sondern zur Demütigung und zur Arbeit.

II. Im Schweizerland. Selbstgerechtigkeit gegen andere Völker ist eine Hauptsünde des Schweizervolkes, an der es leicht sein Gericht erleben könnte. Und doch ist zum Hochmut wahrhaftig kein Anlaß. Es verwirft eine Initiative, die dem Militarismus, aber auch — im Kanton Zürich — ein Gesetz, das dem Alkoholismus Abbruch getan hätte.[2]) Das Letztere im Namen der Freiheit, gerade auch durch die Anhänger der „Diktatur"! Und gleichzeitig schaut es zu, wie Bundesrat und Bundesversammlung über seinen Kopf hinweg Beschlüsse von größter politischer und sozialer Tragweite fassen. Im Angesicht solcher und ähnlicher Tatsachen bekommt man immer wieder den Eindruck, daß der heutige Schweizer nur noch eine Freiheit mit Leidenschaft verteidigt: die Freiheit zu — saufen (s. v. v.!) und was ihr verwandt ist!

Doch nein, wenn fünfzehnhundert Soldaten des Völkerbundes durch die Schweiz fahren sollten, um anderwärts — Krieg zu verhindern, also als internationale Polizei, dann gibt es heilige Entrüstung, dann regt sich der helvetische Freiheitssinn, der sonst so tief entschlafene. Dann muß der Bundesrat vor einigen germanophilen

[1]) Auch diesen Gesichtspunkt habe ich in jenem offenen Briefe ausgeführt.

[2]) Daß die Verwerfung der Militärgericht-Initiative zum guten Teil auf das Konto der bolschewistischen Torheit kommt, die alle Reaktion begünstigt, liegt auf der Hand.

Obersten und ihrem Anhang kapitulieren. Es dürfen bei uns hier ausländische Agenten monarchisch-reaktionäre Erhebungen und damit neuer Kriege aller Art vorbereiten, das regt den freien Republikaner nicht auf, aber fünfzehnhundert Völkerbundssoldaten da ist das Heiligtum bedroht! Wir wollen im Völkerbund sein, seine Vorteile genießen, aber nichts leisten und in unserm Kleinkram ungestört bleiben. So verlieren wir auf alle Weise die Berufung, die wir hätten und stoßen alle Gelegenheiten eines allzugütigen Geschickes von uns.

So auch auf dem sozialen Gebiete. Nachdem man für das Militär 70 Millionen budgetiert, müssen sie durch Zölle eingeholt werden. Als es sich um jenes Budget handelte, da wurde unsere Finanzlage optimistisch dargestellt, nun, da es sich um die Schonung des Kapitals handelt, wird sie wieder pessimistisch gefärbt. Daß es sich bei diesen neuesten Operationen — den Beschränkungen der Einfuhr und den Zollerhöhungen — um die Interessen der Besitzenden handelt und alle andern Begründungen nur Masken sind, das ist auch dem klar, der nicht geneigt ist, jedes sozialistische Agitationsschlagwort anzunehmen. Und das Volk wird ignoriert. [1])

Warum darf auch bei uns die Borniertheit und das Laster, der Geldsack und der Säbel regieren? Gibt es denn keine andere Schweiz? Warum ist sie so machtlos, ja fast wortlos? R.

[1]) Vgl. dazu die Ausführungen eines so unabhängigen Mannes wie Prof. Eugen Großmann in der Neuen Schweizer Zeitung No. 16, 17 und 19.

Aphorismen.

An sich treffliche Männer können sich vollständig ungeeignet machen (in Staat, Kirche ꝛc.), wenn sie es verschmähen, fort und fort von Neuem zu lernen von ihrer Zeit. Dies Lernen heißt wahrlich nicht etwa, dem Zeitgeist huldigen; sondern es heißt: dem Zeitgeist gewachsen bleiben dadurch, daß man den Geist der Zeit immer besser verstehen lernt.

Zur gefl. Notiz. Um eine notwendige nachträgliche Erweiterung eines Artikels anbringen zu können, mußte der Artikel von U. W. Züricher „Der Glaube an die Liebe" im letzten Augenblick aus dem schon zusammengestellten Heft zurückgelegt werden, was beim bereits gedruckten Umschlag nicht mehr möglich war.

Druckfehlerberichtigung. In dem Aufsatz über Blumhardt im letzten Heft haben sich eine Reihe von Druckfehlern eingeschlichen, die der Leser größtenteils selbst korrigiert haben wird. Es seien aber folgende ausdrücklich hervorgehoben: S. 10, Z. 3 von oben muß es heißen „mächtig" (statt „mäßig"); S. 14, Z. 19 von unten „einst" (nicht „meist"); S. 20, (Fußnote) 1894 (statt 1854).

Redaktion: **R. Lejeune**, Pfarrer in Arbon; Liz. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Professor in Zürich; **Karl Straub** in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Lejeune** zu senden. — Druck und Expedition **R. G. Zbinden & Co.** in Basel.

Gehorsam bis zum Tode.

Vom Sterben Jesu und vom Auferstehen Christi reden oder schreiben zu wollen, wird immer schwerer, scheint immer unmöglicher, je mehr man ahnt, was dies Sterben und Auferstehen bedeutet, je mehr man damit in die Tiefe der ganzen Welt der Gottesgedanken und Gottestaten vordringt, die wir ja nicht ausdenken können. Das Kreuz Christi — es kann uns doch nur immer wieder in tiefste Andacht zwingen; sollen wir nicht gänzlich schweigen vor ihm?

Und doch, es darf heute, gerade heute nicht zum Ruhepunkt für unsre Seele werden, nicht so, daß sie sich nur hineinversenkt in stummem Sichverlieren. Nein, gerade wenn es uns wieder zum Zeichen heiligster und völligster Anbetung werden soll, wenn es Quelle der Kraft zu allem Guten sein soll, müssen wir es doch zu deuten wagen, muß uns sein Sinn nahe rücken, müssen wir dies Zeichen immer besser verstehen, das uns voranleuchten und in den Kampf führen soll.

Wir werden ja kein anderes Zeichen finden für Kampf und Sieg, als dieses. Denn im Namen Jesu des Gekreuzigten werden sich beugen aller derer Kniee, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind. Er am Kreuz, er war und ist der Weg. Das aber heißt doch nicht, daß er für uns gegangen, damit wir nicht gehen müßten, daß er gelitten, damit wir jubeln dürften? Er ging, damit wir nachfolgten, er litt, damit all unser Leiden, Kämpfen, Sterben nun einen Sinn bekäme, er siegte, damit unserm Ringen Sieg beschieden sei; er war der Erstling des Gottesreiches, damit wir Mitstreiter würden. Aber Er am Kreuz — und darum auch wir unterm Kreuz.

So muß auch über unserm Leben, soll ihm die Verheißung werden, als Forderung stehen, was seines Lebens Adel war: Gehorsam bis in den Tod. Und dies in zwiefachem Sinne: Damit das Göttliche in uns siege, und damit es durch uns siege in der Welt.

So versuchen wir zu erkennen, was das heißt: er war gehorsam bis zum Tode. Er, der Gott war, Christus, und zugleich der Mensch

Jesus; Er, in dem Gott und Mensch in wunderbarer Einheit gegenwärtig waren, und durch den das Göttliche mit allem Ungöttlichen, mit allem was „menschlich" war, den furchtbarsten Entscheidungskampf zu führen hatte. Da ahnen wir, daß nicht nur Gehorsam bis in den leiblichen Tod sein Wesen war, sondern daß der Gehorsam ihn täglich in ein Sterben hineinführen mußte, daß sein ganzes Leben eine Passion gewesen, deren letzter Gipfelpunkt nur das Sterben des Menschen Jesu war. Wie könnten wir auch nur eine Ahnung haben von der Schwere dieser Passion? Was wohl allein seinem göttlichen Wesen das Erleiden von körperlichem Schmerz und leiblicher Not gewesen sein mag, dem es so absolut entgegengesetzt war? Was für unsäglicher Kampf wohl in ihm sein mochte zwischen Jesus, dem Menschen, und dem Gottessohn? Wird er mit der „Versuchungsgeschichte" abgetan gewesen sein? Und welche Qual der Zusammenstoß seines Wesens mit allem Rohen, Gemeinen, Sündhaften unserer Welt bedeutet hat? Charfreitag war die tiefste Tiefe eines Leidens, das wir doch nur dann erahnen können, wenn wir es im ganzen Leben Jesu sehen.

Und nun wir, die wir unter dem Kreuz stehen — stehen *wollen*, ihm nachzufolgen? Wir haben uns gar sehr daran gewöhnt, zu sagen, daß der Mensch in uns sterben müsse, damit Gott in uns lebe, und deuten es gern oberflächlich, indem wir die besonders ungöttlichen Seiten unseres Wesens zum Opfer bringen, und meinen, das sei dann „das Kreuz". Aber der Gehorsam bis in den Tod fängt doch erst da an, wo diese Selbstverständlichkeiten aufhören. Mit der ernstlichen Hingabe an Gott, mit dem Verlangen, daß einzig Er in uns lebe und aus uns wirke, geht es erst hinein ins Kämpfen, und es wird, je mehr Gott in uns ist, nicht leichter, sondern schwerer. *Könnte* es denn überhaupt anders sein, wenn es dem Kreuze nachgeht? Und doch scheint es uns immer wieder unverständlich, undenkbar! Wir wollen vielleicht noch begreifen, daß uns viel Liebes genommen wird, wenn es uns doch im Wege stand; hier können wir das Sterben noch verstehen. Wir müssen dahingeben, was Menschliches uns anhaftet, mag es auch edel und schön sein, wenn Gott es nicht brauchen kann. Und daß Kämpfe kommen, verstehen wir auch; Kämpfe mit Leid und Schmerzen, Kämpfe mit dem Bösen, mit dem Niedrigen und Häßlichen um uns. Ja, wie gern wollten wir in diese Kämpfe gehen. Gehorsam in ihnen sein — bis zum Sieg. Aber bis in den Tod? Daß wirklich das Kreuz *das* bedeutet, daß es so ganz immer ins Sterben gehen muß; daß uns alles genommen wird, und wir oft in diesen Kämpfen scheinbar unterliegen, wo wir doch siegen wollten, um Gottes willen siegen sollten? Warum dies Sterben, warum dies Kreuzesdunkel über unserm Leben?

Ach, daß wir doch stille würden vor diesem unendlichen Geheimnis der Wege Gottes! Daß wir doch einsehen wollten, daß dies Geheimnis sich nur dem lösen kann, der still eben diesen Weg bis zu Ende geht, gehorsam an Gottes Hand bis in alles Leid, in

allen Tod hinein. Der wird es dann mit unsäglichem Dank erleben, daß Gottes Wege, wunderbar und herrlich, durchs Sterben hindurch gehen, daß jeglicher Tod unter Seiner Hand zum Eingang in neues Leben wird. Dort leuchtet dann das Osterwort: Mußte nicht Christus also leiden, und zu seiner Herrlichkeit eingehen? Dort leuchtet es mitten im Lebensdunkel; und durch jedes neue Todestor hindurch jubelt die Seele auf, die sich Gott näher gezogen fühlen darf, die darum kein Leid mehr wirklich schrecken sollte, wenn sie so den Weg Christi gehen darf.

Dann erkennt sie aber auch noch mehr: wie hätte sie wohl je den Weg zu den Brüdern, zu ihrem Leid und ihrer Sehnsucht finden können, wenn nicht auf diese Weise? Kann sie nun nicht erst wahrhaft lieben, wahrhaft heilen und auch wahrhaft führen? Wenn wir ihn nur ganz gingen, den Pfad des Gehorsams unter dem Kreuze — wie würden wir ein Ostern ums andere erleben, wie würden Kräfte göttlichen Lebens in uns und um uns aufbrechen, wie wären wir dann geweiht, Gottes Streiter zu sein!

Als solche wüßten wir dann, daß es auch für die Sache Gottes in der Welt keinen andern Weg geben kann, als den des Kreuzes. So darf es uns nun nicht mehr schrecken, wenn sich auch über ihn Charfreitagsdunkel legen will. Mußte nicht Jesus die Sache des Gottesreiches scheinbar völlig vernichtet und zerschlagen am Boden sehen? Mußte er es nicht ertragen, daß alle Jünger flohen und die ganze Macht der Welt einen unerhörten Triumph feierte? Mußte er nicht in alle Höllen hinein, wurde er nicht scheinbar vom Dunkel verschlungen und vom Tod besiegt?

Wir dürfen nicht verzagen, wenn es auch heute mit Gottes Sache scheinbar so geht. Er führt sie doch — aber durch Sterben hindurch. Und je näher der Ostersieg, umso schwerer Leid und Kampf. Er wird seine Sache führen in das Ringen hinein, wo die ganze Macht der Feinde sich zusammenballt zu Entscheidungen, er wird sie mitten darinnen scheinbar verlassen sinken lassen, gegenüber der Wucht des Gegners sie ein Nichts sein lassen, Niederlage wird scheinbar auf Niederlage folgen, unter Spott und Verachtung wird es durch Leid und Tod gehen. Aber wenn es nur im Gehorsam geht. Dann leuchtet auf einmal im Osterlicht die Wahrheit des Gottesreiches auf: daß sein Sieg aus Niederlagen bricht, daß Gott sterben läßt, damit Er, der das Leben ist, seine Herrlichkeit offenbare. Dann ist wieder durch das Kreuz aller scheinbare Triumph der widergöttlichen Mächte zu ihrem Zusammenbruch geworden, und der Sache Gottes ein Ostern errungen.

Wie verstehen wir nun, daß wir, wenn wir dem Gottesreich dienen wollen „der Welt absterben" müssen, und wie weit entfernt ist dies von aller Weltflucht und aller weltabgewandten Innerlichkeit! Gottes Streiter sterben der Welt, um seiner Sache in ihr zu leben; sie lassen die Welt, um sie ganz für Gott zu gewinnen, sie werden

klein und schwach in ihr, damit Gott Alles werde in ihr und seine Herrschaft und Herrlichkeit sie erfülle.

O, daß uns so unter dem Kreuze Jesu kein Sterben, kein Charfreitag mehr schreckte! Daß wir lernten, gehorsam sein bis in jeden Tod! Welch einem Ostern ginge dann Gottes Reich auf Erden entgegen!

Dora Staudinger.

Blumhardt, Vater und Sohn.

4. Jesus Christus.

Die Erscheinung Christi gewinnt in diesem Lichte ihren Sinn. Dadurch erklären sich auch alle die Züge am Bilde seines Lebens und Werkes, die einem von ganz andern Voraussetzungen ausgehenden Denken so große Schwierigkeiten bereiten.

a. Was ist der „Christus", der in dem Menschen Jesus „Fleisch" wird? Er ist, wie sich Blumhardt öfters ausdrückt, „das Persönliche Gottes". Wir können in seinem Sinne wohl sagen: Er ist Gott als Mensch. Gott in seinem „Wesen an sich" ist dem Menschen unfaßbar. Als solcher führt er, unabhängig von des Menschen Tun, das Regiment der Welt. Aber in Christus verbindet er sich mit dem Menschen, wird er sein Bruder, geht er in den Menschen ein, will er nur mit dem Menschen zusammen schaffen. Und noch mehr: In „Christus", wie schon in „Jehova" (Jahwe) wird Gott aus einer Idee eine Realität. Der ganze Sinn der Erscheinung Christi zum Unterschied von allem Heidentum wird daher ausgedrückt in dem Satz: „Das Wort ward Fleisch". Es ist Gottes Heiligkeit und Güte, die in Christus Gestalt gewinnt und auf Erden Wohnung macht. In ihm tut sich sein Vaterherz kund, aber es vollendet sich doch auch seine Heiligkeit. Sie tritt gerade in der Liebe ganz hervor.

Es ist also das Menschliche Gottes, was in Christus erscheint. Aber zugleich das Göttliche des Menschen. Gott tritt aus seinem Dunkel hervor und wird aus dem unbekannten der bekannte Gott, aber damit geschieht auch erst die volle Offenbarung des Menschen. Der Mensch wird das, was er in Gottes Gedanken von Anfang an war. Er wird von allen Banden befreit und zur Herrlichkeit des Sohnes Gottes erhoben.

Das ist das alte, offenbare und doch unerschöpfliche Geheimnis der Menschwerdung Gottes in Christus Jesus. Davon redet Blumhardt in neuen Zungen. Er sieht besonders Eines wieder, was man in der Christenheit vergessen hat: daß das göttliche Wesen, das im Menschen Jesus erschienen ist, sich nicht auf ihn beschränkt, sondern durch ihn ausgegossen ist auf die mit ihm verbundene Menschheit. Die Menschwerdung ist ein umfassendes Ereignis, das Wort ward Fleisch in aller Wirklichkeit, anhebend mit der Gemeinde

Christi. „So Viele ihn aufnahmen, denen gab er Vollmacht, Kinder Gottes zu werden." (Joh. 1, 12.)

b. Damit ist in Jesus das Reich Gottes erschienen. Das Reich Gottes ist die Wiederherstellung der Schöpfung Gottes durch Christus. Das Reich Gottes ist nicht etwa — es ist wichtig, diesen Unterschied zu verstehen — die allgemeine Weltregierung Gottes. Diese erstreckt sich auch über diejenige Welt, die Gott nicht kennt, oder die sich sogar gegen ihn stellt: sie waltet auch in der Natur, „über den Ungläubigen, den Dämonen, die Ihm dienen müssen, wenn sie tun nach ihrer Lust". Aber das ist nicht Reich Gottes. Reich Gottes ist bloß da, wo der Mensch sich Gott zur Verfügung stellt zur Wiederherstellung und Fortführung der Schöpfung. Reich Gottes ist also da, wo Christus waltet. Reich Gottes ist da, wo seine Kräfte hervorbrechen. Reich Gottes ist da, wo eine neue Welt erscheint, wo „diese Welt", dieser Aeon, durch den kommenden verdrängt wird und damit das Weltleben durch das ewige Leben. Mit andern Worten: Reich Gottes ist da, wo der heilige Geist waltet und schafft.

Diese neue Wirklichkeit, im alten Bund angebrochen, ist in Jesus Christus vollkommen erschienen — die in Wort und Tat dargestellte wahre Wirklichkeit Gottes und des Menschen. Sie ist auf die Erde, ins „Fleisch" gekommen und soll sich hier vollenden. Gott will darin Wohnung machen. Nur dieses Eine bedeutet Jesus. Er vollbringt es in Wort und Tat. Es leuchtet in ihm als Sonne der Welt auf. „Das Reich Gottes ist nahe herbeigekommen. Kehrt um und glaubet der Kunde!" „Dein Reich komme!"

c. Aus diesem Grundsinn der Erscheinung Christi erklären sich alle ihre übrigen Züge. Er ist die wiederhergestellte Schöpfung, die wieder erschienene Unmittelbarkeit Gottes. Darum ist er zweierlei: Er ist anders, als die vorhandene, verderbte Schöpfung, die „Welt", denn er ist Gottes letzter, eigentlicher Wille. Er ist darum übernatürlich, d. h. über das, was sonst geschieht, hinausgehend, außerordentlich, wunderbar. Aber er ist damit auch erst recht natürlich, d. h. gerade die wahre Natur und Ordnung. Er stellt die Welt Gottes dar, wie sie wäre ohne die darin geschehene Verderbnis. Er zeigt, was sein kann, wo die Welt Gottes durchbricht.

Das ist der Sinn derjenigen Bestandteile des Lebens Christi, die man die Wunder nennt. Es lehnt sich dagegen die Wunderscheu der sog. modernen Denkweise auf, die keine „Durchbrechung des Naturzusammenhanges" will; und zwar vielleicht gerade aus Frömmigkeit, weil der Gott der Ordnung doch der Schöpfer der Natur ist. Auch hat es je und je eine Wundersucht gegeben, die das Gegenteil wahren Glaubens, nämlich Aberglaube, ist. Dazu hat die Orthodoxie aus den Wundern ein Schaustück gemacht, indem sie sie als Beweise für das Dogma der Gottheit Christi verstand. Aus alledem erklärt sich eine gewisse Abneigung auch frommer Menschen

gegen das Wunder. Aber sein Sinn wird damit mißverstanden. Das Wunder ist nicht eine Durchbrechung der Naturordnung, sondern die Erscheinung einer neuen, höhern Ordnung, eben des Reiches Gottes. Oder sollten etwa die Ordnungen des natürlichen und geistigen Lebens, die wir heute kennen, die einzigen und letzten sein? Dies anzunehmen wäre nicht Aufgeklärtheit, sondern Beschränktheit. In den Wundern des Lebens Christi erscheint vereinzelt, in einigen ersten Kundgebungen, jene neue Welt Gottes, die einst in voller, strahlender Wirklichkeit hervorbrechen wird. Sie müssen den an die Erscheinungen der uns gewohnten Welt Gebundenen eine Torheit sein, aber die Torheit vor der Welt ist die Weisheit Gottes. Das Reich Gottes, als die Erfüllung der Gedanken Gottes und Aufhebung der Verderbnis der Welt muß zunächst *gegen* diese Welt sein, auch gegen ihre „Vernunft" — *die auch eine verderbte* ist. Gerade als die wahre Natur muß es den an eine verdunkelte Natur Gewöhnten widernatürlich erscheinen. Es ist aber bloß das große Ja der Schöpfung Gottes.

Das bedeuten die Wunder, die Christus tut und erlebt. Die Heilung von Kranken zeigt, daß das Reich Gottes vollendete Gesundheit ist; die Auferweckung von Gestorbenen, daß es auch den Tod überwindet; die Speisung von Tausenden durch wenige Brote und Fische, daß seine Kraft mitten in Armut eine Sättigung der Menschen bewirken wird, wo jetzt der selbstische Hunger allen Reichtum verdirbt; das Wandeln auf dem Wasser, daß es eine uns heute noch unbekannte Macht über die Natur verleihen wird, deren der Glaube habhaft zu werden vermag. Und ähnlich alles Uebrige. Dabei spielt die Frage nach der „Geschichtlichkeit" dieser Erzählungen gar keine so entscheidende Rolle. Denn auch wo da und dort „Legende" entstanden sein sollte, so wäre sie doch Sinnbild und Ausstrahlung des in Jesus *wirklich* erschienenen neuen Wesens.

d. Aus dem gleichen Grundsinn erklären sich auch die Hauptstadien des Lebens Christi selbst und wird ihre Bedeutung offenbar.

Jesus ist auch selbst eine neue Schöpfung, ein Wunder. Sein Eintritt in die Menschenwelt bedeutet darum eine Veränderung ihres Wesens, eine Reinigung und Erhöhung. Diese Wahrheit liegt in der Botschaft von seiner *jungfräulichen Geburt*. Sie ist darin wie in einer zarten Hülle, die man nicht zum Dogma machen sollte. Die *Weihnachtsgeschichten* erläutern auf eine Art, der keine abstrakte historische Darstellung auch nur von ferne gleichkommen könnte, den Sinn des Eintritts Christi in die Geschichte der Menschheit.

Die *Berufung* und *Versuchung* Christi stellt den entscheidenden, zugleich einmaligen und ewigen Kampf des Reiches Gottes mit der Macht des Widergöttlichen dar. Dieses erscheint darin gleichsam in seiner höchsten Vollendung, weil es seine erhabenste, christusähnlichste Form annimmt. *Der Tod Jesu am Kreuz*

bedeutet das Sterben des Menschlichen, damit das Göttliche lebe. Es wird darin durch das stellvertretende Priestertum Christi das ganze Weltwesen im Gericht darüber durch die höchste Reinheit und Liebe hingegeben, damit das ganze Gotteswesen hervorbreche. Nicht wird dem „Fleisch", d. h. der menschlichen Selbstsucht und der bloßen religiösen Form, ein Ruhepolster bereitet, sondern im Gegenteil Gott die Ehre gegeben ob allem Fleisch, alles ihm geopfert, damit er allein herrschen könne, und mit ihm dann freilich alles erlöste Leben der Welt und des Menschen.

Denn zum Tode gehört die Auferstehung. Auch diese ist nicht als eine „Durchbrechung des Naturgesetzes" oder als ein Schaustück seltsamen Geschehens aufzufassen, sondern als eine innere Notwendigkeit der Welt Gottes, als ein sieghaftes Hervorbrechen des Reiches Gottes gegenüber dem scheinbaren Sieg der Welt, besonders aber als Triumph über allen Tod. Es ist also nicht „Durchbrechung" sondern Offenbarung einer Ordnung; es ist ein neuer Schöpfungsakt, der Anfang einer neuen Welt, die sich nach und nach entfalten soll und wird.

Entspricht diese Auffassung der Wissenschaft? Antwort: Durchaus nicht. Die Wissenschaft sieht von diesen Dingen nichts. Sie hat dafür keine Augen. Diese Dinge sind der Wissenschaft durchaus entzogen; sie können nur geschaut werden, durch den Glauben, können nur erlebt werden von Menschen, die etwas vom lebendigen Gott und seinem Walten erfahren und verstehen. Es tut sich hier eine Gotteswelt kund, die freilich anders ist als das gewöhnliche Weltgeschehen und nicht mit dessen Maßstäben gemessen werden darf. Für diese Gotteswelt kann eine „kritische Theologie" trotz den schärfsten „wissenschaftlichen" Brillen staarblind sein. Daraus folgt zweierlei: Die Wissenschaft kann diese Gotteswelt weder bejahen noch verneinen. Weder für das Eine noch für das Andere hat sie ein Recht. Sie hat es mit der Welt zu tun, nicht mit Gott, mit dem „Ordentlichen", nicht mit dem „Außerordentlichen". Eine Neigung wird sie freilich haben, dieses zu leugnen, wegzuerklären, aber dann überschreitet sie ihre Grenze. Es ist eine durch nichts begründete naive Anmaßung, wenn irgend eine Wissenschaft behauptet, die von uns beschriebene Welt Christi sei nicht wirklich.

Aber aus diesem Grunde darf man eben aus dieser auch keinen Satz einer Wissenschaft machen, und heiße diese auch Theologie, darf daraus keine Geschehnisse machen, die genau gleich wären wie andere Geschichten, darf sie nicht als Mirakel ins religiöse Schaufenster stellen, sondern muß sie stehen lassen als das, was sie sind: als Geheimnisse des Glaubens, die sich in dem Maße aufschließen, als Gottes Reich Wirklichkeit wird und als Wirklichkeit erfahren wird. Sie haben nur in diesem Zusammenhang Wert und werden in jedem andern zum Schaden.

e. In Christus tritt die neue Welt hervor, in der Gott und Mensch offenbar werden. Dies ist auf eine doppelte Weise zugleich verstanden und mißverstanden worden: durch die Orthodoxie und die Aufklärung in all den verschiedenen Formen der beiden. Die Orthodoxie hat die neue Schöpfung in Christus verstanden und die Rolle Gottes darin betont. Aber sie hat diese Geschichte in ein Dogma gebracht, Jesus selbst zu einem Dogma gemacht, das Menschliche und Lebendige seiner Gestalt aufgehoben und so seine Erscheinung zu einem mythologischen Drama veräußerlicht. Damit hat sie das freie Denken eingeengt, den göttlichen Sinn dieser Geschichte verdunkelt und mit dem modernen Denken auch eine lebendige Frömmigkeit dagegen aufgeregt. Die Aufklärung ist dafür die Wortführerin geworden. Sie hat vor allem das Menschliche und Natürliche in dieser Geschichte gesucht und zu Ehren gebracht. Das ist der Segen ihrer „Kritik", besonders auch der sog. Bibelkritik und im allgemeinen der freien Bibelforschung. Aber es hat auch ihr am Verständnis für den wahren Sinn dieser Geschichte gefehlt. Sie hat das „Uebernatürliche" darin, die Rolle Gottes darin, verkannt. Sie hat sich an das Schema des Gewöhnlich-Menschlichen gehalten und alles wegerklärt, was diesem nicht entsprach. So hat sie das Reich Gottes an die Welt und ihre „Vernunft" und „Kultur" preisgegeben.

Die Wahrheit steht über beiden Auffassungen. Man muß nicht meinen, daß die der Aufklärung etwa auf der Wissenschaft beruhe. Vielmehr ruht die „Wissenschaft" der freisinnigen oder „modernen" Theologie selbst auf den Vorurteilen der Aufklärung, d. h. auf einer ganz engen, zeitgeschichtlich begrenzten Denkweise, die nun jedenfalls durch ein neues, tieferes Denken und einen geöffneteren Blick für die Höhen und Tiefen der Wirklichkeit ersetzt wird. Die wirkliche Wissenschaft hat über die Frage der Tatsächlichkeit des Wunders, d. h. des Uebernatürlichen im Neuen Testament und anderswo kein Wort zu sagen und weiß das auch selbst ganz genau. Aber damit fällt auch die Orthodoxie dahin. Denn auch sie macht aus dem, was nur der Glaube sehen kann, ein Wissen, und daraus dann gar noch ein Gesetz.

Orthodoxie und Aufklärung müssen sich auflösen in dem Strom der neuen Erkenntnis des Reiches Gottes. Aus dem Dogma muß wieder eine lebensvolle Geschichte werden. Und eine menschliche Geschichte. Das ist eben die Verbindung des Göttlichen und Menschlichen im Reiche Gottes, daß es in dieser göttlichen Geschichte ganz menschlich zugeht. So auch in der Urkunde darüber, den biblischen Berichten. Wir brauchen uns gar nicht daran zu stoßen, daß es darin Unvollkommenheiten, Widersprüche, Irrtümer gibt. Das gehört zu ihrem vollen Menschentum. Ein steifes Inspirationsdogma könnte diesen ganzen lebendigen Charakter der Bibel

nur zerstören. Aber gerade in diesem Menschlichen kann das Göttliche sich kund tun, mit aller Freiheit und Beweglichkeit.

So werden mit den Einwänden des modernen Denkens auch die alten Einseitigkeiten und Gegensätze in der Auffassung Christi überwunden. In dieser neuen Art gesehen, wird die Geschichte Jesu wieder so wirklich, glaubhaft, natürlich, selbstverständlich. Wieder wird gerade Blumhardt uns ein Zeuge der Realität Christi, unvergleichlich mehr als alle „positive Theologie". Und er wird die Versöhnung der Gegensätze auf höherem Boden. Nirgends hat man von Jesus so menschlich und natürlich, so realistisch und frei geredet, wie hier, und nirgends ist die Wirklichkeit Gottes in ihm mit solcher Wucht und Selbstverständlichkeit hervorgetreten. Man läßt alle Freiheit walten, nimmt alle moderne Theologie mit dem Stück Recht, das sie enthält, ruhig an, überbietet sie aber durch eine umfassendere Wahrheit.

Es muß aber Eins noch einmal hervorgehoben werden, was für das richtige Verständnis der in Christus erschienenen und mit ihm verbundenen übernatürlichen und doch natürlichen Welt von ganz fundamentaler Bedeutung ist und nie vergessen werden darf ohne größten Schaden — wie es dann auch für die ganze übrige Botschaft von Gott, Christus und Gottesreich gilt: Es handelt sich dabei niemals um „objektive" Lehren, die man nach Art der Wissenschaft übermitteln könnte, sondern um Erlebnisse, Erlebnisse des Glaubens. Losgelöst davon verliert sie ihren Sinn, wird Dogma und zuletzt Mythus. Mit andern Worten: alle diese Wahrheiten sind solche nur für diejenigen, die den lebendigen Gott und Sein Reich suchen und finden und genau nur in dem Maße, als sie dies tun. Sobald man sie zum Gegenstand einer Theologie macht — und heiße sie religiös-sozial — sind sie sofort entstellt. Es sind Wahrheiten nicht für Philosophen und Systematiker, sondern für Kinder Gottes und Kämpfer seines Reiches.

Blumhardt-Worte.

Der Name Jesus. Wir wissen nichts als den Namen Jesus .... Von diesem Manne kommt noch das Schicksal der Menschheit zur Entscheidung. Die Jahre werdens bringen.

Jesus der Wille Gottes. Er ist der Erste, der in dem Willen Gottes, des Vaters der Menschen, drin steht. Und nicht nur gedankenmäßig, wie die Propheten des alten Bundes taten, sondern so, daß er mit seiner Persönlichkeit auf Erden, als ein Mensch unter den Menschen, mit jedem Blutstropfen sozusagen schon in dem Willen des Vaters drin steht, daß es nicht seine Worte, nicht seine Gedanken, nicht seine Liebenswürdigkeit, oder sonst welche Tugenden sind, sondern seine ganze Persönlichkeit steht mitten drin in der Erkenntnis des großen Gottes, der uns besonders Vater ist.

Jesus der Glanz Gottes auf Erden. Dazu will uns Jesus helfen, welcher der Glanz Gottes ist auf Erden. In diesem Manne strahlt wieder

Gott, und deswegen ist Er für etwas da, Er nützt wieder dem lieben Gott in der Schöpfung unter den Menschen. Das ist Sein Werk und deswegen hat Er das ewige Leben und verkommt nicht, und wenn man ihn auch ans Kreuz schlägt; nichts, keinerlei Verhältnisse, ihr möget Euch denken, was ihr wollt, auch nicht das Allerungünstigste, kann diesen Mann umbringen, weil Er zu etwas da ist .. Aus ihm glänzt der Vater der Schöpfung, und die Schöpfung fühlt sich gleichsam wieder in Hoffnung gestellt, weil dieser Mann das Dienen wieder versteht, daß die Sachen für den lieben Gott möchten wieder in Ordnung gebracht werden und und die ruinierte, zur Wüste gewordene Erde möchte wiederum für Gott hergestellt werden. Ich sage euch: Das ist dem Heiland die Hauptsache. .... Der Heiland ist zuerst für Gott da und dann erst für Dich. Man hat es nach und nach herumgedreht und die Sache so darzustellen gewußt, als ob der Heiland bloß für uns gekommen wäre. Da schmeichelt man sich mit Jesus, aber das könnte einmal ganz übel auslaufen. Ich sage darum: Der Heiland fragt nach uns gar nichts, Er fragt zuletzt nach der ganzen Menschheit gar nichts, wenn sie Ihm nicht helfen will .... Er kann uns alle miteinander ohne weiteres auf die Seite stellen, Er hat schon angefangen, die Fäden zu durchschneiden und wer weiß, wie es noch gehen wird, daß auch der Christ ganz auf sich selber gestellt wird und nichts mehr am Heiland hat ....

Jesus der Glanz des Menschen vor Gott. Er ist der Glanz Gottes auf Erden und ist der Glanz des Menschen im Himmel. Wie auf Erden Gott verlilgt war, so war auch im Himmel der Mensch vertilgt. Nun kommt Jesus als der, der Er ist und Gott lebt auf Erden. Jetzt ist er wieder beim Vater im Himmel und nun lebt in Ihm wieder die Menschheit. Jetzt glänzt wieder etwas an der tot gewesenen Menschheit vor Gott; es ist also ein Glanz der Menschheit im Himmel vor Gott in Jesus.

Jesus der Anstößige. Wie hat doch der Heiland sogar nicht herkömmlich geredet; oft klingt es ja fast unanständig, was man von Ihm erzählt. „Zöllner und Huren sollen ins Reich Gottes vor den Pharisäern. Nein, das ist doch zu grob geredet! Wie gemein! Wie häßlich!“ hat es damals geheißen; dagegen wie schön, wie abgerundet, wie vollendet reden im Vergleich zum Heiland die gelehrten und geschulten Pharisäer, die Schriftgelehrten. Er ändert Sitten und Herkommen, hält gar nichts auf den Tempel und stellt alles auf den Kopf; wie ein Revolutionär erscheint er seiner Zeit, trotz aller Sanftmut und Demut.

Gott in Christus. Gott, der uns fern ist, der das unendlich große, allumfassende, Himmel und Erde umspannende Leben ist, — wir können es nicht fassen. Bloß Gott sagen hat für mich gar keinen Wert. Und wenn ich oft die Leute so von Gott reden höre, dann denke ich: „Wisset Ihr auch, was Ihr redet? Die Gedanken schwinden Einem, wenn man an Gott denkt. Darum brauchen wir etwas für uns Menschen Intimes, menschlich Verständliches, und das ist in Jesus gekommen — nicht alles von Gott, aber gerade das, was wir brauchen. Das was in Gott menschlich ist, ist in Jesus zu uns gekommen. Und darum dürfen wir nun ganz menschlich in der Erscheinung Jesu das Große Gottes denken, in dessen unendlichen Tiefen unerschöpfliche Kräfte liegen, die sich von Zeit zu Zeit mehren können in ihrem Zufluß zu uns.

Menschlich und göttlich. Wie es heißt: So Einer nicht bekennt, daß Jesus Christus ins Fleisch gekommen ist vom Vater im Himmel, so ist er kein rechter, im Geist stehender Mensch — so kann man auch sagen: Wenn jemand die Verkündigung der Erscheinung Jesu Christi nicht göttlich nimmt, nicht immer als unmittelbar von Gott kommend anzusehen weiß, und so zu respektieren weiß, daß er darunter ein Kind wird . . . so ist ein solcher kein rechter Christ, sondern ein falscher.

Jesus als kosmische Macht. Das ist der Mensch Jesus Christus: er steckt in der Schöpfung, dort ist seine eigentliche Wesenheit gegründet. Wie die Schöpfung ein Werk Gottes ist, so ist Jesus, der Sohn Gottes, ein Werk Gottes, in der ganzen Schöpfung. Er geht weit über alle Engel und alle Kräfte Gottes, die die Welt treiben . . . . Die höchsten Boten Gottes, Lebenselemente und Lebenskräfte, dienen ihm; er ist drin in der Schöpfung und nach ihm muß es gehen. Diese ungeheure Größe Jesu Christi muß man verstehen, wenn man glauben will, daß er uns Menschen noch helfen kann.

Jesus als Licht der Welt. Jesus sagt: „Ich bin das Licht der Welt." Das ist wahr, aber es bleibt doch Nacht, solange es . . . der Mensch nicht erkennt, und solange Jesus nicht erkannt wird von der Gesamtheit: Wir sind in der Nacht. Daß man geglaubt hat, es sei Tag, bloß deswegen, weil Jesus geboren, gestorben und auferstanden ist, ist der größte Fehler der Christenheit. Damit eben bleiben wir jetzt neunzehnhundert Jahre in der dunkelsten Nacht und meinen, es sei alles gut und fertig. Aber wir müssen große Bestrebungen haben, wenn wir Apostel Jesu Christi sind. Unsere tote Welt muß erst erleuchtet werden. Dann ist es Tag. Alle Menschen, alles Bewußtsein im Himmel, auf Erden und unter der Erde muß es wissen, daß Jesus alle Dinge trägt und daß er als Glanz der Herrlichkeit Gottes, als Sohn in den Dingen herrschend ist. Dann ist es Tag und dann wird die Erlösung rauschen durch alle Höhen und in alle Tiefen hinein . . .

Die Wunder Christi. Es muß eine gewaltige Gottesnähe mit dem Herrn Jesu gleichsam in die Natur der Erde eingedrungen sein, um solches (sc. das Wandeln auf dem Wasser) möglich zu machen. Vieles, was die Jünger Jesu und ganze Volksmassen alles müssen erlebt haben, können wir gar nicht mehr verstehen. Unter den angesehenen Menschen gibt es auch nur wenige, welche die erzählten Erlebnisse in der Umgebung Jesu noch als Tatsachen anzusehen vermögen; und auch für die Wenigen haben die sog. Wunder — dem Heiland sind es Werke des Vaters wie andere Werke auch — nur noch Gleichnisbedeutung. Bei dem Gedanken an ein etwaiges Wiedererleben graut es Vielen und man wehrt sich mit Händen und Füßen gegen „Wunder". Man kann sich's nicht mit der Naturordnung Gottes in der Welt zusammenreimen, und meint, es geht alles aus den Fugen, wenn etwas dem Aehnliches geschehe, was Petrus erlebt hat. Und doch — gesetzt, man erlebte es einmal, die Gottesordnungen blieben deswegen doch bestehen, würden wohl nur ihrer innern Wahrheit und ihrem eigenen Leben wieder näher gebracht, daß Lebenserhaltungen und Lebensstärkungen allgemeiner würden. Worin besteht im Endziel das Reich Gottes auf Erden? Gewiß nicht in Auflösung der Schöpfung und der von Gott stammenden Natur. Es heißt da auch: „Ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen". Zuletzt soll alles wieder mithelfen zum Leben, wozu schon heute alle Kräfte der Natur und alle Verhältnisse derselben angelegt sind.

Die Voraussetzung des Wunderverständnisses. Man kann die Erlebnisse, die man von Gott hat, nie erzählen . . . Es geht mir sogar mit den Wundern Jesu so, die in der Bibel erzählt sind. Es ist nicht möglich gewesen, es so zu erzählen, wie es war; vieles steht wie hölzern vor uns. Es ist mit äußern Worten erzählt; wer nicht den Geist hat und die Sache im Geist fühlen kann, der macht wunderliche Geschichten daraus.

Der biblische Bericht. Der Verstand für das Erforschen der Erscheinung Christi, soweit sie bloß den sinnlichen Augen bemerkbar ist, sollte zurücktreten gegen den Verstand des Lebens Christi im Willen Gottes. Man schreibt soviele „Leben Jesu" und will „die historische Erscheinung Christi" ergründen und ist verzweifelt, daß man so wenig Nachrichten über diese hat. Weder die Schrift, noch die übrige Schriftstellerei in der Zeit Jesu tut uns den Gefallen, den heutigen Heißhunger nach Feststellung der menschlichen Geschichte Jesu zu stillen. Den Aposteln und Propheten ist es gar nicht darum zu tun, uns das Geburtsjahr Jesu Christi zu überliefern. Es ist ihnen auch nicht darum zu tun, die Geschichtlichkeit der Einzelerscheinungen bei Seiner Geburt, der Auferstehung nach Seinem Kreuzestode der Welt zu beweisen. Die Wahrheit liegt nicht in der sinnenfälligen Geschichte, sondern im Leben, welches aus der unscheinbarsten, verachtetsten Geschichte als Gottesleben sich herausringt und die Geschichte des Fleisches als eine unbrauchbare Schale zurücklässt . . . Das, Mensch, was du suchst, das ist vergangen und das, was Gottes war in den Menschen Gottes, ist geblieben und bringt den Menschen Licht und Leben. Es mag sein, daß in der Berichterstattung des Göttlichen über die Männer des Anfangs auf Christus hin, in diesem und jenem, was als äußere Geschichte aufgenommen wurde, sich Widersprüche finden. Kein Wunder, daß, wo allerlei Menschen im Eifer mitwirken, auch Unvollkommenes dem Vollkommenen sich beimischte; das ist einmal so bei uns Menschen. Auch hinter dem Herrn Jesu drein hat es Leute gegeben, die Geschichtchen von ihm erzählten und einführen wollten. Diesen gegenüber aber sagt der Apostel Paulus: „Ich kenne Jesum nicht mehr nach dem Fleisch." Er will damit aber nicht sagen, Jesus habe geschichtlich gar nicht gelebt, sondern: die äußere Geschichte fällt ab und das Leben Gottes bleibt. Und wen der Geist Gottes treibt, der sucht die Beweisung Gottes, wie sie als Leben der Menschen tatsächlich auf Erden erschienen ist und lässt sich durch Nebensachen nicht drausbringen; denn er weiß, daß im Reiche Gottes eben das der Kernpunkt aller Wahrheit ist, daß im Gegensatz zur Geschichte des Menschen im Fleisch, welche vergeht, eine Geschichte wahren Menschenlebens sich vollzieht, welche in Verbindung mit Gott steht, wenn auch unter der Hülle der unvollkommen gewordenen Verhältnisse. Er weiß, daß für diese Geschichte des Lebens nicht Traditionen oder Geschichtsforschung, sondern Gott selbst eingetreten ist, damit, wenn alle Geschichte der Menschen verloren ginge, das Leben der Menschen bekannt bliebe, welche das Leben Gottes in Anfängen und Enden in sich zu vertreten hatten.

Die gottmenschliche Geschichte. Wenn wir ergriffen sind von der Sehnsucht nach Gott, dem lebendigen Gott, so müssen wir nicht so lange an den uns erhaltenen Erlebnissen der Männer Gottes aus alter Zeit herumdenken, bis es uns schwindelig wird und wir gar nichts mehr glauben können, sondern wir müssen es ins Auge fassen, wie nur daraus wahrhaftig die Freude unseres Herzens

kommt, wenn auch wir das erleben, was alle Männer Gottes erlebt haben, da es eine Geschichte gibt, die voller merkwürdiger Ereignisse ist, die aber auf dem Boden der bloßen Menschlichkeit nicht vorkommt. Der Mensch hat ja auch für sich Geschichte und da können wir lernen, können auch manches aus derselben lernen; aber es sind das nicht die Geschichten, die unser Herz erfreuen. Die Freude an der Menschengeschichte ist nicht so groß, daß wir nicht sehr gern uns dieselbe wieder nehmen ließen. Aber es gibt auch eine Geschichte in solchen Erlebnissen, die der Mensch für sich selber nicht hat, es muß etwas Göttliches dazu kommen. Es muß das Menschliche vom Göttlichen berührt werden, dann gibt es diese eigentümlichen Erlebnisse, wie wir sie von den Männern Gottes, von Abraham bis Jesus und die Apostel, lesen und — sagen wir es nur deutlich heraus — an denen wir uns ärgern. Denn was gäbe man nicht darum, wenn man mit dem Herrn Jesus nicht auch wieder Erlebnisse müßte in Kauf nehmen, die auf dem Boden der Menschen unerklärlich sind! Und vollends gar die Spitze all dieser Erlebnisse, wie sie in der Auferstehung Christi gen Himmel ragt — wie unbequem wird diese Verkündigung ihrer Vielen, die den lieben Mann so gern zu ihrem Religionsstifter machen würden, wenn Er nur nicht Sachen gesagt hätte oder Sachen von Ihm ausgesagt würden, deren man sich um der Gebildeten willen als ungebildet schämen muß. Denn wer wird das sich vorstellen wollen, der noch auf Wissenschaft etwas hält, daß Einer stirbt und begraben wird und nachher wieder kommt und nun über den Tod hinweg ist, wie wenn der Tod bloß eine Sache wäre, die man abstreifen kann, durch die man hindurchkommt, ohne daß selbst das Leibliche aufhört — im Gegenteil, das Leibliche kommt verklärt wieder. Aber alle die Erlebnisse der Männer Gottes laufen doch auf das hinaus; und in diesen Erlebnissen, nicht in den Lehren, die sich daran anhängen, liegen die Keime des Reiches Gottes. Nicht die Lehren führen zu Erlebnissen, sondern die Erlebnisse führen zu Lehren und wohl oder übel müssen wir uns zu den Erlebnissen schicken, wenn wir das Reich Gottes sehen wollen.

Jesu Geschichte von unten und von oben her betrachtet. [Die Einleitung des Johannesevangeliums ist] eine Geburtsgeschichte, die Jesu Geburt schaut nicht von unten, sondern von oben her ... Man kann seine Lebensgeschichte auch anders erzählen: Es war ein Mann, der hieß Joseph und seine Frau hieß Maria, die kamen nach Bethlehem und da ward ihnen ein Kind geboren. Und dieser Sohn wurde, wie der Vater, Zimmermann, bis es in ihn kam, daß er zu Hohem berufen war, und da ging er zu dem Propheten, der im Lande war, und wurde von ihm getauft. Dabei wurde ihm offenbar, daß er zu Größerem berufen war und er predigte von nun an im Land, bis er ans Kreuz geschlagen wurde und sein edles Leben endete. So kann man das Leben Jesu erzählen, aber wenn wir sein Leben so sehen, dann sehen wir's immer nur von unten her als ganz unseres Gleichen. Dann kann uns nie ganz verständlich werden, was er ist. Wollen wir ihn ganz sehen, in seiner ganzen Weltbedeutung, dann müssen wir ihn von oben her sehen, nicht in Bethlehem oder Nazareth anfangen, sondern in der Höhe. „Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort."

Jesus und der Gottestag. Als Jesus eintrat in unsere Gesellschaft, da war es Tag; er trat in einen Gottestag herein und man kann wohl sagen: durch diesen Gottestag konnte sich dasjenige in ihm ausleben, was in ihn gelegt war, damit die Menschheit für ihr Geschlecht auf höheres Denken und Fühlen und

Arbeiten kommen sollte. Wir verstehen mit unsern Sinnen einen Gottestag nicht zu begreifen. Es liegt ganz tief im Innern des Wesens des Lebens, wo Möglichkeiten geschaffen werden können in Zeiten, in welchen Außerordentliches geschehen kann, wie es in andern Zeiten nicht geschehen kann. In einem solchen tief liegenden Gottestag steht Jesus und sein Wirken, und das macht uns erklärlich, daß sein Wirken in der sichtbaren Welt, in der lebenden Gemeinschaft der Menschen, kaum bemerkt wurde. Die Welt der Menschen ging ihren Gang scheinbar nach wie vor. Zu seinen Lebzeiten wenigstens waren es nur ganz kleine Menschenkreise, die auf ihn aufmerksam wurden, nur wenige Jünger, die nicht einmal mit ihren Gedanken, sondern nur mit einem unbewußten Drang zu ihm hin seine Jünger geworden sind. Und doch, was in dieser Zeit eines Gottestages hinein gelegt wurde als Keim der Entwicklung der Menschen, ist das Größte geworden, was die Menschengeschichte erlebt hat. Es gibt kein größeres Ereignis, weder vor Jesus, noch nach Jesus, und ich glaube auch, in absehbarer Zeit, bis zum Schluß der Entwicklung, in welcher wir heute stehen, wird es auch kein größeres geben. Die ganze Menschheit wirbelt sozusagen um das Wirken Jesu. Alles, was seitdem geschaffen ist, Gutes und Böses, Dunkles und Helles, alles dreht sich um dieses Wirken Jesu auf die Zukunft der Menschheit hin. Es ist ungefähr ähnlich, wie in jenen Ururanfängen, da bezüglich unserer Erde es so bezeichnend als schön heißt: „Es werde Licht! Und es ward Licht!“ Nun kann es niemand mehr hindern, die Erde hat das Licht, aus dem Licht kommt alles heraus; alles Leben, aller Bestand des Lebens, alle Vervollkommnungen des Lebens, alles, bis in die tiefsten Tiefen der Erde hinunter, bis in die Steinkohlengruben, alles hat das Licht geschaffen. Aber durch welche Entwicklungen ging es! Da wird viel aufgewirbelt von Staub und Schlamm, viel Untergang, viel Schreckliches, viel Grausiges, eine fürchterliche Entwicklung! bis endlich aus der Erdrinde dasjenige geworden ist, an dem wir uns heute freuen.

So ähnlich hat es in Jesus etwas gegeben von Licht; das geht besonders uns Menschen an, und zunächst auch nur verhältnismäßig wenige Menschen. Doch seien es viel oder wenig, die Macht des Geisteslichtes, das die Menschen aufruft, einem hohen Ziel zuzustreben, in der Niedrigkeit sich nicht zufrieden zu geben, das ist erschienen und nun macht es fort. Dieses Licht des Geistes, das in die Menschen gelegt ist, schafft die größte Entwicklung, die größte Kraft der Umwälzung und die größte Kraft des Vorwärtsschreitens unter den Menschen bis auf den heutigen Tag. Viel Staub ist aufgewirbelt worden, viel Gräßliches der Menschen ist an den Tag gekommen, weil Sünde und Roheit und Gemeinheit hat sich müssen an den Tag wälzen, und es ist ein Grausiges, die nächste Geschichte des Christentums anzusehen, und sich damit zu beschäftigen. Ach, was tut das? Ist wirklich ein wesentlich Neues in Jesus Christus gegeben, und ins Bewußtsein der Menschheit hineingelegt, daß es nun muß aus Gottes Kraft weiter schaffen, hätte dann können der schauderhafte Schlamm und das tierisch wüste Wesen der Menschen still liegen bleiben? Zunächst war es eine Geschichte der Sünde, der Roheit, der Unmenschlichkeit, die heraus mußte ans Licht und gerichtet werden mußte, damit alle Welt sehen konnte: so soll der Mensch nicht sein! Aber wir können es heute schon wahrnehmen: mag noch so viel aufstäuben, und noch so viel Häßliches und Schmutziges hervorgekommen sein, es plättet sich doch im Lauf der Zeiten, und das Hohe, das Neue, das Jesus wirken durfte am Tag Gottes, das kommt mehr und mehr ans Licht

und schon tauchen Gedanken von Menschlichkeit und von edlem, menschlichem Leben auf, an das selbst Apostel Jesu Christi noch nicht denken konnten. Weit aufgetan sind heute unsere Sinne und in unseren Sinnen die Hoffnungen. Vieles können wir heute hoffen, was niemacs ein Apostel gedacht hat . . .

Es ist so merkwürdig in der Menschengeschichte: es gibt Zeiten, da wird etwas geboren, und dann steht es fest und kein Mensch bringt es wieder heraus. Es hat Entwicklungen, Anfänge gegeben, die sind uns ganz unerklärlich. Niemand kann die kaum drei Jahre des Lebens Jesu begreifen als die Ursache der größten Umwälzung, die in der menschlichen Gesellschaft vor sich gegangen ist. Denn Staatenbildungen, Nationalitätsbildungen, Kriege und Siege und Völkerschlachten . . . das sind keine Ereignisse, keine Schöpfungen. Gegenüber dem hohen Beruf, den das Menschengeschlecht hat, verschwinden alle Staaten der Erde, ich möchte sagen, auch alle Rassen und Sprachen und alle Unterschiede und alles Häßliche von Feindschaft und Stolz der Einen gegen die Andern; im Lichte der Schöpfung, die durch Jesus Christus zu uns gekommen ist, verschwindet das alles; da ist nirgends ein Bleibendes zu suchen. Und wo etwas Bleibendes ist, etwas wirklich Wertvolles, für uns, das hat Ewigkeitsdauer.

Das Geheimnis der Geburt Christi. Das Wort wird Fleisch, der Gott, der das Wort ist, die Seite Gottes, die uns zugekehrt ist, dieser Gott wird Fleisch. Er tritt herein auf unsern Boden, er offenbart sich nicht mehr als ein Werk, nicht mehr als das Wort eines Menschen, sondern als ein Mensch. Ein Mensch Gottes, ein Sohn Gottes, tritt unter uns, bei uns wohnend, daß wir seine Herrlichkeit sehen dürfen, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit.

Das ist die eigentliche Geburtsgeschichte Jesu, viel größer, als wenn wir von unten her sie sehen, als wenn wir anfangen: „Es war ein Mann mit Namen Joseph und eine Frau mit Namen Maria, und denen wurde ein Kind geboren." Viel größer: der Gott, der das Wort ist, der den Menschen zugekehrte Gott, der Gott wird Fleisch. Ja, wir wollen es einmal ganz kühn sagen: Gott wird geboren — nicht ein Mensch, sondern Gott selber wird geboren; der Gott, der als das Wort sich den Menschen zuwendet, der kommt herein und schlägt sein Zelt auf unter den Menschen und das ist die Geburtsgeschichte Jesu von oben gesehen: die Geburt Jesu eine Geburt Gottes.

Wer's nicht verstehen will, der lasse es; wir können ja von diesen Dingen nicht reden vor den Ohren der Welt; sie kann es nicht verstehen. Oder wer will's aussprechen vor den Ohren der kirchlich Gläubigen? Den Einen ist's zu altmodisch, den Andern ist's dogmatisch nicht scharf genug; es fehlt ihnen das Organ, es zu verstehen. Aber unsere Ohren sind doch nur gewohnt, solche Dinge zu hören und vor unsern Ohren dürfen wir reden von dem Geheimnis der Geburt Jesu Christi, das verstanden werden will nicht mit unserm Verstand, sondern das verstanden werden kann nur mit einem ganz anderen Organ, das hinein schaut und sich hinein fühlt in die Ewigkeit, und das es fühlen kann, wie Jesus Christus, der Mensch auf Erden, der ganz Mensch ist, der ganz unsers Gleichen ist, wie er von oben gesehen Gott ist, Gott, geboren aus der Ewigkeit, in unsere Erdenwelt hinein.

Der Sinn der Auferstehung. Es muß noch dahin kommen, daß wir nicht nur ein altes Glaubensbekenntnis festhalten, sondern in neuen Erlebnissen

miteinander uns zurufen können: „Er ist wahrhaftig auferstanden! Er lebt unter uns! Er nimmt die Zügel in die Hand und führt Sein Volk und führt die Völker alle auf die Wege Seines Sterbens, damit im Tode des Fleisches Seine Auferstehung und Sein Leben verherrlicht werde in den Menschen, zu Gottes ewigem Lob und Preis."

Darum ist Jesus Christus auferstanden von den Toten, damit an Ihm ersehen werde, wie Gott auch aus dem Tode heraus wieder unser Leben schaffen will und alles wieder in Seine Hand zu nehmen beschlossen hat. Darum sollen wir mit Ihm sterben, damit man uns auch auferwecken kann, und das, was leben soll, muß dann ganz leben und schön leben und herrlich leben . . .

Die Auferstehung als Erlebnis. Die Auferstehung Christi war zuerst kein Glaubenssatz wie heute, da man eben glaubt: „Christus ist erstanden", und nichts davor und nichts dahinter, sondern eine Lebenserfahrung. Nun sollte die Auferstehung Christi sich fortsetzen in denen, die an ihn gläubig wurden, daß sie nun auch auferstehen, d. h. eine Erneuerung ihres Lebens finden, sodaß sie in dem neuen Leben alles überwinden können. . . .

Es ist auch die Auferstehung Jesu Christi, von der wir überzeugt sind, etwas Verborgenes. Nicht einmal die Jünger wußten viel davon; sie mußten sich also auch in dies Verborgene schicken, nur daß es ihren Herzen offenbar wurde. Auferstanden sind sie dann gewesen; das war ihre Kraft und das muß sie auch uns werden.

Jesus uns vertraut. Der Herr Jesus steht uns menschlich doch sehr nah; mein bester Freund ist mir nicht so genau bekannt wie der Heiland. Meinen besten Freund durchschaue ich nicht, möglicherweise hat der noch etwas hinter den Ohren, ich traue keinem. So weit aber auch der Heiland von uns fort ist, so ist man doch durch die heilige Schrift so bekannt mit seiner Person, daß man Ihn ganz durchschaut. Bei den Schriften eines Cicero ist das nicht so; die kann man lesen, so viel man will, man durchschaut ihn seinem Wesen nach darum nicht. Auch ein Plato, Sokrates, Virgil, die edelsten Geister — wenn sie noch so Schönes geschrieben, so wird man ihnen doch dadurch nicht Freund. Der Heiland aber kommt so, daß jeder sein Freund werden kann. Man darf sich nur mit ihm bekannt machen, dann gibt sich Alles ganz von selbst.

Genug Licht über das Leben Jesu! So viel Offenbarung ist immer vorhanden, daß, wenn jemand mit kindlichem Sinn sozusagen in das Leben Jesu hinein schlüpft, er zwar nicht so leichthin, aber doch mit der Zeit Licht bekommen wird über das, was Jesus ist. Da legt sich ihm das Leben Jesu in den Hauptpunkten auf einmal klar hin, sodaß er wirklich sagen kann: „Der heilige Geist hat es mir gesagt." Nur muß man auch da nicht zu viel Bücher lesen. Traue du dir selber etwas zu! Du brauchst gar nicht jeden Menschen anzuhorchen. Wenn du dich auch ein bisle irrst, das tut nichts; laß dir nur in göttlichen Dingen von keinem Menschen imponieren. Wirf einmal den Aberglauben weg, als ob andere Leute uns belehren müßten; das ist nicht wahr, es muß dich niemand belehren; sorge nur, daß du die Quelle hast und von der trinke und laß dich nicht verführen. Denn es ist wahrhaftig wahr: Jesus lebt und der muß mit uns reden und die falschen Posaunen des kirchlichen Wesens, die sollen wenigstens in unseren Herzen nicht mehr tönen, sonst werden wir die Posaunen der Zukunft Christi nicht vernehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Soziale Neuordnung.

(Fortsetzung.)

Man will zunächst einmal die neue Welt mit Hilfe der alten Ordnung herausschaffen. Konkret gesprochen: eine Neuordnung soll geschehen auf dem Boden eines Staatssozialismus. Der Staat ist die alte Form des Zusammenlebens der Menschen. Er soll das Werkzeug auch der neuen sein. Mit seiner Hilfe will man Schritt für Schritt in eine neue Ordnung hineinschreiten. Inhalt ist die Hoffnung, die Forderung einer neuen Welt, die Form wird vom alten Staate geliefert. So ist man herangetreten an die Verbesserung der Arbeitsverhältnisse, der Staat hat die Gesetze geliefert. So hat man einer alten Ordnung die Vorrechte der Erziehung genommen: der Staat hat die Volksschulen geschaffen. So will man nun das Wirtschaftsleben umformen in eine Wirtschaftsdemokratie: der Staat soll dazu wieder seine Hand bieten. So geht man der Wohnungsnot und tiefer der Bodenspekulation zuleibe: der Staat legt seine Hand auf gewisse Auswüchse und verbietet sie, oder läßt sie geschehen zu seinen finanziellen Gunsten. So läßt man sich von Staatswegen seine Freiheiten garantieren, die Freiheit des Denkens, des Glaubens, der Rede, des Schreibens, der Koalition. Und man hofft auf diesem Wege immer weiter zu gelangen, bis endlich von dem alten Gebäude nichts mehr übrig ist, bis mit Hilfe dieser staatlichen Unterstützung die neue Welt vollkommen dasteht. Und sich ihr niemand mehr entziehen kann, alle ihr huldigen müssen.

Es ist auf diesem Wege schon viel erreicht worden, und wird noch viel mehr erreicht werden können. Noch in viel weitgehenderem Maße als es schon geschehen, kann auf manchen Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens der Staat die Einzelnen daran erinnern, daß sie Glieder einer Gesamtheit sind, daß sie dieser Gesamtheit gegenüber Pflichten haben, daß sie sich nicht einfach isolieren können von dieser Gesamtheit. Der Staat kann die Verbundenheit der Menschen dadurch deutlich machen, daß er sie in Gesetzen und Verordnungen zum Ausdruck bringt und ganz besonders in Zeiten der allgemeinen Not vermehrte Opfer von denen verlangt, die sie auch leisten können. Er kann einen gewissen Teil, der sich noch bedeutend vergrößern mag, von dem Arbeitseinkommen und einen noch größern von einem arbeitslosen Einkommen für sich in Anspruch nehmen, um großzügige Arbeit leisten zu können in der Bekämpfung von allerlei Not und Schäden, zur Hebung der Gesundheit und Sicherheit, der Erziehung und des Arbeitsniveaus seiner Glieder. Er wird nun ja vielleicht auch dazu fortschreiten, für Alter und Invalidität den Einzelnen bis zu einem gewissen Grade sicher zu stellen, er könnte das einmal noch in höherem Maße tun. Er wird außerordentliche Bereicherung, komme sie her von Geschäftsgewinn oder von Erbzufall, mehr denn je anfangen zu besteuern und dadurch

große Mittel in die Hand bekommen, die wiederum der Allgemeinheit zugeführt werden können. Er wird manche gute Sache damit fördern können, z. B., wenn er will, den genossenschaftlichen Kleinwohnungsbau und die Befreiung der kleinen Schuldenbauern. Er wird an manchen Orten aufatmen und Erlösung zu bringen im Stande sein.

Das alles zugegeben bestehen für uns nun dennoch Bedenken gegenüber diesem Weg staatlicher Herbeiführung einer neuen Welt. Sie gründen sich einmal darauf, daß der Staat nur durch das Mittel des Zwanges das erreichen kann, was er will. Einem Nichtfügen muß mit Bestrafung begegnet werden. Diese Strafe wird schon von allem Anfang an auf den neuen Weg mitgegeben. Das Neue erscheint damit viel eher als Drohung, denn als Geschenk und Befreiung. Der Zwang und das Müssen regieren vom ersten Schritt an eine neue Welt. Daß damit nicht der rechte Boden für die Freude an dem Neuen gegeben ist, wird ohne weiteres klar sein.

Dazu kommt, daß der Staat ein Neues, einen Schritt vorwärts erst tun kann, wenn eben die Macht in seinen Händen liegt, eine Miderheit von Widerstrebenden zum Neuen zu zwingen. Er wird damit dem Empfinden gerade der Edelsten unter seinen Gliedern mit Notwendigkeit immer weit hintennach hinken müssen. Denn er ist nun einmal aufgebaut auf die Macht, und kann nur das durchsetzen, wozu ihm die Macht gegeben ist. An das einsichts- und vertrauensvolle Nachgeben einer Mehrheit zugunsten einer weiterschauenden Minderheit im Staate zu appellieren erschiene angesichts des Charakters des Staates als eine Lächerlichkeit. Nicht das freiwillige Unterordnen unter Größere ist bestimmend im Staate, sondern die Zahl der Stimmen, die ein Gedanke, eine Reform auf sich vereinigen kann. Und schon das Schaffen eines neuen Gesetzes ist abhängig von ganz nackten Machtverhältnissen. Was nicht mehr vermieden werden kann, weil es bittere Notwendigkeit geworden ist, das allein hat Aussicht, mit Hilfe staatlicher Ordnung unter besonders günstigen Umständen sich durchzuringen und Gesetz zu werden.

So aber wird gerade diese Form des Kampfes zu einer Quelle von Halbheiten. Denn wer noch für ein Neues einstehen will, der gerät nun in Gefahr, eben immer nur den Schritt ins Auge zu fassen, der unbedingt getan werden muß und mit aller Wahrscheinlichkeit auch getan werden kann. Nicht mehr vorwärts ist eigentlich der Blick gerichtet, sondern viel eher rückwärts nach den Dingen, die schon lange hätten erreicht sein sollen. Nach vorwärts wagt man schon gar nicht mehr zu schauen. Man ist froh, wenn der Blick nach rückwärts nicht allzubeschämende Dinge zeigt. [1])

Damit aber wird der Kampf für eine Neuordnung schon von Anfang auch mit großer Wahrscheinlichkeit eingestellt auf den Kompromiß. Man erwartet von diesem Kampf nichts mehr anderes, als

[1]) Vergl. die vorsichtige Zurückhaltung der Befürworter des Zürcherischen Wirtschaftsgesetzes in den Beratungen und vor der Abstimmung.

einen solchen Pakt mit dem Staate. Man gesteht dem Staate zu, daß er nicht weiter gehen kann. Man fängt an, sich in einer Welt von Nachgiebigkeiten häuslich einzurichten. Die letzteren werden zum System. Man rechnet kaltblütig den Abzug aus, der etwa von Seiten des Staates gemacht werden könnte an einer neuen Forderung und überspannt ungefähr um diesen Betrag seine eigenen Formulierungen, um dann auf diesem Wege des Kompromisses wenigstens etwas zu erreichen. Man gewöhnt sich an ein Markten und Feilschen. Man verliert langsam damit den Glauben an die Durchschlagskraft der eigenen Sache. Man erachtet es als selbstverständlich, daß sie nicht dazu angetan sei, die Menschen vielleicht auch einmal im Fluge zu erobern. Der Kampf wird daher oft genug zu einem famosen Beruhigungs- und Schlafmittel. Er stärkt geradezu den Gegner. Man sinkt wieder herab zur negativen Form der Arbeit, dadurch daß man endlich nur noch zum vornherein sich einstellt auf die zu erwartende Defensive des Bestehenden. Daß man sich nur noch frägt: was kann wohl der Gegner, was kann die alte Welt gegen mich einwenden, und alles, was er fordert und zu sagen hat, nun auf diese Einwände einrichtet.

So sehr man daher einfach anerkennen muß, was doch auf diesem Wege schon erreicht worden ist, und zugestehen muß, daß noch weite Möglichkeiten vor uns liegen: der Weg kann die Staatshilfe und ihre immer gründlichere Nutzbarmachung nicht sein. Als Zwang, der sie sein muß, und als Kompromiß, der sie mit Notwendigkeit ebenfalls ist, wird sie nicht Hüterin des Schönsten sein können, das wir erwarten, wird sie nicht im Stande sein, die Welt wirklich für das Neue zu gewinnen. Wenn die staatliche Form einer neuen Ordnung die einzige wäre, dann gerade müßte man fürchten, alle wirklich edlen Menschen von vorneherein abzustoßen und für diese Welt verlieren zu müssen, gerade diejenigen vor allem, die aufs Ganze einer neuen Ordnung gehen, die sich nicht zufrieden geben können und wollen mit dem Kompromiß und dem Markten.

Aus dieser letztern Stimmung heraus ist denn auch eine neue Form des Kampfes entstanden. Man will nun nicht mehr den Staat gewinnen, Schritt für Schritt erobern, man will ihn in einem Gewaltstreich an sich reißen, ihn dann für die Umgestaltung der Welt noch einige Zeit als Mittel benutzen in der Form, die er gerade heute aufweist, um ihn endlich, wenn die neue Welt ihres Sieges und ihrer Uebermacht sicher ist, als wert- und sinnlos auf die Seite zu werfen. Die revolutionäre Strömung der äußersten „kommunistischen" Linken der sozialdemokratischen Partei proklamiert als ihren Weg die Diktatur des Proletariates. Sie ist auf diesen Weg gelangt, getragen von dem Ungestüm einer im Krieg ganz besonders geknechteten Klasse und unterstützt von theoretischen Formulierungen, wonach die kapitalistische Weltordnung sich in immer verschärfenden Gegensätzen vorwärts bewegt, um schließlich an sich

selbst zu Grunde zu gehen. Diesen Prozeß will die Linke nun einleiten helfen, nachdem sich offenbar durch den Krieg die Krise des Kapitalismus in weitem Grade verschärft hat. Die Diktatur [1]) des Proletariates soll darin bestehen, daß, wo immer die Voraussetzungen dazu gegeben sind, das Proletariat die offene Revolution beginnt, die mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln der Gewalt in die Herrschaft desselben umgewandelt, in die Diktatur hinüberführen soll. Die Diktatur hätte gleichsam den Zweck, daß unter ihrem Deckmantel, so wenigstens stellt es Lenin dar, die Welt hinübergeführt würde in einen sozialistischen Organismus, daß an ihr alles Nichtsozialistische ausgemerzt, daß die ganze Gegnerschaft der neuen sozialistischen Ordnung mit allen Mitteln zur Anerkennung dieser

---

[1]) Ueber den „Begriff" Diktatur des Proletariates, zu streiten fühle ich mich hier nicht bemüßigt, und tröste mich dabei in aller Bescheidenheit mit dem bekannten Wort, „denn eben wo Begriffe fehlen . . .". Im übrigen möge hier als Curiosum jene heißumstrittene und schließlich in Minne zwischen rechts und links vermittelnde Formulierung des schweizerischen Sozialdemokratischen Parteiprogramms folgen, die lautet:

„Die Diktatur, das heißt die Anwendung aller staatlichen Gewaltmittel durch das zur herrschenden Klasse gewordene Proletariat, um die Widerstände niederzuzwingen, die die Bourgeoisie der Verwirklichung des Sozialismus entgegenstellt, ist eine Uebergangsphase im Entwicklungsgange vom kapitalistischen Klassenstaat zum sozialistischen Gemeinwesen. Es hängt von den gegebenen ökonomischen, sozialen und politischen Verhältnissen des einzelnen Landes ab, welche Formen die Diktatur annehmen wird. Sollte das Proletariat mit den Mitteln der Demokratie die Macht erobern, so wäre im Falle des Widerstandes der Bourgeoisie auch die demokratische Staatsgewalt zur Anwendung der Diktatur gezwungen. Wird jedoch in der Periode der entscheidenden Machtkämpfe die Demokratie durch die Schärfe der Klassengegensätze gesprengt, so muß die Diktatur die Form einer Diktatur proletarischer Klassenorganisationen annehmen."

Dazu bemerkt Redaktor Nobs („Volksrecht" vom 5. Januar 1921): „Daß die Formen der Diktatur im Verlaufe der Zeiten und nach den Verschiedenheiten der Länder sich verändert haben, heißt nur eine Tatsache feststellen . . . Insofern als hier (s. oben) die Diktatur als unumgänglich erklärt wird, durch welche Mittel auch das Proletariat an die Macht gelangen möge, bedeutet es noch eine Verschärfung des ursprünglichen Programmentwurfes . . . Mit der Annahme des neuen Programms hat die Partei als Gesamtheit sich ganz entschieden links orientiert."

Dagegen vergleiche man Gerbers Ausführungen in No. 5 und 6 des „Aufbau": „Wer die Ausführungen des Parteiprogramms verfolgt, . . . dem fällt vor allem auf, wie unbestimmt und vag diese Erklärungen sind . . . hier ist eigentlich nur noch das Wort „Diktatur des Proletariates" . . . gewahrt. . . . Der Begriff ist gerettet, der Inhalt zum Mindesten in der Schwebe gelassen." Es (unser Parteiprogramm) ist langweilig, unbestimmt und voller Ausdrücke, unter denen sich der Arbeiter das Verschiedenste oder nichts vorstellen kann... Wir können einen Beschluß (wie eben denjenigen der Zustimmung zur „Diktatur" D. Verf.) nicht tragisch nehmen und noch weniger weitgehenste Konsequenzen daraus ziehen." Zusammengefaßt: Nobs bemüht sich, im neuen Programm mit seiner „Diktatur des Proletariates" eine wesentliche Verschärfung nachzuweisen, Gerber erklärt es für harmlos. Daraus darf wohl gefolgert werden, daß es ein Gefäß sein kann — und wird — für Alles und Jedes, was durch die Gunst des Augenblickes erreicht werden kann. Meine obige „Desinition" wird daher auch unter dem neuen Programm noch Geltung haben.

Ordnung gezwungen würde, oder auch einfach zu beseitigen wäre, um diese Ordnung nicht wieder der Gefahr einer Gegenaktion auszusetzen. Würde dann einmal die Sicherheit geboten sein, daß die neue Ordnung der Dinge nicht mehr umgestürzt werden könnte, dann dürfte man die Diktatur des Proletariates langsam umwandeln in eine wirklich demokratische Ordnung, in der alle Arbeitswilligen wieder das Recht hätten, an der Gestaltung der Zukunft teilzunehmen. Zunächst aber käme eben jene erste Phase der absoluten Diktatur des Proletariates, zum Wohl des Ganzen und der großen Mehrheit der Arbeitenden. Diese Etappe würde auch nicht die heutigen Gewaltmittel verabscheuen, sie vielmehr in recht ausgiebigem Maße anwenden. Denn nur so wäre nach der Ueberzeugung der Anhänger dieser Gedanken überhaupt auf einen Sieg der neuen Ordnung zu hoffen. Die Aussicht auf denselben würde auch alle Mittel rechtfertigen. Nach irgend welchen ethischen Erwägungen hätte man schon deshalb gar nicht zu fragen, weil die bisherige Welt auch nicht darnach frägt, wenn es ihr nicht in den Kram paßt. Der einzige Grundsatz dürfte sein: Eroberung der Welt für den Sozialismus mit Hilfe der so schnell als möglich zu errichtenden Diktatur des Proletariates.

Daß wir auch mit diesem Weg nicht einig gehen können, wird ohne weiteres deutlich sein. An ihm spricht uns an der Ernst, mit dem alles auf eine neue Welt eingestellt wird, der eiserne Wille, womit aller Kompromiß auf die Seite gestellt und nur noch nach dem einen Ziel ausgeschaut werden soll, der Eroberung der Welt für den Sozialismus. An ihm ergreift die Entschiedenheit, womit das Absolute vertreten wird. Aber der äußerste Widerstand wird laut gegenüber der Art und Weise wie nun eine große Hoffnung auf eine ihr völlig unwürdige Art vertreten und verwirklicht werden soll. Damit ist auch das letzte gefallen, was noch eine neue Welt gegenüber einer alten ins Recht versetzen könnte: ist diese neue Welt wirklich zu ihrer Durchsetzung auf die schlimmsten Mittel und Formen der alten angewiesen, dann kann sie ja im Grunde gar nichts anderes sein, als was diese alte Welt auch schon gewesen ist. Dann ist sie dieser letztern in jeder Beziehung ebenbürtig, ja, die alte Welt vielleicht deswegen noch vorzuziehen, weil sie rein praktisch betrachtet in allen Teilen schon als Bekanntes dasteht, während das Neue ein Experiment ersten Ranges bedeutet. Wird nicht gerade auf diesem Wege die alte Welt von neuem gestärkt, sie und ihre Methoden eben gerechtfertigt? Was denn auch bereits geschehen ist in unsrer nächsten Nähe. Wird man nicht gerade damit der alten Welt den größten Dienst leisten, daß man eingesteht, man kennt keine andern Mittel, als ihre eigenen schwer angegriffenen, um zu seinen Zielen zu gelangen? Was wiederum geschehen ist.[1]) Zu dieser Erwägung gesellt sich eine weitere.

[1]) Man denke — zu oft kann man daran nicht mehr erinnern — an den Scheurerschen Militärerlaß.

Angenommen, es gelänge wirklich, die neue Ordnung auf dem Wege der Diktatur einer Minderheit über eine Mehrheit herbeizuzwingen — wobei freilich in den Köpfen über den Weg zu dieser Diktatur der Minderheit eine blühende Verwirrung herrscht — wie wäre es darauf möglich, die Welt nun für eine sozialistische Ordnung einzunehmen? Wäre wirklich eine Diktatur irgend welcher Art im Stande, Geister und Gemüter zu gewinnen für eine neue Welt, die mit den gemeinsten und abschreckendsten Mittel sich emporgekämpft und mit nicht weniger menschenunwürdigen sich behaupten muß? Oder würde nicht gerade eine solche Form der neuen Welt alle feinen und edlen Menschen von anfang an im Innersten abstoßen und sie mit äußerstem Widerstreben erfüllen? So müßte denn die Diktatur in Permanenz erklärt werden, wollte man nicht wieder verlieren, was man vielleicht mit großen Opfern an Menschen und Gütern gewonnen. Das Verhältnis der Parteien oder Klassen würde sich damit einfach umkehren; die Herrschaft irgend einer Minderheit aber würde bleiben. Was heute vielleicht eine freisinnige Minderheit unternimmt, um ihre Herrschaft einer Masse von proletarisch denkenden Volksgenossen genehm zu machen, das würde dann umgekehrt eine sozialistische Minderheit unternehmen, um ihre Gedanken durchzusetzen. Aber wenn es heute nicht gelingen will, Menschen zu gewinnen mit einigem Nachgeben auf der einen und zähem Festhalten an der Herrschaft auf der andern Seite, so würde es dann noch weniger gelingen, wenn im allgemeinen noch die schlimmern und gröbern Mittel angewendet würden, wenn man die Gegner auch von allen formellen Freiheiten gleich gänzlich ausschaltet und sie zu völliger Bedeutungslosigkeit degradiert.

In Tat und Wahrheit lebt auch dieser Weg nicht aus einem wirklich positiven Kampfe, sondern er stützt sich auf die schlimmsten Stimmungen der heutigen untern Schichten der Bevölkerung, er beruht geradezu auf der Spekulation mit der bestehenden Gärung und allerlei verwegenen und verzweifelten Plänen und Gedanken, die sich daraus ergeben mögen. Er ist ein echter Kriegsersatz, schon dadurch auch, daß er den Krieg und seine Methoden auch für die Arbeit an der Neuordnung der Welt nutzbar machen will. Er lebt aus der Unordnung, dem Chaos der Gegenwart und will dieses Chaos in die Zukunft hinein wenn immer möglich verlängern, um aus ihm seinen Nutzen ziehen zu können. Er verschärft mit Absicht wo es nur geht, die bestehenden Gegensätze, er ruft einem Ketzerrichtertum schlimmster Sorte, das die echten Sozialisten herausssieben möchte,[1]) die unechten mit Fluch und Bann überschüttet. Er bringt eine mit dem Gift höhnender Kritik gesättigte Stimmung hinein in die bisherigen Kampfesmethoden, und macht dadurch es auch ernstmeinenden und aufrichtig suchenden Leuten schwer, ihren oft nicht leichten Stand auf seiten des Proletariates zu behaupten.

(Schluß folgt.) K. Straub.

[1]) Wörtlich so geschrieben 1 Jahr vor Erscheinen der 21 Bedingungen!

Gewaltdiktatur und Christus.

Das zentralste Problem unserer Tage ist vielleicht das der Gewalttat und des Gewaltleidens. Der Krieg schon hatte dieses Problem groß und weit entrollt, nun entrollt es die Weltrevolution noch weiter. Wenn es so vor uns ausgebreitet wird, heißt das nicht, daß Gott unser Geschlecht vor die Aufgabe stellt, eine klare Entscheidung darüber zu finden?

Versuchen wir es, unsere Stellung zur Gewalt am Evangelium zu klären und zu festigen. Jesus sandte seine Jünger aus wie Schafe mitten unter Wölfe; er kündete ihnen an, daß sie verfolgt, vor Gericht gestellt und gegeißelt werden würden. Er gebot ihnen aber, sich nicht zu fürchten vor denen, die den Leib töten, jedoch die Seele nicht töten können, sich zu fürchten vielmehr vor dem, der Leib und Seele verderben kann. Denn das Leben erretten wollen, heißt, es verlieren; aber das Leben verlieren um Jesu willen, heißt, es finden.

Damit schon ist Jesu Stellung zu Diktatur und Gewalttat klar gegeben. Er will nichts davon wissen; er kann nichts gemein haben, keinen Pakt schließen mit denen, die sich und ihre Meinungen mit aller Gewalt und mit allen Mitteln behaupten und durchsetzen wollen, die nicht bereit sind, ihr Leben, ihren äußern Erfolg dranzugeben. So sprach er auch zu Petrus, als dieser ihn vom Wege des Leidens zurückhalten wollte: „Gehe hinter mich, du Satan, denn du meinest nicht was göttlich, sondern was menschlich ist."

Gewaltmittel und Gewalttat sind das, „was menschlich ist", menschliche Lösungsversuche. Wer jetzt Augen hat zu sehen, der sieht, daß eine Welt Bankrott gemacht hat, und daß nun sowohl neue Formen und Ordnungen des äußern Lebens not tun, als auch und vor allem, daß neues Leben im Innern der Menschen, in ihrem Denken von Jugend auf, in allen ihren Begriffen, Gewöhnungen, geschriebenen und ungeschriebenen Gesetzen gepflanzt werden muß.

Umfaßt schon die Neugestaltung der äußern Ordnung ein Meer von Schwierigkeiten, so ist das andere, die innere Transformation der Menschen, eine Aufgabe, vor der zu verzweifeln nahe liegt. Der Diktaturglaube ist der aus dieser Verzweiflung geborene Versuch, die äußere wie die innere Transformation zu erzwingen. Gewalt und Schrecken sollen die Menschen eine Zeit lang, während 30 oder 40 Jahren, in die neuen Formen hineinpressen. Dann werde eine neue Generation da sein, die an das neue Leben gewöhnt und von ihm durchdrungen ist. Dieser Glaube ist unserer Tage Antichrist, denn er predigt das genaue Gegenteil von Christi Lehre. Hat er recht, so hat Christus unrecht und ist dessen Botschaft Wahn und Trug. Stürzt aber der Diktaturglaube gerichtet zu Boden, dann ist wieder eine Bahn für Christus geöffnet.

Die Frage des Rechtes oder Unrechtes der Gewaltdiktatur ist eigentlich keine Frage mehr. Auch die überzeugten Anhänger derselben erklären, sie zu verabscheuen, sie nur als einen Uebergang zu brauchen, um sie dann wieder fortzuwerfen. Nachdem sie Gewalt und Unterdrückung des Kapitalismus und Militarismus mit aller Leidenschaft gebrandmarkt haben, können sie nun ja auch in der Tat diese gleichen Mittel bei sich selbst nur mit schlechtem Gewissen bejahen. Das schlechte Gewissen seiner Anhänger aber ist an und für sich schon ein vernichtendes Urteil über den Diktaturglauben.

Aber der größte und klarste Beweis gegen die Diktatur ist Jesus.

Jesus hatte sich auch im Bezug auf das äußere Dasein in seinem Denken so gut wie in seinem persönlichen, praktischen Leben auf einen ganz andern Boden gestellt als der, auf dem unsere gewöhnliche Welt mit ihrem Geschäft und Profit, ihrer Konkurrenz und ihrer Reklame, ihrer Hast und Ausbeutung steht. Seine eigentliche Sendung aber war nicht, für seine Zeit die zeitlich beschränkten, in jeder Epoche wieder neu zu gestaltenden Formen des äußern Lebens zu beeinflussen, sondern er hatte ein Werk für alle Zeiten zu tun, den Strom der innern Transformation vom Fleischeswesen zum Geisteswesen, von der niedern Gebundenheit an die Dinge dieser Erde zur Freiheit und Hoheit der Seele, in die Weltgeschichte hineinzuleiten. Von dieser innern Transformation hängt alle äußere Lebensgestaltung ab; wie ein Bach die Mühle, so treibt sie alles Weltgeschehen.

Und Jesus war dieser Aufgabe der innern Umwandlung der Menschen gewachsen. Schritt für Schritt seiner Laufbahn sehen wir ihn gerade hier die tiefsten und größten Erfolge erzielen. Er lenkt die Menschenherzen wie Wasserbäche, nie aber ist es der geringste materielle Vorteil oder äußere Druck, wodurch er wirkt. Zu Beginn seiner Laufbahn, als er zu Johannes dem Täufer kommt, bricht dieser bei seinem Anblick zweimal unwillkürlich in den Ruf aus: „Siehe da, das Lamm Gottes!“ [1])

Dieser Name ist der Spiegel des unmittelbaren Eindrucks von Jesu Milde, Geduld, Freundlichkeit und Güte; weiter liegt im Namen des Lammes, des Opfertieres, ein Hinweis auf die Opferbereitschaft, die Willigkeit Jesu, für andere Lasten und Leiden auf sich zu nehmen, die so sichtbar gewesen sein muß, daß Johannes das eine Mal noch ausdrücklich beifügt: „welches der Welt Sünden trägt.“ Und dieser lammesgleiche Jesus geht nun hin und gewinnt mit nichts als Worten wie „Komm!“ oder „Folge mir!“ seine Jünger lebenslänglich. Welch geistige Kraft muß damals schon aus ihm ausgeströmt sein!

Bald nach Beginn seines Wirkens kommt er nach Nazareth. Neidischer Haß nimmt dort die Leute gegen ihn so ein, daß sie ihn

[1]) Es ist hier wie in der Folge stets nach Westphals Evangelienharmonie „Jesus von Nazareth“ zitiert, wie ich Westphal auch in der Annahme der zeitlichen Reihenfolge von Jesu Reden und Taten folge.

aus der Stadt treiben und einen Abhang hinunterstürzen wollen. Jesus braucht weder Gewalt noch List, weder starke Fäuste noch rasche Füße, um sich zu retten. „Er ging mitten durch sie hinweg", die rätselhafte Kraft, die in ihm war, seine geistige Hoheit bahnt ihm eine freie Gasse, scheucht seine Verfolger.

Dann die Szene der Tempelreinigung. Ganz allein, mit nichts versehen als mit einer rasch aus Stricken verfertigten Geißel, vertreibt er die Händler und Wechsler samt ihren Schafen und Ochsen. Daß starke Tiere der Geißel eines schwachen Menschen folgen, sind wir gewohnt, aber daß auch die Menschen sich so leicht und gegen alle ihre Gewohnheit von ihrem Geschäft und Gewinn, denen sie bis jetzt ganz offen unter den Augen des Gesetzes und der Kirche, also gewiß „rechtmäßig" nachgegangen waren, vertreiben lassen, — welche Ueberlegenheit Jesu verrät das!

Nikodemus, ein Oberster der Juden, kommt bei Nacht und will das Geheimnis dieser Ueberlegenheit ergründen. Ihm wird die Antwort: „Der Wind bläst, wo er will, du höreſt das Sausen, aber du weißt nicht, von wo er kommt noch wohin er geht. So ist es mit jedem Menschen, der aus dem Geist geboren ist." Aus dem Geist — er ist Jesu Kraft, Johannes bezeugt, daß Jesus ihn „nicht nach dem Maß", sondern unbeschränkt besaß. Drum ist es solch ein Wahnsinn, sich Jesus als mit einem Maschinengewehr kämpfend vorzustellen, drum steht er in unverwischbarem Gegensatz zu allen, die durch Macht des Reichtums, politischen Einfluß oder listige Verführung wirken wollen.

Man mag über die Wunder Jesu verschiedener Auffassung sein, — auf jeden Fall spiegelt sich in den Berichten davon seine ganz wunderbare Macht über die Menschen wieder, vor allem eine unendliche Kraft, jene wieder ins rechte Geleise zu bringen, die irgendwie daraus heraus geschleudert worden waren. Wenn wir selbst an diesen oder jenen Fall denken, wo wir einem an Sinnen oder Gemüt entarteten oder verblendeten Menschen wieder zurecht helfen wollten, aber kraft- und hilflos vor der Aufgabe versagten, wenn wir an das mühsame und so bitter wenig ausrichtende Wirken all' unserer Fürsorge- und Rettungsinstitutionen denken, dann ermessen wir Jesu Kraft.

Die Menschen umgestalten, das sahen wir als den Kern des Diktaturproblems. Die Diktatur will die Menschen ändern, aber sie greift dafür auf die alten, unguten Mittel der Gewalt und des Eigennutzes zurück. So ist sie nur wie neue Flicken auf einem alten Kleid oder wie junger Wein im alten Schlauch, wodurch das Elend nicht gebessert, sondern ärger gemacht und Altes, das noch brauchbar war, verdorben wird. Was aber die Gewaltdiktatur weder mit den radikalsten und unerhörtesten Mitteln des Zwangs und Terrors noch mit aller Verführung durch Nutzen und Vorteil vermag, die Umwandlung von Sein und Sinnen, Leben und Herzen der Men-

schen, Jesus vermag es. Und er braucht nicht nur selbst keine äußern Mittel, um aus der Ordnung gekommene Menschen wieder zurecht zu bringen, er kann auch das herkömmliche Gesetz- und Formelwesen, das die Ordnung wahren soll, aber oft nur die Unordnung zudeckt und damit schützt, fallen lassen. Statt dessen holt er sich die Fülle der Kraft auf einsamer Bergeshöh, in nächtelangem Gebet, und die Macht des Geistes wird so groß in ihm, daß „alles Volk begehrte ihn anzurühren, denn eine Kraft ging von ihm aus", und daß die Menge in den Ruf ausbricht: „Niemals erschien in Israel Aehnliches!", freilich auch so, daß die Pharisäer und Herodianer knirschten: „durch den Fürsten der Teufel verjagt er die Teufel", und Mittel und Weg suchten ihn umzubringen. Ihr Haß so gut wie des Volkes Bewunderung verkünden Jesu Hoheit und Größe.

Als Jesus der Sinn seiner Sendung und Botschaft ganz klar geworden ist, faßt er ihn in der Bergpredigt in ganz kurze, aber unvergängliche Worte, in die Seligpreisungen, denen an Eindringlichkeit und Gewalt wohl nimmer Worte aus einem andern Munde nahekommen werden. Was ist dieser Sinn? wen preist er selig? wem verheißt er allen Sieg und Segen? Selig sind die Demütigen, die Sanftmütigen, die das Leid Tragenden, die nach Gerechtigkeit Hungernden und Dürstenden, die Barmherzigen, die Reinen, die Friedfertigen, die Verfolgten und Geschmähten. Ihnen sollen Himmel und Erde zu Teil werden, aller Trost, alle Befriedigung, die Erfüllung aller Gerechtigkeit, die höchste, Gott schauende Erkenntnis, die tiefste Ruhe und die unerschütterlichste Freude.

Wie ist es möglich, daß sich Männer finden, ausgebildet zum Dienst am Wort, zur Verkündigung der Botschaft Jesu, Männer, die sich mit aller Kraft des Mundes auf Jesu berufen, und die diesen Seligpreisungen gegenüber doch den kommunistischen Diktaturterror bejahen? Ist dort nicht schrankenlose Herrschbegierde, schonungslose Gewalt, unerbittliche Grausamkeit, unendlicher Kompromiß mit Unreinen, Waffengewalt, wilde Verfolgung derer, die anders denken und zu ihrer Ueberzeugung stehen? Kann diese Saat andere Frucht bringen als Verwüstung alles geistigen und körperlichen Lebens, Verbitterung, Unzufriedenheit, Ungerechtigkeit, Verdunklung der Wahrheit, Verwirrung und Elend aller Art, die vollkommenen Gegenteile alles dessen, was die Seligpreisungen verheißen?

Die Gewaltdiktatur kehrt Christi Botschaft ins Gegenteil um. Aus seinem königlichen Gesetz: „Alles nun, was ihr wollt, daß euch die Leute tun sollen, das tut auch ihr ihnen" macht sie das Gesetz der Rache: alles nun, was ihr von den Leuten erlitten, das tut auch ihr ihnen.

Das Haus der Diktatur ist wahrhaft das auf den Sand gebaute Haus, und der Regen fällt, die Winde wehen schon, die es fallen machen werden; dann wird sein Sturz groß sein.

Mit Terror ein Reich des Friedens, mit diktatorischem Zwang eine Ordnung freiheitlicher Selbständigkeit und pflichtbewußter Verantwortlichkeit begründen zu wollen, das ist in Wirklichkeit die Teufel durch Belzebub austreiben. Denen, die meinen, in 30 Jahren könne man dann die Schreckensmittel einfach bei Seite legen, nachdem sie ihren Dienst getan, gilt Jesu Frage, wenn jetzt die Teufel mit Belzebub ausgetrieben werden, „durch wen treiben euere Kinder sie aus?" „Darum werden sie euere Richter sein", fügt Jesus hinzu.

Ist es nicht als spräche Jesus ganz unmittelbar vom unseligen Zurückrufen aller bösen Geister der Vergangenheit durch die Gewaltdiktatur, wenn er von dem unsaubern Geist erzählt, der irgendwo ausfahren mußte, dann nirgends Ruhe findet und sagt: „ich will wieder umkehren in mein Haus, woher ich gekommen bin"; er nimmt sieben andere Geister mit sich, die ärger sind als er, und kehrt mit ihnen an die alte Stätte zurück, sodaß der letzte Zustand ärger ist als der erste.

So ist es Jesus, der mit unvergleichlicher Klarheit auch die Dinge, die heute sind, erkennt und kennzeichnet, er, der nicht ein Toter ist, sondern der lebendige Richter, Warner und Führer. Aber was hilft das, wenn wir mit sehenden Augen nicht sehen, mit hörenden Ohren nicht hören?

Aber doch streut Jesus seine Saat niemals vergeblich; sie braucht Zeit, manchen Tag und manche Nacht, um aufzugehen, zu wachsen und zu reifen; doch der Tag der reifen, vollen Aehren kommt, der Tag auch, an dem das Unkraut aus dem Weizen herausgelesen und verbrannt wird. Das winzige Senfkorn wird zur großen Pflanze; der Sauerteig durchsäuert den ganzen Teig.

Das weiß vor allem Jesus selbst, darum wird er nicht irre, als er mehr und mehr einsieht, daß sein Weg scheinbar abwärts, einer Katastrophe zu führt, daß er selbst die Feuerprobe ablegen muß für seine Lehre, daß dem Uebel nicht widerstehen, Böses nicht mit gleichem vergelten, sondern es erleiden und mit Gutem erwidern, der Weg zum Sieg über das Böse ist.

Jesu Geistesmacht über die Menschen hat nicht abgenommen; auch jetzt noch überführt er die Pharisäer, welche das in der Sünde ergriffene Weib vor ihn schleppen, mit einem Wort ihrer Scheinheiligkeit, sodaß sie schweigend abziehen, und entreißt dann mit einem weitern Wort jenes Weib der Sünde. Aber er sieht, daß er mit Lehren und Heilen sein Ziel nicht erreicht, und er erkennt, daß nicht nur für ihn allein der Weg zum Sieg durch scheinbaren Mißerfolg und äußeres Unterliegen führt, sondern daß dies der große und ewige Weg der Geschichte überhaupt ist, während scheinbarer Erfolg und äußere Größe zum Untergang fahren. Da hebt Jesus an, es seinen Jüngern zu verkünden, daß der Weg zum Endziel, zum Gottesreich nicht durch erfolgreiche Gewaltstreiche und ruhmvolle Großtaten, über Fürstengröße oder Massengunst führt,

sondern durch Not und Bedrückung, Leiden und Spott. Er sieht Krieg und Bürgerkrieg, Hungersnöte und Naturkatastrophen kommen als Anfang der Wehen, in denen die neue Welt geboren wird. „Ihr aber", sagt er seinen Jüngern, „hütet euch! Man wird euch bedrücken, man wird euch zum Tode verurteilen, und ihr werdet gehaßt werden von allen Völkern um meines Namens willen . . . Wer bis ans Ende beharrt, wird gerettet werden . . . Es wird große Trübsal sein, ungeheure Not auf der ganzen Erde und Zorn gegen dieses Volk; die Mannen werden durch das Schwert fallen; sie werden zu allen Völkern gefangen weggeführt werden . . . . Wenn ihr das erlebt, dann merkt ihr, daß das Reich Gottes kommt."

Wie aber in diesem Leiden beharren? unter solchen Lasten aushalten? Dienet einander und liebet einander! Dienen und Lieben, woraus Jesus ganzes eigenes Leben bestand, sind die Durchhalte-Mittel und Siegeskräfte, die er seinen Jüngern nennt, — die vollkommenen Gegenteile von Diktatur und Terror.

Dann naht Jesu Ende. Auch jetzt beim scheinbaren Untergang verdunkelt sich sein Bild nicht, wird seine Gestalt nicht kleiner, sein Eindruck auf die Menschen nicht schwächer. Nicht wie ein weltlicher Fürst in Prunk und Stolz, sondern in schlichtester Demut, sanftmütig auf einem Eselein, zieht er zum letzten Mal in Jerusalem ein, und doch jubelt ihm die Menge ihr Hosiannah zu. Seinen Häschern tritt er entgegen: hier bin ich! und sie stürzen zu Boden. Gefesselt steht er vor Pilatus, dem Vertreter des römischen Weltreiches, und kaum vermag dieser über seine Angst vor diesem Gefangenen Herr zu werden. Beschimpft, dornengekrönt, bespien und geschlagen steht er unter einer Horde Soldaten, und diese können den ungeheuern Eindruck, der sie vor ihm auf die Knie und das Wort: Du König! auf ihre Lippen zwingt, nur so verbergen, daß sie ihrer Huldigung den Anschein des Spottes geben.

Dann endlich hängt er am Kreuz, und der Schächer am Stamme neben ihm wie der Hauptmann seiner Henker am Fuße des Kreuzes bekennen seine Größe.

Er hing am Kreuz, er starb, er ward begraben, — seither aber verstummt nicht, sondern breitet sich immer mehr aus der Ruf: Christus lebt!

Schon rein äußerlich hat Jesus, der kein Gebäude, kein Buch, kein Bild, keinerlei sichtbares Denkmal von sich hinterließ, weit mehr erreicht als je ein anderer Mensch. Kein Name wurde und wird von soviel Lippen genannt wie der seine, kein Buch von soviel Augen gelesen wie die Berichte von ihm. Sein Kreuzestod ist das Ereignis der Weltgeschichte, von dem die größte Zahl von Menschen gehört hat. Von niemanden sonst zeugen soviele Schriften, Bilder und Denkmäler bis zu den ungezählten Kruzifixen an Wegesrand. Keinen andern haben soviele geliebt, für niemanden haben soviele alles gegeben bis zu ihrem Blut wie für ihn. Kein Name

steht so über dem Wandel der Zeiten, über den Schranken der Stände, über den Grenzen der Länder wie der Name Jesus. Alles das ist einfach Tatsache, so offenkundig und unbestreitbar wie die Tatsache, daß die Sonne leuchtet und wärmt.

So ist Christus der größte Beweis für das Unrecht der Diktatur und des Terrors, des Gewaltglaubens und der äußern Macht, seine Worte sind das stärkste Gericht darüber. Nicht in Gewalttat und materiellen Mitteln, sondern im Kreuz und Leiden liegt die große Siegeskraft. Golgatha vor allem zeigt unwiderleglich, was die weltbewegenden, zeitenwendenden und umwälzenden Taten, die großen Revolutionskräfte sind: nicht schlagen, sondern geschlagen werden, nicht töten, sondern sich töten lassen.

Gewaltherrschaft ist das vollkommene Gegenteil von Märtyrerschaft, Opfer und Verzicht auf greifbaren Erfolg. Diese aber sind die wahren Großmächte des Lebens, der erstern bleibt nur alle Ohnmacht und aller Zusammenbruch. Die Weltgeschichte von den Aegyptern, Babyloniern und Assyriern an, die Geschichte Alexanders, Roms, Carthagos, die des Islams und des päpstlichen Imperialismus zeugt Blatt für Blatt davon bis zu dem, was wir soeben schaudernd erlebten und jetzt noch schmerzlich miterleben. Die Siegeskraft der entgegengesetzten Art, der Lammesart Jesu, sehen wir nirgends so hell und stark wie bei ihm selbst, weil niemand sonst sie je so voll und rein besaß. Aber auch bei seinen Schülern, die die auf Golgatha entzündete Siegesfackel des Martyriums, der Entsagung und Verfolgung durch die Jahrhunderte weitertrugen, hat sie ihre Kraft bewiesen, mögen auch diese Blätter der Geschichte im Vergleich zu den andern in unsern Schulen nur wenig erwähnt werden. Wir denken an die Christen der ersten Zeit, an einen Franziskus, Savonarola, Huß, an die Männer der Reformation, an die englischen Quäker und viele andere, in neuerer Zeit an viele Männer und Frauen der Mission und nicht zum wenigsten auch an die politischen und sozialen Revolutionäre des letzten Jahrhunderts von Owen und Mazzini an bis zu den Dienstverweigerern des Krieges und zu den beiden größten Märtyrern der deutschen Revolution, Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg, die der proletarischen Jugend so teuer geworden sind. Wären diese beiden das auch, wenn sie, statt ermordet zu werden, ihren Mördern zuvorgekommen wären und diese hätten beseitigen lassen? Die Gefangenschaft dieser beiden und ihr Tod zumal sind das, wodurch sie so gewaltig zeugen. Ihre Peiniger und Mörder haben gegen ihren Willen der Sache, die sie bekämpften, den größten Dienst geleistet; so groß ist eben die Macht des Geistes, der die Geschichte gestaltet, daß er auch die ihm Widerstrebenden sich dienstbar macht.

So ist also die Gewaltdiktatur der verzweifelte und verfehlte Versuch, die Welt äußerlich und innerlich neu, die Menschen anders zu machen.

Jesus aber ist der wirkliche Alles-Erneuerer. Wir dürfen auch von ihm dem Sohne sagen, was der Dichter vom Vater singt:

Herr, dir ist niemand zu vergleichen,
Kein Lob kann deine Größ' erreichen,
Kein noch so feuriger Verstand.

Ja, gerade dem Verstand und feurigen Willen, die einem Lenin eigen sein mögen, kann es unfaßbar bleiben, wieso alles das, was so schwach aussieht, Leiden, Opfer, Schlichtheit, so stark ist, und alles was so stark aussieht, Gewalt, Geld und Stolz, so schwach.

Wer von uns aber, — und diese positive Erkenntnis ist für uns noch ungleich wichtiger als die negative Erkenntnis vom Unrecht der Diktatur, — wer von uns sich an Jesu Art halten, wer zu den Stillen im Lande gehören will, der muß auch zu den Starken im Lande gehören. Wer sich zu den Gewaltlosen halten will, der muß auch mithelfen, die alten Ordnungen der Gewalt umzustürzen. Wer mit Jesus für Gott und gegen den Mammon sein will, der muß auch gegen die Diktaturstellung des Geldes, des Kapitales in unserer Wirtschaftsordnung kämpfen. Wer zu den Jesusjüngern gehören will, der muß auch zu den Alles-Erneuerern, den Revolutionären gehören.

Die Diktatur verwerfen ist ein Kleines, Jesu nachfolgen aber ein Unendliches.

Bietenholz-Gerhard.

Rundschau.

Von den Weltereignissen.

I. London und Kronstadt. Recht unerwarteter Weise sind die Verhandlungen zwischen den Alliierten und Deutschland abgebrochen worden, sodaß etwas wie ein neuer Kriegszustand und jedenfalls eine ungeheure neue Spannung entstanden ist. Man brauchte diese Wendung wohl nicht so schwer zu nehmen, könnte sie vielleicht sogar als den Anfang zu etwas Besserem begrüßen, wenn nicht jener Geist wäre, der heutzutage die Menschen beherrscht und den man den Geist des Satanismus nennen kann, jener Geist, der begierig auf Anklage und Beschuldigung aus ist, der wie ein Raubvogel auf seine Beute auf Dinge ausspäht, die er für seine Parteileidenschaft oder sein Eigeninteresse ausnützen kann, der immer à la baisse spekuliert und statt mit allen guten sich mit allen bösen Mächten verbündet. Dieser Geist wird in aller Welt die durch London geschaffene Lage ausbeuten, aber nicht im Sinne einer bessern Lösung der Probleme, sondern im Gegenteil im Sinne eines Weitergehens auf dem Weg, der von Paris nach London führte. Besonders werden die Alldeutschen und Kommunisten auf diese Weise aus dem Bösen Profit

zu schlagen suchen. Eine vom Kommunismus geführte oder doch zu ihm führende deutsche Revolution, ein Bündnis zwischen Deutschland und Sowjetrußland, vielleicht gar ein kriegerischer Vorstoß Sowjetrußlands nach dem Westen — das ist die Gefahr der Stunde. Was für eine Perspektive ergäbe dies, wenn der Rhein die Grenze würde zwischen dem kommunistischen Despotismus des Ostens und der kapitalistischen Demokratie des Westens! Der gewesene Weltkrieg würde dem gegenüber zum bloßen Vorspiel apokalyptischer Schrecken.

Aber nun trifft es sich eigen und ist es wohl in einem ganz besonderen Sinn providentiell zu nennen, daß zu London Kronstadt kommt. Auch die Moskauer Ordnung kracht in allen Fugen und neigt sich zum Einsturz. Wie es sich auch mit der russischen Bewegung gegen den Bolschewismus genauer verhalten möge, sicher scheint doch zu sein, daß ein „kommunistisches" Regime, das nach seinem eigenen Geständnis in den letzten sechs Monaten 280 gegen es gerichtete Komplotte entdeckte, 114 Aufstände gegen es unterdrücken mußte, 281,940 Personen verhaftete und 4005 Personen hinrichtete und das jetzt seine „roten Garden" (wahrscheinlich vom Blutvergießen rot geworden) gegen Arbeiter und Sozialisten senden und seine Kanonen und Maschinengewehre gegen das Proletariat spielen lassen muß, völlig gerichtet und unterhöhlt ist, sodaß sein Sturz nur eine Frage kurzer Zeit sein kann. Wie hat man Gustav Noske den Arbeitern als Bluthund und scheußlichen Verräter hingestellt, weil er das Gleiche getan hat! Man hat gegen ihn nicht Unrecht gehabt (abgesehen von den Ausdrücken), aber man hat damit von vornherein auch sich selbst verurteilt.

Und nun ist eben tief bedeutsam, welche innere Verwandtschaft zwischen „London" und „Kronstadt" besteht. An beiden Stellen bricht, moralisch betrachtet, eine ganze Welt zusammen, und zwar in beiden Fällen im Grunde die gleiche Welt, die Welt der Gewalt. Diese beiden Mächte, die sich auf den Tod hassen und befehden, sind durchaus von gleichem Stamm und Blut. Sie sind Despotismus und Diktatur, Ausbeutung und Verachtung des Menschen. Wehe dem, der auf sie irgend eine Hoffnung bauen wollte!

Die Londoner Vorgänge — d. h. sie selbst und was damit im Zusammenhang steht — sind ja ein Anschauungsunterricht ohne gleichen über das Reich der Gewalt. Ein Geschlecht, das nicht seelisch so abgestumpft wäre wie das unsrige, müßte davon im Tiefsten erschüttert werden. Aus roheſter Gewalt sind die Verwüstungen in Nordfrankreich hervorgegangen. Und zwar sind sie nicht etwa nur dem Militarismus, sondern auch dem Kapitalismus entsprungen. Denn wie wir schon in der letzten Rundschau bemerkt haben, stammen jene Verheerungen zu ihrem schlimmsten, aufreizendsten Teil nicht aus militärischer „Notwendigkeit", aber auch nicht einmal bloß aus militärischer Rohheit, sondern aus kapitalistischer Erwägung,

nämlich aus der Absicht, die französische Konkurrenz ein für allemal zu vernichten. Was ist das aber nun für eine Wirtschaftsordnung, die solches zu tun gebietet! Eine menschliche Ordnung müßte doch dranach trachten, die Arbeitskraft und Produktionsfähigkeit eines ganzen großen und wichtigen Volkes zu erhalten und zu schonen, statt sie zu zerstören. Wie deutlich tritt darum in diesen Vorgängen die rohe Gewalt und Unmenschlichkeit als das Wesen dieser Ordnung hervor und damit auch ihre innere Verwandtschaft mit dem Kriege!

Aber an diesem Punkte bekommt auch die Forderung einer Entschädigung ihr sittliches Recht. Sie bedeutet eine gewaltige Demonstration gegen Krieg und Gewalt, eine Demonstration, die wohl gerade dem deutschen Volke not tat. Der Gedanke an den Krieg ist ihm seit einem Jahrhundert viel zu sehr verbunden gewesen mit siegreichem Einzug in fremdes Land und herrischem Schalten darin, mit wirtschaftlichem Gewinn und mit Stolz und Herrlichkeit. Nun wird er verbunden sein mit Verlust aller Art, Demütigung und Armut. Nun zeugt das verwüstete Nordfrankreich vom Frevel des Krieges, nun zeigt sich auf einmal, daß man auch in „Feindesland" nicht tun darf, was man will, sondern daß es eine Heiligkeit auch des Nächsten unter den Völkern gibt. Nun, meine ich, müßte der Krieg den Menschen entleiden, den Deutschen zuerst, aber auch allen andern, die ja nicht besser sind als die Deutschen, wenn vielleicht auch vorher weniger vom Kriegswahn verblendet.

Darum müssen die Deutschen gut machen, was sie d. h. ihre obersten Militärbehörden im Bunde mit der Großindustrie, an Frankreich gefrevelt. Darum müssen sie diese Anstifter bestrafen, müssen Frankreich wiederherstellen helfen durch Arbeit und Geld. Das liegt nicht nur im Interesse des Weltfriedens, sondern auch in ihrem ureigensten — Interesse im höchsten Sinn verstanden. Denn es gilt einen Frevel zu sühnen, der sonst ihr Volk dauernd belasten müßte. Auch ein sozialistisches oder kommunistisches Deutschland dürfte sich dieser harten Pflicht nicht entziehen. Es wäre neue, potenzierte Schuld, wenn Deutschland dies versuchte.

Nun waltet aber über der Geschichte die Ironie Gottes, daß auch die Entente an dem gleichen Punkte zu Falle kommen muß und schon zu Fall gekommen ist. Schon der Versailler Frieden war in dem, was daran schlecht war (alles war nicht schlecht) ein Ausfluß des Gewaltgeistes und Gewaltglaubens, den besonders Clemenceau verkörperte. Dieser böse Geist und Glaube hat seither einen großen Teil der Maßregeln der Entente und ganz besondes das französische Verhalten geleitet. Er ist ein Kind des Krieges und des Sieges. Denn Siegen ist immer eine große Gefahr für die Seele sowohl eines Volkes, wie des einzelnen Menschen. Aber es hat sich gezeigt, daß mit diesem Gewaltsystem gar nichts ausgerichtet wird, außer Fluch und Hölle. Das drastische Wort von Greulich, daß

man mit Gewalt wohl große Paläste niederreißen, aber keinen Schweinestall aufbauen könne, hat sich an dem Beispiel des französischen Wiederaufbaus in großem Stil erwahrt. Und nun wird vielleicht die Ausführung der berühmten „sanctions" in dieser Beziehung zu einer entscheidenden Wendung führen. Die Alliierten werden vielleicht sehen, daß sie damit nichts ausrichten, höchstens sich selber ruinieren. Und dann ist der Weg zu etwas Besserem frei.

Ich möchte nicht mißverstanden werden: in London haben nicht nur die Alliierten Schuld auf sich geladen. Das deutsche Angebot war, so wie die Dinge lagen, unannehmbar. Die Alliierten konnten jetzt unmöglich den Friedensvertrag einfach zerstören und Oberschlesien ohne die Abstimmung Deutschland zusprechen, möchte dies auch an sich noch so richtig sein. Das deutsche Entschädigungsangebot war beleidigend. Die deutsche Regierung wollte offenbar den Bruch, was von den Alliierten jedenfalls nicht gilt. Das wäre nun vielleicht an sich kein Vorwurf, aber verbunden mit der Leugnung des großen an Frankreich begangenen Frevels und der Hauptschuld am Ausbruch des Krieges wurde es zur Schuld. Alle sind also Schuld.

Alle aber sollen durch die Erkenntnis der Verkehrtheit des bisherigen Weges auf einen besseren geführt werden, — alle, nicht nur die Entente und Deutschland. Das, scheint mir, ist der Sinn der Stunde. Aber nicht Moskau ist der bessere Weg, vielmehr ist dies der gleiche Weg, ja eine noch schlimmere Strecke dieses Weges. Das sagt Kronstadt. Wahrhaftig nicht umsonst fallen beide Ereignisse zusammen. Wer Augen hat zu sehen, der sehe! Der bessere Weg ist die Abwendung vom Gewaltsystem auf allen Gebieten des Lebens. Gerichtet ist aller Militarismus, auch ein sozialistischer. Gerichtet ist der Kapitalismus, aber auch ein sozialistischer Despotismus. Gerichtet ist der ganze Apparat der Diplomatie, der bisher dieses große Menschheitsproblem, das die Gutmachungsfrage bedeutet, zu lösen versucht hat und es getan hat in Borniertheit, Egoismus und Frivolität. Das Volk, im besten und tiefsten Sinn des Wortes, muß diese Sache an die Hand nehmen. Das Beste, was wir in diesen Tagen in dieser Beziehung vernommen haben, ist die Nachricht, daß die englischen, französischen und deutschen Arbeiter sich direkt über das Problem verständigen wollten. Es wäre ferner eine ganz dringende Aufgabe des Völkerbundes, diese Frage zu der seinigen zu machen. Hic Rhodus, hic salta! Nichts schiene mir falscher, als wenn der Völkerbund einen Appell an ihn in dieser Sache mit der Begründung ablehnen wollte, die Beschäftigung mit den Friedensverträgen sei nicht seine Aufgabe, das sei Vergangenheit, er aber habe eine bessere Zukunft vorzubereiten. Als ob diese bessere Zukunft möglich wäre, wenn eine gewisse Art von Ausführung jener Verträge unaufhörlich die Welt verstört! Und als ob man bei uns nicht gerade auch den Völkerbund damit verteidigt

hätte, daß er die Härten und Ungerechtigkeiten des Versailler Friedens aufheben müsse! Und noch tiefer in den Kern der Sache hinein weist eine äußerlich kleine und unbedeutende, aber symbolisch desto wichtigere Tatsache: daß Bilthoven unter der Führung unseres Freundes Pierre Cérésole in den verwüsteten Gebieten Frankreichs Aufbauarbeit leistet; aus Schuldgefühl und Brüderlichkeit. Denn das ist ja klar, daß eine neue Orientierung der Geister allein die Vorbedingung der Lösung dieses Problems schafft. Daß es ein Problem, eine Pflicht Aller ist, nicht bloß Deutschlands, sei nochmals betont — man kann es nicht genug betonen.

Eine neue Ordnung des sozialen und politischen Lebens, erwachsend aus neuem Sinn und Geist — das ists, was auch diese scheinbar unlösbare Probleme fordert. Es ist unlösbar auf dem alten Boden, leicht lösbar auf einem neuen; es ist jetzt ein Fluch der Welt, aber es könnte zu einem Segen werden.

In „London" und „Kronstadt" vollzieht sich wieder ein Stück Zusammenbruch einer Welt — dahinter steigt die neue auf. Osterbotschaft — trotz allem und allem!

II. Die Wiener Konferenz. In das Licht dieser Gedanken möchten wir auch die Wiener Konferenz jener Sozialisten stellen, die weder der zweiten, noch der dritten Internationale angehören wollen. Was ist davon zu halten?

Es ist eine Mischung von Gutem und Schlimmen, Wahrheit und Irrtum. Unerfreulich ist, daß die marxistisch-zimmerwaldische Dogmatik und Phraseologie immer noch vorwaltete, daß man auch die Diktatur nicht preiszugeben wagte, daß kein neuer Ton aufkam, die Welt nicht mit neuen Augen betrachtet wurde — das alles wenigstens, soweit die Oeffentlichkeit davon erfahren hat. Ganz besonders unangenehm berührt es, daß auch hier jener Pharisäismus sich breit macht, der die eigene sozialistische Reinheit ängstlich vor der Vermischung mit Unreinen, sog. Sozialpatrioten, Leuten der zweiten Internationale, bewahren will. Als ob nicht gerade dieser Pharisäismus die Arbeiterschaft gespalten hätte! Als ob nicht er der Fluch Moskaus wäre! Dieser Pharisäismus ist, wie jeder andere, Heuchelei. Denn wer sind die Reinen? Auf seinem Boden wird man nie einigen, sondern nur immer trennen. Es ist eben einfach gegen die Wahrheit, wenn man Leute wie Troelstra oder Ramsey Macdonald oder auch Henderson als beinahe verächtliche Menschen behandelt, trotzdem sie an intellektueller und moralischer Statur und auch an sozialistischer Treue ihre Verächter haushoch überragen und freilich auch über dem Gegensatz von Reformismus und Radikalismus stehen.

Aus allen diesen Gründen wird Wien nur ein Zwischenstadium sein, ein Uebergang, eine Phase in dem Prozeß der Zersetzung des alten und der Bildung eines neuen Sozialismus.

Aber in diesem Sinne hat Wien jedenfalls seinen großen Wert. Es schafft gegen Moskau ein Gegengewicht, das zum mindesten für den Kontinent mehr bedeutet, als die zweite Internationale. Das dadurch geschaffene Gleichgewicht der Kräfte zwingt zur Vertiefung. Die nun vorhandene Spaltung kann nur zur Einigung führen in dem Maße, als jener bessere Sozialismus durchdringt. Vielleicht daß aber doch immerhin genug Einigung geschafft ist, um der kapitalistisch-militaristischen Reaktion ein Halt zu gebieten.

Gerade in Bezug auf eine sozialistische Behandlung der internationalen Prboleme hat man in Wien Töne gehört, die man bei uns seit Zimmerwald-Kiental nie mehr vernommen. Sie kehren in einer Erklärung der schweizerischen Partei wieder. „Beseitigung des Militarismus; Herstellung des Friedens auf Grund der internationalen Solidarität aller Arbeiter; Revision der Friedensverträge, damit alle Völker sich des Selbstbestimmungsrechtes erfreuen und wirtschaftlich wieder aufleben können; Aufhebung aller Klauseln, die das Elend und die Unterdrückung gleich welchen Volkes verursachen; Lösung aller wirtschaftlichen Probleme nach den Prinzipien des Sozialismus und nicht unter dem Druck der kapitalistischen Konkurrenz und der Gewalt" — das ist gewiß ein gutes Programm.

Wenn die Arbeiterbewegung sich selbst wieder in ihrem Besten findet, dann ist von dieser Seite her der Teufelsring zerbrochen, der uns immer tiefer in den Abgrund führte. Dann muß auch die bürgerliche Politik anders werden, worauf es der sozialistischen wieder leichter wird, groß und rein zu werden. Dann beginnt an Stelle jener satanischen Wechselwirkung, die in die Tiefe führte, eine göttliche, die zur Höhe leitet.

Leuchtet nicht doch auch positiv betrachtet etwas von Ostern auf in der Welt, etwas von Frühling und Auferstehung Christi?

R.

Bericht aus Frankreich. Wenn man von den lärmenden Straßen, von dem nichtigen und gehaltlosen Stürmen und Drängen der modernen Weltstadt eintritt in die heilige Stille der Kathedralen und inmitten dieser Schönheit aus den Melodien eines Palestrina jene Welt zu uns redet, in der alles Leben und alle Gewalten dem Einen Göttlichen gedient haben, in der selbst die nichtssagenden Steine die Menschen an Ehrfurcht und Geheimnis mahnten, in der über die Erde und durch die Civitas Dei geeinte und beherrschte Menschheit Ströme des lebendigen Wassers rauschten, und man tritt wieder hinaus in das leere und eitle Getriebe und Gedränge unserer Zeit, in der die Sucht nach Schein und Vergänglichkeit, die verzweifelnde, verneinende Stimmung, das Elend und die hungernde Armut herrscht, dann würde man alle Hoffnung verlieren, wenn man nicht weiter dringen und suchen könnte, hindurch durch diese äußere

Hölle, in jenen Tiefen, wo im Verborgenen neue, zukunftsschaffende Kräfte erwacht sind. Trotz der furchtbaren, dunklen Nacht leuchtet die Morgenröte, der Sonnenaufgang des kommenden Tages.

Von Neuem ringt die französische Seele mit einem jener Genien, die der Menschheit von letzten Wahrheiten offenbart haben, mit Pascal, der mit ihr die bis zum Nichts gesteigerte Verneinung teilt, ihr aber den unüberwindlichen in Gott gegründeten Glauben schenkt. Die Besten dieses Volkes erinnern sich jenes Einsamen, der einst von Port-Royal seine Kampfesbriefe hat ausgehen lassen und in hartem, leiderfüllten Ringen mit Gott seine „Gedanken" erkämpft hat, der hinabgestiegen in das gähnende Nichts des Zweifels am Glauben, am Denken, am Sein und dort das erlösende Wort vernimmt: „Console-toi: tu ne me chercherais pas, si tu ne m'avais trouvé."[1]) Immer wieder wird er von Welt- und Menschenwesen und seinen eigenen Gedanken zurückgeworfen in das Bekenntnis: „Es ist kein Gott!" und dennoch und trotzdem erschauen die Grundkräfte der Seele, „les yeux du cœur"[2]), das göttliche Geheimnis. Im Menschen sieht er die furchtbarsten und elendesten Mächte, er nennt ihn den Auswurf des Universums und dennoch schaut er in ihm das Bild des Gottes, weil er aus Ueberwelten das Geschenk des Glaubens empfängt. Weil er im Menschen das Ich, das ihn fesselt und knechtet, mit ganzem Herzen haßt, ruft er zu dessen Ueberwindung, zur Demut, denn in ihr allein wird ihm die Offenbarung zu Teil, und er ruft zur Liebe, denn durch sie allein tritt man ein in die Wahrheit.

Neben dem Wiedererwachen Pascal'scher Gedanken ist die Revolution du Bergsonisme[3]) eines der wichtigsten Ereignisse des gegenwärtigen französischen Geisteslebens. Auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft beginnt die Philosophie von Henri Bergson wirksam zu werden. Und die verschiedenen religiösen Bekenntnisse versuchen die neue Lehre in sich aufzunehmen. Während Le Roy die Verbindung dieser Philosophie mit dem Katholizismus erstrebt, so sieht der Protestantismus in Bergson seine über Kant hinausweisende Philosophie. Bergson's Gedanken bedeuten eine ungeheure Befreiung. Von der strengsten Forschung einer naturwissenschaftlichen Weltauffassung ausgehend, führt er uns hinaus über die toten Gesetze mechanistischer Notwendigkeit in ein Reich der Freiheit, in dem sich der Mensch seiner Würde und seines gegen das Gesetz kämpfenden Geistes wieder bewußt wird. Er befreit uns ferner von dem anmaßenden, überhebenden und unschöpferischen Denken durch die Eröffnung eines höheren Erkennens, des intuitiven Erschauens, weil der Grund der Dinge nicht erdacht und gedacht, sondern nur erschaut, gelebt und mitgelebt werden kann.

[1]) Du würdest mich nicht suchen, wenn Du mich nicht gefunden hättest.
[2]) Die Augen des Herzens.
[3]) Die durch die Bergsonsche Philosophie bewirkte Revolution.

Endlich ist diese Philosophie eine Philosophie des sich wandelnden, schöpferischen, geistigen Lebens, die uns befreit von den Welt und Leben entfremdeten Systemen und Schulphilosophien.

Auch im literarischen Leben sind neue Kräfte erwacht. Eine neue Generation von Dichtern und Schriftstellern ist am Werk die skeptische und naturalistische Weltauffassung des vergangenen Jahrhunderts zu überwinden. Tief religiöses Suchen und anbetende Ehrfurcht erfüllt diese Menschen. (Nouvelle Revue Française.) In André Suarès[1]) tritt uns ein Schriftsteller entgegen, der in tragischem Kampfe im Glauben an das Leben und in dem Leben der Liebe seine Befreiung findet. Von dem Leben, von der Liebe zum Leben steigt er durch Leiden und Kampf empor zum Leben der Liebe, „Plus que l'amour de la vie, la vie d'amour."[2]) Währen des Pascal ist, der ihn in seinem Kämpfen und Suchen begleitet, findet er in Dostojewski das erlösende Wort, um dessen Glaubens willen er an Rußland glaubt, das, trotz seinem Wahnsinn, der Menschheit gegenüber seine religiöse Bestimmung zu erfüllen hat. Durch Paul Claudels Oden und Dramen[3]) werden wir durch eine formvollendete Sprache in eine mystisch-christliche mittelalterliche Welt eingeführt, in der der Glaubende in tiefem Einssein mit Gott Höchstes und Letztes erlebt. Claudel erkennt und erlebt, daß nur dort neues Leben erwacht, wo der Mensch seine Nichtigkeit erkennend sich aufgibt und hingibt, wo er ausruft: „O mon Dieu, je ne veux plus rien et je vous rends tout et rien n'a plus de prix pour moi et je ne vois plus que ma misère et mon néant et ma privation — —[4]) Dem Sich-Erniedrigenden, der sein Leben verliert, öffnen sich die Himmel, auf daß er Leben, wahres Leben empfange. Während dieser Dichter ein kommendes neues Zeitalter besingt, so vernimmt Jean Christof von Romain Rolland am Ende seines reichen, stürmischen und der Vollkommenheit zustrebenden Lebens von einem Kinde das zukunftshoffende Wort: „Je suis le jour qui va naitre."[5]) Derselbe Dichter schenkte uns das Leben jener gotterfüllten Genien: Beethoven, Michelangelo und Tolstoi, damit wir in ihnen jene verschiedenen Völker achten und lieben lernen, aus denen sie hervorgegangen, als Zeugen dafür, daß das Höchste des Menschlichen jenseits Staaten und Rassen lebt.

Im französischen Protestantismus lebt weiter die ihm eigene zarte und reine Mystik, die eingedenk eines Calvin nicht

[1]) „Trois hommes: Pascal, Ibsen, Dostojewski", „Idées et Visions", „Sur la vie" etc.

[2]) Mehr als die Liebe zum Leben ist das Leben der Liebe

[3]) Cinq Grandes Odes. L'annonce fait à Marie (Verkündigung). Le père humilié. Art poètique etc.

[4]) O mein Gott, ich will nichts mehr und gebe Dir alles zurück und nichts hat mehr einen Wert für mich und ich sehe nichts mehr als mein Elend und mein Nichts und meine Entblößung.

[5]) Ich bin der kommende Tag.

in der Beschauung, sondern in der Tat, im Kampf, im Opfer ihr Ziel findet. Während dieser Protestantismus von dem Waadtländer Alexander Vinet starke Impulse empfangen hat, wird er heute außer von Bergson von dem wissenschaftlichen und doch tief religiösen Geiste eines Boutroux, dem Neukantianer Renouvier und dem Religionspsychologen William James beeinflußt. Die Tatkräftigsten und Führenden dieses Protestantismus streben heraus aus der alten Form des Christentums, aus all den sich bekämpfenden, unfruchtbaren individuellen Bekenntnissen und Religionen, um sich in den Grundwahrheiten des Christentums zu einen und dem Ideal einer neuen Katholizität entgegenstreben.[1]) Die Verbindung zwischen dem anglikanischen und deutschen Protestantismus aufrecht erhaltend, sucht er inmitten der Weltanschauung der Libres Penseurs und dem Katholizismus die Brücken zu schlagen zwischen dem katholischen Frankreich und dem Frankreich des modernen Gedankens.[2]) Eine Sehnsucht geht heute durch die Menschheit, die über jede Partei, Kirche und Religion hinausgeht, die Sehnsucht nach dem Reiche Gottes, das in seiner revolutionären, geistigen Macht und in seiner unerschöpflichen, Welten überwindenden Liebe, die Menschheit allein erlösen und einen kann. Möchten wir Suchende, wir vermeintlichen Christen und Nichtchristen endlich erkennen, daß die Zeit des theologischen Christentums vorüber ist, und daß jenes Zeitalter angebrochen ist, in dem es gilt, die christlichen Grundwahrheiten wieder zu erringen und im Leben zu verwirklichen, und möchten wir die Bedeutung der umwälzenden, einen neuen Weg weisenden Bewegung in unserer Heimat endlich erkennen, die von den reformatorischen Gedanken dortiger Menschen ausgeht.

Auf pädagogischem Gebiete hat auch hier wie in der Schweiz der Kampf gegen die entseelte Schule begonnen. Man wendet sich ab von der einseitig intellektuellen Einstellung, von veralteten Idealen, um sich für jene Erziehung einzusetzen, die die Grund- und Willenskräfte des Menschen zu stärken und höher zu bilden strebt und in der der Gedanke zum Erlebnis, die Erkenntnis zur Tat wird. „L'education est l'art de faire passer le conscient dans l'inconscient."[3]) Diese verinnerlichte und vertiefte Auffassung von Erziehung wird uns hinleiten zum letzten Ziele der Menschwerdung, den Einzelnen in eine höhere, ewige Welt einzuordnen.

Aber abgesehen von diesen neu erwachten Kräften in Frankreich, wird die ins Freie, Weite und Große strebende französische Seele Europa weiter schenken, was sie bis anhin geschenkt hat; denn aus

---

[1]) Wilfred Monod: L'Eglise après la guerre in „Vers L'Unité" XXIVe Conférence d'Etudiants Berger 1919. La Revue du Christianisme social: Elic Gounelle, Wilfred Monod.

[2]) Le Sentiment Religieux à l'heure actuelle.

[3]) Die Erziehung ist die Kunst vom Bewußten zum Unbewußten überzuleiten.

ihr redet das schöpferisch-überwindende Leben, das alle fesselnden Ketten sprengt, aus ihr redet die Freiheit, die dort wieder erlebt und ergriffen wird, wo ein weltbewegendes Wort Wirklichkeit geworden, aus ihr redet die Schönheit, die jegliches Chaos überwindet, die Form, die bezwingt was naturhaft und formlos, aus ihr redet der Gedanke, der zweifelnd unzufrieden Letztes denken und umdenken muß, der nicht ausgeht von der Theorie, sondern vom Leben allein, und endlich redet aus ihr die Begeisterung, der stürmische Enthusiasmus, der jeder Berechnung und Kleinlichkeit spottet. Während von diesem Volke der Gesang der Freiheit, des Lebens und der Schönheit angestimmt wird, rufen die Menschen jenseits des Rheins zur Pflicht, zum Gehorsam, zur Wahrheit. Unversöhnliche Gegensätze für die, die nicht guten Willens sind und die nicht schauen bis zum Grund. Wie Vieles und Großes hätten sich die beiden Völker diesseits und jenseits des Rheins, Frankreich und Deutschland zu sagen und zu schenken, wenn sie sich verstehen, wenn sie sich lieben würden. Möchten wir Schweizer heute unsere Menschheitsaufgabe erkennen und ergreifen, an der Verwirklichung der Einheit der Völker zu arbeiten und den Gegensatz der beiden Nationen, an dem Europa seit Jahrhunderten gelitten hat, überwinden zu helfen. Und möchten wir unsere geistige und politische Neutralität als Ausdruck des Stillstandes und des Selbstgenügens erkennen, um endlich uns mit weithin strebender und suchender Seele zu öffnen. Meine Heimat, schau herüber zu diesem Volke, das höchste und letzte Werte des menschlichen Geisteslebens in sich trägt, dem Lande Pascals; schau nach dem heiteren, klaren Himmel des Südens, wo einst der Sonnenhymnus der Liebe eines Franziskus erklungen ist, und heute noch die Danteschen Gesänge weiter getragen werden; schau nach Norden, wie du es immer getan, aber wisse, daß du mit dem deutschen Volke jene prophetischen Menschen, die deiner Elendigkeit und Kleinheit spotteten, hast verdammen helfen. Denn wieder ist einer im Norden aufgestanden, die prophetische Gestalt eines Stephan George, auf den man nicht hört und den man nicht würdigt. — Endlich schau nach dem Osten, wo in furchtbarem Leiden und schrecklichem Kampfe die Schuld der Vergangenheit sich auskämpft und dennoch neues Leben erwachen wird. In diesem liebenden Verstehen und Ergreifen der Seele der Völker, an denen wir teilhaben, ist unsere Pflicht, damit endlich Friede und Einheit werde, denn

„Nun ist not:
Sich bannen in den Kreis, den Liebe schließt" — —

Ernst Merz, Paris.

Aufruf des bayrischen Zweiges der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit zu den Pariser Forderungen.

Männer und Frauen Bayerns!

Ihr habt viele Worte von Männern vernommen, hört jetzt, was die Frauen sagen: Männer aller Parteien haben in Versammlungen und Anschlägen in diesen Tagen zu Euch gesprochen aus der Aufregung des Tages heraus. Was sie sagten, waren Antworten des alten Geistes auf die Worte des alten Geistes. Der Geist von Paris, Versailles, St. Germain ist das Echo auf die Gewalttaten des Krieges; sie verdammen sich gegenseitig, sie richten sich selbst, sie vergehen vor dem Geiste einer neuen Zeit, der heraufsteigt aus dem Blut, den Schrecken, den Lastern der Jahre, in denen wir lebten und leben, aber an uns ist es die neue Zeit zu gestalten, sie kommt nicht von selbst, sie kommt nicht, wenn wir die Alten bleiben, die wir waren. Die Forderungen von Paris sind wahnsinnig, sie sind in sich unmöglich. Aber das Protestgeschrei mit Drohungen, Säbelrasseln und wüsten Hetzreden, das wir gehört und gelesen haben in diesen Tagen, entkräftet sie nicht, sondern gibt ihnen Grundlage, Gestalt und Inhalt, es macht sie zu Wirklichkeiten.

Der Geist der Geschichte muß diese Phantome einer überlebten, zermürbten Politik zermalmen, der neue Geist der Geschichte der die Völker zusammenführt und eint. Bannt diesen neuen Geist nicht in weite Fernen durch das Protestgeschrei nach altem Stil, das aus demselben Mutterboden hervorwächst, wie jene Forderung: aus nationalem Haß, Blut und Faustrecht. Werdet anders, gleich wird's anders werden. Was bedeuten die Proteste eines zu Grunde gerichteten Volkes, dessen wieder aufwärts drängenden Kräfte überwuchert werden von Tanztaumel, Säbelrasseln, Schiebertum? Laßt uns erst die Kraft finden, diese drei schwärenden Uebel aus unserem Volkstum auszustoßen und wenn wir uns zu ernstem, reinem Wollen und Handeln zurückgefunden haben, dann laßt uns die Augen auf die anderen Völker richten, wo die gleichen Kräfte an der gleichen Erneuerung arbeiten. Wir werden vereint mit ihnen im Geiste jener neuen Zeit wirken und schaffen zu Aller Heil.

Der Geist der neuen Zeit steht vor unserer Schwelle, laßt ihn herein! Er wird getragen in allen Ländern von der internationalen Jugend, von den Frauen, von den Quäkern und von Allen, die guten Willens sind. Vertraut ihm, glaubt ihm, schließt Euch ihm an, denn ihm gehört die Zukunft, niemand kann ihn aufhalten. Er schreitet hinweg über die alte Zeit und über ihre Ruinen: über Paris und Versailles, über gepanzerte Faust, Haß und Gewalt.

Internationale Frauenliga für Frieden u. Freiheit Bayrischer Zweig.

Druckfehlerberichtigung. In dem Aufsatz: „Blumhardt 2c." im letzten Heft bittet man folgende sinnstörende Druckfehler zu berichtigen: S. 54, Z. 15 von oben lies „ging" (statt „ganz"). Z. 20 von oben „bewährte" (statt „berührte"). Z. 29 von oben „gilt" (statt „gibt"). S. 55, Z. 30 von oben „Heroischen" (statt „Herrischen"). S. 64, Z. 24 von oben „mittelbar" (statt „unmittelbar").

Redaktion: **R. Lejeune,** Pfarrer in Arbon; Liz. **J. Matthieu,** Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz,** Professor in Zürich; **Karl Straub** in Zürich; **L. Stückelberger,** Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Lejeune** zu senden. — Druck und Expedition **R. G. Zbinden & Co.** in Basel.

Die Osterbotschaft.[1]

„Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, ist zum Eckstein geworden. Das ist vom Herrn geschehen und ist ein Wunder vor unsern Augen. Dies ist der Tag, den der Herr macht; lasset uns freuen und fröhlich darinnen sein."
Psalm 118, 22—24.

Dies Psalmwort ist ein rechtes Bibelwort und kann wirklich nur in diesem Buche stehen, das erfüllt ist vom Glauben an den lebendigen Gott, der die Welt nicht sich selbst überläßt, sondern hineingreift in ihr Treiben, um darin seine Sache durchzusetzen. Nur auf dem Boden dieses Glaubens kann die Gewißheit aufleuchten: das ist vom Herrn geschehen und ist ein Wunder vor unsern Augen! Der Glaube schaut das Tun der Hände Gottes, Taten und Geschehnisse, die menschlicher Klugheit unbegreiflich sind und sich aus den Kräften und Mitteln dieser Welt nicht erklären lassen, Kundgebungen einer höheren Welt, die unsere Entwicklungen abbrechen und eine höhere Ordnung sichtbar werden lassen, — Wunder eben, ob denen der Glaube jubelt: dies ist der Tag, den der Herr macht; lasset uns freuen und fröhlich darinnen sein!

Der Glaube, von dem uns die Bibel Kunde gibt, rechnet eben nicht nur mit der gegebenen Welt und ihren Mächten und Kräften, sondern er vertraut auf Gott, der sein Reich auch gegen die Mächte der Welt durchsetzen wird auf Erden. Wo drum alles am Ende zu sein scheint und menschlich betrachtet alle Möglichkeiten erschöpft sind, da erwartet der Glaube, daß Gott selbst neue Anfänge setzen wird, daß Kräfte seiner Welt hervorbrechen und seine Sache weiter führen werden. So sehen wir den Propheten Jesaia, der doch den sicheren Untergang seines Volkes vor Augen hatte und denselben verkünden mußte, gleichwohl von der Gewißheit getragen, daß damit Gottes Sache nicht zu Ende ist. Mag auch Israel zugrunde gehen, mag selbst Jerusalem fallen, Gott wird in Zion seinen

[1] Predigt, gehalten in Arbon an Ostern 1921.

Eckstein legen und darauf sein Haus gründen, er wird eine Gottesstadt bauen, die sicher dastehen soll mitten im Ansturm der Welt: „Nehmet wahr, ich will in Zion einen Grundstein legen, einen bewährten Stein, einen kostbaren Eckstein, der wohl gegründet ist, — wer da glaubt, wird nicht weichen!" Derselbe Gott der einst sprach: „es werde Licht!" wird aufs neue über der menschlichen Finsternis sein Licht aufgehen lassen, denn er will eine Welt des Lichtes und nicht der Finsternis. Gott hält auch gegenüber den Gewalten und Mächten, die jetzt die Welt beherrschen, daran fest: „So wahr als ich lebe, soll alle Welt der Herrlichkeit des Herrn voll werden."

Doch — wenn die Menschen jenen Stein, den Gott in Zion legt, verwerfen, wenn ihre klugen und mächtigen Bauleute ihn beiseite schieben, um auf selbsterwähltem Fundament ihr eigenes Haus zu errichten? Gerade diese Bauleute werden sich doch gewiß nicht mit dem von Gott gelegten Stein abfinden; sie wollen ihre eigenen Gebäude, ihr eigenes Leben, ihre eigenen Reiche, ihre eigene Welt. Sie selber wollen herrschen auf Erden — sei's durch ihre Macht oder durch ihr Geld oder auch durch ihren Tempel. Da müssen sie ja jenen Stein, der das Fundament zu einem gänzlich andern Bau ist, verwerfen; und geht es wirklich nur nach der Ordnung dieser Welt, entscheiden auf Erden wirklich nur die irdischen Mächte und Mittel, dann ist der Stein mit dieser Verwerfung tatsächlich verworfen und muß alles Vertrauen auf ihn doch zu Schanden werden. Das wußte aber auch Jesaia, doch eben diese Alleinherrschaft und Allmacht der irdischen Gewalten anerkennt er nicht. Die Erfüllung seiner Hoffnung erwartet er ja auch nicht von irgendwelchen günstigen Wendungen im Spiel jener irdischen Mächte, sondern er hofft einzig auf Gott und die Kräfte seines Reiches, im Glauben an ihn ist er gewiß: wer da glaubt, wird nicht weichen. Und aus diesem selben siegesgewissen Glauben heraus sind auch — wohl in Anlehnung an jenes Wort Jesaias — die Worte des 118. Psalms gesprochen: „Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, ist zum Eckstein geworden. Das ist vom Herrn geschehen und ist ein Wunder vor unsern Augen."

Und ist denn dieser Glaube nicht durch Gottes Tun gerechtfertigt worden? Jene Bibelworte gewinnen erst recht Leben, wenn wir nun hinschauen auf jene Gottestat, die Jesaias Verheißung herrlich erfüllte: Christus — er ist der bewährte und kostbare Eckstein, den Gott gelegt hat und auf den er seine Stadt, sein Reich gründen will. Christus ist die herrliche Rechtfertigung jenes Glaubens an einen lebendigen Gott, der auch auf Erden schöpferisch am Werke ist, der dort, wo alles hoffnungslos im Alten steckt, mit neuem Tun einsetzt, und mitten unter den Reichen dieser Welt sein Reich baut. Die Menschheit war damals — und zwar mit ihrer Frömmigkeit so gut wie mit ihren Lastern — so weit von Gott abgeirrt, daß

jede Umkehr zu einem Leben nach seinem Willen ausgeschlossen schien. Vor dem Urteil des menschlichen Verstandes konnte nur noch der Glaube bestehen, daß die Welt unrettbar eine Welt der Selbstsucht, des Genusses, der Gewalt und der Heuchelei, kurz eine Welt der Sünde, der Not und des Todes sei. Und mitten in dieser entarteten Welt steht mit einem Mal Christus da, der Anfänger einer neuen Menschheit, er, in dem Gottes Leben wieder sichtbar ward und der auch andern Macht gab, Kinder Gottes zu werden. Wahrlich — das ist vom Herrn geschehen und ist ein Wunder vor unsern Augen!

Wir begreifen, daß ob dieser wunderbaren Grundsteinlegung zur herrlichen Gottesstadt eine gewaltige Erregung die Menschen ergriff. Wir ahnen die tiefe Freude derer, die in der Welt nach Gerechtigkeit hungerten und dürsteten und nun aus Jesu Botschaft ein verheißungsvolles „selig seid ihr!" vernahmen, ja bereits in dem tatsächlichen Sichtbarwerden des Gottesreiches, das Jesus brachte, viel Sättigung ihres Hungers erfahren durften. Wir verstehen aber auch den Aerger und die Wut derer, die sich's in der alten Welt wohl sein ließen, die sich am Unrecht sättigten und aus der Gottesferne ihren Vorteil zogen und die nun auf einmal sein „wehe euch!" vernahmen und durch ihn das Gericht über ihre Welt herannahen sahen. Daß in ihm der Grundstein zu einer neuen Welt gelegt ist, das spürten sie alle; während aber die einen zu ihm kamen als zu dem lebendigen Stein und sich selber als lebendige Steine über ihm zu einem geistlichen Hause erbauen wollten, ist dieser Stein den andern zum Stein des Anstoßes und zum Fels des Aergernisses geworden. (1. Petrusbrief, Kap. 2.) Was sollten sie mit diesem Stein anfangen? Ihrem eigenen Bau ließ er sich auf keine Weise einfügen, — Christi Botschaft kann unmöglich den Reichen dieser Welt angepaßt werden, sie ist eben nicht eine „Religion", die neben der bestehenden Weltordnung gepflegt werden kann und nicht eine bloße religiöse „Ideologie", die zur höhern Weihe der Welt dienen könnte. Sie stellt einen vor die Wahl: entweder die Welt oder dann das Gottesreich! Drum verwarfen sie, denen die Welt lieb war, den Stein. Sie hatten ja Macht zu diesem Verwerfen, sie waren ja die Bauleute, die die passenden Steine erwählen und die unpassenden verwerfen konnten, die zu bestimmen hatten, was auf Erden sein und gelten soll. Sie sind die Herren der Welt, denn sie sind die Herrscher im Reiche der Gewalt, des Geldes und des Tempels, — wer sollte ihnen da widerstehen können? Auf Golgatha zeigte es sich, wie furchtbar ihre Macht auf Erden ist: Karfreitag ist ein furchtbares Verwerfen, das Verwerfen des Gottesreiches durch die Menschen, die ihre eigene Welt wollen.

Wie steht's nun mit deiner Zuversicht, Jesaia? „Wer an ihn glaubt, der soll nicht zu Schanden werden!" — wirklich nicht? Ist denn der Stein, den Gott in Zion legte, nicht von den Bauleuten

verworfen und weggeschafft worden? Und wurden sie nicht zu Schanden, die an ihn geglaubt hatten? Sie hatten gehofft, daß er es sei, der Israel erlösen sollte und nun jammern sie doch, daß ihre Hoffnung zerstört wurde und sie wichen ja alle, die sich auf diesem Stein auferbauen wollten. Und tatsächlich ist jenes Verwerfen das Ende aller Hoffnung auf ein Gottesreich, wenn es wirklich nur auf die Mächte, Gewalten und Kräfte dieser Welt ankommt. Diese Mächte haben entschieden, — wie sollte da nicht alles verloren sein, wenn wirklich sie das letzte Wort auf Erden haben?

Doch in diese ganze Hoffnungslosigkeit hinein ertönte mit einem Mal die Botschaft: „der Stein, den die Bauleute verworfen haben, ist zum Eckstein geworden!" — und die Jünger, die sie erst nur ungläubig oder staunend vernommen hatten, müssen bald jubelnd erkennen: „das ist vom Herrn geschehen und ist ein Wunder vor unsern Augen. Dies ist der Tag, den der Herr macht, lasset uns freuen und fröhlich darinnen sein!" Eine neue Gottestat — jene, die wir an Ostern feiern — ist geschehen und hat jenen Glauben an den lebendigen Gott wiederum herrlich gerechtfertigt. Ostern ruft es machtvoll in die Welt hinaus: Gottes Sache kann durch keine Macht der Welt überwunden werden; selbst wenn die Welt über das Gottesreich triumphiert und es äußerlich besiegt, ist dieses nicht verloren, denn der, der das Werk begonnen, wird es auch weiterführen; wenn auch alle menschliche Hilfe versagt, so wird Hilfe kommen von Gott; und wenn die Welt dem Gottesreich den Tod bereitet, so erweckt Gott es zu neuem Leben! So offenbart sich uns der lebendige Gott an Ostern auf besonders herrliche Weise. Hier wo doch alles am Ende war, griff Gott in das irdische Geschehen ein und wurden Kräfte einer andern Welt spürbar. Ostern läßt sich ja unserer Weltordnung nicht einfügen und wer nur diese anerkennen will, kann mit Ostern nichts anfangen, muß drum jene Osterbotschaft als ein Märchen beiseiteschieben. Denn mit Ostern ragt die Welt Gottes in unsere Welt hinein und macht hier ihre weltüberlegene Kraft geltend. Mit Ostern bekundet sich Gott selbst und zeigt, daß er lebt, wirkt, handelt und in das irdische Geschehen hineingreifen kann. Was schon das Leben Christi verkündete: das Dasein einer Gotteswelt und den Willen Gottes, diese Welt auch auf Erden zur Geltung zu bringen — das bestätigt die Auferstehung Christi machtvoll. Hier erkennen wir's: nicht die klugen und mächtigen Bauleute — mögen sie Kaiaphas oder Pilatus heißen, Kaiser oder Papst sein oder sonstwie irdische Macht vertreten — haben das letzte Wort auf Erden, sondern Gott, — er der Christus auf Erden sandte und der den getöteten Christus auferweckte, er der auf Zion seinen Grundstein legte und der den Stein, den die Bauleute verwarfen, zum Eckstein für den Bau seines Reiches bestimmte. Drum kann auch das, was die Welt als letzte, furchtbarste Macht aufweisen kann, der Tod, nicht mehr das letzte bedeuten: Gott durchbricht auch diese Todeswelt, schafft

Leben mitten unter all den Todesmächten und erweckt gar aus dem Tode heraus zu neuem Leben.

Das ist die Osterbotschaft. Sollen wir nun etwa dieses Geschehen uns zu erklären suchen? Wie sollten wir denn auch mit unserem Denken, das doch eben ein Denken dieser Welt ist, an ihr gebildet und auf sie gerichtet, jene höhere Welt und ihre Kundgebungen erfassen und erklären können? Auch jene Jünger und ersten Christen, die damals Ostern erlebten, konnten sich ihr Erleben gewiß nicht erklären, — aber mit dem Auge des Glaubens erfaßten sie dieses Geschehen und erkannten: das ist vom Herrn geschehen! Sie spürten die Kräfte des Auferstandenen und vertrauten diesen Kräften und wahrlich, ihr neues Leben und Wirken bezeugt es: wer an ihn glaubt, soll nicht zu Schanden werden.

Verderben wir uns aber auch diese Osterbotschaft nicht dadurch, daß wir nun mit unsern Theologien und Orthodoxien herbeispringen, um die herrliche Wahrheit, die Gott den Kämpfern für sein Reich, allen die auf den von ihm gelegten Stein vertrauen, zur Stärkung kundtat, in dürre Sätze, Lehren und Dogmen zu fassen, bis wir schließlich nichts anderes mehr haben, als eben den Satz: Christus ist auferstanden. Vergessen wir doch ja nicht, daß es sich beim ursprünglichen Ostern nicht um Sätze und Lehren, sondern um tiefe Lebenserfahrungen handelte, welche die Jünger selber umwandelten und erneuerten, sodaß das Leben des Auferstandenen auch in ihnen wirksam wurde und der Auferstandene gerade durch sie seine Sache auf Erden weiterführen konnte. Diese Ostererfahrung allein macht den echten Osterglauben aus. Wo aber diese Ostererfahrung, das Erleben, daß Christus wirklich lebt und als Lebendiger der Erde angehört, fehlt, da helfen keine noch so rechtgläubigen Sätze über die traurige Tatsache hinweg, daß *wir* kein Ostern haben. Wir müssen ja mit unserem Osterglauben nicht der Vergangenheit zu Hilfe kommen — ach, Gott selber schrieb die Osterwahrheit derart deutlich, real und wirksam in die Menschengeschichte hinein, daß sie ganz unabhängig von unserer eifrigen Zustimmung wie von unserem ungläubigen Leugnen dasteht! — sondern der Auferstandene muß zu *uns*, in unsere Zeit, in unsere Welt hinein kommen und gerade der lebendige Osterglaube ist es, der ihm gleichsam den Weg zu dieser Wirksamkeit öffnet. *Wir* brauchen den Auferstandenen: unserer armen Erde, unserer Menschenwelt muß durch Ostern der Helfer und Befreier erhalten und neugeschenkt werden. Daß Christus *gestern* lebte — auch in jenem Gestern *nach* der Kreuzigung — o es ist eine herrliche Wahrheit, ohne die wir noch heute ganz im Dunkeln tappen müßten; aber die Wahrheit, die wir vor allem brauchen und in deren Licht allein uns auch jene erste Wahrheit lebendig wird, ist jene, daß Christus auch *heute* noch derselbe ist wie gestern und auch heute noch als Auferstandener unter uns lebt. Denn wie sollte auch jene Gotteswelt unter uns sichtbar werden, wenn nicht Christus selbst, auf den

sie gegründet ist, sie trägt und weiter führt? Als lebendiger Eckstein muß er dastehen, daß wir uns auf ihm erbauen können zu dem verheißenen geistlichen Hause. Die frohe Erfahrung, daß wir den Lebendigen wirklich nicht unter den Toten suchen müssen, auch nicht unter jenen Toten, die mit glänzendem Namen als „historische Größen" im Grabe der Vergangenheit ruhen, — die lebendige Gewißheit, daß er uns auch nicht bloß, womit sich der Osterglaube gar oft begnügt, als Unsterblicher in eine ferne Jenseitigkeit in den Himmel, entrückt wurde, sondern daß er wahrhaftig auferstanden ist und als Auferstandener noch unserer Menschenwelt angehört und in ihr sein Werk fortsetzt, — das muß unser Osterglaube sein.

Weil aber gerade von solchem Osterglauben in unserer Christenheit wenig mehr zu spüren ist, weil wir statt der Kraft des Auferstandenen der Welt nur unsere Ostersätze zu bieten und entgegenzuhalten haben, drum nimmt die Welt unsern Osterglauben gar nicht mehr ernst und lächelt ungläubig darüber. Drum auch gaben gar viele unserer Mitchristen, die das Lächeln der Welt nicht ertragen können, da sie doch gerade so aufgeklärt und gerade so gebildet sein wollen, den Osterglauben preis und begnügen sich mit einem Ostern, das nun freilich der Welt nicht mehr anstößig ist, indem es in etwas verschwommener Weise ungefähr dasselbe verkündet, was die Welt auch glaubt, wenn sie in gehobener Stimmung und in poetischer Begeisterung die unerschöpfliche Lebenskraft der Natur und der Menschheit preist. Es hat dies nun ja freilich mit jenem ursprünglichen Ostergeschehen, deren Kern gerade das Hervorbrechen einer höhern, weltüberlegenen Ordnung ist, wenig zu tun, — aber geht denn von der orthodoxen Ostergläubigkeit mehr Kraft aus als von der freisinnigen Osterungläubigkeit? ist der Auferstandene bei den Verfechtern der positiven Sätze mehr zu spüren als bei den Bestreitern derselben? Wahrlich: „das Reich Gottes steht nicht in Worten, sondern in Kraft." Daß die Kraft des Auferstandenen in uns und unter uns lebt, darauf kommt es an. Wir sind auf ihn angewiesen, und ohne ihn sind wir, mit oder ohne Ostergläubigkeit, verloren. Das ganze Gebäude des Reiches Gottes ruht so wirklich auf dem von Gott gelegten Eckstein und all unsere Hoffnung auf seine Vollendung ist eitel, wenn dieser Eckstein nicht lebendig unter uns dasteht. Solange wir den Auferstandenen nicht lebendig unter uns haben, ist es nichts mit unserem Glauben und Hoffen.

Aber das ist das Herrliche, daß Christus wirklich heute noch derselbe ist, wie gestern und wir ihn noch als den Lebendigen erfahren dürfen. Trotz der Jahrhunderte, die zwischen ihm und uns liegen und die sich ja tatsächlich vielfach trennend zwischen ihn und uns legten, — trotz des Christentums, das ihn so vielfach verhüllte und gerade das aus ihm zu machen suchte, was er nicht war: eine „Religion" und religiöse „Ideologie", — trotz der Welt, die ihn

verwirft und seinem Reiche gegenüber stets ihre Reiche zu behaupten sucht — trotzdem spüren wir es, daß er doch der von Gott gelegte und all den Bauleuten zum Trotz auserwählte Eckstein ist. Immer klarer tritt er vor uns hin und zeigt sich uns als der, der heute noch sein Reich auf Erden bauen will. Und Gott selber tritt uns wieder in ihm entgegen, — an ihm geht uns wieder jene Erkenntnis auf: das ist vom Herrn geschehen! und läßt uns wieder vertrauen auf jene Welt Gottes, für die wir so blind geworden. Je mehr wir es aber spüren, wie er uns von Gott gesandt wurde, um uns zum Ziele zu führen, und je mehr wir es erfahren, daß er als Auferstandener heute noch mit demselben Wollen und derselben Kraft vor uns steht, desto weniger erschreckt uns die Welt mit all ihren Mächten und desto mehr wagen wir es, an ihre Ueberwindung zu glauben und auf ihre Erlösung zu hoffen. Nur mit lebendigem Osterglauben vermögen wir aufrecht in unserer Welt drin zu stehen. Ohne die lebendige Gewißheit, daß wirklich ein Gott da ist, der mit wunderbarem Tun in die Welt eingreift, um seine Sache zum Ziele zu führen, dürften wir ja dem furchtbaren Weltgeschehen nicht unsere Hoffnung auf eine neue Welt entgegenhalten. Käme es wirklich nur auf die Welt, ihre Kräfte und Mittel an, so wäre es töricht, länger zu hoffen, daß unsere brutale Welt des Geldes einem Reiche der Brüderlichkeit und unsere Welt der Unterdrückung und Gewalt einem Reich der Liebe und des Friedens weichen müsse. Ohne Gott und die Kräfte *seiner* Welt wird keinem Karfreitag ein Ostermorgen folgen. Und stehen wir nicht tatsächlich wieder wie in einem großen, furchtbaren Karfreitag drin? triumphieren nicht wieder jene Mächte, die einst Christus ans Kreuz brachten? haben sie ihn nicht aufs neue gekreuzigt, zu Grabe getragen, und beschweren sie nicht sein Grab, versiegeln und bewachen es, daß er sie nur ja nicht störe beim Bau und der Ausgestaltung ihrer Reiche? Bange möchten wir drum angesichts der wilden Herrschaft all der Mächte dieser Welt fragen: ist denn nicht alles verloren? Haben nicht die Bauleute doch den Sieg davon getragen?

Da gilt's dieser Welt mit lebendigem Osterglauben entgegenzutreten. Derselbe Christus, den einst auch der Triumph der Welt in seinem Siegeslauf nicht aufhalten konnte, er will auch heute noch, als Auferstandener, sein Reich aufrichten. Nicht an die Welt, so breit sie sich auch in all ihrer Macht und Gewalt vor uns hinstellt, wollen wir drum glauben, sondern an ihn, an den Eckstein, der in Zion gelegt ist und den kein Verwerfen der Bauleute aus der Welt schaffen kann. Oder sollten wir wirklich an diese Reiche glauben, deren Krachen wir doch schon deutlich vernehmen, die bereits im Innersten erschüttert sind? Sollen wir wirklich an die Macht des Geldes glauben, wo nichts so unsicher geworden ist wie gerade das Geld? Sollen wir der Gewalt vertrauen, wo ein Reich nach dem andern, das sich darauf gründete, zusammenstürzt? Ich weiß nicht,

ob du an diese Reiche glaubst, indem du dich ängstlich an sie klammerst, oder ob du an sie glaubst, indem du in ohnmächtigem Zorn dich unter sie beugst, — aber, wie dem auch sei, laß dir vom Osterglauben, der auf herrliche, machtvolle Gottestaten sich gründet, zurufen: „Christus ist dennoch der Stein, von den Bauleuten verworfen, der zum Eckstein geworden ist; und es ist in keinem andern Heil, ist auch kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, darin wir wollen selig werden. In seinem Namen sollen sich noch aller Kniee beugen und alle Zungen sollen noch bekennen, daß Jesus Christus der Herr sei, zur Ehre Gottes des Vaters."

R. Lejeune.

Blumhardt, Vater und Sohn.

5. Die Erlösung.

Durch Christus ist der Abfall von Gott mit all seinen Folgen aufgehoben, die ganze Verderbnis der Schöpfung getilgt, eine neue Schöpfung entstanden.

Wir können uns diese Tatsache nicht realistisch genug denken. Vor allem ist Eines festzuhalten und gegenüber den gewöhnlichen Vorstellungen zu voller Klarheit herauszuarbeiten: es handelt sich auch hier, und hier vor allem, nicht um Gedanken, d. h. um theoretische, rein „geistige" Wahrheiten, sondern um Kräfte, um greifbare, ja materielle Wirklichkeiten. Wie Gott selbst nicht Idee, Begriff, Gedanke ist, sondern Kraft, schaffende Wirklichkeit, so auch sein Reich. Durch das Leben Christi, seine Geburt, sein Wirken und Leiden, seine Auferstehung, sind Kräfte in die Welt ergossen, die vorher nicht darin waren, sind Möglichkeiten erschlossen, die vorher nicht bestanden, ist ein Leben entquollen, das vorher nicht existierte. Es hat die Mächte, die das Leben Gottes in der Schöpfung knechteten und verderbten und die im Tode gipfelten, besiegt und damit das Leben Gottes darin freigesetzt. Diese neuen Kräfte nun sind eben nicht bloß geistiger Art, wie man sich dies gewöhnlich denkt, sondern ebensosehr leiblicher Natur. Freilich findet die Erlösung und Umkehr zunächst im Geistigen statt, in der Besiegung geistiger Mächte, besonders in der Aufhebung der Schuld, in der Erschließung eines neuen geistigen Lebens aus Gott. Aber dieses neue Leben fließt doch sofort auch ins Leibliche, ja, es ist sozusagen von Anfang an auch leiblich. Denn wie Gott selbst nur Einer ist, so auch seine Schöpfung nur Eine. Die Trennung von Leib und Seele ist menschlich, nicht göttlich; geschichtlich ausgedrückt: sie entspricht Plato, nicht Christus, sie ist auf griechischem, überhaupt heidnischem Boden daheim, nicht auf dem der Bibel. Dort herrscht Idealismus, hier Realismus, dort Spiritua-

lismus, hier Materialismus. Der Leib (die Materie) kommt zu Ehren. Er hat ein Recht von Gott sogut wie der Geist; er spielt in der Schöpfung Gottes eine diesem ebenbürtige Rolle. Auch der Geist wird verderbt, wenn das Leben des Leibes verkehrt ist. Den Leib gering zu schätzen ist gottlos. Darum darf die Erlösung, um eine vollständige zu sein, nicht bloß den Geist erfassen, sondern muß sich auch auf den Leib, d. h. das ganze Gebiet des „materiellen" und „natürlichen" Lebens erstrecken. Darum darf man sich, nebenbei gesagt, auch das ewige Leben nicht allzu „geistig" denken, nicht als bloße „Unsterblichkeit der Seele" im Sinne Platos und nicht als ein ideales Schattendasein im Jenseits, sondern als ein volles, sogar erhöhtes Leben in Wirklichkeit und Leiblichkeit, wenn auch verklärter, erlöster. Darum reden die Bibel wie das Bekenntnis von einer Auferstehung des „Leibes" (oder gar des „Fleisches"), nicht der „Seele". Aber diese Auferstehung, als Teil der ganzen Menschwerdung Gottes in Christus, ist im Sinne Blumhardts noch weiter zu fassen: sie erstreckt sich wie gesagt über alles „Fleisch", das ganze Reich der Leiblichkeit oder Materialität. Ueberall bringt sie an Stelle des Todeswesens das Lebenswesen zur Geltung, überall stellt sie die Schöpfung Gottes wieder her gegen die eingerissene Verderbnis. So bekommt denn die Auferstehung Christi eine neue, universelle Bedeutung. Sie ist Sinnbild und zugleich Beginn und Grundstein eines großen Ostern der ganzen Schöpfung. Das Wort, das in der geistigen Nähe Blumhardts gesprochen worden war, daß das Ende der Wege Gottes Leiblichkeit sei, gewinnt in diesem Zusammenhang einen gewaltigen Sinn. Noch ahnen wir kaum seine volle Bedeutung.

Wir haben diese Blumhardtsche Denkweise, die auch die der Bibel ist, Materialismus genannt. Es versteht sich aber wohl von selbst, daß dabei nicht an die Vergötterung des Stoffes zu denken ist, die man gewöhnlich darunter versteht. Im Gegenteil: es handelt sich darum, daß auch in der Materie Gott zu Ehren kommt, daß Gottes Schöpfung darin verstanden wird, mit andern Worten: daß sie Geist wird. Aber nicht durch Verachtung („Askese") wird sie dies, sondern durch Anerkennung des Schöpfers in ihr. Das Heidentum verachtet sie — asketisch — oder es macht sie libertinistisch und mammonistisch — zum Götzen, was dann eben Materialismus im schlimmen Sinne wird. Das Heidentum erhöht das natürliche Leben auf falsche Weise und erniedrigt es dann auf ebenso verkehrte Weise. Die Bibel sagt Nein zu aller Natur, soweit sie verderbt ist, soweit sie Gott sein will, und gibt Gott allein die Ehre, aber von hier aus glänzt alle Natur in ihrer göttlichen Reinheit und Herrlichkeit auf. Darum ist das Heidentum Lebensverneinung — mit Notwendigkeit führt es früher oder später zu ihr — das Reich Gottes aber ist das große, freudige Ja zur Schöpfung Gottes.

In der Christenheit hat bald dieser Kampf zwischen Leib und Geist, der in Christus aufgehoben ist, wieder eingesetzt. Man hat

das innere Leben — wie man heute sagt — vom äußeren geschieden und es ist die Meinung aufgekommen, die eigentliche Frömmigkeit bestehe darin, sich auf jenes zurückzuziehen und dieses gering zu schätzen. Man verachtete den Leib, die äußern Verhältnisse, die materiellen Dinge, das Weltleben. Man ging mönchisch ins Kloster oder zog — puritanisch und pietistisch — in der Welt stehend einen Graben zwischen Weltleben und Frömmigkeit. Es galt dann bloß, das Heil der Seele und den Himmel zu gewinnen.

Auf diesem Wege geriet man fast immer in die Heuchelei, ins Unnatürliche und damit zuletzt in die Gottlosigkeit hinein. Man verachtete den Leib — und versank ins Gelüsten des Fleisches. Man schätzte das Geld gering — und verfiel dem Mammonismus. Man floh die Welt — und die Welt wurde mächtig, innen und außen. Die Welt geriet in des Teufels Hand und Christus wurde zum Mythus. Das Schicksal des Mönchstums, überhaupt der katholischen Kirche, aber auch, obwohl auf etwas andere Weise, des Protestantismus, zeigt furchtbar den Fluch dieses Weges.

Denn er ist Entfremdung von Gott, der Leib und Seele nicht getrennt, sondern auf einander hin erschaffen hat, der über das Aeußere herrschen will wie über das Innere, über die ganze Wirklichkeit! Er ist Verachtung der Schöpfung Gottes, aus der die Welt gekommen ist. Nicht Vernichtung der Schöpfung ist sein Wille, sondern Wiederherstellung, nicht Flucht vor der Welt, sondern Eroberung der Welt für Gott, nicht Nein, sondern Ja, nicht Zerstörung, sondern Erlösung. Gott hinein in die Welt, in's Fleisch, in die Materie, damit er alles sei in allem. Innen und Außen verderben miteinander und müssen miteinander erlöst werden.

Diese Erlösung des Geistes nun, die zu der des Leibes führt, ist vor allem die Aufhebung des Todes und zwar nicht bloß des physischen Todes, der das Leben des Einzelnen trifft, sondern des Todes als der umfassenden Macht, die auf allem abgefallenen Weltwesen lastet und die auch in Armut und Krankheit sich auswirkt. Diese ganze Welt muß vor dem Reiche Gottes weichen; sie ist vor Jesus und seinen Aposteln gewichen und sie wird weiterhin weichen müssen in dem Maaße, als das Reich Gottes kommt.

Das ist der umfassende Sinn der Besiegung des Todes bei Blumhardt wie in der Bibel. Man täte dieser Auffassung stark Unrecht, wenn man sie bloß auf das Sterben des Einzelnen beschränkte. Es handelt sich vielmehr um zwei Welten, die einander gegenüberstehen: die Todeswelt, die die Welt des Abfalls und die Lebenswelt, die die Welt Gottes ist. Gott und der Tod — das ist, wie wir früher gezeigt haben, der große Gegensatz. Aus Gott quillt die Welt des Lebens, wo Gott nicht ist, beginnt das Reich des Todes. Ewiges Leben ist das Leben Gottes in seinem Reiche, im kommenden Aeon, das Leben aber in der „Welt", in diesem Aeon, ist in sich selbst Tod. Die Ueberwindung des Todes ist die Rück-

kehr zu Gott, die selbst — paradoxerweise — durch ein Sterben, ein Sterben nämlich für die „Welt", geschieht.

Diese Erlösung ist aber in keiner Beziehung bloß individuell, sie ist überall sozial d. h., sich nicht bloß auf den Einzelnen, sondern auf die Welt, die Gesamtheit, die Gemeinschaft erstreckend. Daß auch das soziale Leben im engeren Sinne darin befaßt ist, versteht sich nach dem über die Bedeutung des materiellen Lebens Gesagten von selbst. An der durch die Abwendung von Gott, die Sünde, verursachten Verderbnis nehmen selbstverständlich auch die Gemeinschaftsverhältnisse der Menschen, die wirtschaftlichen und politischen inbegriffen, teil. Sie sind von dieser Quelle her durch Selbstsucht, Gier, Ungerechtigkeit und Lüge vergiftet; sie sind den Götzen untertan geworden, besonders dem mächtigsten unter diesen, dem Mammon. Darum müssen sie auch aus der Quelle des göttlichen Lebens erneuert werden zum Wesen des Reiches Gottes, das Wahrheit, Bruderschaft, Gerechtigkeit und Gottesdienst am Menschen ist. Diese Erkenntnis liegt mehr oder weniger deutlich dem Sozialismus zu Grunde. Er ist eine Vorahnung, ein Vorbote des Gottesreiches, das freilich in seinem Gesamtsinn noch weit über allen Sozialismus hinausgeht.

Die Erlösung von Seele und Leib aus dem Tode zum Leben ist durch Christus geschehen. Aber hier muß nun noch ein neuer Gesichtspunkt eingefügt werden, der ganz fundamental wichtig ist: Die Erlösung ist geschehen — aber sie soll zugleich noch geschehen. Die Christenheit hat, ihrer ganzen sonstigen Denkweise gemäß, eine fertige Welt und einen fertigen Gott zu haben, fast nur das Erste festgehalten: die Erlösung ist geschehen. Sie konnte das umso leichter, als sie ja keine Hoffnung auf das Kommen des Reiches Gottes in die Welt hatte. Aber auch hier denkt die Bibel alten und neuen Testamentes anders. Freilich ist das Reich Gottes gekommen. „Es ist mitten unter euch." [1]) Es ist in Christus selbst vorhanden, in dem in ihm erschienenen Gottesleben. Es ist vorhanden in der Wirkung, die von seinem Leben, Sterben und Auferstehen ausgeht. Er hat nicht nur eine Lehre und Verheißung gebracht, sondern hat die Welt verändert. Sie ist nun nicht mehr wie sie vorher war. Aber dieser Prozeß ist noch nicht vollendet. Das ist die andere Seite der Wahrheit. Die Erlösung ist prinzipiell vollbracht, aber sie muß sich nun auswirken in alles Leben hinein. Die neue Schöpfung ist gegründet, aber sie muß nun in Wachstum und Kampf sich entfalten. Die Entscheidungsschlacht ist siegreich geschlagen, aber nun muß das Land des Feindes noch Stück für Stück erobert und besetzt werden.

---

[1]) So heißt es nämlich nach der im Zusammenhang wahrscheinlichen Uebersetzung Luck. 17, 21, nicht wie man unter dem Banne einer falschen Auffassung zu übersetzen gewohnt ist: „Inwendig in Euch".

Das ist die Meinung Blumhardts wie des Neuen Testamentes. Beide Sätze sind richtig: „Das Reich Gottes ist schon da", und „Das Reich Gottes kommt". Sie widersprechen sich nicht, sondern ergänzen sich. Die Erlösungstat ist geschehen, aber sie muß sich nun auswirken in einer mächtigen Geschichte. Darin muß Christus zu einer Welt werden. Und darin wird, wie schon bemerkt worden ist und wieder im Sinn des Neuen Testamentes, das Größte erst noch geschehen.

Davon wird bald mehr gesagt werden. Hier sei nur noch der weitere Gedanke angeknüpft, daß die Erlösung zwar die Wiederherstellung der Schöpfung, aber eben damit doch auch ihre Fortführung, ja eine neue Schöpfung ist. Wir haben dies ja schon wiederholt angedeutet. Es ist auch eine alte Wahrheit, die aber uns neu aufgegangen ist. Es gibt im Reiche Gottes, des Lebendigen, keine bloße Rückkehr, jedes Zurück ist zugleich ein Vorwärts; es gibt darin keine bloße Wiederherstellung, jede Wiederherstellung ist zugleich eine Schöpfung. Es gibt im Reiche Gottes nur Neues. Es ist ein ewig neuer Morgen. Die Geschichte ist als fortschreitende Erlösung fortschreitende Schöpfung.

Diese Auffassung von der Geschichte des Reiches Gottes als eines stetigen Werdens, einer fortschreitenden Schöpfung, entsprechen eine Reihe weiterer wichtiger Gedanken. Ganz besonders eigenartig und für seine Gesamtauffassung wichtig ist Blumhardts Lehre vom heiligen Geist. Davon redet das nächste Kapitel.

Blumhardt-Worte.

Radikaler und massiver Glaube. Es muß ein Radikalismus des Glaubens her, der den Glauben massiv nimmt.

Es wird sich lösen! Wenn man mir oft so schwere Sachen vorträgt, Lebensschicksale, vor denen mir graut, dann kann ich nicht bloß sagen: „Schick dich drein!" Nein, ich sage: „Sei nur geduldig, es wird sich lösen; ganz gewiß, es wird sich lösen."

Falscher Trost. Tröstet euch nicht mit einem gewissen Christentum, das heute die Kunst besitzt, allen Jammer zuzudecken, alles mit Phrasen einzuhüllen, als sei alles gut, was nur überhaupt geschieht. Tröstet euch nicht mit dem, sondern werbet mit mir Leute, die vor Gott stehen und sagen: „Lieber Vater im Himmel, wir sind nicht wert, daß wir deine Kinder heißen, aber ach, daß du uns noch einmal zu deinen Taglöhnern brauchen könntest!"

Der Geist muß sich verkörpern. Der Geist muß sich verkörpern. Er muß in unser irdisches Leben hinein, es muß das Göttliche im Fleisch geboren werden, damit es diese irdische Welt überwinden kann. Erst dann ist Geist wirklich Geist, wenn er etwas von unserer Materie unter die Füße bringt; vorher ist es bloß Gedankenwesen. Geist will das Leben beherrschen.

Jesus Christus im Fleisch. Wir dürfen nicht denken, mit dem, daß der Heiland geboren sei, sei die Sache fertig. . . . Ich glaube, unser erhöhter Herr Jesus Christus frägt nicht viel darnach, ob wir seine Geburt feiern, ob wir das

Kindlein in der Krippe verewigen oder nicht. Ihm ist nicht das allein das Wichtige, daß wir merken, daß er einmal geboren ist, sondern daß er da ist, daß es nunmehr eine Wahrheit, eine Weltwahrheit und mit der Zeit durch das Evangelium eine Menschenwahrheit wird. Gott ist im Fleisch. Das allein kann die Menschheit und in Folge dessen auch das übrige Fleisch, die Erde, die ganze Schöpfung, in eine Höhe heben, deren Mangel heute so viel Not und Tod mit sich bringt.

Die Sünde und der Tod hat selbst vielen Christen so imponiert, daß sie nicht mehr glauben konnten: Gott *ist* im Fleisch. Jesus Christus ist ins Fleisch gekommen als das Wort Gottes und bleibt und ist jetzt drin, trotz Sünde und trotz aller Torheit und Verwirrung, in der die Menschen sich befinden.

Leib und Seele. Es ist ein göttlich-natürliches Gesetz, *daß Leib und Seele zusammengehören*, und daß da, wo auf den einen Teil eingewirkt wird, immer auch der andere Teil seine Berücksichtigung finden muß. Leib und Seele trennen wollen, heißt einen Totschlag ausüben.

Krankheit und Gesundheit. So ist nun des Geistes erstes Sorgen, daß nur schnell der Leib gesund werde, während im stillen die Seele Gott dankt, daß sie unter der Krankheit des Leibes mehr Ruhe hat als bei seiner Gesundheit, ja mehr Leben wiederum empfindet und Kraft, als in gesunden Tagen. Aber viele Menschen werden über einer solchen Beruhigung fast ärgerlich, sie sind das Stillesein und Aufmerken auf ihr Leben so wenig gewohnt, daß es sie mit Gewalt wieder in die Unruhe ihres Treibens hineinzieht; aber eben damit stehen sie ihrer Gesundheit im Wege, und zwar gerade dann, wenn Gott *ihren Geist binden* möchte, weil Er sie nicht dem Verderben preisgeben möchte. Schaden am Leib ist das Gericht über das Geistestreiben des Menschen. Jammer und Umnachtung der Seele ist das Gericht über das Vagabundenleben des Geistes, und darum ziemt sichs für jeden Kranken, der Christus kennt, nicht zuerst ungeduldig gesund werden zu wollen . . . [sondern] zuerst seinen Geist zurückzudämmen und das wilde Wesen zu beschneiden, damit Christus recht bekomme und in Stand gesetzt werde, durch unsern eigenen Willen uns an Gott und seine Wahrheit zu binden. Das heißt auch: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird Leib und Seele gesund werden. Gesundsein heißt überhaupt bei Gott so viel wie gerecht sein; ein gesunder Leib, und wenn er noch so normal ist, heißt bei Gott nicht gesund, wenn er in Ungerechtigkeit herumgeschleppt wird. Da dringen Tausende von Stacheln des Todes hinein und ehe sie äußerlich wirksam werden, kann ein uns gesund scheinender Körper vom Kopf bis zum Fuß krank, zum Tode krank sein. Gerechtigkeit ist unsere Gesundheit und das erste Stück der Gerechtigkeit ist, daß wir uns von Gott binden lassen und unser Geist nicht mehr frei sein will

Erlösung des Leibes. Wenn unsere geistige Frömmigkeit nicht auch am Leibe wahr, nicht auch am Leibe recht, nicht auch am Leibe frei für Gott sich darstellt, los von menschlichem Sittenwerk, soweit dieses verkehrt ist und den göttlichen Gesetzen nicht entspricht, so lange sind wir nur verkrüppelt fromme Leute. Wir müssen es verstehen lernen, wahrhaftige Geschöpfe Gottes zu sein, durch welche nach allen Seiten Leben ausströmen kann, wie es aller Kreatur zugedacht ist.

Wunder. Deswegen betteln wir *nicht*: „Tu Wunder", sondern: „Laß es nach der Wahrheit gehen!" . . . Gott *soll* Wunder tun, aber nur, wenn sie hervorgehen aus der innerlichen Zurechtstellung des Menschen. Es muß ein Boden

da sein, ein Himmelreichsboden, der uns nach der göttlichen Seite hin erleuchtet und erneuert. Da sollen die Wunder geschehen, dann, ja dann jauchzen wir auf, wenn von innen heraus die Sachen recht werden. Aber dann verschwinden die äußeren Wunder . . . Ich will kein einziges Wunder an jemanden sehen, das nicht Folge ist einer innern Zurechtbringung eines Menschen.

Offenbarung für die Politik. Nur Offenbarnng bringt Fortschritt und das wäre so wichtig, daß endlich Offenbarung auch einmal komme auf den Boden der Politik. Das wäre ein wirklicher Fortschritt in der Welt; denn das ist bisher nie gewesen. Gott ist bisher nicht eigentlich in die Völkergeschichte eingetreten. Es sind immer nur Menschengeschichten, z. B. der Burenkrieg. Nur hintendrein kann der Geist Gottes Einzelnen mehr Licht geben, Buren, wie Engländern, daß sie weitsichtiger werden, aber eine Leitung muß durch Offenbarung auch in die Politik kommen.

Kein Krieg. Nach verschiedenen Seiten sind die Zeiten drohend und es tut not, daß wir Glauben halten und namentlich nicht glauben, ein Krieg oder derartiges werde unsere Lage verbessern. Das ist ja nur eine Art der Verzweiflung, die in unserer Zeit spricht und sehr viel beiträgt zu dem Kriegslärm. Da wolle Gott dreinsehen; denn es ist ja absolut kein Grund vorhanden zum Krieg und wir dürfen es seinem allmächtigen Arm zutrauen, wenn es auch sehr gefährlich ist, daß er doch Frieden schaffe und in alle unsere Verhältnisse hinein Zeichen und Wunder tue, vom Himmel her uns zu helfen. Wir brauchen keine Kanonen und Schwerter, wir wollen leben und leben lassen. Darum erbarme dich, Herr, unser Gott, daß du endlich, endlich das Friedensreich schaffst, das du verheißen hast.

1886.

Gottes Wohlgefallen an allen Völkern. Gott hat ein Wohlgefallen auch an unserm Volke, an uns Deutschen, er hat ein Wohlgefallen an den Franzosen, an den Engländern, ja, meine Lieben, auch an den Chinesen und Japanern. 1898.

Pazifismus, Nationalität, Anarchie, Reich Gottes. Daß . . . in Europa nichts anders mehr vernünftig wirksam werden kann, als Friedensbestrebungen, das kann jedermann sehen, der noch Augen im Kopfe hat. Wer heute noch ein Wort gegen den Frieden sagt, der verspielts. Es ist zwar noch eine gewisse politische Luft vorhanden, die ist nur gleichsam anerzeugt. Vor Jahrhunderten her ist eine gewisse Kriegslust in Fleisch und Blut der Europäer und anderer Völker hereingekommen. Diese Kriegslust herrscht noch immer in gewissen Teilen der Bevölkerung, aber das seßhafte Volk weiß nichts davon. Immerhin läßt es sich auch leicht dafür begeistern, weil die Idee im Hindergrunde schlummert: „Es muß Krieg sein." Man hat bis jetzt in der politischen Welt noch keine Lösung gefunden für gewisse Fragen außer durchs Schwert, aber es ist eine Schande, daß es keine andere Lösung geben soll, als das Drauflosschlagen und Sehen, wer der Glücklichere ist — denn man kann kaum sagen: der Mächtigere, man weiß aus den Geschichten des Krieges, daß tausendmal die Mächtigeren zu Grunde gegangen sind. . . .

Wer es denken kann, der denke es einmal: wie beschränkt wir politisch gesinnt sind. Das große Erdenrund mit seinen Völkern, was könnte das ein freier Tummelplatz sein für richtige Menschen, und wie kleinlich haben wir es gemacht, indem wir uns als Tiger und Lämmer, als Füchse und Gänse verteilt haben auf

Erden, da natürlich die Füchse die Gänse fressen. So geht es auf Erden nach gewissen Regeln des animalischen Lebens zu und die Regeln des Geistes sind fort. Man kann freilich nicht zu weit denken, sonst kommt man auf ein Wort, das heute sehr verpönt ist und doch ist etwas darin — ich will es aussprechen: „Anarchie". Mit Bezug auf das Bewohnen der Erde ist ein gewisses Freiheitliches, fast Regelloses, fast richtiger als dieses Festgenagelte, wo die einzelnen Völker gleichsam verlieren auf ihrer Scholle und unfrei werden für jeden großen Gedanken.

Der Mensch ist dazu da, Fortschritt zu machen und wenn man Frieden will, muß man auch mithelfen dazu und es auf *seinem* Boden, in *seiner* Art, in Szene zu setzen *suchen*. Denn bloß davon reden und meinen, es komme von selber, das hat keinen Wert. So muß jeder, der Frieden will, auch Frieden besorgen, ein Friedensmensch sein. . . . . .

Das tun nun wir im Besondern um Gottes willen . . . aus Rücksicht auf die ewige Wahrheit und Gerechtigkeit Gottes. Das ist *unsere* Sache, und wer weiß, ob wir nicht in dieser Situation die Stärksten sind? Ich will die Leute nicht verachten, die aus andere Rücksichten sich Mühe geben, Frieden zu machen und aus Mitleid, Humanität und Dergleichen, aber ich glaube nicht, daß diese Bestrebungen viel Kraft hinter sich haben. Eine gewisse, unversiegliche Kraft aber hat das Bestreben, um Gottes willen um der ewigen Wahrheit willen wollen *wir* Frieden, wollen *wir*, daß die Völker anders werden und daß diese abscheuliche europäische Geschichte untergeht. . . .

Wer in der bisherigen Geschichte stecken bleibt und da eine Lösung finden will . . . der ist ein entsetzlich kleiner Mensch. . . . Es hat aber schon einen Wert, wenn nur wenige Menschen in diesem Sinn, um des Rechten, Ewigen, Wahren willen die Augen aufmachen und es an sich zur Festigkeit machen: „Da muß eine Aenderung werden!" und insofern auch *über* ihre Zeitgeschichte sich zu erheben vermögen. Es wird das nicht unnütz sein, sondern im Gegenteil, es wird das dem, was wir Reich Gottes heißen, entgegenführen. 1895.

Die soziale Umwälzung und das Reich Christi. Kann das mit Recht verlangt werden oder ist es wirklich, wie vielfach angenommen wird, vielmehr Pflicht jedes Staatsbürgers und jedes Kirchendieners, die Sozialdemokratie, weil sie den „Zukunftsstaat" am energischsten vertritt, mit allen Mitteln zu bekämpfen? Es muß jemand mit Blindheit geschlagen sein, wenn er nicht sehen könnte, daß dieses ganze Jahrhundert, seit der französischen Revolution, Bewegungen mit immer steigendem Erfolge aufweist, welche auf eine neue Gesellschaftsordnung hinzielen. Wo ist ein Land, welches nicht von sozialistischen Ideen bewegt wird? Es ist *ein* Drang, *ein* vorwärtsstrebender Geist, der auf eine neue Gesellschaftsordnung hinzielt. Niemand kann sich dieser Bewegung entziehen. Staat und Kirche mußten daraufhin dem Volke Freiheiten zugestehen. Wir haben in einem Revolutions- und Umsturzjahrhundert gelebt und leben mitten in Umsturzbewegungen, die eine andere Gesellschaftsordnung herbei führen sollen und zwar ganz gewiß nach Gottes Willen. Wie anders sind auch schon heute die Anschauungen geworden! Wer wundert sich heute, wenn jeder Bürger politische Rechte in Anspruch nimmt und mehr und mehr bekommen soll? Wenn gleiches Recht für Alle, hoch und niedrig, gefordert wird? Wer möchte wieder Leibeigenschaft und Sklaverei einführen? Wer wollte die Parlamente abschaffen? Lauter neue Anschauungen. In früheren

Jahrhunderten sind Menschen, die solche Freiheitsrechte äußerten, einfach hingerichtet und vertilgt worden. Wenn nun der Sozialismus heute auch das Ziel im Auge hat, daß jedermann gleiches Recht ans Brot bekommt, daß die Eigentumsverhältnisse sich so gestalten müssen, daß nicht das Geld und der Besitz, sondern das Leben der Menschen die höchste Bedeutung bekommt, warum soll das ein verwerfliches Umsturzverlangen sein? Mir ist es gewiß, daß es im Geiste Jesu Christi gelegen ist, daß sein Ziel in dieser Richtung verfolgt wird, und es wird Umwälzungen geben, bis es erreicht ist. Da hilft kein Sträuben, weil es Gott so will, daß alle Menschen in jeder Hinsicht gleich geachtet werden, und auch auf Erden nicht geplagte, sondern selige Geschöpfe Gottes sein sollen. . . .

Daß es bei diesem Ringen der untern Klasse nicht immer fein zugegangen ist und viel Unvollkommenes gedacht und gehandelt wird, stößt mich nicht ab. Der Grund der Bewegung, das energische Wollen und das geistige Schaffen auf das Ziel ist mir genug, um mich als Verbündeten fühlen zu können, und zwar in dem Geiste Christi, der mich von jeher geleitet hat. . . .

Aber, sagt man, die Sozialdemokratie will blutige Revolution, will ungerechten Umsturz der bestehenden Verhältnisse, will allgemeine Umordnung. Nun, da sage ich einfach: Das ist nicht wahr. Es liegt in vielen Menschen ein Grauen vor jeder Revolution, weil die französische Revolution und die nachfolgenden Bewegungen revolutionärer Art blutig verlaufen sind. Aber die Reformation des sechszehnten Jahrhunderts ist noch blutiger verlaufen; warum hassen wir dann nicht die Reformation? Sie hat bis auf einen gewissen Grad religiöse Freiheit angebahnt. Warum hassen wir aber die Revolution des achtzehnten Jahrhunderts? Weil sie dem Volke politische Freiheit anbahnen half? Mir gehört die letztere notwendig zur erstern. Das vergossene Blut infolge der Reformation schmerzt mich ebenso, wie das vergossene Blut der Revolution, aber ich muß beides in Kauf nehmen und den Fortschritt ansehen: die Freiheit der Menschen. Warum schrecken wir nicht allgemein zurück vor Blutvergießen der vergangenen und heutigen Zeit, wenn um nationaler Vorurteile willen Blut vergossen wird? Ja, die ganze Weltgeschichte ist eine lange, lange revolutionäre Strömung voll Blut. . . .

Man sagt: Christus aber habe sich von allen derartigen Umsturzgedanken fern gehalten, habe nur geistige Hebung der Menschen im Auge gehabt. Aber wenn er sich dem Tempel der Juden gegenüber sah, wenn er die falschen Nationalgötter und Gesellschaftsgötter berührte, welche dem Reich Gottes entgegenstanden, so kündigte er gerade den größten Umsturz an: „Kein Stein soll auf dem andern bleiben", sagt er von dem stolzen Nationalheiligtum der Juden und er sieht das Verderben schnell kommen über das kapitalistische Gesellschaftstreiben der damaligen Welt. Er dachte sich gerade in Folge seines Auftretens die größten Umwälzungen und machte seine Jünger darauf aufmerksam, daß es sehr blutig hergehen werde. Aber allerdings fügt er hinzu: das sei noch nicht das wahre Ende. Ganz am Ende da soll es unblutig zugehen. Des Menschen Sohn, der Mensch der Menschen, kommt wie ein Blitz, der das Erdreich erleuchtet; das heißt wohl: Gottes Gedanken und Gottes Wille drängen allgemein und mit Gewalt in die Herzen hinein und schaffen die Menschen, die Gott haben will; denn wir warten eines neuen Himmels und einer neuen Erde. Wenn wir alle die Worte Jesu und der Apostel, die auf das Endziel der Menschengeschichte hinzielen, zusammenstellen, so finden wir sehr wohl,

daß Jesus sich im Geist mit den politischen und sozialen Einrichtungen beschäftigt, daß er sich sein Reich gar nicht kommen und denken kann ohne Umsturz der bestehenden Verhältnisse, und er denkt sichs zunächst auf gewaltsamen Wege. Darum aber brauchen wir als Nachfolger Jesu keine Gewalttat zu tun, wir müssen keine blutigen Umstürzler sein, aber voll Ruhe und Kraft gehen wir durch alle Entwicklungen hindurch und haben das endliche Ziel des Friedens im Auge. Dieses Endziel aber kann nicht ohne erschütternde Umwälzungen kommen. Wie die Geisel, welche Jesus schwingt im Tempel zu Jerusalem, so wird auch noch eine Geisel kommen über das ganze ungerechte Wesen der Menschen, „ein Tag, der brennen soll wie ein Ofen", wie der Prophet Maleachi sagt. Und wenn das Gericht im Hause Gottes anfängt, so will ich mich freuen. Die sozialistische Bewegung aber ist wie ein Feuerzeichen vom Himmel, welches Gericht ankündigt. Und wenn die christliche Gesellschaft sich einem Gericht gegenüber sieht; so möge sie nicht trotzen, sondern sich besinnen, was ihr von Wahrheit entgegentritt. Ja, es ist Wahrheit, daß der Geiz die Wurzel alles Uebels ist! Und mich wundert, daß diese Wahrheit nicht schmerzlicher empfunden wird. Wahrheit ist, daß unser Geschlecht in lauter Geldwirtschaft und Geldbedürfnis untergeht. Nichts Hohes und nichts Heiliges kann heute ins Auge gefaßt werden ohne Spekulation auf Geld. Auch unter den Reichsten seufzen viele unter dieser Last und machen sich auf in selbstverleugnender Wohltätigkeit, ohne jedoch dem Elend damit abhelfen zu können. Wahre Hilfe bringt nur das von Christus angekündigte Ende.

Tritt nun eine Gesellschaft auf, aus bitterster Not geboren, und ringt um dieses Ende, um Erlösung von dieser Geldwelt und Geldzeit — wer will mir wehren, dieser Gesellschaft die Hand zu reichen im Namen Christi? Wer will mir verargen, ihr recht zu geben in ihrem lauten Zeugnis, daß wir uns auf abschüssiger Bahn befinden, und in ihrer Hoffnung, daß wir trotz alles heutigen Verderbens einer besseren Zeit entgegen gehen, einer Zeit, in welcher es in Wahrheit heißen wird: „Friede auf Erden!", in welcher Menschen geboren werden, die verstehen, was Leben und Seligkeit heißt? Solches Endziel ist das Reich Gottes auf Erden, des Gottes, der ein Heiland ist aller Menschen. 1899.

Jesus und das Proletariat. Der Wille Gottes tritt hervor in dem, wie Jesus auftritt auf Erden. Was ist er? Er ist der Freund der Menschen und der menschlichen Gesellschaft und in ganz eigentümlicher Weise faßt er sozusagen die menschliche Gesellschaft am untersten Teil: bei den Elenden, bei den Verachteten, bei den Geringen, bei den Massen der Menschen, die unbeachtet durch das Leben gingen — da faßt Jesus mit fester Hand zu. Und wenn alles auf ihn einstürmt und wenn man ihn einen Gotteslästerer nennt und einen Sündendiener, und einen Menschen, der zu verwerfen ist, er greift fest da hinein wo sonst noch niemand hinein gekommen ist — und dadurch sind die Elenden zum erstenmal ans Licht gekommen, auch die Kranken, auch die im Geiste Verwirrten, kurz, alle die Massen von Menschen, die man in der menschlichen Gesellschaft nicht brauchen kann, die Geringgeschätzten, die Sklaven, die von oben herunter Angesehenen, über die die Geschichte der Völker, die Geschichte der Gesellschaft wegging, über die jeder Mensch, der in Bildung gekommen war, wegzugehen Lust hatte, sodaß die Gebildeten sich abtrennten und eine Kluft zwischen den Gebildeten und den Ungebildeten entstand, zwischen den Reichen und den Armen, zwischen den Hohen und den Niederen — in

diese Sphäre greift Jesus hinein . . . Jesus hält sich zu diesen Menschen, die müssen heraus. Die Kranken sollen heraus, die Verirrten sollen ans Licht, die Armen sollen an die Oberfläche kommen, die Verworfenen, die Sklaven, die Gefangenen, die Weggeworfenen, die von den Gebildeten Mißachteten — die müssen an die Oberfläche herauf. Jesus wird sozusagen viel massiver „Mensch" als irgend je ein Mensch Mensch geworden ist und das zeugt für ihn als den Sohn Gottes. Ein Anderer, der nicht von Gott gekommen ist, kann sich dieser Masse von Menschen nicht annehmen, bis auf den heutigen Tag; ein Mensch, der nur von Bildung ist, ein Mensch, der nur von Philosophie und Wissenschaft ist, ein Mensch, der nur von menschlicher Philosophie und Wissenschaft ist, ein Mensch, der nur von menschlicher Liebe und Barmherzigkeit ist, kommt nicht zu diesen Menschen. Er wird immer denken: „Ach was, das ist Nebensache!" Und begegnet ihm ein Vornehmer, ein Geehrter, ein Gerechter: „Ja, mit dem muß ich mich halten!" Will jemand eine Partei gründen, will irgend jemand etwas gelten in der Welt, er sucht sich in der Höhe der Gesellschaft seine Freunde. Sie können nicht — die höchsten Geister, die höchsten Engel — sie können nicht, was Jesus kann. Wir hoffen immer von den Professoren oder sonst hohen Geistern aller Art, wir hoffen von den höchsten Höhen des Himmels her und Jesus hofft von den Proletariern, von dem weggeworfenen Volk, das Könige und Kaiser übersehen, mit dem man nur so spielt, das nur das Spielzeug ist für die Herrschenden; dort sieht Jesus den Anfang der Erneuerung. Wollen wir ihm darin folgen? Darin müssen wir Jesus bekennen, da heißt es, mit ganzem Herzen auch zugreifen; denn dort ist Jesus. 1899.

Der Sturz der heutigen Welt. Die Leute haben Angst vor dem Sturz der Welt, ich freue mich darauf; ich wollte, es würde heute schon anfangen krachen und zusammenfallen. Denn diese Welt der menschlich Hohen, dies ist und bleibt der Ausgangspunkt des Elends. . . . . 1899.

Jesus unter den Sündern. Jesus ist der eigentliche Mensch der Gesellschaft. Aber wie schwer ist es, daß dieser Jesus lebt. Wer glaubt an ihn? Wer will diese Gerechtigkeit? Wer will sich zu den Sündern wenden? Denn da heißt es jetzt nicht: „Glaube bloß an Jesus", sondern: „Glaube an die Sünder; glaube an die Verdorbenen; glaube an die Getöteten, an die, die nicht leben", denn das ist Jesus. Wenn es sich bloß darum handelt, daß wir den Herrn Jesus für sich in seiner Höhe anbeteten, o wie leicht hätten es da die Leute! Das tun sie sehr gerne, sie fallen gern vor ihm nieder, stellen irgend ein Bild von Gold oder Silber auf, es wird ihnen leicht, das anzubeten. Aber so will Jesus nicht angebetet sein; er will nicht getrennt von den Menschen angebetet sein; er will in Verbindung mit den Sündern angebetet sein, und das ist seinerzeit schon den Pharisäern zu schwer geworden, es ist auch den ersten Christen unter den Juden zu schwer geworden schon zurzeit der Apostel. Das konnten sie nicht verstehen, daß Jesus zusammen mit den Heiden angebetet werden soll, daß Jesus in den Verworfenen soll gesehen werden, daß er dort gesucht werden soll — es wurde ihnen bitter, bitter schwer. Die Apostel verkämpfen sich und können es fast nicht durchbringen. Das ganze neue Testament hallt wider vom Streit der Geister gegen diesen Jesus. Zuerst waren es die stolzen Judengeister, die in ihrer Bildung auf die Heiden herabschauten und später, als die Apostel tot waren und nicht mehr reden konnten, da kam auch in die christliche Kirche die heidnische Philosophie und da waren es dann die christlich

Weisen, die christlich Hohen, die christlichen Majestäten, die machten alles und stritten gegen den „Jesus unter den Verfolgten.“ Darum hat sich auch die christliche Kirche nicht wehren können und sie mußte ähnlich wie die Heiden Millionen verfolgen; wer nicht sofort in ihren Augen gerecht erschien, der wurde verdammt . . . Auch . . bei der Reformation wird bis aufs Aeußerste verfolgt und getötet . . . Was nicht sofort in die Höhe eines Reformators kommen konnte . . . wurde niedergeschlagen und alles sollte konform gemacht werden den Königen, den Fürsten, den Gewaltigen. O liebe Freunde, wenn ich euch könnte meine Trauer ins Herz geben um diesen Jesus unter den Sündern! 1899.

Haltet euch zu den Niedrigen! Wie viel könnte ich euch erzählen von meinen Bemühungen, wenn ich mich um das Elend der Menschen angenommen habe, wie hundertmal bin ich getäuscht und betrogen worden! „Wie oft gellte es mir in die Ohren: „Du bist ein Narr! Halte dich doch zu den Gebildeten, halte dich zu den Guten, zu den Gerechten, zu denen, die auf der Höhe sind, auf die kann man sich doch verlassen!“ Aber nein! das sind Satansstimmen, das sind Teufelsstimmen, nein, sage ich, hunderttausendmal nein! Ich will bis zu meinem letzten Atemzuge für die Sünder, für die Elenden, für die Verstoßenen kämpfen und meine große Freude wäre, wenn ich alles, was hoch ist, aufklären könnte über die Fäulnis, die in der Höhe liegt.

Ich möchte es auch meinem Haus alle Tage hineinschreien: „Haltet euch zu den Niedrigen!“ Und wenn wir oft wie eine vornehme Gesellschaft aussehen, schämt euch, daß ihr so vornehm seid. Wollte Gott, wir Vornehmen müßten alle in die Ecke hinein und es würden alle Lumpen hier sitzen! Wir wären tausendmal glücklicher in der Verkündignng dieses Jesus. Sie müssen aber auch noch kommen. 1899.

Vornehm und Gering. Was Menschen achten, ist vor Gott verachtet. Es ist unnatürlich, bloß in Wolle und Sammt zu sitzen. Eigentlich sollten alle Vornehmen schaffen, statt spazieren zu fahren in Equipage; da verliert man alle Anständigkeit. Alle Dienstboten mit all ihren Fehlern sind dem lieben Gott viel lieber, als alle vornehmen Leute. Wenn wir einmal schwielige Hände haben und selbst etwas schaffen, dann dürfen wir mit die Dienstboten schelten. 1896.

Das Ziel Jesu. Andere Geister verfolgen andere Ziele; lassen wir ihnen das; das große Ziel aber, das Jesus verfolgt, ist, daß hier auf Erden eine Gesellschaft ersteht zum Lobe Gottes, daß die Völker noch kommen nach Zion und anbeten und daß alle Welt schaut das Heil ihres Gottes. So wollen wir von Herzen glauben und wollen mit der ganzen Tatkraft bekennen, daß Jesus der Herr ist, und wollen es so glauben und so bekennen, daß wir immer sind da, wo die Niedrigen sind, wo die Verachteten sind; dort wollen wir den Heiland suchen, nicht in den Himmeln droben — nein, ich wenigstens nicht! Dort, wo die Verachteten, dort wo die Verstoßenen sind, dort ist der Himmel Jesu Christi; dort wollen wir ihn suchen, dort wollen wir unser Herz haben; dorthin wollen wir unsere Energie richten und dann werden wir eben sehen, welch eine Kraft in dem Jesus ist. Ja, ich sage euch, wenn wir könnten eine Gesellschaft für diesen Jesus hervorbringen, dann würde die Welt staunen über das Licht, das aufgeht gerade über unserm Todeswehen, in unserm Elend, in unserer Armut, in unserer Ratlosigkeit. Dann würde es bald keine soziale und keine politische Frage mehr geben; es würde der

Wirrwar aufhören. Denn aus einer Gemeinde, die um diesen Jesus sich schart, geht Freiheit, Leben und Liebe aus in Hülle und Fülle, und Geist und Wahrheit und Kraft, die alles überstrahlt, was bis jetzt die Menschen gesehen haben. Gott gebe, daß dieser Jesus erkannt, dieser Jesus geglaubt, dieser Jesus kommen werde. 1899.

Gott und der Tod. Gott und der Tod sind unvereinbare Gegensätze. Das haben wir unserm Geist einzuprägen, wenn wir Kämpfer und Nachfolger Gottes sein wollen.

Reich Gottes und Aufhebung des Todes. Die Hoffnung der Auferstehung gehört zum Trachten nach dem Reiche Gottes und die Aufhebung des Todes ist ein unveräußerlicher Bestandteil eben des Reiches Gottes. Wer den Mut, nicht hat, daran im Ernst zu denken und sich zu beteiligen am Kampfe wider den Tod . . . der, sagen wir mit Recht, kann nicht ein Jünger Jesu heißen . . . Alle Worte und Werke Gottes in Christus . . . atmen Aufhebung des Todes.

Fortgehende Auferstehung. Wahrlich, es soll nicht dabei bleiben daß Jesus auferstanden ist von den Toten, wie etwas ganz Einziges, an das wir bewundernd hinschauen und das eine ganze Menge Menschen höchst gleichgiltig nimmt, weil es so ganz einzig dasteht. Einmal ist keinmal, sagen die Leute, und in gewissem Sinne haben sie recht. Es muß Auferstehung nun folgen.

Nicht selig sterben, sondern Herrlichkeit Gottes über alle Kreatur! Die ganze Bibel sieht auf eine ungeheuer große Gotteszeit hin, um der willen alle Kämpfe und alle Leiden und Trübsale der Jetztzeit nichts sind . . . Dies ist ganz neu und unbiblisch — ich sage es offen — der Gedanke: „Es ist ja bald aus, ich sterbe ja bald!" An das hat weder ein Prophet noch ein Apostel gedacht, sondern bei denen ist es immer nur der Gedanke: „Bis unser Gott kommt! Bis unsere große Zeit kommt!" . . . Das ist biblisch. An die ewige Sterberei hat man nicht gedacht; erst die neueren christlichen Zeiten, die die Bibel nimmer verstehen und die von heiliger Geschichte nichts mehr wissen, haben den Tod zum Ziel des Lebens gemacht.

Im Tode [allein] ist kein Mensch selig; glaubt nur das nicht! Glaubt ihr, wenn man hinliegt und im letzten Hauch noch ein paar fromme Gedanken hat, sei man geschwind selig! Ja, du wirst dich schön brennen! . . . Wenn Einer weltlich, irdisch gelebt hat, da kann der liebe Gott ihn nicht selig machen und wenn's der beste Mensch ist. Er selber ist das Irdische zu gewohnt und streckt sich nicht nach dem Himmlischen . . . Die Gotteszeit, die ihren Mittelpunkt hat . . . im Volk Jesu Christi, diese Herrlichkeit, welche der Trost der ganzen Welt und Kreatur ist, die muß ersehnt werden.

Vergebung. Man kann sich selbst schwach machen, indem man immer nur auf die sündlichen Verhältnisse, auf gewisse Verkehrtheiten in sich selber sieht. Oft sind diese längst vergeben, aber der Mensch hängt noch dran und hält sich für den, der in Sünden schwach ist. Da heißt es: aufstehen und stark sein und im Glauben an Gott der Vergebung gewiß sein. Darum ist auch das Klagen und sich unglücklich aussprechen nicht gut. Man sollte das nicht tun, sondern immer am Guten halten, das uns stark macht in uns selbst. So werden wir die Ueberwinder des Bösen in und um uns. . . . Sünde ist vergeben im Prinzip und wir müssen die Wirklichkeit in die Welt hinein tragen.

Vergebung tilgt Sünde. Vergebung ist wie Schwefelsäure, welche die Sünde ausrottet.

Buße und Bekehrung. Indem ich die heutigen Bekehrungen ansehe, so fehlt freilich noch vieles, und das erfüllt mich mit Angst, daß es an dem einen Aufenthalt geben könnte, wenn man die Bekehrung der Leute nicht mehr zum Zentralpunkt macht; denn der Herr wird nichts geben, wird nicht sich offenbaren, wie ich es hoffe, wenn die Bearbeitung der Herzen nicht Erstes und Letztes bleibt.

Alles Evangelium wirkt Buße. . . . Was aus eigener Buße fließt, wirkt wieder Buße, auch wos lauter Evangelium ist; was aber nicht aus eigener Buße heraus geredet ist, wirkt wie Seifenblasen gegen Festungsmauern.

Wenn der Fluch auf unserer Christenheit nicht zuerst weggenommen wird, wenn der Bann nicht gelöst wird, so kann ein Neues und Großes unter dem Volke Gottes nicht werden und wirds in der alten, kläglichen Art fortgehen. Durch Buße hindurch muß unser Bitten gehen. Bl. Vater.

Das Geheimnis der Erlösung. Am glücklichsten bist du, wenn du von irgend einer Liebe eingenommen bist — das hält aber nicht vor. Wenn du erlöst und glücklich werden willst, mußt du eingenommen werden von der Liebe zu Gott. Es muß dich innerlich erwärmen und das wird, sobald wir eine Liebesempfindung haben, und je mehr wir uns üben, Gott anzusehen als unsern einzigen Herrn, desto mehr wächst unsere Liebe zu ihm. Dann bekommt unser äußeres Benehmen einen andern Charakter; ohne das werdet ihr mit keiner Sünde, keinem Unglück fertig und bleibt auf dem Boden liegen und seid von jedem Schüsselchen abhängig. Sobald wir aber diese Liebe haben, können wir siegen über alles Unglück im Leben, über Tod und Teufel. Wenn Elendspersonen zu mir kommen, so heißt es in mir immer: „O, da wäre leicht zu helfen!“ Wenn ich schon einen ruinierten Leib vor mir sehe und Einen in den Krallen der Hölle, da bekomme ich oft den größten Eindruck: „Wenn diese Leute die Liebe Gottes hätten, so wäre geholfen, aber der Aberglauben, o die Götzen!“ Da denkt man an allem herum, aber Gott kommt nicht ins Herz. Das gibt der Finsternis Raum und gibt uns so verkehrte Stimmungen. Da ist man entweder verliebt oder im Uebelnehmen und vom nächsten Zufall eingenommen. Da hängt man sich mit einer Leidenschaft an sein Verderben. Das ist der Jammer der Liebelosigkeit zu Gott. Sucht nicht so viel an einzelnen Sünden herum; es kommt nichts dabei heraus, an Deiner Sünde herumzustieren. Häng dich an Gott hin, sieh doch das Eine! Ohne das kannst du Buße tun und glauben, du bist doch nicht bekehrt; dein Leben hängt nicht an Gott. Eine einfache, nüchterne Gottesverehrung, im Geist Gott suchen und im Gemüt von Liebe zu Gott erfüllt sein, damit können wir's zwingen — aber ganze Leute müssen wir sein!

Das Erste. Laß einstweilen dein Betteln vor Gott und suche zuerst den Weg . . . wie wir Gott gerecht werden können in Erkenntnis der Schuld und im rechten, einzigen Trachten nach dem Rechte Gottes in seinem Reich auf Erden. Laß deine Leiden liegen und wirke rechtschaffene Werke der Buße und tue das mit Freudigkeit, ohne Murren und ohne Klagen, Gott die Ehre gebend an deinem Leib und an deiner Seele, indem du die Schulden auf dich nimmst und im Gericht ein wahrerer Mensch werden willst. Also wird dich Christus mit Gott verbinden und von selber werden weichen deine Leiden und deine Bedrängnisse. Drehe deinen

inwendigen Menschen herum und schaue nicht auf dich und all deine Not, sondern schaue auf die Not des Reiches Gottes, das durch das verlogene Wesen der Menschen nun schon so lange aufgehalten ist, und dann sei zuversichtlich: Gott wird dich dann als sein wahrhaftiges Kind, das um seine Ehre eifert, nicht zu Schanden werden lassen an deinem Leben.

Auf was es ankommt. Laß Gott wieder Gott sein, dann hören die Lumpereien in unserm Leben ganz von selber auf. Dann wird man nicht mehr so zornig, so neidisch. Vorher kann man sichs lange vornehmen; man tut die Sachen doch immer wieder. Das nützt nichts, sich zu sagen: „Ich will die bösen Sachen nicht mehr tun." Man muß sich sagen: „Ohne Gott mache ich keinen Schritt mehr!" Sonst kommt man von den Sünden nicht weg. Deßwegen hat es gar keinen Nutzen, den Leuten ineinemfort von ihren Sünden zu predigen. Das ist nicht die Hauptsache. Wenn ihr die Propheten leset, so sehet ihr, daß das alles nur nebensächlich behandelt wird, von Gott und immer nur die Hauptsache hervorgehoben: „Fragst du nach Gott oder nicht?" Dann weiß ich schon, dein Leben ist in Ordnung, wenn du da treu bist.

Die Sünde nicht fürchten. Wenn ich meine Sünden fürchten muß, so ist Jesus Christus nicht ins Fleisch gekommen. Ich fürchte keine Sünde, keinen Tod. Jesus Christus ist in dieses Fleisch gekommen, in welchem Sünde und Tod herrscht: also bin ich frei; der Sieg ist auf meiner Seite; der Sieg ist auf eurer Seite. Aber *glauben* müßt ihr es und müßt es in eurem Bewußtsein haben. Dann seid ihr bekehrt, weiter braucht ihr nichts.

Keine Verdammnis. Die ewige Verdammnis ist nicht biblisch: das sind lauter Kirchenbegriffe . . . Was der liebe Gott einst mit denen macht, die etwa ungehorsam sind, das ist *seine* Sache. *Hier* ists hauptsächlich eine Kampfesgeschichte; bei der sollen wir bleiben. Was geht uns dies an, was der liebe Gott einst tut in einem ganz andern Aeon? Uns gehts blos an, was Gott uns zum Kampf in dieser Welt darbietet, und da, ihr Lieben, machts ernst.

Freiheit vom Gesetz Unter „Gebot" haben die Propheten etwas total Anderes verstanden als wir. Da werden nicht einzelne äußere Gebote gemeint, auch nicht die zehn Gebote; es ist eben das Normale, das in Jehova, im besonderen Namen Gottes, den Israeliten im Herzen sitzt. Da kommt es auf das äußerliche Gebot gar nicht an, sondern es ist die Natur des Lebens. Das ist das Gebot Gottes. Daher sehen wir in der Bibel so kolossale Freiheit. Es gibt keine Regeln, die sind erst in der Zeit Jesu geworden, über das geht aber Jesus vollständig hinüber; nicht einmal das Sabbath-Gebot ist ihm eine Regel — kein Opfer, kein Tempel, kein Altar, gar nichts ist ihm Regel. Im Aeußeren ist nicht das Gebot Gottes, sondern im Geist. . . .

Es muß sozusagen unsere Massen durchtränken, das einfache Bewußtsein: Wir sind Gottes! . . . Damit werden wir . . . ohne weiteres Geschwätz und christliches Zeugs Freie und Gebundene: Frei — es gilt mir kein Gesetz mehr, daß dies etwas fromm sei und jenes nicht fromm, diese Beschäftigung zur Heiligung führe und jene nicht. Es ist alles erlaubt, alles ist euer, Himmel und Erde, spaziert herum, wo ihr wollt, es ist kein Gesetz da . . . *aber* [tue es] mit Bewußtsein: „Ich gehöre den Sachen nicht; es geht mich nichts an, ich gehöre zum Vater im Himmel. Gott hat es mit mir zu tun!"

Himmel und Erde. Himmel ist, wo Gott groß ist und wir klein, Erde, wo wir groß sind und Gott klein.

Das Leiden und die Gnade. Alle Völker, alle Menschen, auch du einzelner Mensch, sei gewiß: Du stehst in der Gnade. Die Gnade räumt hinter dir auf und schließlich kommt es mit deinem Leben zu einem guten Ziel, wie auch im Allgemeinen unter den Menschen.

Und vorher müssen Einzelne leiden um dieser Gnade willen und der Mensch soll nicht sagen: „Es ist alles umsonst, was tue ich mit meinem Leben?" Es kann oft so sein, daß ein Einzelner sagen kann: Ich muß um des Allgemeinen willen, um der Gnade Gottes willen, auch etwas auf mich nehmen. Meine Leiden sind nicht umsonst, sie dürfen helfen, daß irgendwo eine Finsternis überwunden wird...

Es handelt sich immer wieder um das Leiden, das eine Kraft hat gegen das Böse. . . . Es ist lauter Kraft, lauter Gottestun hinter unserer Entwicklung . . .

Kein Leiden umsonst. Ich habe das herzlichste Anliegen vor Gott für Euch Alle und möchte ja so gerne helfen können. Ich weiß aber eben nichts, als zu sagen: Bleibet — bleibe fest auf das gerichtet, was Gott will. Das Reich Gottes muß unser Herzenswunsch sein, dann gibts Lösungen. Du bist brauchbar, wenn du um Gottes willen auch das Elend trägst und wirst dann auch leiblich nicht zu Grunde gehen und wenn es auch den Anschein hat.

Es darf nichts umsonst sein, was wir um Gottes willen tragen, dem nach, der sein Kreuz trug.

„Lustiges Christentum." So ein lustiges Christentum ist doch eigentlich die größte Narrheit in einer Welt, wo Millionen von Brüdern und Schwestern zu Grunde gehen, wo Alles dunkel ist. Da darf das Schreien wohl ein heftiges sein und wenn es bis zu dem kommt: „Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!" Im rechten Sinn gesagt ist das kein Unglaube, sondern Mitleid mit der Welt. . . . In diesem Schreien liegt der Weg zu Gott und Gottes zu uns. . . .

Die Macht der Hoffnung. Man schätze es ja nicht gering und nehme es für das Reich Gottes, wie für seine eigene Entwicklung, man nehme es für die Hilfe, die die Menschen im Großen brauchen, wie für seine eigene persönliche Hilfe, ungemein wichtig, daß man Hoffnung haben darf; denn es ist etwas ganz Reelles, Mächtiges, was mit dieser Hoffnung in unser Herz gelegt wird. Es ist sozusagen eine Macht, die uns Menschen gegeben ist, die korrespondiert mit der Kraft Gottes. Von Gott gehen die Kräfte aus, daß wir etwas werden, von uns geht die Hoffnung aus, daß wir etwas werden und die Kraft Gottes und unsere Hoffnung gehen sozusagen eine Ehe ein und wandeln nun miteinander. Wir in der Hoffnung, Gott in seiner Kraft, wir gehören zusammen, um auf Ein Ziel hin zu leben, das Gute Gottes.

Gehorchen! Das Erste und Letzte für einen Jünger Jesu ist das Wort: „Gehorche!" Ich möchte sagen, heutzutage ist weniger das Wort geeignet; „Glaube!" als: „Du, der du glaubst, gehorche"! Was nützt dein Glaube, wenn du nicht gehorchen kannst? . . . Wer nicht gehorcht, für den kann ich keinen Trost finden, weder im Himmel noch auf Erden. Wenn ihr aber folget, so wird es sich leicht auch im Einzelnen korrigieren, was ihr noch nicht recht seid. Es ist nicht so schwer. Ein gehorsames Herz hat immer die allmächtige Hilfe Gottes bei sich, und wer ganz will und von dem Gedanken durchdrungen ist: „Ich will gehorchen!", der wird finden, wie viel er leicht, ja spielend überwindet.

Heilige Furcht — das ist der Schooß, in welchem das Neue empfangen wird, in welchen das Göttliche hineindringt.

Geduld. Kaum ist eine Not, so meinen wir, müsse sie schon weggenommen sein, weil wir an Gott glauben. Aber darin werden wir doch oft enttäuscht. So immer — daß ich so sage — in unserem niedrigen Leben sich einstellen, kann Gott nicht. Die Staatsverwaltung des himmlischen Gottes und Vaters hat auch noch andere Dinge im Auge, als die, die uns gerade passen und drängen. Gott geht oft seinen Weg hoch über die Bedürfnisse und Leiden der Menschen weg. Wir meinen, es müsse sobald als möglich ein Eingriff geschehen, aber Gott sagt oft zu uns: „Hab nur Geduld! Das Ziel kann nur erreicht werden auf einem Weg, da ich nicht blos dich allein vorziehen kann, um dir ganz Besonderes zu geben." Es kann nicht immer eine Vermischung Gottes mit unseren Schicksalen stattfinden, in der Weise, daß so eine Art Wunder an uns geschieht.

Und das ist auch im Großen zu beachten. Jede Zeit hat ihr Schreckliches und Gott geht ruhig darüber weg. Und wir sollen uns den Glauben nicht nehmen lassen, wenn irgend etwas nicht so schnell verbessert, vergöttlicht wird. Es ist eine lange, lange Geschichte, die des Reiches Gottes.

Alles Göttliche braucht seine Zeit.

Fortgang der Erlösung. Daß jene absolute Sprache: „Christus hat alles vollbracht, du darfst jetzt im Paradies herumspazieren", falsch ist, liegt auf der Hand.

Der Retter Aller. Ich wünsche dir nur, daß Gott dir die Festigkeit gebe, bei dem Evangelium Christi zu bleiben und dich nicht immer wieder anfechten läßest durch die Pseudoevangelien der Christenheit. Sendet Gott einen Retter für Verlorene, so haben wir nicht zu philosophieren, was verloren gehe, sondern dabei zu bleiben, daß Jesus der Retter Aller sein will. Aber wir müssen anfangen, und das ist die Hauptsache, uns seiner zu freuen und hell zu werden im Blick auf das Regiment Gottes, das in der Welt jetzt neu angeht, damit endlich Gott alles in allem werde.

Die Erlösung der Apostelzeit blos ein Anfang. Die Anfänge der Apostel sind eben Anfänge, nicht Vollendung. Die Vollendungen müssen im Kampf erobert werden. Man darf die apostolische Zeit nicht überschätzen.

Alle sollen Erlöser sein. Jeder Jünger Jesu kann etwas Erlösendes an sich bekommen. Das sind die Gaben, die Gott geben will im heiligen Geist. Das kann sich dann teilen: der Eine hat sie für diese, der Andere für jene Zustände, aber etwas Erlösendes sollten wir Jünger Jesu für andere Menschen immer haben.

(Fortsetzung folgt.)

Soziale Neuordnung.

(Schluß).

Damit ist dieser Weg zum Teil freilich nur die Fortsetzung des sogenannten **Klassenkampfes** des Proletariates. Und wenn er selbst als eine ganz irrige und gefährliche, der guten Sache gefährliche und verderbliche Form der Arbeit an einer neuen Welt sich

darstellt, so wird mit ihm auch der Klassenkampf als sein milderer Vorgänger gerichtet. Auch der Klassenkampf lebt wie seine schärfere Form, die Diktatur des Proletariates, durchaus aus den Mitteln und dem Geiste dieser alten Ordnung. Er nährt sich von Haß und Feindschaft. Und gibt selbst wieder in den belebtesten Episoden Haß und Feindschaft von sich. Sie sind ihm historische Notwendigkeit, ohne die ein Fortschritt und eine Eroberung dieser Welt gar nicht möglich und denkbar sei. Der erbitterte und haßerfüllte Kampf gegen die alte Ordnung diktiert auch ihm die Mittel.

Damit haben wir freilich eine heikle Stelle berührt. Hier scheiden sich nach der offiziellen Doktrin die Wege zwischen kleinbürgerlichem und echt proletarischem Denken ganz besonders scharf. „Hie Klassenkampf" ist gleichbedeutend mit „hie Proletariat". Sagen wir es deshalb recht scharf: das Dogma vom Klassenkampf als des Weges in die neue Welt ist eines derjenigen, das wie eine schleichende Krankheit sich hineingefressen hat in die Seele des Arbeiters, eine grauenhafte Verwüstung angerichtet und zum gegenwärtigen Fiasko der verheißungsvollsten Bewegung der Neuzeit wie kaum etwas anderes beigetragen hat.

Man verstehe nicht falsch: Nicht die Tatsache des Klassenkampfes leugnen wir. Sie liegt offensichtlich zutage. Alle bestehenden Mächte haben sich verbunden, diejenige Klasse, die sich und damit die Menschheit von einer neuen Form der Sklaverei befreien will, mit Gewalt an diesem Werke zu hindern, sich selbst in ihrer Herrscherstellung zu behaupten. Mit allen „legalen" Mitteln, auf dem Weg der Interpretation von Gesetz und Recht auch mit nicht wenigen „illegalen" wird der Kampf seit Jahrzehnten geführt und nimmt immer schärfere Formen an. Die Macht des Geldes, das Gewicht des Namens und der Stellung (das ja mit wenigen Ausnahmen dem Gewicht des Geldes proportional ist), die Presse, die Wissenschaft, das Militär, die Polizei, das Parlament, die Schule, die Kirche, alles und jedes hat seinen Platz in diesem grandiosen Kampf der herrschenden gegen die emporbrängende Klasse. Immer wohlgefügter und besser ausgedacht wird der generalstäbliche Kriegsplan der alten gegen die neue Welt. Immer schamloser die Offenheit, womit man an einzelnen, nicht mehr zu verdeckenden Stellen diesen Kampf eingesteht.

So ist es angesichts dieser offenbaren Klassenkampfstellung der herrschenden Klassen (denn die eine gewisse Gleichheit schaffende Demokratie formal-politischer Art vermag ja nicht über den Herrschaftscharakter der heutigen Ordnung hinwegzutäuschen) nicht zu verwundern, wenn nach dem heute ja zur Genüge bekannten Gesetze der „Reaktion" die Klassenkampfstimmung auch unten einen prächtigen Nährboden findet. Wie anders als eben durch einen Kampf auf hart und hart werden sich solche bestehenden Mächte brechen lassen? Wird nicht schließlich doch derjenige Sieger bleiben, der die

letzte Reserve an Macht und List sein eigen nennt? Wird nicht die gewaltige Masse der Beherrschten erst, wenn sie einmal ihre Macht begreift und zu rücksichtslosem Kampfe vorgeht, wenn sie mit Feuer und Schwert dreinfährt, die Herrschaft an sich reißen können? So mag man argumentieren. Und wer würde diese Stimmung nicht begreifen können?

Aber nun sei es nochmals gesagt: so begreiflich solche Stellungnahme ist, sie ist als Theorie und als Praxis, als Dogma und als Stimmung, aus der heraus die Taten geschehen, falsch, und sie ist verderblich, verhängnisvoll. Darüber noch ein paar Worte. Klassenkampfstimmung — die nicht zu verwechseln ist mit dem berechtigten Klassenbewußtsein einer emporstrebenden Klasse, weil sie eben nicht orientiert ist an weiten menschheitlichen Zielen, sondern an der Haltung eines hartnäckigen Gegners, weil sie nicht eigentlich der Zukunft zugewandt ist, sondern all dem im Grunde bereits zum Tode verurteilten alten Wesen — solche Klassenkampfstimmung gedeiht nur auf dem Boden des harten Vergeltungsprinzipes, des Hasses der einen Klasse gegen die andere. Der Klassenhaß ist eine „naturnotwendige" Folge des so verstandenen Klassenkampfstandpunktes. Dieser Haß, das zeigt sich denn auch zur Genüge, wird systematisch genährt, er wird der Kinderseele schon eingepflanzt, damit er recht unausrottbar mit ihr verwurzle. Dieser Haß wird bejubelt an Maireden, wird beklatscht an Agitationsversammlungen. Dieser Klassenhaß ist die Athmosphäre geworden, in der Massen von Menschen zu leben gewohnt sind, hat ihnen eine neue Empfindsamkeit, ein neues Distanzgefühl großgezogen. Dieser Klassenhaß ist ein Abgrund, tiefer als Rassenzugehörigkeit, eine Scheidewand höher als Kaste und Stände des Mittelalters.

Dieser Klassenhaß aber macht blind, ungerecht, unedel, wie aller Haß. Er bringt das Proletariat in Gefahr, sein besseres Selbst zu vergessen. Er schürt alles Niedrige, Gemeine im Menschen auf. Er zieht hinab anstatt in die Höhe zu reißen. Er schafft der alten Welt wieder Raum im gleichen Herzen, das für die neue voll Begeisterung geschlagen hatte. Er macht aus dem leidenschaftlichen und opferbereiten Einstehen für eine neue Welt nur zu leicht ein gehässiges bequemes Nörgeln an einer alten, das aber eben völlig im Negativen stecken bleibt. Er läßt wieder Zugehörigkeit zur Klasse, Bekenntnis zum Parteidogma, Parteijargon den Ausschlag geben für die gegenseitige Stellung der Menschen zueinander, während die Aufhebung aller Klassen noch auf den Tafeln steht, die im Kampf vorangetragen wurden. Er versperrt dem Verstehen des Menschen, dem Glauben an den Menschen, der Güte gegenüber dem Menschen den Weg. Damit rechtfertigt er das Verhalten der alten Welt, die er überwinden will. Damit wird er zum schlimmen Weggefährten für die Klasse, die berufen wäre, mit leuchtenden Augen und reinem Herzen eine

neue Welt zu schaffen. Und darum lehnen wir ihn ab. Darum läßt es unsere Hoffnung, unser Glaube an die emporstrebende Klasse, unser Stolz und unser Trotz gegenüber der alten Welt nicht zu, daß wir dem Vertreter der neuen Erde, dem Proletariat, das Gesicht und die Art der alten Welt zubilligen, daß wir es in dem schmutzigen und seiner unwürdigen Kleid dahingehen lassen. Uns ist alles, was so der alten Art dient, in der Seele zuwider, weil wir nicht mehr daran glauben. Uns ist der Klassenhaß — und mit ihm das Klassenkampfdogma — ein ärgerliches Götzenbild, dessen kritiklose Anbetung, den Menschen entwürdigt, das sozialistische Ideal schändet. Und darum lehnen wir Dogma und Praxis gleich scharf ab.

Desto drängender wird sich nun aber die Frage ergeben: welches aber soll denn der Weg sein im Kampf für die neue Welt? Ist denn nun noch irgend ein solch gangbarer Weg da, der das hohe Ziel ins Auge faßt und doch nicht in seinen Mitteln sich vergreifen, zur alten Ordnung zurückkehren muß? Wir glauben es. Und wir möchten diesen Weg bezeichnen als den der **Durchdringung der alten Welt mit dem Geiste einer neuen.** Und es als unsere Aufgabe betrachten, einen Sauerteig zu schaffen, der die alte Welt durchsäuert. In der alten Welt schon ein Stück neuer Welt aufzurichten, das das Gericht der alten bedeutet, aber in sich zugleich die Möglichkeit trägt, immer weiter um sich zu greifen und die alte Welt ganz aus sich heraus zu besiegen, zu sich heraufzureißen, das scheint uns nötig. Ein wenn auch vielleicht ganz kleines Stück der alten Welt mit dem Samen des neuen zu besäen und darauf zu vertrauen, daß dieser Same aufwächst zur Frucht und wieder zum Samen wird. Ein Licht anzuzünden, das andere sehen mögen, und nach dessen Quelle sie fragen, in dessen Bannkreis sie gerückten, weil es das Dunkel der Gegenwart an seinem Orte erhellt.

Und für diese Durchdringung der Welt sehen wir die Wege vor uns. Sie sind noch sehr bescheiden. Sie lassen aber in der Ferne die Höhen erkennen, die wir auf ihnen erreichen können. Sie werfen uns nicht großartige Versprechungen in den Schoß, sie lassen aber ahnen, daß Schritt um Schritt uns weiter bringen wird, daß Stück um Stück des Sumpfbodens gewonnen werden kann für die Urbarmachung und Bebauung im Geist einer neuen Welt. Wie denken wir uns diese Arbeit?

Sie wird zwei Wege gehen: den der **Erziehung** im weitesten Sinne verstanden, und den der **Verwirklichung unsrer Hoffnung.** Wir möchten uns hier den zweiten Weg etwas ausdenken.

Wenn die Welt ergriffen werden soll von einem Neuen, wenn in ihr die Sehnsucht darnach aufwachen, das Verlangen groß werden soll, dann muß ihr dieses Neue gelebt werden. Und wir glauben, daß es Formen gibt, die solche Möglichkeiten der Verwirklichung bieten. Wir sehen sie in der **Familie** und in der **Genossen-**

schaft, d. h. eigentlich in zwei einander ähnlichen Formen menschlichen Zusammenlebens. In der Familie als einer Genossenschaft von Menschen, die, in aller Freiheit und ohne Grenzen, gegenseitige Hilfe, gegenseitiges Dienen und Schenken betätigen kann, in der Genossenschaft als einer Familie, in der sich die verschiedensten Menschen, wiederum in Freiheit und ohne Zwang, verbunden durch den gleichen Geist, einer gemeinsamen Arbeit hingeben können. Beide Formen sind da. Wir brauchen nicht in den Himmel hinauf zu greifen, um neue Werkzeuge für unser Schaffen herunterzuholen. Aber beide Formen sind die fließensten, die wir uns denken können, sind eben Formen, die auf ein Erfülltsein immer von neuem warten, und deren Wert von ihrem Inhalt abhängt. Und beide Formen stehen bereit für unsere Arbeit. Es gilt nur, sie mit dem zu füllen, was im Stande ist, Leben einer neuen Welt und Ordnung zu werden.

Unsre ersten Schritte sollten wir versuchen in der **Familie.** In unscheinbarer Form kann in ihr eine neue Welt aufgerichtet, vor allem immer wieder von neuem angesetzt werden. Das Ideal braucht hier nicht deswegen herabgesetzt zu werden, weil seine Verwirklichung auf innere oder äußere Widerstände stößt. Hier sind immer wieder Versuche möglich, alles Feine und Edle von neuem Oberhand gewinnen zu lassen. Und vor allem kann hier die große Hoffnung auf eine neue Welt in den Herzen der Kinder erstarken, solange sie noch Zeit hat, still und heimlich zu wachsen, solange dieses Wachsen niemand zu stören im Stande und berechtigt ist. Unsre Kinder müssen größer und besser werden als wir. In ihnen muß manches selbstverständlich leben, was wir vielleicht nur mit Mühe und viel Arbeit uns abgerungen haben. Die ganze Schönheit des Ideals, das Bild einer andern Welt, eben der Welt, auf die wir hoffen, muß ihnen lebendig vor Augen stehen. Sie werden es sehen, auch wenn wir es ihnen nur mit schwachen Mitteln zeigen können, denn sie ahnen die Schönheit, wo wir sie uns erst konstruieren müssen. Und kein Schamgefühl über die eigene Kleinheit soll uns dazu verleiten, diese reinere Welt zu verkleinern, damit wir selbst in den Augen unsrer Kinder nicht klein erscheinen müßten. Sie sollen auch unser Nicht-Können sehen. Sie sollen spüren, daß uns manches leid tut, was wir fehlen, weil wir die Kraft nicht haben. Sie sollen nicht als Träumer in die Wirklichkeit hinausschreiten, sondern als Menschen, die diese Wirklichkeit vielleicht eher schon an ihren tiefsten Stellen ahnungsweise haben schauen können, wenn sie in das Kämpfen ihrer Eltern hineinsahen. Sie sollen die Helden einer neuen Welt, wie sie durch die Jahrhunderte hin zerstreut sind, sehen und an ihnen die Größe und die Möglichkeiten des Menschenlebens erkennen. Und aus ihrem Leben die Sehnsucht schöpfen für ihr eigenes Leben. Mit Wissen und Sehnsucht erfüllt sollen sie hinausgehen in die alte Welt. Als ein Samenkorn einer neuen hineingesät werden in die bestehende. Dazu bestimmt, durch die Unruhe ihres Herzens die Unruhe der

Welt nicht zur Ruhe kommen zu lassen. Dazu bestimmt, ihrerseits wieder die Welt einen Schritt vorwärts zu drängen, dem entgegen, was sie in sich tragen.

Nicht weniger reich aber an Arbeitsmöglichkeiten für eine neue Welt scheint uns die Form der **Genossenschaft** zu sein, der Zusammenschluß von Menschen, die im gleichen Geiste eine gemeinsame Arbeit anfassen wollen. Damit haben wir gesagt, daß wir nicht einfach an die heutigen unzähligen Arten und Ausgestaltungen der Genossenschaft denken. Bei einer Großzahl von ihnen fehlt gerade das, was wir an einer Genossenschaft als wesentlich ansehen möchten: das Arbeiten in einem gemeinsamen Geist; es fehlt die Arbeit, die Mitarbeit so gut als der verbindende Geist. Konsumgenossenschaften mit vielen tausenden von Mitgliedern sind ein großer Apparat für eine gemeinsame Arbeit, und sie sind vielleicht heute noch ein zu großer Apparat für einen gemeinsamen Geist, der alle die Einzelnen verbinden könnte. Und dennoch glauben wir an die großen Möglichkeiten dieser Form. Schon das ist Großes, was diese bestehenden Genossenschaften geleistet haben. Wie sollten sie nicht fähig sein, Ebensogroßes, vielleicht auch Größeres in neuer Form wieder zu leisten?

Und wir denken uns diese Arbeit, ohne daß wir den Anspruch machen würden, damit etwas ganz neues oder etwas entgültiges zu sagen, in ganz bestimmten Formen. Wir sind überzeugt davon, daß es der genossenschaftlichen Form gelingen wird, und zwar mit Leichtigkeit, bei einigen Voraussetzungen, Boden zu erobern, wo der Warenaustausch, wo ferner die Warenerzeugung, wo endlich die Beschaffung von Obdach und Unterkunft auf eine dem Menschen würdige Art vor sich gehen und bestehen können, die Wohnungsfrage weitgehend gelöst werden kann.

Als der Punkt, wo dabei die alte Ordnung am zweckmäßigsten und leichtesten angegriffen werden kann, erscheint uns auch heute noch die **Konsumgenossenschaft.** Mit Hilfe der Organisation der Verbraucher können an hundert und hundert kleinen Stellen Breschen geschlagen werden in das alte System, durch das ein Mensch zum Ausnützungsobjekt des andern gemacht wird. Alles was die Einzelnen brauchen für ihr tägliches Leben, das kann in solche genossenschaftliche Vermittlung einbezogen werden. Das Bedürfen des Menschen wird dann nicht mehr zum Anreiz der Spekulation, sondern zum Anlaß gegenseitiger Hilfe.

Dabei müßten freilich manche Eigentümlichkeiten einer heutigen Genossenschaftsbewegung fallen und würden wohl deswegen gar nicht erst auftauchen, weil die ganze Bewegung in einem andern Sinne geführt wäre. Nicht die Erzielung eines möglichst großen Reingewinnes wäre ja, wie beim heutigen Privathandel, das eigentliche Ziel der neuen Formen der Genossenschaft. Es gälte etwas viel weiteres und wichtigeres: die Mitglieder an einer Ecke ihres Lebens unabhängig zu machen von der alten Welt, ihnen die Möglich-

keiten neuer gemeinsamer Lebensformen zu bieten. In ihnen das Bewußtsein zu wecken, daß sie, indem sie mit teilhaben würden an einer solchen Organisation, zugleich hineinkommen in eine neue Ordnung, die gar nichts zu tun hat mit Profit, mit Erzielung von Vergünstigungen und Vorteilen, die vielmehr einfach das Bewußtsein vermitteln will, daß mitten in dieser Welt Stätten neuen Geistes geschaffen werden. Die Mitglieder hätten sich deswegen zusammengeschlossen, um einen solchen Keim in die alte Welt hineinzupflanzen. Damit wäre ohne weiteres gegeben, daß manche der sehr alltäglich anmutenden Allüren der bestehenden Genossenschaften in eine solch neue Art nicht mehr hineingehörten. Und vor allem wäre zu hoffen, und darf auch sicherlich erwartet werden, daß eine solche Zusammenfassung von Menschen, die vom gleichen Gedanken beseelt sind, nie ihre eigentliche Aufgabe und ihren ursprünglichen Willen vergessen könnte: sie würde eine Arbeits- und Kampforganisation bleiben. Sie würde also auch alle ihre langsam wachsenden Mittel an Geld und Waren zusammenhalten ohne sie zu vergeuden. Sie käme gar nicht auf den Gedanken, um kleinlicher Vorteile der Mitglieder willen z. B. das System der Rückvergütungen durchzuführen. Ihre Mitglieder würden sich vielmehr der gemeinsamen Mittel erst recht freuen, und sich mit dem Wachsen derselben fähig fühlen, immer weiter eine alte Welt zu erobern. Eine geradezu kindlich leichtsinnige Vergeudung wird heute auf dem Gebiet der Genossenschaften getrieben mit den Mitteln, die sie durch Ausschaltung des privaten Profithandels zur Verfügung bekommen und wiederum in tausend kleinen Kanälchen zerfließen lassen. Das würde aufhören.

Dafür würden sich neue Möglichkeiten eröffnen. Die Mitglieder fänden in der Genossenschaft eine in mancher Hinsicht fürsorgende Institution. Die Genossenschaft wäre vermöge ihrer Mittel immer besser imstande, nicht nur das Nahrungs- und Kleidungsbedürfnis ihrer Mitglieder zu befriedigen, sie hätte auch die Möglichkeit, eine geistige Zentralstelle zu werden, wie das da und dort schon heute geschehen ist. Sie würde zu einer neuen Form des gemeinsamen Lebens, wobei es dem Einzelnen überlassen bliebe, wie weit es ihn treiben würde, an diesen neuen Formen teilzunehmen.

Es würden sich aber auch in Bälde die Mittel finden, die Mitglieder nicht nur inbezug auf ihren Konsum, sondern auch in ihrem weiteren äußeren Leben, im Wohnen, von einer alten Ordnung unabhängig zu machen. Die **Wohnungsreform** wäre doch wohl einer der ersten Gedanken, den eine wirkliche Genossenschaft, wenn auch nicht gerade mit soviel Hallo und Drum und Dran, wie es gerade jetzt geschieht, aufgreifen würde und sicherlich lösen könnte, auf gesunder Grundlage, ohne wiederum in die Knechtschaft der alten Ordnung hineingeraten zu müssen. Es würden sich Menschen genug finden, die gerade dieser Seite der genossenschaftlichen Betätigung mit Freuden ihre weitgehende Mithilfe geben würden. Wäre aber

einmal so der Grundstein gelegt für ein neues Wohnen des Menschen, so würden daraus auch wieder ungeahnte Kräfte der Gesundung, der körperlichen und seelischen Kraft zurückfließen in die übrigen Gebiete genossenschaftlicher Arbeit.

Es käme der Moment, wo die Genossenschaft vermöge ihrer Mittel und ihrer Bedürfnisse auch an die eigene **Produktion** herantreten könnte. Wiederum nicht, um etwa den Genossenschaftern einen kleinen oder größern Gewinn an ihren Bedarfsartikeln vermitteln zu können, sondern um auch hier ein Stück Boden für ihre neue Welt zu gewinnen. Die Genossenschaft hat die Ausdehnung gewonnen, die es ihr erlaubt, ohne Furcht ein weiteres Gebiet beschreiten zu können. Sie geht noch weiter zurück als bei der bloßen Organisation des Konsums, sie greift ein in die Verarbeitung der Rohstoffe oder der Zwischenfabrikate. Sie schaltet damit den Zwischenhandel auf einer weiteren Stufe aus.

Sie schafft aber zugleich Möglichkeiten, auch einer großen Zahl von Menschen Arbeit bieten zu können. Sie wird zur **Organisatorin der Arbeit.** Daß damit wiederum ein ungeheures Gebiet und eine gewaltige Masse von Fragen vor ihr offen liegen, die sie alle versuchen kann, von ihrer neuen Hoffnung aus zu lösen oder die Lösungen doch als das Ideal hinzustellen, ist gewiß deutlich. Daß damit die Schwierigkeiten wachsen und die Genossenschaft dazu kommt, sich in den ersten Fragen unserer Zeit als das zu bewähren, was sie sein kann, als ein Baustein einer neuen Welt, ist ebensowenig abzustreiten. Aber wird nicht sie dafür viel eher fähig sein, als alle die alten Gebilde, die nicht mehr beweglich sind und sich zudem recht wohlig eingerichtet haben in allem Bestehenden? Wird sie nicht die Menschen um sich vereinigen können, die den Willen haben, eben dieser neuen Ordnung zu dienen, nach Möglichkeiten ihrer Entwicklung auch durch Schwierigkeiten hindurch zu suchen? Wir denken doch.

Ihr wird die Aufgabe zufallen, nach den neuen Formen zu suchen, in denen sich der Mensch einer Arbeit freudig unterziehen kann, weil er weiß, daß diese Arbeit getan werden kann und soll für eben diese neue Gemeinschaft, die Genossenschaft, in deren Geist er arbeiten darf. Dabei werden die schwierigen Fragen der wirtschaftlichen Demokratie, der Teilnahme des Einzelnen am Ganzen, an der Organisation der Arbeit, der Entlöhnung oder Obsorge der Gemeinschaft für den Einzelnen nach Lösungsversuchen jetzt schon rufen. Die Genossenschaft wird damit ohne weiteres vor die Forderung gestellt sein, dem gegenseitigen Vertrauen gerade in diesen Lösungsversuchen den ersten Platz einzuräumen. Sie wird damit zu einer Schulung der sittlichen Kräfte ersten Ranges werden müssen. Nur in diesem Vertrauen wird es möglich sein, wirklich ein schönes Gebilde zu schaffen, in dem jedem Gliede seine Stelle zugewiesen ist nach seinen Kräften und doch auch keines sich muß zurückgesetzt fühlen. Wird es möglich

sein, von den Einzelnen auch wenn es sein muß, Opfer erwarten zu dürfen, so daß nicht das starre Recht und Rechnen mehr, sondern der Wille zur Gemeinschaft die Oberhand gewinnt. Damit wird von innen heraus die heutige Form der Arbeit und des Arbeitenmüssens überwunden. Die Arbeit wird in der neuen Genossenschaftsform ein gegenseitiges Geben und Nehmen, ein Helfen und Helfenlassen. Die Arbeit wird zum Dienst am Ganzen.

Daß damit die Eigentumsfrage wenn nicht einfach gelöst so doch eben auch wieder vor neue Möglichkeiten gestellt wird, ist einleuchtend. Denn wo ein gemeinsames Eigentum in immer mächtigeren Formen entsteht, wo die Produktionsmittel und der Boden, auf dem die Menschen leben, in die Hand der Gemeinschaft übergehen, da kann man gar nicht mehr in der alten Weise reden von Eigentum, da zerfließt dieses Eigentum in heutiger Form von selbst, da verliert es den geheimnisvollen verführerischen Glanz. Die Freude am Gemeinsamen kann erwachen.

Und dürfen wir nicht noch einen Blick weiter hinaus richten? Wird nicht diese genossenschaftliche Form einer Neuordnung der Welt auch erst so recht imstande sein, eine **wirkliche Internationale**, einen völkerverbindenden Zusammenschluß zu ermöglichen? Alle Anstrengungen haben bis heute nicht vermocht, eine Internationale zu schaffen, die den Konflikten der heutigen Ordnung stand gehalten hätte. Mag das nicht vielleicht zum Teil daher gekommen sein, daß diese Internationalen immer eben von der Negation, vom Kampf gegen etwas gelebt haben, anstatt den Kampf für die neue Ordnung, für neue Formen eines Zusammenlebens aufzunehmen, und ihn mit der vereinten Kraft aller durchzuführen? Das Weltproletariat wäre einig und geschlossen, eine Macht, unter deren Schritt die Erde erzittern müßte. Sein Kampf gegen diese Ordnung hat zum Aufsehen gemahnt, hat vielleicht mehr als es wußte die Großen dieser Erde beschäftigt und sie über Gegenmaßnahmen beraten lassen. Wieviel mehr ein Kampf, der allen Ländern mit ganzer Kraft für eine positive Aufgabe eingesetzt hätte? Gerade aber der Gedanke der Genossenschaft als des Kernes einer neuen Welt hat nicht vermocht, die sozialistische Internationale zu erfassen und ihr auch eine ernstliche Arbeit abzunötigen. Dieser Gedanke schien zu wenig großzügig, zu wenig durchschlagend. Man warf sich auf die gewiß gewichtigeren Fragen. Und als die große Entscheidung kam, hatte man kein Werk, das als großes gemeinsames Gut vor den Proletariern aller Länder gestanden wäre, um sie aufzufordern, in seinem Interesse, ihm zuliebe nicht zu den Waffen zu greifen. Man fand nicht einmal die Möglichkeit mehr, gegen das hereinbrechende Unheil aufzustehen. Man war in all dem Kampf gegen das Bestehende doch der Machtlose, Ohnmächtige geblieben.

Und das bringt zu einer letzten Erwägung. Wäre in jenem Augenblick ein Werk dagewesen, das es gegolten hätte, zu schützen,

d. h. wär vielleicht über die ganze zivilisierte Welt hin ein Netz von sozialistischen Genossenschaften ausgespannt gewesen, den Sozialisten aller Länder ans Herz gewachsen, von ihnen durch die Jahre und Jahrzehnte hin aus kleinen Anfängen heraus aufgebaut, zu einem machtvollen Gebäude zusammengeschlossen, hätte dieses Gebäude in ganz anderer Art als eine bloß theoretisch aufgebaute Internationale die Liebe der Proletarier besessen, weil es ihr ureigenstes Werk gewesen, dann, das ist unsre feste Ueberzeugung, wäre ein Weltstreik gegenüber der alten Ordnung in jenem für unsre Welt so verhängnisvollen Moment möglich, denkbar und durchführbar geworden. Dann wäre, bei aller nationalen Mannigfaltigkeit, die internationale innere Einigung einer Klasse von Menschen so groß und so tief eingewachsen gewesen, daß sie nicht der auflodernden nationalen Flut mehr hätte zum Opfer fallen können.

Mit andern Worten: unsre Ueberzeugung ist, daß erst der Aufbau einer neuen Welt inmitten einer alten, die intensive Arbeit auch für diese neue Welt von seiten aller derer, die mit entschlossenem Willen sich für eine neue Welt einsetzen wollen, wo immer sie nur Gelegenheit dazu haben, daß nur diese Willens- und Arbeitseinheit im Geist einer neuen Welt im Stande sein wird, einmal jenen Uebergang zu finden von der alten in die neue Ordnung. Daß nur dieses unermüdliche Bauen eines Neuen mitten im Alten einst den Tag heraufführen wird, an dem, wenn es überhaupt noch nötig ist, eine einzige große Arbeitsniederlegung möglich wird gegenüber der alten Ordnung. Eine Arbeitsniederlegung aber, die nicht mit heimlichem Bangen wird geschehen müssen, bei der nicht der folgende Tag mit drohender Gebärde dasteht. Eine Arbeitsniederlegung, die vom Jauchzen aller befreiten Menschen widerhallen wird. Eine Arbeitsniederlegung, die nicht ein Feiern wird bedeuten müssen, sondern die sich sofort in höchste Arbeit für die neue Ordnung umwandelt. Eine Arbeitsniederlegung, die den Menschen mit befreiendem Aufatmen die Vergangenheit abschütteln läßt, um ihn der Zukunft, der verheißungsvollen neuen Arbeit im Dienst der Gemeinschaft zu geben, die kein „Nein" mehr bedeutet, weil sie einem freudigen „Ja" zur neuen Welt, zu neuer Arbeit, zu neuem Kämpfen und Opfern entstammt.

* * *

Damit wären wir wohl ans Ende unseres Weges gelangt:[1]) die ganze Weite unserer Hoffnung tut sich vor uns auf. Eine Frage freilich hat sich immer deutlicher gemeldet: woher kommt uns die Kraft, uns von solch einer Hoffnung tragen zu lassen, ohne zu ermatten, wenn Enttäuschungen kommen? Für sie zu arbeiten, zu kämpfen,

[1]) Für die Darstellung unseres Hoffens als Ganzes wie für manche Einzelfragen verweise ich u. a. nachdrücklich auf „Ein sozialistisches Programm" (s. Buchanzeigen), und auf die Schriften von Emil Roniger im Rotapfelverlag. D. Verf.

ohne zu verzweifeln, wenn immer wieder gewaltige innere und äußere Widerstände uns entgegenstehen? Diese Fragen glauben wir beantwortet! Beantwortet durch die Helden der Menschengeschichte, beantwortet durch Menschen wie die Blumhardt, beantwortet durch die größte Verheißung, die uns erschienen ist, durch Christus. Wenn Gott dergestalt in die Menschenwelt durchbrechen kann, dann gibt es für uns nur noch eines: für unsere Welt das Größte hoffen und dafür einstehen.

K. Straub.

Das Eigene und das Fremde.

In einer Tram saß eine elegant gekleidete Dame mit zwei kleinen Mädchen, deren lautes Geplapper die ganze Tram anfüllte. Die Mutter war stolz darauf, daß sich die Aufmerksamkeit sämtlicher Fahrgäste auf ihre Kinder richtete. Sie erzählte dem Publikum, daß die beiden Mädchen zum Photographen gebracht würden und fügte hinzu: „Sie werden jedes halbe Jahr photographiert!" Trotz ihrer Kindheit machten die Mädchen die entsprechenden Album-Gesichter dazu. Der Dame gegenüber saß ein Arbeiter mit einer ärmlich gekleideten, kleinen Tochter, die mit großen Augen auf die laut redenden Mädchen starrte; der Vater blickte tiefernst und nachsinnend auf die stolz redende Frau. Deren Auge fiel plötzlich auf ihn, gewahrte mit einer gewissen Betroffenheit den erstaunt beobachtenden Ausdruck darin; die Sicherheit ihres selbstgefälligen Redens erhielt einen fühlbaren Stoß; da hielt die Tram und die Dame stieg mit ihren Kindern aus. „Das werden schöne Affen werden" sagte eine Frau. Der Arbeiter schwieg und sah nur mit müder Zärtlichkeit auf das flachsgelbe Haupt seines Kindes herab.

In der Nacht erwachte die Mutter der beiden Mädchen und sah den ernsten Blick des Arbeiters auf sich ruhen — es war ihr, als sagte er etwas zu ihr und über sie, aber so leise, daß sie es nicht hören konnte. Und doch ahnte sie in der Tiefe ihre Seele, was er meinte, und während sie sich seines Gesichtsausdrucks erinnerte, kam es ihr wie eine Erweckung, daß ihr geräuschvolles und prahlerisches Auftreten doch eine schwere Herausforderung sei gegenüber der anderen Welt, aus der Jener kam, ja überhaupt eine Herausforderung gegenüber Allen, die das nicht haben, was sie hatte — und damit auch eine Herausforderung Gottes, der ihr sicherlich ihr Glück nicht verliehen hatte, um Anderen damit einen Stachel in die Seele zu drücken. Sie machte Licht und sah im Spiegel ihr Gesicht. „Ja, da sehe ich mich selbst" so dachte sie, „aber wenn wir nur wüßten, wie wir uns in den Anderen spiegeln!" Da erwachte ihr Mann und fragte, warum sie Licht mache. Sie erzählte ihm ihr Erlebnis. Er sagte: „An solche Blicke mußt du dich gewöhnen, das

sind die Kommunisten, die hassen uns, die wollen das Eigentum abschaffen!" Damit drehte er sich auf die andere Seite und schlief weiter. Sie löschte das Licht und kam nicht los von ihren Gedanken. „Warum wollen sie das Eigentum abschaffen? Warum hassen sie das Eigentum?" — „Weil sie selbst keines haben" würde ihr Mann antworten. Aber der Arbeiter in der Tram hatte sie nicht so angesehen, als wenn er irgend ein Verlangen trüge, in ihrer Welt zu leben. Vielmehr war es ein Ausdruck von Mitleid auf seinem Antlitz gewesen, was sie so nachdenklich gemacht hatte; jener Blick kam aus einer freieren Welt, als es die ihrige war; für den Arbeiter schien sie es zu sein, die Wohlhabende, die in engen Gassen, in ungelüfteten Zimmern und unsauberen Kleidern lebte, nicht er. War es vielleicht in Wirklichkeit so? War nicht in dieser ganzen Welt des aufgehäuften Eigentums etwas ganz Enges, Krankmachendes, Unmenschliches? Man lebte ganz oder gar im Eigenen, dieses Eigene brachte tausend Bedürfnisse mit sich, für die man vom Morgen bis zum Abend tätig war und dann kam noch das Photographiert-Werden dazu, da trieb man einen ganz unvernünftigen Kultus mit den Eigenen und mit deren äußerem Selbst, eine schreckliche Wichtigtuerei mit Nasen und Ohren, ein wahres Gift für die Kinderseele, die dadurch schon früh zu liebevollstem Interesse für die eigene Person gedrillt wird. Ja, wahrlich, dies ganze Getue mit den Eigenen, dieser Kultus mit dem, was zu uns gehört, diese grenzenlose Einfältigkeit des Ichgenusses bis herab zu der Selbstbewunderung, mit der man sich in den letzten Verzweigungen des eigenen Fleisches und Blutes spiegelt, ist es nicht eigentlich das Wesen und der Fluch dieses von den Enterbten so bitter gehaßten „Eigentums", dieses „Vergafftsein in die Eigenheit", dieser ganzen „Eigenwirtschaft", dieses „Eigendünkels" und „Eigenlobes", das sich dann in der Prahlerei der Vaterländer fortsetzt und keinen Raum mehr läßt im Herzen und im Gewissen für die Welt jenseits des Eigenen und Angehörigen? Und muß man das kommunistische Verlangen in seinem besten und tiefsten Sinne nicht erfassen als den Aufstand gegen diesen gottlosen Mißbrauch mit der Eigenheit und mit dem Ich-Recht der Einzelnen und der Einzelgruppen? Ist das Verwöhntwerden des äußeren Menschen in den wohlhabenden Kreisen, bis herab zu den überladenen Geburtstagsfeiern für die Kinder, nicht ein wahrer Verderb für die Seele, der Tod jeder Schlichtheit und Bescheidenheit und jedes Taktes gegenüber fremdem Wert und fremden Interessen?

So quälte sich die plötzlich Erweckte in dunkler Nacht mit bohrenden Fragen, die alle Fundamente des Bestehenden zernagten; es war die gottgegebene Wahrheit und Aufgabe einer wirklichen menschlichen Gesellschaft, was in ihrer Seele über die Selbstvergötterung Herr wurde und ihr die Augen öffnete über die Scheingesellschaft, die alle die zahllosen Festungen und Kultstätten des Eigendienstes äußerlich mit einander verknüpft, während in Wirklichkeit jeder Ein-

zelne den Andern nur sucht, um ihn für die eigenen Zwecke einzuspannen oder sich in ihm zu spiegeln.

In der gleichen Nacht gedachte auch der Arbeiter seiner Eindrücke während der Tramfahrt. Noch nie hatte sich ihm der Seelenzustand einer weitverbreiteten Art von Besitzmenschen so bis auf den Grund enthüllt; die naive Dreistigkeit, mit der sich Mutter und Kinder aufspielten und das Interesse des Publikums für ihre Wichtigtuerei als selbstverständlich voraussetzten, hatte ihn geradezu gefesselt, ihm kam es vor, als sei dieses Ichgepränge gebildeter Menschen eigentlich ein ganz primitiver Urzustand, ja geradezu ein völlig gesellschaftsloser Zustand, trotz aller sogenannten Geselligkeit, die ja doch nur darauf hinausläuft, daß jeder einzelne Pfau sein Rad schlägt, um die andern Pfauen auszustechen. Und er dachte bei sich: „Für solche Art von Menschheitsblüte also müssen wir arbeiten! Das also ist der große Dom der Kultur, an dem wir bauen und an dem wir uns erheben sollen!" In dieser bittern Betrachtung hatte er das Haupt seines erstaunt beobachtenden Kindes gestreichelt; das Nichtshaben und Nichtsgelten erschien ihm wie ein göttlicher Schutz gegen die traurige Entartung, die ihm in jenen drei aufgeblähten Ichwesen zu Tage trat, für die Himmel und Erde nur da zu sein schienen, damit ihr wohlgepflegtes Selbst allseitig bedient und bespiegelt werde. Und er begriff den verzweifelten Kampf, den so viele Opfer solcher Lebenslage gegen den Aufstieg des Arbeiters führen, kann es doch für sie nichts geben, als die leidenschaftlichste Verteidigung ihrer Vorrechte und Sicherheiten: dies gilt ihnen als die Welt, für die alles Andere da ist, sie hören und sehen nichts von allem was jenseits ihres eigenen lauten Geltungsstrebens sehnsüchtig nach Luft und Licht verlangt.

Während ihm dieser Seelenzustand klar vor Augen stand, erinnerte er sich an eine Arbeiterversammlung des letzten Sonntags, in der die verschiedenen Richtungen innerhalb der Arbeiterschaft erbittert auf einander geprallt waren. Zum Schluß hatte ein Ingenieur versucht, den Standpunkt der Arbeitgeber zu verteidigen; man hatte ihn einfach niedergeschrieen. In der Erinnerung an jene Szenen kam dem Arbeiter plötzlich zum Bewußtsein, wie tief doch jener ganze Seelenzustand, der ihm in der Tram so auffallend und abstoßend entgegengetreten war, in der menschlichen Natur begründet liegt und nur seine Erscheinungsformen wechselt: Alle jene wilden Redner und jene schreienden Zuhörer waren ja auch nur von ihrem eigenen Rechte und ihrer eigenen Meinung besessen und gaben sich auch nicht die leiseste Mühe, der Gegenseite gerecht zu werden, sie taten so, als seien nur sie allein auf der Welt — genau in der gleichen Weise, wie er es in der Tram bei seinem Gegenüber gesehen, ja er hatte das Gefühl, diese Art von Menschen sei in allen Klassen die gleiche, nur daß bei den Besitzenden jener ganze Seelenzustand noch weit mehr Gelegenheit findet, sich nach allen Seiten hin auszuwachsen

und in abstoßende Erscheinung zu treten. Wie aber eine neue Gesellschaft bauen, ohne jenen ganzen Zustand der Menschen zu ändern? Was nützt alles Emporkommen, wenn die Emporgekommenen sofort das gleiche Schauspiel aufführen, wie diejenigen, die von ihnen verdrängt wurden? Ist nicht der gegenwärtige Mensch, dessen Kopf so ganz von der Reform der Gesellschaft erfüllt ist, in Wahrheit mehr als je ein Mensch der trotzigsten Vereinzelung, dem alle Seelenkräfte fehlen, um Ungleichartiges und Entgegengesetztes zu wechselseitiger Verständigung und Zusammenarbeit zu bringen? Aeußerlich wollen sie alle die menschliche Gesellschaft; innerlich aber will jeder nur sich selbst und Seinesgleichen. Wer das aber sieht und weiß, wie kann der noch daran glauben, der bloße äußere Sieg der einen Eigenwut über die andere werde jemals eine reinere Ordnung der Dinge herbeiführen?

Und doch gab es in jener Nacht zwei Menschen, die auswanderten aus der Anbetung des Eigenen. Hier wurde der Anfang gemacht mit der Begründung einer neuen menschlichen Gesellschaft, hier wurde dunkel d e r geahnt, der allein die Trennung des Menschen vom Menschen überwinden kann!

Fr. W. Foerster.

Der Glaube an die Liebe.

Was heißt das? Vor allem ist damit nicht der Glaube gemeint, daß das Leben ohne die Liebe „die tolle, die lebensvolle", wie sie ein junger Erotiker nannte, leer und sinnlos sei. Es ist damit aber auch nicht der aus einem billigen Optimismus entspringende Glaube an die ursprüngliche Güte aller Menschennatur gemeint, also nicht jener Glaube, der, bei völliger Verkennung der dunkeln Abgründigkeit und Vielfältigkeit des durchschnittlichen Menschenwesens, meint, man könne die Menschenblumen nur hemmungslos aufblühen lassen, dann komme es schon gut. Der Glaube an die Liebe bedeutet auch nicht ein Vergessen aller harten, nüchternen Tatsachen des Alltags. Er heißt also nicht, sich in blinder Gefühligkeit zum Ausbeutungsobjekt schlauer Schmarotzer zu machen. Der Glaube an die Liebe heißt des fernern nicht, daß man willensschwach und urteilslos sich einem Allesverstehenwollen und schließlich auch Allesbilligen verschreibe, um so einer charakterlosen, weichlichen Sentimentalität zu verfallen.

Es ist aber auch nicht bloß an die aus tieferer Erfahrung geschöpfte Meinung gedacht, daß das Leben am erträglichsten sei, wenn es voll gegenseitiger Hilfe sei, wenn es eine Reihe von Gelegenheiten bilde, wohl zu tun, Güte auszustrahlen. Gütige Menschen, die hier, als vor einem Letzten, Halt machen, sind doch vor einem abgründigen Pessimismus nicht ganz sicher. Sie haben sich wohl mit der Lebensführung auseinandergesetzt; aber nicht

mit dem tiefern Sinn dieser Lebensführung. Der gedankliche Grundriß unserer Lebensführung ist aber wohl zum Erreichen und Festhalten des seelischen Gleichgewichts unentbehrlich. Der Glaube an die Liebe heißt also, daß in den verschiedenen Stufen des Liebesgefühls verschiedene Stufen des eigentlichen Sinnes des Lebens zum Ausdruck kommen. Der Glaube an die Liebe heißt: In der Liebe offenbart sich die alles Sein durchdringende Richtlinie unseres Lebensstromes. Ist man in der Liebe, lebt man dem mystischen Sinne des Lebens entsprechend. In der Liebe aber lebt man, wenn unser Denken und Fühlen hell und licht ist; wenn eine mitfühlende, echte Freundlichkeit, wenn tiefes Wohlwollen gegenüber unsern Mitwesen uns erfüllt; wenn wir wahr und gerade, mutig und milde, zart und stark sind; wenn wir unablässig in unserem Kreis das Leben zu verbessern suchen; wenn wir unabänderliche Schicksalsschläge geduldig und demütig tragen und uns dadurch nicht irre machen lassen; wenn wir hochgesinnt und hart vor keiner rohen und gemeinen Gewalt und Macht uns beugen; wenn uns innerliche Hemmungen verhindern, zartes vertrauendes Leben zu täuschen, zu verraten und zu zerbrechen. In der Liebe lebt man, wenn man den Frieden inbrünstig sucht; aber um des Friedens und der Wahrheit und der Klarheit willen auch den Kampf nicht scheut; wenn man, bei aller Anerkennung und Freude an örtlicher und völkischer Eigenart, doch über alle trennenden nationalen, konfessionellen und klassenartigen Schranken hinweg zum unmittelbaren Wesenskern des Menschen vorzudringen versteht; wenn man um des reinen Geistes willen auch äußern Nachteil, äußern Mißerfolg zu tragen weiß; wenn man selber gerecht zu sein versucht und innig nach Gerechtigkeit dürstet; wenn man die Nichtigkeit aller geblähten Eitelkeit durchschaut auch auf den verschlungensten und heimlichsten Wegen unseres Wesens.

In der Liebe leben wir, wenn alles Schöne, Gute und Große unsere Pulse rascher und freudiger schlagen läßt; wenn unser Herz unwillkürlich allem Aufstrebenden, Hoffenden entgegenzittert; wenn man von der Zuversicht erfüllt ist, daß trotz aller grauenhaften, grausamen Gier des Menschenwesens die Wurzeln der Liebe einer tiefern und verborgeneren und damit auch ewigeren Kapsel entspringen, als die an der Oberfläche wuchernden Schlechtigkeiten; wenn man mit stillem Eifer zu diesem Allerinnersten in sich und andern unablässig vorzudringen sucht, seine Hüllen sprengen möchte, um die zarte Wunderblume am Lichte zur Entfaltung zu bringen.

In der Liebe leben wir, wenn unsere Zuversicht nicht durch Enttäuschungen, die wir an unsern Mitmenschen erleben, berührt wird; wenn aber eine selige Andacht vor aller verschwimmenden Ferne der Erde und der Wolken und vor aller weltweiten Unendlichkeit der Gestirne uns mit dem Bewußtsein erfüllt, all diesem unendlich Fernen dem Wesen nach nahe verbunden zu sein. Wir leben in der Liebe, wenn wir die Forderungen der Liebe als Ge-

setz in uns spüren und zwar nicht als unerbittlichen harten Zwang, sondern als unablässig Banden sprengendes befreiendes Glück. Wir leben in der Liebe, wenn kein Gram und kein Leid, keine Enttäuschung und keine Vereinsamung, keine Schmach und keine Demütigung uns ganz darniederwerfen kann, sondern aus aller Qual seltsame Trost duftende Rosen erblühen; wenn uns plötzlich der Feind leid tut, nicht in der Art eines hochmütigen, verletzenden Scheinmitleidens, sondern so, daß es uns wahrhaft freuen würde, wenn es ihm besser gehen würde. Wir leben in der Liebe, wenn wir an kein Ende der Liebe glauben, wenn der Tod uns nur einen Vorhangwechsel bedeutet, wenn Ewigkeitsgefühl unsern Alltag mit geheimnisvollen Strahlen durchwärmt, durchsonnt, belebt.

Wir sind alle zu schwach, um dauernd in diesem Höhenzustand zu leben. Wir glauben aber an die Liebe, wenn wir diesen Zustand als den Höchsten erkennen und in ihm eine unüberwindliche, alles überwindende Macht sehen, die die ewig kreisende Welt einem Ziel und Höhepunkt entgegenführt und aus innerer Notwendigkeit entgegenführen muß. Der Glaube an die Liebe entsteht aber am besten durch das Leben in der Liebe. So ist die Liebe selbst unmittelbarer als der Glaube an sie. Der Glaube aber gibt dem uferlosen Gefühl einen Halt. U. W. Züricher.

Rundschau.

Zu den Weltereignissen.

1. Kommunismus und Arbeiterbewegung. Seit wir die letzte politische Umschau schrieben, hat die Geschichte, die trotz aller Reaktion in gewaltiger Arbeit steht, wieder ein äußerst bedeutungsvolles Kapitel abgeschlossen. Man darf wohl ohne allzugroße Kühnheit annehmen, daß das Fiasko des Bolschewismus endgiltig sei. Er hat zwar in Rußland selbst noch einmal die Kraft gehabt, die Kronstadter Empörung niederzuwerfen, aber es hat sich auch gezeigt, wie tiefgehend diese war. Denn die Kronstadter Ereignisse waren bloß das Aufflammen eines Feuers, das fast überall schwelte und das nur durch großes Entgegenkommen des Sowiet-Zarentums noch einmal notdürftig gelöscht werden konnte. Diese Zugeständnisse: Demokratisierung der Sowiets(!) und des ganzen Regimes, Wiederherstellung der Genossenschaftsbewegung (die in Rußland ganz besonders verheißungsvoll war!), fast vollständige Bestätigung des reinen bäuerlichen Privateigentums, Aufhebung aller Beschränkungen des freien Handels im Innern des Reiches, mögen zum Teil Fortschritte in der Richtung auf einen wirklichen Sozialismus hin sein — so vor allem die Wiederherstellung des Genossenschaftswesens d. h. die

Freigabe seiner Entwicklung [1]). — aber dieser Sozialismus ist nicht der bolschewistische; die andern aber bedeuten ein Fiasko des Sozialismus selbst. Wozu denn noch die gewaltigen Konzessionen an die fremden Kapitalisten kommen. Man darf angesichts dieser und anderer analoger Entwicklungen schon von dem Bankrott des Bolschewismus reden. Nimmt man die Art und Weise dazu, wie er im Bunde mit den türkischen Nationalisten die kleine sozialistische Republik Georgien und das endlich befreite Armenien um imperialistischer Ziele willen erwürgt hat, so fragt man sich — wenn man solches Fragen nicht verlernt hat — woher unsere Kommunisten immer noch den Mut nehmen, über kapitalistischen Imperialismus und Militarismus so munter drauflos zu schimpfen. Vielleicht eben bloß, weil diese kapitalistisch sind, denn was sie selbst wollen, was Moskau und seine Theorie repräsentieren, ist einfach ein sozialistischer Imperialismus d. h. der Versuch und Wille, durch Waffengewalt die Welt für die Herrschaft eines nationalen Sozialismus zu erobern. Es ist ein Widerspruch in sich selbst: sozialistischer Imperialismus, aber er drückt damit nur den Widerspruch aus, in dem der Bolschewismus überhaupt zum Sozialismus steht. Wenn der Schreibende aber zwischen diesen zwei Imperialismen (und Militarismen) wählen müßte, so würde er ohne Zaudern den kapitalistischen vorziehen, weil jeder Imperialismus (und Militarismus) an sich gleich schlimm, der sozialistische aber dazu noch ein Verrat am Sozialismus und das wüste Zerrbild einer heiligen Sache ist.

Diese zwei Imperialismen stehen einander gegenüber — der von London und Paris und der von Moskau. Ihr Widerstreit bestimmt — neben dem von Japan und Amerika — zum guten Teil das Bild der heutigen Weltpolitik. Immer noch besteht die Gefahr, es könnte dieser Kampf sich so gestalten, daß Mitteleuropa mit Osteuropa zusammen — zu denen vielleicht noch Italien käme — den einen Block bildete und der Rhein die Grenze zwischen beiden Lagern würde. Allerdings ist nun diese Gefahr heute viel kleiner als noch vor einem Monat. Der deutsche Kommunistenputsch, in dem sich das verwirklichte, was unsere letzte Rundschau als Folge der Pariser und Londoner Konferenzen voraussah, ist ein vorzeitiger, schlecht organisierter und darum erstaunlich schwächlicher Ausbruch einer Spannung gewesen, die zu ganz andern Dingen hätte führen können. In der ganzen kindischen, phrasenhaften Art, wie er herbeigeführt und durchgeführt wurde, aber auch in der Tragik eines irregeleiteten proletarischen Heldentums, ist er der Typus dessen, was man von diesem „Kommunismus" zu erwarten hatte, aber auch der Moskauer Art von Revolutionspolitik. Diese wird fernerhin illustriert durch den Prozeß der Selbstzerfleischung, der nun schon so rasch diese reinen Gläubigen Moskaus

[1]) Zu der freilich seine nachträglich gemeldete Verstaatlichung nicht paßt.

befallen hat. Daß er dem ganzen Wesen dieses Systems entspricht, ist hier oft gezeigt worden. Ein schöner Kommunismus!

Mit dem Kommunismus dieser Art wird es in Deutschland nun wohl rasch abwärts gehen. Die gleiche Entwicklung läßt sich aber auch überall sonst beobachten. In Italien hat die vielgelobte pseudomarxistische Systemstreue, die dann in den Leninismus ausmündete, eine starke bürgerliche Reaktion geweckt, der wohl bei den baldigen Wahlen bedeutende Erfolge beschieden sein werden. Ebenso darf man wohl den Mißerfolg des englischen Bergleute-Streikes zum guten Teil auf Moskaus Konto schreiben. Denn es ist, soviel wir sehen können, der Geist eines falschen Radikalismus nach dem mehr oder weniger bewunderten russischen Vorbild gewesen, der auch die englische Arbeiterschaft verunreinigt, zu verkehrten Experimenten verleitet und damit geschwächt und diskreditiert hat. Daß das letzte Ziel der Bergleute, die Sozialisation (nicht die „Nationalisation", falls darunter bloß „Verstaatlichung" gemeint wäre), auch für uns aufs höchste erstrebenswert erscheint, brauchen wir kaum zu sagen. Endlich ist klar, daß die französische Arbeiterschaft durch das Moskauer Spaltgift vollends gelähmt ist.

So hat, wie uns scheint, der bolschewistische Kommunismus Bankrott gemacht. Zweierlei ist nun möglich. Die eine Möglichkeit wird durch den Versuch des Exkaisers Karl, seine einstige Herrschaft von Ungarn aus wieder aufzurichten, gekennzeichnet. Die Reaktion wartet und rüstet — in jeder Form, auch in der römisch-katholischen, die sich mit der monarchistischen verbündet — und wir werden vielleicht in nicht zu ferner Zeit Vorstöße erleben, die bedeutend ernsthafter sind als der des habsburgischen Exkaisers. Eine böse Gefahr ist, daß Mittel- und Osteuropa sich, wenn der revolutionär-bolschewistische Block nicht zustande kommt, sich zu einem reaktionär-bolschewistischen zusammen finden. Schon darum ist das Bestehen der kleinen Entente, die bekanntlich zwischen der Tschechoslowakei, Jugoslawien und Rumänien besteht, sehr heilsam, während die törichte Politik der großen Entente, freilich ohne es zu wollen, alles tut, was zu diesem Ergebnis führen könnte. Die andere Möglichkeit aber ist, daß nach dem Zusammenbruch des Gewaltsozialismus ein anderer allmälig wieder obenauf komme. Daran wollen wir uns halten. Und der Kommunismus soll für uns nach seinem Versagen in der bolschewistischen Karrikatur nicht erledigt sein, im Gegenteil! Wir kennen noch ein anderes „Moskau" als das Lenins.

2. Sozialismus, Wiederaufbau, Völkerbund. Der weltpolitische Weg des Sozialismus ist nicht der Lenins. Er muß den Kampf gegen allen Imperialismus und Militarismus bedeuten. An Macht fehlt es ihm in dieser Beziehung am allerwenigsten. Er hat ja durch seine Organisationen, die Verkehrsmittel, dazu Licht und elektrische Kraft, Kohle und Erz, Waffen- und Munitionsfabrikation in seiner Hand. Damit kann er, wenn er einmal recht will, jeden Krieg verhindern.

Es ist darum gar sehr zu begrüßen, daß soeben[1]) der internationale Kongreß der Transportarbeiter in Genf neuerdings beschlossen hat, in diesem Sinne zu wirken. Ebenso erfreulich ist die Art und Weise, wie nun die spezifisch sozialistischen internationalen Organisationen das Problem der Versöhnung und Wiederaufrichtung Europas an die Hand nehmen. Die Gewerkschaftszentrale hat, wie wir gehofft hatten, zu einer richtigen Behandlung der Entschädigungsfrage die Initiative ergriffen. Ihr hat sich, neben der zweiten Internationale, die Wiener Arbeitsgemeinschaft angeschlossen. Sie haben übereinstimmende Vorschläge gemacht, von denen nun bloß zu wünschen ist, daß sie mit der größten Energie vertreten werden. Auf alle Fälle aber ist es ein gutes Zeichen und gehört zum Trostreichsten in dieser dunklen Zeit, daß der Sozialismus diese Aufgabe, die so gar sehr die seinige ist, überhaupt angreift.

Nun ist aber noch ein weiterer Schritt nötig, vor dem man sich jetzt noch sträubt, der aber doch kommen muß: daß der gesamte nichtbolschewistische Sozialismus sich des Völkerbundes annimmt, um aus ihm das machen zu helfen, was er sein kann und soll.

Der Völkerbund hat freilich böse Tage. Er hat den griechischen Angriff auf die Türken nicht verhindert, vielleicht nicht einmal zu verhindern versucht. Die Behandlung, die die Schweiz, im Besonderen Genf, in der Frage der freien Zonen durch Frankreich erfährt, namentlich auch dessen bisherige Weigerung, den Streitfall einem Schiedsgericht zu unterbreiten, muß ihn tief diskreditieren. Ebenso die Haltung des Bundesrates und der Bundesversammlung gegenüber den Washingtoner Postulaten zum gesetzlichen Arbeiterschutz. Freilich zeigt sich gerade darin die Verkehrtheit der Taktik unserer „Radikalen" gegenüber dem Völkerbund. Sie rufen: „Sehet, es ist euch mit der Durchführung der sozialen Postulate des Völkerbundes doch nicht Ernst. Also ist es nichts mit dem Völkerbund!" Das ist aber grobe Demagogenlogik. Richtiger wäre zu sagen: „Die sozialen Postulate des Völkerbundes sind doch etwas wert, wir wollen also den Völkerbund stärken dadurch, daß wir uns seiner annehmen!"

Uebrigens hat der Völkerbund auch in dieser Zeit Aktiva aufzuweisen und zwar noch abgesehen von seiner philantrophischen Arbeit, die stets vorwärts geht. Seine Kommissionen arbeiten. Die Konferenz für das internationale Transportwesen in Barcelona zeigt, wie wichtig diese Welt-Organisation ist. Die Abstimmung in Oberschlesien bietet bei aller Unvollkommenheit, die ihr anhangen mag, doch ein Beispiel für bessere Lösungen solcher Probleme als die bisherigen waren und wird zu einer Empfehlung der Prinzipien, auf denen der Völkerbund beruht. Es zeigen sich dabei auch die Lichtseiten des Versailler Friedens, der doch etwas besser ist, als sein Ruf. In Polen-Litauen und Zentralamerika hat der Völkerbund vermittelnd eingegriffen und mit Erfolg. Der Einfluß des neuen Prinzips

[1]) Diese Zeilen sind am 21. April geschrieben.

reicht aber jedenfalls weiter als man mit Augen sehen und mit Händen fassen kann.

„Aber der Völkerbund ist ja tot — getötet durch die Erklärung Hardings, daß Amerika ihm nicht beitreten werde?" Ja, so will es wieder die demagogische Phraseologie der Gegner dieser Sache. In Wirklichkeit ist die Lage doch wohl so, daß Amerika zunächst freilich nicht dem bisherigen Völkerbund beitritt, aber nur in dem Sinne, daß es seine Umgestaltung durchsetzen will. Es schlägt inzwischen einen andern vor, von dem freilich niemand behaupten wird, daß er besser sei, aber daß es einen vorschlägt, ist schon eine Wirkung des bestehenden. Daß dieser sich auflöse oder unwirksam werde, ist bei der Zähigkeit seines wichtigsten Trägers, des englischen Weltreiches, kaum zu fürchten. Die Entwicklung wird aller Wahrscheinlichkeit nach so vor sich gehen, daß Verhandlungen zwischen Amerika und dem vorhandenen Völkerbund beginnen, die mit dessen Umgestaltung abschließen werden. Daß solche Umgestaltungen kommen werden und nötig seien, war immer unsere Ueberzeugung. Der Völkerbund steht erst am Anfang. Welch eine Aenderung seines ganzen Geistes wird er erst erfahren, wenn wir da und dort, besonders in England, einmal eine Arbeiterregierung haben!

Inzwischen muß man diesem nervösen, des tieferen Haltes entbehrenden, so rasch zum Vergöttern und Verdammen bereiten Geschlechte etwas Geduld empfehlen. Gewiß, der Völkerbund gedeiht nicht recht, aber was gedeiht denn jetzt recht — außer dem Schwindel und der Gemeinheit? Es können und werden wieder andere Zeiten kommen, freudigere Lüfte wehen!

Ein Zeichen davon ist wohl, daß das Urteil über Wilson schon jetzt sich rasch zu seinen Gunsten verändert. Was man über die Pariser Verhandlungen erfährt, spricht alles sehr für ihn, besonders für seine Lauterkeit und Treue. Der wohl am meisten zu einem Urteil über ihn berufene Mann, der südafrikanische General Smuts, ein großer Mensch und Pazifist, hat ihn in einem Aufsatz, der auch bei uns zu lesen war[1]), glänzend und großartig gerechtfertigt. In der „New-York Times" (27. Februar) ist eine Abhandlung über „Woodrow Wilsons Amtsführung" zu lesen, deren Studium denen zu empfehlen wäre, die auf Grund von Berichten nur scheinbar Orientierter, in Wirklichkeit von Parteihaß Geleiteter, urteilen. Das Mährlein von seiner „Unfähigkeit" oder gar „Arbeiterfeindlichkeit" nähme damit ein Ende. Daß Wilson bei seinem Abschied vom Amt von einer großen Menge enthusiastisch begrüßt wurde, mag auch zu denken geben. Die Geschichte wird diesem Mann eines Tages noch sein Recht verschaffen gegen große und kleine Gegner.

3. Die Schweiz als Zuchthaus. Die von Moskau ausgegangene Zerstörung der Arbeiterbewegung zeitigt auch bei uns immer mehr ihre Früchte, besonders in Form einer wahnsinnigen Reaktion. Diese

[1]) Vergleiche „Bund" No. 121.

erreicht wohl den Gipfel in dem Vorschlag zu einem Zuchthausgesetz, der kürzlich vom Bundeshaus ausgegangen ist. Es versäume doch keiner dieses Dokument zu lesen, das mit unüberbietbarer Klarheit zeigt, wohin es mit der Schweiz gekommen ist. [1])

Das Gesetz ist zunächst gegen die Kommunisten gerichtet. Die Leute, von denen es ausgeht, haben offenbar nicht gemerkt, daß der Kommunismus bei uns eine so ziemlich erledigte Sache ist und machen sich daran, ihn nach Möglichkeit wieder zu beleben. Denn daß dies die einzige Wirkung des Gesetzes in dieser Beziehung sein wird, ist allen andern Leuten klar, außer solchen reaktionären Dunkelmännern, die offenbar aus der Geschichte aller politischen und andern Kämpfe nichts gelernt haben. Man kann aber mit diesem Gesetz alles machen, was man will, nicht bloß gegen Kommunisten, sondern gegen jeden Menschen, der dem Herr Bundesanwalt Stämpfli oder den Herren Bundesräten Schultheß und Häberlin bedenklich vorkommt. Denn es stehen in diesem „Gesetz" Stellen wie die folgenden: „Wer im In- oder Ausland öffentlich in Wort und Schrift oder Bild zu einer auf ungesetzlichem Wege durchzuführenden Gefährdung oder Störung der staatlichen Ordnung oder der inneren Sicherheit der Eidgenossenschaft oder der Kantone auffordert, solche Handlungen androht oder verherrlicht, oder sonst eine Handlung vornimmt, die darauf gerichtet ist, oder von der er annehmen müßte (!), daß sie eine auf ungesetzlichem Wege [2]) durchzuführende Gefährdung oder Störung der staatlichen Ordnung oder der inneren Sicherheit der Eidgenossenschaft oder der Kantone herbeiführe, wird mit Gefängnis bestraft." Oder: „Der Bundesrat kann Druckschriften Bilder und Darstellungen, die den Umsturz der bestehenden staatlichen Ordnung verherrlichen, androhen oder hiezu auffordern, auch dann einziehen lassen, wenn eine Strafverfolgung oder Verfolgung [3]) nicht eintritt."

Mit solchen Paragraphen kann man jeden Augenblick jeden beliebigen Menschen ins Gefängnis bringen. Denn was kann ein bornierter Magistrat nicht alles unter „Gefährdung und Störung der staatlichen Ordnung und Sicherheit" und gar unter „Umsturz" verstehen! Wenn dieses Gesetz in Kraft tritt und wirklich ausgeführt wird, dann können wir getrost um das ganze „freie" Schweizerland eine Zuchthausmauer bauen. Zuerst aber gehören in dieses Zuchthaus die Leute, die dieses Gesetz vorschlagen; denn eine ärgere Gefährdung der inneren Sicherheit des Bundes und der Kantone als dieses Attentat auf alles, was nach Freiheit aussieht, ist nicht denkbar.

Es tut Einem um die Schweiz im Herzen weh. Was für eine Mißachtung muß in aller Welt, wo irgend es noch freiheitsliebende

[1]) Es ist im Zürcher „Volksrecht" (14. April) veröffentlicht.

[2]) Offenbar ist eine auf gesetzlichem Wege herbeigeführte Gefährdung oder Störung erlaubt!

[3]) soll wohl heißen Verurteilung!

Menschen gibt, auf uns fallen, wenn dieser Geist weiter bei uns regiert. Ich glaube nicht, daß im zaristischen Rußland oder im monarchistischen Preußen je ein so schamloses Produkt der Reaktion ans Licht gekommen ist. Dergleichen mußte wohl der „freien Schweiz" vorbehalten bleiben. Nur an einer Stelle findet dieses „Kommunistengesetz" seinesgleichen — bei den „Kommunisten"! In der Tat: von „Gesetz" kann man bei einer solchen Sanktion absoluter Willkür nicht mehr reden, das ist bloße Diktatur.

Wie unser schweizerisches Bürgertum diesen Versuch aufnimmt, wird für seine Beurteilung entscheidend sein. Noch hoffen wir, daß es darin eine größere Gruppe gebe, die sich dagegen empöre und dieses „Gesetz" als nationale Schande empfinde. Wenn insbesondere die welschen Politiker sich ein solches System gefallen ließen, das allen „prussienisme" in den Schatten stellt und alle Demokratie verhöhnt, dann würde tiefe Verachtung ihr Loos sein.

Vielleicht ist es gut, daß auf diese Weise Klarheit geschafft wird. Es ist vielleicht gut, daß die Reaktion es einmal bis aufs äußerste treibt, es mag dann doch zu einem Umschwung kommen. R.

Jünglingsvereinler und Jungburschen. In Basel fand am 10. Februar dieses Jahres[1]) eine Aussprache zwischen zahlreich erschienenen Mitgliedern der Kommunistischen Jugendorganisation und der Christlichen Jungmännervereine statt, zu der erstere eingeladen hatte, während es vor ein paar Jahren bei einer ähnlichen Aussprache umgekehrt gewesen war. Genosse Arnold hielt ein Referat über das Thema: „Was sind und was wollen die Christlichen Jungmännervereine", er versprach zum Anfang unbedingte Sachlichkeit und Wahrheit, stellte leider aber diese beiden Begriffe auf eine so tiefe Stufe, daß die ganze Aussprache darunter litt.

Halbe Wahrheit ist keine Wahrheit. So berechtigt auch vielfach die Kritik Arnolds an den Christlichen Vereinen war, so sind doch die bürgerlich-konservativen Elemente in ihr keineswegs das Ganze, wie auch Skandal und Zügellosigkeit einiger Jungburschen nicht das ganze und eigentliche Jungburschentum sind. Die Voten der Jünglingsvereinler in der Versammlung selbst bewiesen am besten, wie stark schon der Sauerteig der sozialistischen Forderungen in den Herzen und Köpfen der christlichen Jugend wirkt, allerdings nicht ungehemmt. Weniger als die großenteils bürgerliche Herkunft und das reifere Alter viele Vereinsmitglieder ist es ein Quietismus, eine Abneigung oder auch Trägheit, die die meisten daran hindert, sich mit den gewaltigen sozialen und wirtschaftlichen Problemen der Gegenwart zu befassen, obschon doch diese den Glaubenden nichts anderes sein können als Aufgaben, die Gott der Gegenwart gesetzt hat. Von den Führern der christlichen Jugendbewegung wird diese Haltung sogar noch bewußt unterstützt; die jungen Männer sollen sich

[1]) Seither hat ein weiterer, ähnlicher Diskussionsabend stattgefunden, an dem teilzunehmen der Berichterstatter verhindert war.

ausschließlich auf ihre persönlichen Probleme konzentrieren. Das ist Vogelstrauß-Politik und verkehrt wie jede solche Politik.

Aber gerade weil der christlichen Jugendbewegung aus den eigenen Reihen dieser Vorwurf gemacht und eine neue „jungchristliche" Einstellung verlangt wird, — und Arnold weiß, daß das geschieht, — darf sein einseitiges Bild als falsch bezeichnet werden. Wie er im ganzen Christentum der Gegenwart die geistesmächtige und kämpfend vordringende religiös-soziale Richtung übersieht, so ignoriert er in der christlichen Jugendbewegung das jungchristliche Element, das da ist. Bei einer kleinen Minderheit wohl erst ist es schon zu entschiedener Ueberzeugung geworden, bei einer weit größern Zahl aber hat es trotz allem Quietismus und Schlaf zu wirken begonnen und in ein oder zwei Jahrzehnten wird es sich sicherlich allgemein durchgesetzt haben. Der Name der „Jungchristlichen Allianz" in Basel, die aus den christlichen, Blaukreuz- und Methodisten-Jünglingsvereinen besteht, enthält vielleicht mehr von einem neuen Programm als ihre Gründer wollten und als ihr bisheriges Wirken verrät.

Aehnlich wie mit der Wahrheit stand es bei Arnold mit der Sachlichkeit. Sachlich sein heißt, sich an die Sache halten, persönlich werden bedeutet, sich mit den Personen befassen. Letzteres aber tat Arnold fast ausschließlich. Es ist ja leider so leicht, den Christen ihr Versagen und ihre Untreue durch die Jahrhunderte hindurch und besonders in neuster Zeit, in ihrer Stellung zum Krieg, vorzuhalten. Genosse Pfarrer Lieb tat dies in einer Weise, die bei ihm besonders nur wider besseres Wissen, aus Demagogie möglich war, indem er Bolligers Jesu-am-Maschinengewehr-Christentum als das allgemein übliche erscheinen ließ. Diese Vorwürfe von der einen Seite rufen dann natürlich unfehlbar den gleichen Vorwurf von der andern Seite, daß auch die Sozialisten gegenüber dem Kriege versagt haben. [1])

Eine wirklich sachliche Diskussion hätte sich nicht bei den Christen und Sozialisten, ihren Fehlern und Schwächen aufhalten dürfen, sondern hätte das Christentum und den Sozialismus, ihren Ideengehalt, ihre Welt- und Lebensauffassung zum Gegenstand haben müssen: in diesem Sinne etwa schlug Pfarrer Krämer von der Pilgermission St. Chrischona vor, sich wieder zu treffen und über das Thema zu diskutieren: „Was dünkt euch von Christus?", wobei er darauf hinweisen konnte, daß auch von Seiten der Jungbnrschen über Christus nur respektvolle Worte gefallen waren.[2])

[1]) Man braucht ja nicht einmal an den „Sozialpatriotismus" draußen zu denken; die Duldung der Munitionsindustrie etc. bei uns war Sozialpatriotismus ganz gleicher Art, der übrigens wohl soeben anfängt, eine ähnliche Frucht zu zeitigen wie jener draußen; denn wir danken unsern Kriegindustrien und -Gewinnen zum guten Teil den ungesunden Hochstand unserer Valuta, der uns auf so eigentümliche Art mit der allgemeinen Wirtschaftsnot solidarisch macht.

[2]) Das Votum dieses Vertreters eines der als am meisten „positiv" bekannten christlichen Kreise war überhaupt sehr erfreulich. Es zeigte wie auch dort der religiös-

Es war wohl auch mit Schuld der Jünglingsvereinler, daß die Diskussion nicht sachlicher verlief. Sie hätten im voraus ein sachliches Thema, bestimmte Diskussionspunkte vereinbaren sollen. Auch dann wäre sicher kein abgeklärtes Ergebnis von der Aussprache zu erwarten gewesen, aber doch auf beiden Seiten eine Vertiefung, und dann wäre die Trennunglinie nicht zwischen Jünglingsvereinlern und Jungburschen, Christlichen und Kommunisten zu ziehen gewesen, sondern zwischen Ideen und Geistern. Hie Geist des Alten, dort Geist des Neuen. Hie Materialismus, sei es nun der des kapitalistischen Geschäftsmenschen, des sinnlichen Genießers oder des proletarischen Nurlohnkämpfers. Dort Geisteswesen! Ein geistiger Freiheitskampf ist ja das Ringen um die Erlösung der Arbeit aus unfreiem und verhaßtem, mechanischem und stumpfem Kapitaldienst zu freiem und beglückendem, selbständigem und verantwortlichem Tun und Leisten. Ein Geisteswerk ist es, das nationale und internationale Zusammenleben statt auf staatlichem und militärischem Zwang auf freiheitlichem Gemeinschaftssinn aufzubauen. Und lebendiger Geist ringt mit totem Stoff im Bestreben, Luxus sowohl wie Not zu überwinden und diese beiden so entgegengesetzten und doch so gleich wirkenden Zerstörer leiblicher wie seelischer Gesundheit und Hemnisse völliger Entfaltung zu ersetzen, den einen durch Genügsamkeit, die anderen durch die Vorsorge dafür, daß alle genug haben.

Wäre sachlich diskutiert worden, so hätte die Scheidungslinie quer durch Sozialisten und Christen hindurchgehen müssen. Aber die Wahrheit des Christentums und die Wahrheit im Sozialismus hätten sich auf der gleichen Seite gefunden. Denn die Wahrheit ist ein- und dieselbe, mögen ihre Vertreter sie auch noch so sehr verfälschen und auseinanderzerren.

Am hellsten hätte diese Einheit dabei in der Person Jesu Christi gezeigt werden können. Es wurde schon gesagt, daß für ihn auch bei den Jungburschen nur Hochachtung da zu sein schien. Sie erklärten, die Christen einfach nicht ernst nehmen zu können, den Meister aber stellten sie auf eine ganz andere Stufe. Wie sehr zeugt das von Christus![1]) Genosse Lieb hob die Unähnlichkeit der Christen mit Christus am stärksten hervor und rief ihnen darum zu: ihr habt gar kein Recht, euch Christen zu nennen. Daraus aber zog er unmittelbar den Schluß, daß man sich ganz und gar dem revolutionären Kommunismus verschreiben, der terroristischen Diktatur zustimmen müsse. Wie ist das möglich, wie kann man den stets schwachen und oft unwürdigen Menschen, die sich zu Christus bekennen, als großen Gegensatz den Meister gegenüberstellen und dann plötzlich den Sprung

soziale, jungchristliche Geist schon, oder, wenn man lieber will, wieder eingekehrt ist, ganz ähnlich wie er sich auch im englischen Quäkertum und der Herrenhuter Brüdergemeinde regt. Nichts berechtigt vielleicht zu größeren Hoffnungen als solche junge Triebe aus dem Stamm des alten, kraftvollen Positivismus.

[1]) Auch ein Einfluß der „Freischärler" war hier spürbar.

machen, sein Vertrauen statt auf diesen Meister wieder auf Menschen zu setzen, mögen sie nun sein wie sie wollen?

Christus, der Meister, er der Alles-Erneuerer, der wahre Revolutionär, hätte ganz groß und herrlich hervortreten sollen. Das wollten auch eine Anzahl Jünglingsvereinler, die ihrer Sache durch gutgemeinte, warme, zum Teil sogar ekstatische persönliche „Bekenntnisse" am besten zu dienen meinten. Diese Bekenntnisse wirkten an dieser Stelle eher herausfordernd als eindringlich; die, welche sie aussprachen, hatten wohl noch zu wenig erfaßt, daß nicht nur das Christentum der Worte, auch das der echten, innerlichen Gefühle heute die nicht zu überzeugen und zu gewinnen vermag, die ihm feindlich oder fremd gegenüberstehen, sondern daß es durch Taten, durch eine neue Welt- und Lebensordnung verkündet werden muß. Es muß auch heißen: Seid Täter des Wortes und nicht nur solche, die es predigen und fühlen, womit ihr euch selbst betrüget.

Vielleicht wäre, wenn sachlich über die christliche und sozialistische oder kommunistische Ideenwelt diskutiert und auf Jesus als den Meister hingezeigt worden wäre, unwillkürlich das Problem der Gewalt, der Gewalttat und des Gewaltleidens, in den Mittelpunkt gerückt, ist es doch vielleicht das zentralste Problem unserer Tage. Hier tritt der Unterschied zwischen der Botschaft des Lammes und seinen Siegen durch Leiden auf der einen Seite und zwischen menschlichem Gewaltglauben und ohnmächtiger Verzweiflung des Terrors auf der andern Seite klar ans Licht.

Hätte Christus in seiner Größe vor die Jungburschen hingestellt werden können, wie er ohne jede äußere Macht, ohne jeden Zwang, ohne alle Mittel der Anlockung und Verführung seine Gegner bis in Tiefste erschütterte, seine Freunde mit Leib und Seele gewann, wie er durch Dienen, Leiden und Sterben die größte und immer noch wachsende Gestalt der Weltgeschichte geworden ist, — ich behaupte nicht, daß sie dann sich ohne weiteres als überwunden bekannt hätten. Zwischen Jesus und ihnen steht eine zu dicke Mauer, die ein Christentum, das des Meisters Lehren verkannte und verdrehte, zum guten Teil miterrichtet hat.

Auch hätte dadurch die Kritik der Jungburschen an den Christlichen durchaus nicht gemildert zu werden brauchen; im Gegenteil, dann erst recht hätten sie auf deren Christusunähnlichkeit hinweisen können. Aber bei einer Aussprache dieser Art wäre wohl beiden Teilen, ohne daß sie es merkten vielleicht, das Bild Christi heller geworden und er ihnen näher gekommen. Auch wären vielleicht beide Teile, statt, im Widerspruch mit Jesu Gebot der Brüderlichkeit, in einem verschärften Gefühl des Gegensatzes auseinanderzugehen, zwar, äußerlich ungeeinigt geblieben, innerlich aber doch sich etwas näher gerückt worden durch den bewußten oder unbewußten Eindruck: Wir müssen abnehmen, Christus aber muß zunehmen. B.-G.

Redaktion: R. Lejeune, Pfarrer in Arbon; Liz. J. Matthieu, Gymnasiallehrer in Zürich; L. Ragaz, Professor in Zürich; Karl Straub in Zürich; L. Stückelberger, Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn Lejeune zu senden. — Druck und Expedition R. G. Zbinden & Co. in Basel.

Pfingsten.

„Sondern das ist's, was durch den Propheten Joel zuvor gesagt ist: Und es wird geschehen in den letzten Tagen, spricht Gott, da will ich ausgießen von meinem Geist auf alles Fleisch."
Apostelgeschichte 2, 17.

Es ist heute schwer, von Pfingsten und dem heiligen Geist zu reden, denn alles echte Reden ist nur Ausdruck und Deutung von Erfahrungen. Ueber Pfingsten kann eigentlich nur der heilige Geist selber reden: nur wo das Wort vom Geiste getragen ist, wie die Pfingstrede des Petrus, sagt es etwas, während alles bloße Reden vom heiligen Geist, mag es auch noch so korrekt alle Lehren über denselben verkünden, nichtssagend bleibt. Drum eben verhallt all unser vieles Reden vom heiligen Geist, wie es nun einmal zu unserem Pfingsten gehört, wirkungslos, während es von jener Rede des Petrus heißt: „Wie sie aber das hörten, ging es ihnen durchs Herz und sie sagten zu Petrus und den übrigen Aposteln: was sollen wir tun? . . . Und es wurden hinzugetan an jenem Tag bei 3000 Seelen." Warum können wir nicht so von Pfingsten reden? Weil wir nicht auf irgend etwas unter uns hinweisen und sagen können: „das ist's, was durch den Propheten Joel zuvor gesagt ist", weil wir nicht mehr in Pfingsterlebnissen drinstehen, die sich an jenes erste Pfingsten anreihen und die Erfüllung der Verheißung, daß Gottes Geist über alles Fleisch ausgegossen werde, weiterführen. Wir haben ja nur noch Erinnerungen an ein echtes Pfingsten, — wie aber sollte das bloße Andenken an Christus und seinen Geist irgend etwas in der Welt ändern und wirken können? So stehen wir an Pfingsten in einer eigentlichen Verlegenheit da, suchen uns aber in dieser Verlegenheit gerne damit zu beruhigen, daß der heilige Geist ja einst ausgegossen worden sei und seitdem von selbst in der Christenheit fortwirke. Wo wir aber derart von einem Wirken reden, von dem doch keine Wirkungen zu spüren sind, da haben wir

eben jenes nichtssagende Reden, hinter dem keine Tatsachen und keine Erfahrungen stehen.

Sollen wir an unsern Pfingstfesten von Tatsachen ausgehen, dann kann nur der Mangel, das Fehlen des heiligen Geistes diese Tatsache sein. Und gerade diese Tatsache sollte zu unserer Pfingsterfahrung führen, denn solche Erfahrung und Erkenntnis allein kann uns aus unserer Not heraushelfen. Solange auch uns das Wort gelten muß, das an die Gemeinde zu Laodicea gerichtet war: „Du sprichst: ich bin reich und habe gar satt und bedarf nichts; und weißt nicht, daß du bist elend und jämmerlich, arm, blind und bloß" – solange stecken wir hoffnungslos in unserem Jammer drin. Denn darin eben liegt die Wurzel unseres Jammers und Elends, daß wir uns bei all unserer Armut immer noch reich wähnen und unseren eigenen, sehr unheiligen Geist für jenen Geist nehmen, der uns Heil bringen soll. Wir glauben an unseren eigenen natürlichen Geist, vertrauen auf unsere Klugheit, unser Wissen und Können, unsere Macht und unsere Gewalt und wollen mit diesen Kräften und Mitteln unsere Welt gestalten. Was Wunder, wenn wir da immer im alten Elend stecken bleiben, auch dann, wenn wir mit den besten Absichten und Zielen aus unserer Lage herausstreben? Solange wir an unsern eigenen Geist, an den Geist dieser Welt glauben, binden wir uns auch an unser eigenes Wesen und unsere Welt. Erst der Glaube an eine andere Welt und einen andern Geist, erst das Vertrauen auf Gott, sein Reich und seinen Geist, bereitet jenen Kräften einen Weg, die unsere Welt überwinden und erlösen können. Wie aber sollten wir an einen heiligen, weltüberwindenden Gottesgeist glauben können, wenn wir an jenen andern Geist, wie er in uns und unsrer Welt herrscht, glauben?

Da kann nun aber jenes einstige Pfingsten für uns doch Bedeutung bekommen, wenn wir es im Bewußtsein unserer ganzen Notlage und unserer eigenen Ohnmacht betrachten. Denn jenes Pfingsten zeigt uns, was der Geist Gottes in der Welt vermag. Pfingsten stellt ja nicht eine Lehre vom heiligen Geist vor uns hin, sondern die Tatsache seiner Ausgießung und seiner Wirksamkeit. Die ganze Kraft jenes Gottesgeistes, der schon das Leben und Wirken Christi trug, tritt uns hier, losgelöst von der irdischen Person und der äußern Gegenwart Christi, entgegen und offenbart sich herrlich in diesen Menschen, die Pfingsten erlebten. Daß mit dem Kommen Christi tatsächlich eine Aenderung eingetreten ist und neue Möglichkeiten auf Erden aufgeschlossen wurden, das findet an diesem Pfingsten seine Bestätigung: Gottes Geist, der von der Menschheit gewichen war, kann wieder unter den Menschen wirken und in ihre Welt eindringen. Jene „letzten Tage", von denen Joel redet, haben tatsächlich an jenem Pfingsten einen Anfang genommen, — es hat jene ganze Zeit der Erfüllung begonnen, die auf ein Ende, auf eine Ueberwindung der bestehenden Welt hindrängt und mit der Aus-

gießung des heiligen Geistes über alles Fleisch schließlich jenen Zustand herbeiführen wird, in dem Gott alles in allem sein wird. Die Ausgießung des heiligen Geistes führte bei jenen Christen in Jerusalem sogleich zu einer Ueberwindung der Welt und einem Sichtbarwerden des Gottesreiches. Der heilige Geist diente ja keineswegs nur der Erbauung und Beseligung des Einzelnen, sondern erwies sich als die Kraft, die eine wirkliche Gemeinschaft unter den Menschen schuf — „die Menge der Gläubigen war ein Herz und eine Seele" — die auch das materielle Leben dem Gotteswillen unterwarf — „keiner sagte von seinen Gütern, daß sie sein eigen wären, sondern es war ihnen alles gemein" — und unter deren Wirksamkeit die Not aus ihrer Mitte wich — „es war auch keiner unter ihnen, der Mangel hatte"

Dieses Pfingsten ist dem Heilsplan Gottes eingewoben und hat seine Bedeutung für alle Zeiten. Solche Gottestaten lassen die Menschen nicht mehr los, sondern begleiten sie auf ihrem Weg durch die Geschichte als Stärkung oder Beunruhigung. Wir spüren es seitdem: das ist die Welt, in der wir als Menschen uns einzig heimisch fühlen können und hier liegen die Kräfte, die diese Welt heraufführen. Drum können wir uns auch nicht mehr abfinden mit unserer bestehenden Welt. Wenn wir in jenen düsteren Nebeltagen, wo die Sonne oft wochenlang verborgen bleibt, nichts wüßten von einstigem Sonnenglanz und wenn da nicht hin und wieder doch die Sonne unsere Welt auf Stunden in zartem, lichtem Glanz aufleuchten ließe, dann würden wir uns vielleicht mit diesem Dasein in Nebel und Finsternis abfinden und denken: das muß eben so sein; weil wir aber des Daseins der Sonne gewiß sind, weil wir sieghaftes Ringen der Sonne mit den dunkeln Nebelmassen erlebten und dabei unsere Erde in ihrer wahren Pracht erblickten, drum finden wir uns mit der Nebelwelt nicht mehr ab, drum leben wir in steter Sehnsucht und Unruhe, bis schließlich diese Sonne wieder durchbricht, alle Nebel überwindet und die Welt in ihrem Licht erstrahlen läßt. So läßt auch Pfingsten uns nicht mehr los: seit wir jenes Wirken des Pfingstgeistes sahen, können wir uns mit unserem Leben nicht mehr zufrieden geben, sondern harren voll Schmerz und Sehnsucht der Zeit, da die Sonne des heiligen Geistes unsere Nebel durchbreche, all das Finstere unter uns besiege und einen neuen Gottestag heraufführe, an dem Gottes Geist ausgegossen ist über alles Fleisch und alles Leben wieder dem Willen Gottes untertan ist. Pfingsten zeigt uns diese neuen Möglichkeiten und Wirklichkeiten, — auf diese stellen wir uns drum ein mit all unserem Glauben und Hoffen; das aber heißt: wir glauben an den heiligen Geist und die neue Welt, die er allein zu schaffen vermag. So leben wir gleich jenen Christen wieder in der Verheißung Gottes und harren der Stunde, da Gott uns weitere Erfüllung seiner Verheißung schenken will. R. Lejeune.

Blumhardt, Vater und Sohn.

6. Der heilige Geist und seine Gaben.

Vom heiligen Geist redet die Christenheit von alters her. Welch zentrale Bedeutung sie ihm beilegt, beweist der Umstand, daß ihn die Kirchenlehre in dem Dogma von der „Dreieinigkeit" zu einem Teil des Wesens Gottes selber macht. Sie besingt ihn als den creator spiritus, den Schöpfergeist, und weiht ihm das dritte der großen Kirchenfeste. Aber sie weiß mit ihm doch nichts Rechtes mehr anzufangen. Er ist ihr ein Dogma, ein Wort, ein verschlossenes Geheimnis, beinahe eine Verlegenheit geworden.

Auch hier ist durch Blumhardt eine Auferstehung alter Wahrheit erfolgt. Was ist der heilige Geist, von dem das ganze Neue Testament redet? Er ist nichts anderes, als die schöpferische Kraft, die das ganze neue Leben des Reiches Gottes hervorbringt. Er ist das neue Leben und Wesen, das durch Christus erschlossen worden ist, das Prinzip der neuen Schöpfung. Darin ist er aber nur das durch die Verderbnis verloren gegangene schöpferische Leben Gottes, das sein Reich vorwärts führt, dessen Wiederherstellung und Vollendung entgegen. Er geht nun von Christus auf die Apostel und durch diese auf die ganze Gemeinde aus. Die Gnadengaben (Charismen), von denen das neue Testament redet, die der Lehre, der Heilung, der Regierung, der Weissagung und alle andern, sind sein Werk. Auch er ist nicht ein Gedanke, eine rein „geistige" Wahrheit, sondern eine Kraft, und zwar eine auch ins Materielle hinein wirkende. Er ist das Neue, das in den ersten Jüngern Christi wirkt. Mit ihm ausgestaltet, vermögen sie zu tun, was sie mit allen höchsten rein natürlichen Kräften nicht vermöchten. Er ist eben eine übernatürliche Kraft. Er ist das Leben einer höheren Welt, der Gotteswelt. Er ist das Urwunder, aus dem alle andern Wunder quellen und ist doch wieder bloß die wahre Natur und macht die Menschen erst völlig natürlich. Je mehr ein Mensch vom heiligen Geiste erfüllt wird, desto natürlicher wird er.

Aus diesem Urdatum und Urwunder, dieser geheimnisvollen und doch so natürlichen Tatsache erklären sich alle die „wunderbaren" Erscheinungen, die uns aus dem Leben der Apostel und der ersten Gemeinde berichtet werden. Es ist eben das Leben der neuen Schöpfung, das hier erscheint. Die höhere Welt wird Wirklichkeit und etwas völlig Selbstverständliches. Mit dieser übernatürlich-natürlichen Kraft ausgestattet, vermögen diese ersten Jünger wahrhaft zu lieben, zu glauben, zu hoffen, Wort Gottes zu reden, Dämonen zu besiegen, Krankheit zu vertreiben, ja sogar dem Tode seine Beute zu entreißen. Es quillt daraus eine neue Wirklichkeit.

Man kann im Sinne Blumhardts und der Bibel die Kraft, die durch die Gabe des Geistes verliehen wird, auch als Vollmacht

bezeichnen. Durch diese Vollmacht wird der Mensch das, was er nach dem Willen Gottes von Anbeginn sein sollte: Sohn und Mitarbeiter Gottes. Er tritt in den Besitz seines göttlichen Erbes, das Christus ihm wieder gewonnen hat.

Folgende Hauptformen dieser Vollmacht seien, nachdem sie schon mehrfach angedeutet worden sind, noch besonders hervorgehoben:

1. Die grundlegende ist die zur Vergebung der Sünden. Was Christus selbst geübt hat, ist nicht an seine Person gebunden, sondern — wie übrigens alles, was in ihm erschienen ist — auch ein Erbe seiner Gemeinde. Die katholische Kirche hat etwas von dieser Wahrheit in ihrem Beichtinstitut bewahrt. Aber was im Institut erstarrt und eine Verzerrung, ja eine gewaltige Macht der Verderbnis werden kann, sollte eine stets neu aus dem Geist geborene, in der Gemeinde Christi waltende Kraft sein, und zwar sowohl dieser als ganzen, als auch, unter bestimmten Bedingungen, den Einzelnen eignend. Es wäre die stärkste Macht der Ueberwindung der Sünde; denn diese stirbt nicht an der Buße, sondern an der Vergebung. Die Macht der Sünde unter uns stammt zum guten Teil daher, daß diese Gabe des Geistes uns fast verloren gegangen, daß sie ein bloßer Gedanke geworden ist.

2. Eine andere Vollmacht des Geistes ist die der Erhörung des Gebetes. Es ist im neuen Testament klar, daß der Mitarbeiter Gottes sich an diesen um Hilfe und Weisung wenden und des Erhörtwerdens absolut gewiß sein darf. Was im heiligen Geist gebetet wird, das ist schon gewährt.

3. Eine weitere Gabe ist die der rechten Verkündigung und Vertretung der Wahrheit. Der Geist behütet vor allem Irrtum. Er, und nicht der Buchstabe, ist unfehlbar. Er ist die lebendige Fortführung der Wahrheit Christi. Er behütet darum auch die Gemeinde, wenn sie wirklich ihm und nicht dem Buchstaben oder gar der weltlichen Macht vertraut, vor Zersplitterung durch den Irrtum, der aus dem Menschlichen entsteht. Er verleiht auch die Gabe der Weissagung, das heißt: er schließt die Zukunft auf, soweit dies für den mit Gott Arbeitenden nötig ist.

4. Als Viertes kommt dazu die Macht über Gefahr, Krankheit und Tod, oder die Vollmacht, unter Umständen „Wunder" zu tun, d. h. die Mächte des Widergöttlichen zu besiegen, die Natur dem Reiche Gottes dienen zu lassen. Der heilige Geist ist Leben und Macht.

5. Es bedeutet die Gabe des Geistes auch den vollen Sieg des alten über den neuen Menschen, der zugleich das neue Aufglänzen dessen ist, was durch die göttliche Schöpfung in den Menschen gelegt, aber durch das Eindringen des Bösen verdorben worden ist. Er bedeutet die Ueberwindung des Lasters in all seinen verschiedenen Formen.

Hier taucht eine der eigenartigsten Entdeckungen Blumhardts auf, deren Tragweite wohl nur langsam verstanden werden wird und die übrigens auch eine Wiedergewinnung biblischer Wahrheit ist. Das Laster ist etwas, was in den Wurzeln der Natur des Menschen, wie er nun ist (des „ersten Adam"), haftet. Es liegt gleichsam als etwas Körperliches in ihm. Darum sind alle moralischen Anstrengungen dagegen so machtlos. Nur eine Umwandlung, die sich bis auf jene Wurzeln erstreckt, nur die Mitteilung eines neuen Lebens, einer gleichsam materiellen Kraft, nur eine neue Schöpfung kann hier Hilfe bringen. Daß dieses neue Leben und Wesen in die Welt und besonders in den Menschen ströme, dazu ist die neue Schöpfung in Christus, sein Kommen ins „Fleisch" geschehen, und das ist ja besonders der Sinn seiner Auferstehung. Damit ist diese neue Möglichkeit erschlossen worden. Der Glaube ist das Organ für ihre Aufnahme. Wer aber das Leben Christi in sich aufnimmt (und das heißt eben: dem heiligen Geist sich öffnen) der ist der neue Mensch; der ist über das Laster hinaus. Er kann, in diesem Sinne, nicht mehr sündigen. „Ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur." Sein ganzes Begehren hat eine andere Richtung genommen; seine Liebe hat sich verändert; er ist im tiefsten Sinne gesund geworden.

Das Laster quillt im letzten Grund aus dem Unglauben. Denn es sucht das wahre Leben, aber nicht im „Geiste" d. h. bei Gott, sondern im „Fleisch" d. h. in der sinnlichen Welt. Seine letzte Wurzel ist die Verzweiflung. Aus dem Unglauben beziehen aber auch die andern Götzen, die die Menschheit knechten, ihre Gewalt, vor allem die Sorge, die ihrerseits die Hauptwurzel des Mammonismus ist, und die Neigung zur Gewalt, die sich im Hasse und in der Herrschsucht auswirkt. Auch hier kann nur eine völlige Umwandlung der Natur des Menschen durch eine höhere Kraft helfen. Nur im heiligen Geist kann der Mensch glauben, d. h. die Welt Gottes erfassen, sie als die wahre Wirklichkeit anerkennen und auf sie allein bauen. Nur in ihm kann er hoffen, und nur in ihm lieben, auch den Feind und den „Zöllner" lieben, und in der Liebe dienen und geben. Aber in ihm wird ihm natürlich, was vorher unnatürlich war; er muß, was er vorher bloß sollte.

So geschieht durch den heiligen Geist die Schöpfung des höheren Menschen im Willens- und Gefühlsleben.

6. Endlich stellt der heilige Geist auch die verdorbene Vernunft des Menschen wieder her. Er gewährt Weisheit im höchsten und tiefsten Sinne, Gotteserkenntnis und davon ausgehende Welt- und Menschenerkenntnis, Licht für alle menschlichen Angelegenheiten, Talente, d. h. Gaben, aller Art, schöpferische Genialität von den bescheidensten bis zu den höchsten Formen. Er ist, kurz gesagt, das Organ der theoretischen und praktischen Offenbarung,

die Gott zum Menschen hinführt und den Menschen zu Gott emporhebt.

Dieser Geist nun ist wieder nicht etwas, was sozusagen grundsätzlich auf die Zeit der Apostel beschränkt wäre, auch wenn er tatsächlich nur während dieser Periode in voller Entfaltung hervorgetreten ist. Vielmehr soll er das lebendige Prinzip der ganzen christlichen Geschichte sein. Wieder weist das Neue Testament selbst darauf hin, daß die Zukunft sogar eine noch großartigere Entfaltung dieser Kraft bringen werde. Der Tröster (Paraklet) soll den Jüngern Wahrheit enthüllen, die sie jetzt noch nicht ertragen könnten.[1]) Sie sollen dann in seiner Macht Taten tun, die sogar über die vom Meister selbst vollbrachten hinausgingen.[2]) Unter der Leitung und dem schöpferischen Anstoß des heiligen Geistes soll das Reich Gottes sich vollenden. Er soll wirklich der Creator spiritus sein. Das Pfingstfest als das letzte ist auch das größte der Feste. Es ist das Fest des lebendigen Gottes, das Fest der Hoffnung, das Fest der Vollendung des Reiches Gottes in der fortlaufenden Schöpfung. Die katholische Kirche hat etwas von dieser Erkenntnis bewahrt, wenn sie sich für ihre Konzilien und ihre hierarchische Ordnung gegen die bloße Bibelautorität auf die unfehlbare Leitung des heiligen Geistes beruft. Nur sollte wieder, was bei ihr zu einer Institution und einem Werkzeug weltlicher Macht entartet ist, zu einer freien und lebendigen Kraft der Gemeinde Christi werden.

Es muß im übrigen von dieser Wahrheit vom heiligen Geiste ganz besonders betont werden, was von allen andern in dieser Darstellung ausgesprochenen gilt: sie kann nur in diesem Maße wieder erkannt und es kann auch nur in dem Maße davon recht geredet werden, als sie neu erfahren wird. Das ist umso wichtiger, als sie ja der Schlüssel zu allen andern ist. Darum muß das Hauptanliegen der Gemeinde Christi die Bitte sein: Veni, creator spiritus, „Komm, heiliger Geist, kehr' bei uns ein." Und nur in dem Maße, als sie erhört wird, kann es zu einer neuen Verkündung und Ausbreitung des Reiches Gottes kommen. Was uns heute möglich und was auch vor allem notwendig ist, das ist eben der Hinweis auf dieses größte der Anliegen.

Moderne Geister, denen diese ganze Botschaft vom heiligen Geiste schwer oder gar nicht verständlich sein sollte, bitten wir, darüber nachzudenken, welch eine Botschaft der Freiheit und schöpferischen Herrlichkeit, ja Göttlichkeit des Menschen es ist. Hier ist Nietzsche weit überboten.

Blumhardt-Worte.

Das Geheimnis des heiligen Geistes. Wir scheuen uns davon zu reden, denn unrichtiges Reden kann verhängnisvoll werden. Es bleibt für den

[1]) Vergleiche Joh. 14 bis 16.
[2]) Vergleiche Joh. 14, 12.

Menschen das zurückgezogene Heiligste Gottes, das sich nicht vermischen läßt mit Unreinem, von dem zu reden wir kein Recht haben, wenn wir nicht entsprechend Heilige geworden sind, gemäß der Gabe, die uns unter Umständen gegeben werden kann. Nur eine besonders gegebene Mitteilung Gottes läßt uns erkennen, was der Geist Gottes ist und auch dann nur soweit, als die Mitteilung des Geistes reicht

Was der Geist ist. Wir müssen bedenken, daß der heilige Geist als ein Persönliches aus Gott muß erkennbar, fühlbar, ja sichtbar sein. Er soll als Geist und Feuer da sein, mindestens mit dem in der apostolischen Zeit sichtbaren Feuerglanz. Er soll da sein als ein Geist mit außerordentlichen Kräften, welche die Bestimmung haben, die Kräfte der Finsternis vom Menschen auszureuten, dem jammervoll verunstalteten Menschengeschlecht zu einem Besseren heraufzuhelfen, allem Uebel zu steuern, und dem Wort eine Bahn in aller, auch der ruchlosesten Menschen Herz zu brechen. Denn der Geist soll strafen die Welt (Joh. 16, 8.) So war der Geist einst da und so haben wir ihn nicht mehr. Es mag auffallend sein, daß einst mit so großem Nachdruck Gekommenes nicht mehr soll da sein; aber es ist Tatsache.

Der heilige Geist als Geist der Schöpfung. Gott sprach: „Es werde Licht!" und es ward Licht. Das ist der Uranfang der heute vor unseren Augen in mancherlei Leben ausgebreiteten Erde. Es war eine Ausgießung des heiligen Geistes über dem Chaos, in welchem nur niedriges Vegetieren geringer Lebensformen als eine Verheißung auf höhere Lebensentwicklung lag. Der heilige Geist ist der Geist der Schöpfung, welcher dieselbe in ihren Grundlagen mit dem Schöpfer ewig verbindet und nach seinem Willen das Leben alles Lebendigen ordnet, in welchem Leben der Mensch als Gott- und Geist-Bewußter erster Sohn seine Aufgabe hat. Wer von sich absehen kann und mit lauterem Sinne der Schöpfung betrachtend naht, fühlt trotz allem Verwirrenden, welches auf der Oberfläche das eigentliche Wesen der Dinge in ein Dunkel hat kommen lassen, das Heilige, welches ewig spricht und sich doch nicht berühren läßt von unheiligen Geistern. Wer nicht für Gott entbrannt ist, wird ihn nicht erkennen. Aber trotz allem Widerspruch gegen die Wahrheit des Lebens, welchen wir Sünde nennen, bleibt eine Harmonie zwischen Gott und der Schöpfung. Diese ist im heiligen Geist begründet und wird anerkannt selbst von demjenigen, der sich noch von dieser Harmonie ausgeschlossen fühlt, weil er in sich selbst nicht harmonisch gestimmt ist im Verhältnis zu diesen Ewigkeiten, und sterben muß. Für ihn muß der Tod selbst ein Zeuge des Heiligen sein, der Tod, wie er durch die Menschen gedrungen ist, die unharmonisch zur Schöpfung sich stellen, weil sie den heiligen Geist verloren haben; das Heilige erlaubt nicht ein Leben, das im Widerspruch steht zu seinem Gerechtsamen. Solches widerspruchsvolle Leben stirbt auf dem Grunde des Ewigwahren der Schöpfung von selbst ab und sinkt gleichsam in das frühere Chaos zurück, welches lebenlos auf ein neues Offenbaren des Geistes Gottes wartet. Aber nicht hoffnungslos läßt der Schöpfer das Geschaffene in seinem selbstverschuldeten Tode. Es steigt empor die Hoffnung der Auferstehung in Jesus, dem rechten Sohne Gottes, zu welchem sich der heilige Geist, der Geist der Schöpfung, der Harmonie mit dem Schöpfer, voll und ganz wenden kann, sodaß in ihm die neue Schöpfung, erlöst von Sünde und Tod, in Aussicht kommt für alles Geschaffene.

Aber nicht minder bleibt der heilige Geist auch im Menschensohne etwas Unberührbares. Niemand kann ihn sich nehmen, er muß gegeben werden: und zwar leuchtet er hinfort als Offenbarung, welche nunmehr den Schöpfer *als Vater der Menschen* in Jesus verklärt. Aber wie das Licht zu der Schöpfung durch die Finsternis hindurch sich zu ringen hatte, daß das Lebendige, soweit es sein sollte, dem Schöpfer zu Ehren werden konnte, so muß auch jetzt das neue Licht zur neuen Schöpfung in Jesus, durch welches Kinder Gottes werden sollen, durch den in ihnen liegenden Tod sich durchringen. Und wie alles Geschaffene durch eine gewisse Entwicklung hindurch mußte, bis Gott sprach: „Es ist gut!;" so muß auch jetzt die neue Schöpfung, die im Menschensohn anhebt, durch eine Entwicklung unter den Menschen zur Vollendung kommen, bis es heißt „Es ist vollendet!" In diese Entwicklung aber begeben wir uns nicht aus eigener Kraft, sondern durch den heiligen Geist, dessen Offenbarung in uns sich in den Wahrheiten und Rechten Gottes ausspricht, mit denen unser ganzes Wesen bis jetzt in Disharmonie steht, sodaß wir nicht in Wahrheit sagen können: „Wir sind Gottes Kinder!" Aber die Offenbarung des Geistes schafft dennoch in denen, die an Jesus glauben, die Zuversicht, daß sie Gottes Kinder seien, obschon sie erst in der Entwicklung daraufhin sich befinden. Ja nicht nur das: der Geist der Schöpfung Gottes, der heilige Geist, der in Jesus wohnt, schafft auch schon, ehe die Entwicklung zu einer Vollendung geführt hat, eine Harmonie mit Gott in solchen Menschen, die sich in die Entwicklung hineinziehen lassen, sodaß es dahin kommen kann, daß der heilige Geist in ihnen wohnt zum Zweck der Weiterführung der angefangenen Entwicklung, bis zur Vollendung.

Die Geburtsschmerzen. Wie wenig *dieser* Geist Gottes sich vermischen läßt mit dem Menschengeist, wie heilig sich derselbe absondert, selbst von denen, die etwas von ihm haben, beweist der ungeheure Kampf, in den ein Mensch gegen sich selbst und sein Fleisch und gegen die ganze derzeitige Welt- und Menschenordnung gestellt ist. Bei Aposteln und Propheten bemerken wir Geburtsschmerzen, ein Ringen um etwas, das nicht vorhanden ist, um dessen willen sie aber ihr Gegenwärtiges ganz und gar in die Verleugnung geben. Wenn sie dabei auch Frieden mit Gott haben, so ist doch in ihrem dermaligen Zustand weniger dieser Friede mit Gott, als der Geburtsschmerz, die Entwicklungsunruhe, das Kennzeichen des heiligen Geistes. Dann hörten diese Schmerzen auf, und bliebe ein Friede zurück, so müßte dieser Friede bald als ein fauler erscheinen, wie bei einer Frau, bei der die Geburtswehen aufhören, und das Kind vor der Geburt erstirbt.

Der heilige Geist als lebendiger Lehrer. Es ist der Geist der Wahrheit; er predigt also im Herzen, vorzüglich insofern er an das, was Jesus gesprochen, erinnert, dasselbige im Herzen erneuert und immer mehr verklärt. Somit trägt also ein gläubiger Jünger Christi, oder sollte tragen, den Lehrmeister in sich selbst, sodaß es ihm nicht so durchaus Bedürfnis ist, immer und immer wieder einen Prediger zu hören, der ihm alles vorsage und haarklein auseinandersetze. Es soll nicht mehr so sein, daß Einer nicht weiter unterrichtet wird, darum, weil etwa nicht derselbe leibhaftige Lehrer nicht da ist. Der Unterricht dauert fort und nur um so kräftiger, weil er nicht mehr bloß an die äußeren Ohren schallt, sondern von innen heraus geht, da denn Geist und Sinn aufgerichtet und alles Einem viel klarer wird, als wenn man, durch die äußern Worte erst veranlaßt, sich erst lange besinnen muß: „Was wollen die gehörten Worte sagen?" Denn *bei diesem*

Lehrmeister sind's innere Anschauungen, da schaut man, was sonst gehört und gedacht wird, und begreift bis ins Innere hinein, auch wenn je und je die Worte fehlen. So sollte der heilige Geist Lehrmeister sein. . . .

Der heilige Geist die Hauptbitte. Also die Hauptbitte ist: um den heiligen Geist. Das ist nun aber freilich eine umfassende Bitte und es möchte Mühe kosten, in kurzem Alles zu sagen, was diese Bitte in sich schließt. Es liegt, möchte ich sagen, mindestens das darinnen, daß jemand sich soll angelegen sein lassen, innerlich richtig zu stehen, in eine wirkliche Gemeinschaft mit Gott zu kommen, welche durch den Geist aus Gott bewirkt und vermittelt wird; es ist mindestens damit gemeint, daß Einer den Vater bitte, er möge ihn von allem Unheiligen frei machen und mit dem Wahrhaftigen, das die Seele ewig befriedigen könne, erfüllen.

Dann noch weiter muß unsere Hauptbitte sein, das, was uns geoffenbart ist, verstehen zu lernen. Es kann ja niemand Jesus auch nur einen Herrn heißen ohne durch den heiligen Geist, es ist also gewissermaßen mit dieser Hauptbitte ausgedrückt, Gott möge uns Verstand geben im Geistlichen, Gott möge uns begreifen lassen seine Wege, seine Gedanken über uns, seine Pläne; er möge es uns klar durchschauen lassen, wie er zu uns stehen will und wie wir zu ihm stehen sollen; er möge das alles zustande bringen durch das Einwirken seines heiligen Geistes, ohne den wir blind bleiben und nichts verstehen, nichts begreifen, mag man uns die geistlichen Dinge noch so klar machen durch Gelehrsamkeit und Unterscheidungen, wie man andere Sachen lehrt; es versteht sie Einer nicht, wenn der heilige Geist ihn nicht lehrt. . . . Soweit bleibt es dabei: dazu, daß wir mögen verstehen die Worte der Wahrheit, mögen einen Blick tun in gar viele noch verborgene Dinge, die bis in die Ewigkeiten hineinreichen, dazu braucht es, daß wir in aller Demut um den heiligen Geist bitten, der uns auch zum voraus über manches verständigt, worinnen wir arg sorgen würden, wenn wir es nicht geistlich zu verstehen wüßten. . .

Das wäre alles vorerst nur der untere Grad dieser Bitte; es ist aber in dem Wort: „Bittet um den heiligen Geist", noch viel mehr gesagt. Die Jünger hatten den Pfingstgeist damals noch nicht und daß der komme, daran lag dem Heiland alles; um den zu bitten für sich und für die ganze Welt und für alles Fleisch, das sollte jetzt namentlich, nachdem der Herr von ihnen geschieden, das Einzige sein, um das sich die Jünger zu bemühen hätten. Wir wissen, sie haben gebetet, sie waren täglich einmütig bei einander und beteten um den verheißenen Geist; sie haben mit ihren Gebeten zusammengewirkt, bis die Zeit erfüllet war und am Pfingstfest die herrlichen Gaben und Gnaden und Kräfte kamen, und Alle wunderbar erfüllten und sie von dem Augenblick an erst rechte, neue Menschen waren. Da hat sich der Himmel aufgetan und hat die Jünger des Herrn verschwistert mit den himmlischen; da sind Kräfte von oben herniedergekommen, die über alles gehen, was sonst auf Erden war; mit denen sollte auch hinfort alles überwunden werden, auch die Finsternis vollends unter ihre Füße getreten werden. Bl. Vater.

Die Wirkungen des Geistes. Wie herrlich trat der heilige Geist in Erscheinung am Menschen und im Menschen und wie merkwürdig und tief gingen die Wirkungen des Bundesgottes in den Menschen, die dazu gehörten. Die allerärgsten Sünder und die fremdesten Leute mußten sagen: „Das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden." Da war an allen Orten und an allen Enden eine hervorbrechende Klarheit und Herrlichkeit Gottes, welche uns die Predigt der

Apostel erklärlich macht. Woher wurde es überall lebendig, wo ein Apostel gepredigt hat? Das waren keine großen Männer, das war keine irdische Weisheit und Klugheit, nicht Predigtkunst und Rednergabe, sondern es war einfach die Herrlichkeit Gottes, welche in Griechenland und Rom, in Mazedonien und Kleinasien, in Palästina und überall Frucht schaffte zur Ehre Gottes.

Das Außerordentliche. Davon [sc. von den Erfahrungen, die der Apostel Paulus, 2. Korr. 12 berichtet] wissen wir nichts. Bei uns ist alles im Nebel. Ja, wir könnten ihn hier fast für einen Schwärmer halten. Wenn das jemand heute von sich sagen wollte, selbst wenn es mit Zeichen bestätigt wäre, man würde ihn sicherlich für einen Schwärmer ausgeben, so eigentümlich nimmt es sich aus nach der gewöhnlichen Menschenart. Aber darin liegt auch wieder das Großartige und Schöne, für den, der es einmal richtig ins Auge faßt, daß Außerordentliches hervortritt bei einem Menschen, der wirklich befreit ist und geboren ist als eine neue Kreatur und deswegen auch in einem neuen, ganz anderen Verhältnis steht zu Gott als die übrigen Menschen. Würde da nichts Auffallenderes hervortreten, so müßte man zweifeln, ob überhaupt eine neue Kreatur vorhanden sei.

Das müssen wir verallgemeinern und müssen sagen: Wenn man in der christlichen Gemeinde überhaupt nichts Außerordentliches erlebt, namentlich nichts Außerordentliches in Erkenntnis und Erfahrung Gottes, wie auch in Erkenntnis und Erfahrung des Gegenteils, der Sünde und Sündenmacht, dann ist die Gemeinde Christi lahm gelegt.

7. Der lebendige Christus.

Die gleiche Wahrheit, daß es gilt, nicht beim Einmaligen, bei der bloßen Vergangenheit, stehen zu bleiben, wird ausgedrückt durch den Glauben an den lebendigen Christus.

Das ist wieder ein Zentralpunkt des Neuen Testamentes und auch des traditionellen Christentums. Aber wieder ist in diesem eine lebendige Wahrheit zu einem Dogma erstarrt. Und wieder nimmt die Aufklärung daran Anstoß. Diese Vorstellung ist ihr unverständlich, sie hält sie für Phantastik und Mythologie. Und doch ist es eine realistische und auch „moderne" Wahrheit.

Was bedeutet der Glauben an den lebendigen Christus? Er bedeutet einmal im allgemeinen, wie wir soeben gesagt haben, daß unser Glaube an Gott in Christus nicht von der Geschichte leben kann, soweit man diese als bloße Vergangenheit versteht, daß wir uns die Geschichte, in der Christus lebt, nicht als etwas Fertiges und Abgeschlossenes, sondern als eine vorwärtsgehende Bewegung denken müssen. Er bedeutet ferner, daß in dieser Geschichte nicht abstrakte Mächte und Wahrheiten, sondern Personen die entscheidende Rolle spielen. Er bedeutet, daß wir auch für diese Geschichte nicht trennen dürfen zwischen einem Jenseits, wo die Gestorbenen ruhen und einem Diesseits, wo allein Leben und Bewegung herrscht, sondern daß wir sie uns denken müssen als eine gemeinsame Entwicklung, wo Jenseits und Diesseits ineinander spielen,

wo das, was einst lebendig wirkte, weiter wirkt, selbst sich entfaltend, sodaß nicht der Tod ein immer größeres Herrschaftsgebiet gewinnt, sondern das Leben immer völliger und siegreicher sich ausbreitet.

Auf Jesus Christus angewendet, bedeutet dies genauer: Die Wahrheit und Kraft, die in ihm erschienen, ist ein lebendiges Prinzip. Es war *vor* seiner irdischen Existenz (das ist der Sinn der „Präexistenz Christi".) und es ist *nach* ihr. Es hat sich aber mit den Menschen Jesus so verbunden, daß es nun aus einer „Idee" eine persönliche Realität geworden ist. In *dieser* Gestalt wirkt es nun weiter. Der Auferstandene *lebt*. Der Glaube an den lebendigen Christus ist die notwendige Konsequenz des Auferstehungsglaubens. Christus lebt aber nicht untätig im Jenseits, sondern er ist der Führer der neuen Welt, der in der Vollmacht des Vaters und durch das Mittel des heiligen Geistes sein Werk weiter und zu Ende bringt. Er bleibt das Haupt seiner Gemeinde, mit der er aufs innigste verbunden ist. Er teilt ihr sein Leben mit durch den heiligen Geist und ist mit diesem nur die Erscheinung des Einen Gottes, des Schöpfers und Erlösers.

Das ist wieder eine durchaus *notwendige* Wahrheit, ohne die dem Glauben an Christus der Atem ausgehen müßte. Wenn wir den lebendigen Gott, den Herrn des Reiches Gottes, nur in Jesus, dem Christus, erfassen und als den Lebendigen haben können, so würde mit dem Fortrücken der Geschichte und der daraus folgenden Entfernung des „geschichtlichen Christus" von uns auch der lebendige Gott uns entweichen — falls nämlich Christus im Strom der Geschichte, soweit sie bloß Zeit, Fluß, Verwandlung ist, aufginge. So aber erklären wir, indem wir an den lebendigen Christus glauben, daß *er* das Zentrum aller Geschichte ist, daß alle Geschichte sich auf *ihn* bezieht, in *ihm* ihren Sinn hat, und alle bloße „Zeit", nur vergängliche Schale ist; daß er lebendige Ewigkeit ist, um den Ausdruck eines großen Denkers zu brauchen; und daß auch das „Leben Jesu" in *diesem* Sinne außerhalb aller Geschichte steht, dem Schema von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft entnommen, als Sinn und Ziel des Geschehens stets in dessen Mittelpunkt ruhend. Man muß eben vom Wesen der „Geschichte" viel tiefer denken als bisher.

Auch diese Wahrheit hat sich, wie wir schon angedeutet, in der Christenheit gespalten und fast verloren. Die Einen, aus der berechtigten Empfindung heraus, daß die Geschichte allein, im Sinne der bloßen Vergangenheit, uns nicht helfen könnte, setzten die geschichtliche Gestalt Jesu hinter das in ihr wirksame Prinzip (oder seine „Idee") so zurück, daß sie zuletzt sogar ganz verschwand; die Andern, in dem ebenso berechtigten Bestreben, die geschichtliche Tatsache und den lebendig schaffenden Gott sich nicht in eine bloße Idee auflösen zu lassen, betonten umso stärker die reale historische Erscheinung. In der hinter uns liegenden Epoche hat man die Losung „Zurück zu

Jesus" ausgegeben und die Darstellungen des Lebens Jesu sind in Wissenschaft und Kunst Legion geworden, bis nun der Rückschlag wieder eingetreten ist.

Denn beide Auffassungen sind in ihrer Einseitigkeit falsch. Weder hilft uns das Prinzip bloß als Prinzip noch die geschichtliche Person bloß als Vergangenheit. Uns hilft bloß das Prinzip als lebendige und persönliche Geschichte — der lebendige Christus. Wie uns Gott nur als der Lebendige Gott ist, so Christus nur als der Lebendige Christus. Er muß, wie Gott, nicht nur hinter uns, sondern auch vor uns sein, nicht bloß der Gekommene, sondern auch der Kommende. „Jesus Christus derselbe gestern, heute und in Ewigkeit."

Das Moment des Persönlichen hat aber in diesem Zusammenhang noch eine andere Bedeutung, und zwar eine, die gerade dem heutigen Denken sehr verständlich ist. Es gehört zum Besten und Tiefsten, was uns die geistige Entwicklung der letzten Jahrhundete gebracht hat, daß wir das persönliche Leben immer besser als den Wert der Werte erkannt haben. Nicht die bloßen Sachen, aber auch nicht irgendwelche abstrakten Allgemeinheiten stellen das dar, was uns als das Höchste und Letzte zu gelten hat, sondern jene konkrete Gestalt der Wahrheit, die wir in der sittlichen Individualität verkörpert finden, worin eben die höchste Wahrheit sich mit dem einzelnen Menschen verbindet und damit in einem allgemeinem Sinne jenes Wunder sich vollzieht, das in der Fleischwerdung des Wortes durch Christus seine höchste und tiefste Form gefunden hat.

Auf Grund dieser Wertung des persönlich gewordenen Lebens als der höchsten Form des Lebens überhaupt, erblicken wir nicht nur den Zweck des einzelnen Lebens in der Vollendung eben dieses persönlichen Seins, sondern auch das Ziel aller Geschichte in der Herausbildung einer Welt persönlich entwickelter und zur Vollkommenheit gereifter Geister. Die Geschichte kann uns darum nicht bloß ein Spiel allgemeiner Ideen und Kräfte sein, sondern muß eben als ein Reich solcher persönlichen Geister verstanden werden, das klarer und klarer aus dem Kampf der in der Schöpfung waltenden Mächte hervortritt. Das bedeutet zugleich, daß sie ein Reich der Lebendigen ist — denn was wäre das persönliche Leben, wenn es zuletzt dem Tode verfiele? Persönlichkeit (zu der Unendlichkeit und Unbedingtheit gehört, nicht das Gegenteil, wie man oft, Persönlichkeit mit bloßer natürlicher Individualität verwechselnd, meint) und Tod schließen einander aus.

Wenn dies so ist, so entspricht es gerade dem tieferen heutigen Denken, daß die Zentralpersönlichkeit der Geschichte, die Jesus ist, wenn er, wie wir glauben, wirklich der Christus ist, als lebendig fortwirkender, ja als „erhöhter", d. h. mit gegenüber der irdischen Existenz, der „Knechtsgestalt", unendlich vermehrter Vollmacht be-

kleideter Führer des Reiches Gottes, seines Reiches, verstanden wird. Welch eine Lebendigkeit gewinnt die Geschichte, wenn sie auf diese Weise persönliche Gestalt und Farbe annimmt! Welch einen neuen Sinn bekommt sie, wenn über ihr das Wort leuchtet: Christus vincit, Christus regnat, Christus triumphat![1])

Muß wohl hinzugefügt werden, daß das, wie alles Andere, von dem wir hier reden, nicht wissenschaftliche Behauptungen, sondern Aussagen des Glaubens sind? Es ist selbstverständlich, daß die Geschichte, in deren Mittelpunkt der lebendige Christus steht, nie von der Wissenschaft, sondern bloß vom Glauben geschrieben werden kann. Es ist Geschichte von besonderer Art, ich möchte sagen: von biblischer Art — heilige Geschichte, nicht profane. Der lebendige Christus muß, um dies einem Menschen oder einem ganzen Geschlechte zu sein, wie der lebendige Gott überhaupt — erlebt werden! Aber er ist eine notwendige Wahrheit und bald wird die Zeit kommen, wo man sie wieder versteht.

Erleben wird ihn aber — normalerweise — nur der, der ihn auch in seiner geschichtlichen Gestalt im engern Sinne, so wie er als der Mensch Jesus auf Erden wandelte, erfahren und erfaßt hat, wie umgekehrt freilich wohl auch nur der den geschichtlichen Christus verstehen wird, der etwas vom gegenwärtigen weiß. So schließen sich Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in Eins zusammen. In diesem Einen geht aber alle Zeit und damit auch alle Geschichte als bloße Vergangenheit unter und es bleibt nur die lebendige Ewigkeit übrig. Auch das „geschichtliche" Leben Jesu steht in diesem Sinn, wie wir schon bemerkt haben, über aller Geschichte.

Der lebendige Christus ist also der lebendige Gott, wie er uns als Christus erscheint, das heißt: Gott in seiner durch Jesus Christus vollzogenen Verbindung mit dem Menschen, dem persönlichen Geiste, als Mensch Gewordener, wie der heilige Geist der gleiche lebendige Gott ist, wie er nach dem Sieg Christi als das neue Lebensprinzip seine Gemeinde trägt und die Erlösung weiter führt. Die alte Dreieinigkeitslehre hat diese Art, wie der Lebendige waltet und in der Geschichte hervortritt, in eine philosophisch-dogmatische Formel zu fassen versucht und doch zuletzt bekennen müssen, daß es sich um ein Geheimnis handle, das die natürliche Vernunft übersteige. Sie hat gerade das Lebendige in ihren Formeln erstickt, aber sie hat richtig gesehen, daß in diesen drei Formen Gott Derselbe ist. Der Gott, der uns als der Schöpfer und Regierer der Natur und Menschenwelt entgegentritt, ist der gleiche, wie der, der uns in Christus begegnet und dieser ist der, der in der Fortführung und Vollendung der Erlösung durch den heiligen Geist waltet. Er ist immer „Vater", „Sohn" und „heiliger Geist" zugleich, auch

[1]) Christus siegt, Christus herrscht, Christus triumphiert.

wenn der Menschengeist dies vielleicht nicht in seine Formeln bringen kann. Auch hat die Lehre darin richtig gesehen, daß sein Walten überall ein Persönliches ist, nicht ein Sachenhaftes oder Magisches nach der Weise heidnischer oder halbheidnischer Vorstellungen. Jene Begriffsform ist zerbrochen und wir lassen sie zerbrochen sein, aber die Realitäten, die sie in Begriffe fassen wollte, bleiben und werden erst recht wieder lebendig.

Blumhardt-Worte.

Jesus in unseren Tagen. In unseren Tagen, da wir mehr denn je Suchende geworden sind, müssen wir uns in Acht nehmen, daß wir vor lauter Suchen nicht sehen, was Gott in unsre Zeit gelegt hat. Man kann sich blind machen vor lauter „Streben". Als ob nichts um uns herum wäre von dem seligmachenden Reich Gottes! Aber man darf heute fragen: „Wo ist Jesus bei uns?" Wir brauchen nicht nur auf das zu sehen, was die ersten Jünger hatten; wir können leben mit dem, was Er uns gibt. Wer das sieht, der kann ruhig sein: jetzt greift eine hohe Hand in mein Leben und ins Leben der Völker. Unter diesem Regiment können wir uns fühlen wie Kinder . . . Was wir Uebel nennen im Einzelnen, im Beruf, paß auf: ich wollte dich ein paar hundert Jahre zurück versetzen können, damit du erkenntest, wie viel Jesus in unserer Zeit ist, trotz Unklarheit und Unruhe.

Die Apostel und wir. Wir brauchen andre Augen, als die Apostel. Sie haben Jesus im Fleisch geschaut, wir nicht. Sie haben aus seiner Menschlichkeit Gott gefühlt, wir nicht. Wir müssen geistige Augen haben, um zu sehen, was Jesus ist zur Rechten des Vaters, was heute aus der Ewigkeit kommt und sich in unsre Zeit senkt. Dieses Wunderbare, von Gott aus Lebende, muß in unsre Herzen kommen. Von dem, was der lebendige Heiland tut, muß man nicht reden, nur es im Herzen bewahren, als in der starken Hoffnung: der Heiland kommt! Dieses Wort hat uns Ströme von Taten Gottes gebracht.

Immer heute. Wir leben in Jesus Christus immer nur heute.

Jesus noch immer im Kampf. Jesus . . . ist heute noch im Kampf: er ist heute noch der Getötete. Er ist heute noch der, in den sie stechen; er ist heute noch der Geringgeachtete; er ringt heute noch um seinen Königsthron auf Erden unter den Menschen.

Jesu Werk auf Erden nur ein Anfang. Es ist das Außerordentliche und Charakteristische des Herrn Jesu, daß er zu verstehen gibt, daß das, was er auf Erden tut, nur ein Anfang ist. Nichts Vollendetes gibt es, nichts Fertiges, nichts, das nun ewig so fest stehen bleibt, wie es gerade zu seiner Zeit war. Er ist eine Wurzel und noch kein Baum; der Same muß erst wachsen, die Aeste müssen sich ausbreiten, die Blüten kommen noch später in die Früchte am Ende . . . Kein anderer Mensch hat je gedacht, und denkt auch heute noch, daß sein Werk nach ihm fortgeht, so, daß er darin schafft. Nur Jesus ist erhaben über den Tod und hat den Anfang gemacht, das Sterben der Menschen zu überwinden, indem er sagt: „Wie ich gewesen bin, so bin ich auch ferner und ich komme." Das liegt in der Natur der Sache begründet, die er vertritt. Er vertritt die Erlösung der Menschen — wie kann das auf Einen Tag vollendet sein? Wie kann das mit einem irdischen

Leben fertig gestellt werden? Ja, wenn er nur hätte wollen eine Partei gründen, wenn er nur hätte wollen eine Religion in neuer Art den Menschen geben, darin sie sich noch schwärmerischer und übermütiger benehmen könnten als in den früheren Religionen, dann hätte er fertig werden können wie ein Muhammed und Konfuzius; aber, mein Lieber, Erlösung — das braucht Zeit, weil es nicht nur Einem oder Zweien oder Hunderten oder einer Partei, sondern weil es der ganzen Menschheit gilt.

Jesus in unserer Zeit wirksam. Ich bin fest überzeugt: in unserer Zeit kommt Gott näher; es muß Leute gegeben haben, die die Finsternis nicht gelten ließen, die gesagt haben: „Nur Jesus ist der Herr" und die es, wo sie gingen und standen, durchbehauptet haben: „Nur Jesus ist der Herr und die ganze Erde ist des Herrn." Sonst könnte ich mir nicht erklären, wie doch in unserer Zeit viel Gutes kommt von oben herab. Man redet gegenwärtig in der ganzen europäischen Welt vom Frieden — warum redet man denn heute vom Frieden? Wer kann das erklären? Seit die Menschheit besteht, hat man noch nie vom Frieden geredet, heute redet man davon, daß doch einmal die Völker sich besinnen möchten, ob es sich nicht ohne Krieg machen ließe. Das war in allen vergangenen Jahrtausenden ausgeschlossen. Da haben wir also etwas Gutes, da ist eine Finsternis weggedrückt. Man könnte auch noch Vieles sagen, was in unsern Tagen gut zu nennen ist, allerlei Leben, allerlei Liebe, allerlei Hoffnung, auch allerlei Gesundheit gegenüber von andern Zeiten, kurz, allerlei Gutes kommt heutzutage in die Welt herein. Freilich, die Menschen wissen nicht, woher es kommt . . .

Christus heute bleibt nicht hinter dem Christus gestern zurück und Christus morgen wird noch größer werden.

Der Lebendige als der Kommende. Der Herr Jesus ist der Anfang und das Ende für das Reich Gottes; darum heißt es bei uns fest und gewiß: Der Heiland kommt wieder. Er muß es vollenden und wir haben nur Knechte zu sein, bis er wieder kommt, und als Knechte müssen wir ihm, dem Kommenden, dienen. Wir sollen gleichsam Gestalten der Zukunft Jesu Christi sein auf Erden, gar nicht für uns selber so viel sorgen und machen, uns auch nicht so viel Mühe geben, als ob wir es zwingen könnten auf Erden, daß das Gute zur Vollendung kommt. Das können wir nicht, sondern das kann nur einzig der Herr Jesus, der gekommen ist zum ersten Mal und der wiederum kommen wird zum zweiten Mal. Er wird es vollenden, nicht wir. Das müssen wir uns ins Herz schließen und in dem müssen wir treu und fest sein, auch wenn wir Evangelium verkündigen und wir müssen immer von diesem Stern durchleuchtet sein: „Er kommt wieder!" und unser Sinn, der auf das Kommen des Heilands gerichtet ist, gibt allem Evangelium das rechte Licht. Es wird das Evangelium wie etwas Persönsönliches, Lebendiges, wenn wir fest und treu darauf gerichtet sind: „Er kommt ja wieder!" Und wenn wir das lassen, so lösen wir das Evangelium wie los von seiner Person und wenn wir auch noch so viel davon reden und noch so große Sprüche davon machen, wir lösen es doch von ihm los und ohne sein persönliches Dabeisein hat kein Wort vom Evangelium einen eigentlich tiefgehenden Wert.

So müssen wir auf die Zukunft[1]) Jesu Christi hin gerichtet sein, die nicht bloß eine Zukunft ist, sondern eine Gegenwart, eben in dem, daß in unsern Herzen

[1]) Zukunft = Wiederkunft.

seiner gewartet wird . . . Wir leben in einer Zeit des Sterbens, das wollen wir uns nicht verhehlen, und unsere Kräfte nehmen ab, unsere Gedanken werden schwach, und unsere Gefühle, und wenn sie auch noch so lebendig sind, sie hören mit der Zeit wieder auf. Das Gesetz des Sterbens umgibt alles, was wir tun und denken, und fühlen. Aber nun kommt ein Gesetz des Lebens hinein in dieses Sterben, und das ist eben der Herr Jesus selber, der ewig Lebende, der Auferstandene von den Toden, der Beziehung hat von der andern Welt zu uns herüber, der uns den Geist Gottes vermittelt, daß wir mitten in unserm Sterbensleben immer wieder etwas Frisches und Lebendiges bekommen dürfen durch seine Gabe, durch sein Beiunssein, durch sein Kommen.

Denn sein Kommen dürfen wir nicht bloß als ein am Ende der Tage erscheinendes erwarten, sondern allezeit muß es in unserm Leben ein Bild des kommenden Heilands geben und jedes von uns soll nur immer daran denken, auch in Zeiten der Finsternis, in Zeiten der Schwermut, in Zeiten der Armut, in Zeiten der Krankheit, in Zeiten der Mühe und Arbeit in irdischen Dingen.

Die Verborgenheit Christi. Wir wollen das Leben Jesu Christi ganz rein und sauber und ganz allein herrschend werden sehen auf Erden. Wir wollen es nicht halb gemischt haben mit irdischen Künsten und irdischem Wesen, sondern ganz rein soll Christus bleiben.

Daher ist auch Christus so verborgen. Es soll nicht wie eine Menschenkraft sein auf Erden; es soll nicht Christus unter die übrigen Menschen gemischt werden als ein Großmächtiger unter den Großen. Was wir groß heißen, ist vor Gott nicht groß; was äußerlich so viel Prunk macht, heldenhaft erscheint, was uns imponiert im Irdischen, das imponiert vor Gott nicht. Und deswegen müssen wir uns hüten, daß wir uns nicht auch selber vermischen; denn wie Christus ganz rein uns erscheint, ganz einzig im Geist uns als Leben vorschwebt, so sollen auch wir Christenleute rein und sauber bleiben und uns nicht mit allem vermischen, was in unserer Zeit ist. Denn jede Zeit bringt Irdisches hervor, und jedes Jahrhundret hat seinen besonderen Charakter; da kann man darin hinein kommen, auch ein vergnügtes Leben drin haben, aber es ist dann nicht das Leben Gottes, das in Christus sollte auf Erden gegründet werden, damit ein ganz Neues sich vorbereite und wir schließlich alles Irdische überwinden und es zu einem neuen Himmel und einer neuen Erde kommt.

So bleibt es denn ein Leben der Mühe und des Kampfes um das Göttliche, das wir bis auf den heutigen Tag haben. Aber es ist ein Leben, das eine große Verheißung in sich hat. Das, was jetzt verborgen ist, mit Christus verborgen ist in Gott, soll doch einmal offenbar werden. Der Christus, der Leibhaftige, der Wahrhaftige, der in Gott verborgen war, Jahrtausende lang, endlich wird er offenbar, endlich wird es ganz klar vor allen Augen.

Jesus uns lebendig nahe. Jesus will der Lebendige bleiben bei uns; es soll nicht jeder Verkehr, nicht jeder menschlich verständliche Verkehr mit ihm, und dadurch mit Gott, aufhören.

(Fortsetzung folgt.) L. Ragaz.

Eine neue Wirtschaftsordnung als Forderung des Geistes.

Das, was unserer heutigen inneren Situation das Gepräge gibt ist die Tatsache, daß wir aufs schmerzhafteste die Kluft empfinden, welche besteht zwischen der Welt in uns und der Welt um uns, das Leid darüber, daß wir einerseits eine Welt von Idealen, von Träumen in uns tragen — Träumen von Schönheit, Gerechtigkeit, Vernunft, Harmonie —, daß aber die uns umgebende Welt uns entgegentritt in Häßlichkeit, Ungerechtigkeit, Unvernunft, Wüstheit. Die Empfindung dieses schmerzlichen Kontrastes ist ja nicht neu, sie ist vielleicht ewig, aber sie ist heute im Gegensatz zu andern Zeiten dominierend geworden. Das Schmerzvolle jenes Kontrastes hat sich für uns bis zur Unerträglichkeit gesteigert und ins Grenzenlose ausgedehnt. Wir sind nicht mehr imstande, nur in jenen elegischen Klagen, in welche frühere Generationen ihre schmerzlichen Empfindungen über den Gegensatz zwischen „Ideal und Wirklichkeit" ergossen, zu entladen, weil uns das Grauen tiefer gepackt hat und weil wir diese furchtbare Kluft durch das Ganze des Daseins gehen sehen, während unseren Vorfahren nur an bestimmten Stellen jenes Auseinanderklaffen zum Bewußtsein kam. — Diese gesteigerte Empfindsamkeit und allseitigere Aufgeschlossenheit für das schmerzliche jenes Kontrastes mag uns vielleicht als grausame Belastung unserer Zeit erscheinen, vielleicht aber liegt gerade darin ein Keim zur Hoffnung für uns. Es ist oft so, daß das Leben erst dann die barmherzigen Schleier, die über seine schaudervollsten Abgründe gebreitet sind, lüftet, wenn die Menschen fähig geworden sind, diesen Anblick zu ertragen, und zwar dadurch, daß in ihnen bereits Hoffnungen, Lösungen, Kräfte bereit gelegt wurden. Es war ein rettender Instinkt, der frühere Generationen davon abhielt, ihren Blick auf die ganze Tiefe und Ausdehnung der Kluft zwischen Innen und Außen zu lenken, denn weil ihnen keine Hoffnungssterne leuchteten, hätten sie den Blick in diese Tiefe gar nicht ertragen. Wenn wir uns heute diesen Tatsachen einfach stellen müssen, so ist das deshalb, weil es nicht mehr über unsere Kraft geht. Diese Kraft aber haben wir bekommen in etwas, das wir Glauben nennen müssen. Wir können uns nicht mehr abfinden, weil wir ahnen, daß wir uns nicht abfinden müssen; wir sind so schonungslos im Entlarven aller Ungerechtigkeit, Häßlichkeit, Unvernunft der Lebensgestaltung, weil wir so leidenschaftlich an die Möglichkeit eines gerechten, schönen und vernünftigen Aufbaues der Welt glauben. Es ist nicht eine ungesunde Lust am Tragischen und an der Negation, wenn wir die grausigsten Kontraste geradezu aufzuspüren und uns in verletzendster Schärfe vor Augen stellen, sondern das Lustvolle liegt für uns im Bewußtwerden der überwindenden Kräfte, die uns geschenkt sind.

Weil wir so stark an unsere Innerlichkeit glauben, wenden wir uns mit größter Unerschrockenheit der Aeußerlichkeit zu. Wir sind gewillt, den Geltungsbereich der geistigen Macht, die uns als Vernunft, als Gewissen und als aesthetisches Empfinden zum Bewußtsein kommt, schrankenlos auszuweiten und es reizt unser kühnes geistiges Machtgefühl, in den Bereich des Innerlichsten nun gerade das Aeußerlichste einzubeziehen, nämlich — das Wirtschaftliche. Während frühere Geschlechter die Geistverlassenheit, die chaotische Wüstheit dieses Lebensgebietes gänzlich übersehen konnten oder aus Gründen der Aufrechterhaltung ihres innern Gleichgewichtes instinktiv übersehen mußten, treten diese Tatsachen in ihrer ganzen Wucht vor unsere Seele und erheben ihren Schrei nach unserem Geist, nach unsern Idealen. Und wir haben im Gegensatz zu früheren Generationen Ohren, um diesen Schrei zu hören, Augen, um diese Tatsachen zu sehen. Wir sehen jetzt die ganze Häßlichkeit, Schändlichkeit, Unvernunft des großstädtischen Wohnens; wir durchschauen das Verbrecherische in dem Privatbesitz an Grund und Boden; wir haben ein empfindliches Gehör bekommen für den Mißton in jenen Theorien, daß das Kapital der wesentliche, die Arbeit aber der untergeordnete Faktor im Wirtschaftsprozeß sei. Es ist in uns eine Empfindsamkeit erwacht, welche zusammenschaudert angesichts des Meeres von Neid, Lüge, Verstellung, Hinterlist, Haß und Gewalttat, in welches der Prozeß des Austausches der Güter getaucht ist. Und es ist uns, als sei ein Heiligtum verletzt, wenn wir die doppelte Schändung der produktiven Menschenarbeit durch Ausbeutung und Mechanisierung sehen. Auch die sekundären wirtschaftlichen Erscheinungen stehen ohne alle barmherzigen Verhüllungen vor uns. Wir sehen die Armut ohne die poetisch-sentimentalen Schleier, welche frühere Geschlechter über ihr Elend, ihre Häßlichkeit, ihren Schmutz geworfen hatten. Es ist uns unmöglich geworden, uns mit dem Problem der Armut abzufinden vermittelst der Weisheiten einer individuellen Moral, welche lehrt, daß äußere Armut inneren Reichtum nicht ausschließe. Vielmehr stehen nackt vor unseren Augen die zynischen Zusammenhänge zwischen Armut und Krankheit, Armut und Laster, Armut und innerer Verkümmerung und Verrohung. Wir können auch die individuell-moralische Entlastung des Reichtums nicht mehr gelten lassen, weil uns die Augen aufgegangen sind für die Kulturlosigkeit seines Luxus, die Verlogenheit seiner Bildung, die erschreckende innere Leere, für die aus seinem Elend nicht weniger heftig emporsteigenden Laster, und jene auffällige, ganz spezifische Roheit der Besitzenden, die aus dem Unrecht unserer Eigentumsverhältnisse ganz unweigerlich emporsteigt.

Wir haben bisher unsere Innerlichkeit gegen das Wirtschaftliche abgesperrt, nun aber haben diese unerlösten Realitäten die zu ihrer Erlösung fähigen Mächte in uns entdeckt und stehen heischend vor uns. Sie schreien nach unserer Vernunft, nach unserer Gerechtigkeit,

nach unserer Schönheit. Der Anblick der städtischen Quartiere, wo auf wenigen Tausend Quadratmetern Bodens viele Tausend Menschen wohnen, beginnt unsere Seele zu quälen. Warum ist das Angesicht der Erde so entstellt, warum müssen die Menschen, welche die Natur lieben, so widernatürlich wohnen, warum können sie, die wissen, was Schönheit ist, ihre Behausungen nicht bauen nach den Gesetzen der Schönheit? Warum schließen sie die Schönheit in Museen ein? Warum ergießen sie dieselbe nur in ihre Prunkbauten? Warum machen sie mit ihrer Schönheit, was die Mucker mit Gott machen, die mit ihm hinter Kirchenmauern fliehen? Warum sind sie ästhetische Mucker ohne künstlerischen Gestaltungswillen? Wir können uns der Wahrheit dieser Anklagen nicht verschließen, denn wir leben so, wie Gustav Landauer es einmal beschreibt: „Wir gehen durch die Straßen der Großstadt, fast mit geschlossenen Augen, mit zusammengepreßten Lippen; wir wollen all das häßliche Hasten und Drängen, all die Gemeinheit und Niedrigkeit, all die Dummheit und den Schwindel nicht sehen. Wir gehen etwa nur hindurch, um in ein Museum oder in eine Ausstellung oder ein Theater oder ein Konzert zu kommen und uns in den Dämmer oder das Gewoge der Schönheit zu zaubern; oder um mit einem Freunde gute Worte und Blicke zu tauschen; oder aber um teilnahmslos unter dem völligen Schweigen unseres eigentlichen, unseres innern Menschen unsere Rolle in der kapitalistischen Wirtschaft zu spielen, damit wir leben können. Dann fahren wir wieder so schnell wie möglich in unsern Vorort hinaus: da haben wir uns so ein kleines Reich der Ländlichkeit und Abgeschlossenheit zurecht gemacht, und da führen wir, wie wir meinen, unser eigentliches Leben. Wir machen uns aber nicht klar, daß das alles nur Anbequemungen, Anpassungen sind, daß es nur die erträglichste Art ist, es im Unerträglichen auszuhalten."

Wir tragen die Wahrheit in uns, aber nicht sie, sondern eine große Lüge gibt dem Leben das Gepräge. Während die Wahrheit ein ohnmächtiger Traum ist, hat diese Lüge Macht und Realität. Während die Wahrheit in Theorien und Büchern ein schattenhaftes papierenes Dasein fristet, lebt die Lüge in den lebensvollen Formen der Produktion der Güter. Während die Wahrheit arm ist, ist die Lüge die große Eigentümerin, denn wenn die Welt im Besitz des Kapitals ist, so ist sie von einem Phantom, von einem Nichts, einer Lüge besessen, weil ja das Geld keine schöpferische Kraft hat, weder produzieren, noch organisieren kann. Es gibt kein schaffendes, kein sich selbst umsetzendes, kein sich vermehrendes Kapital. Das ist die große Unvernunft und Verlogenheit, über welche die Welt aufzuschreien begonnen hat, daß die ganze wirtschaftliche Macht in den Händen eines kraftlosen, unschöpferischen Phantomes liegt, während die Arbeit, der einzige reelle Faktor des Wirtschaftslebens, das kraftvolle, heilige Schaffen arm, prinzipiell arm, prinzipiell besitzlos und machtlos dasteht.

Wir haben auch Augen bekommen für die Tatsache, daß neben der Erniedrigung der schöpferischen Arbeit selbst eine Erniedrigung ihres Materials einhergeht. Die Schätze der Natur haben unter der Herrschaft des Geld-Phantomes ihren Selbstwert und Selbstzweck eingebüßt und kommen nur noch als Mittel zur Erlangung des allein heiligen Zweckes der Spekulation in Betracht. Die Erde, das Metall, das Gestein, das Holz — alles wird nach rein spekulativen Gesichtspunkten verarbeitet. Der Geld-Ertrag rechtfertigt die Herstellung des absoluten Schundes, die rücksichtslose Außerachtlassung der allem Material innewohnenden Gesetze. Die Ehrfurcht vor dem Ding wird ertötet, jene Ehrfurcht, welche anerkennt, daß alles Material ein Recht auf seinen Künstler, auf die Hand des Meisters hat. Wo kein Geist ist, da wird auch die Natur vergewaltigt und versklavt. Haben wir heute nicht gelernt, die stumme Klage der toten Dinge und ihren Schrei nach Erlösung vom „Dienste der Eitelkeit" zu verstehen? —

Alle diese Tatsachen sind Symptome der einen leidvollen Grundtatsache, daß die Wirklichkeit keinen Geist hat. Dazu müssen wir nun aber sofort die andere hinzufügen, nämlich die, daß der Geist keine Wirklichkeit hat und je mehr wir auch diese zweite Tatsache als eine leidvolle, nichtseinsollende empfinden, desto deutlicher steigt vor uns die Erlösungshoffnung für die beiden Nöte auf. Wenn wir unter der Unwirklichkeit des Geistigen nicht weniger leiden als unter der Ungeistigkeit des Wirklichen, dann ist in uns die Erkenntnis zum Durchbruch gekommen, daß in den beiden Hälften der Welt, der geistigen und der materiellen eine tiefe Sehnsucht nach ihrem Einswerden liegt, ja daß der Drang zur Materie das Wesen des Geistes ist und der Drang zum Geist das Wesen der Materie. Je geistiger der Geist ist, destor stärker drängt er sich zur Materie hin, je mehr die Materie sich selbst erfaßt hat, desto stärker drängt sie zum Geiste hin.

Auch frühere Geschlechter haben das erkannt; was uns von ihnen unterscheidet ist der Wille, diese Erkenntnisse aus dem Bereich philosophischer Systeme herauszuholen, damit nicht die kaum geborene Wahrheit durch dogmatische Einkapselung sofort wieder getötet werde. Es handelt sich für uns nicht mehr bloß um eine philosophische Theorie über den „Zu sich selber kommenden" Geist, sondern alle diejenigen, die im intensivsten Wollen unserer Zeit drin stehen, erleben in sich selbst das Zueinanderdrängen von Geist und Materie. Wir glauben an die Liebe des Geistes zur Materie, zur Form, zur Körperlichkeit, zur Fleischwerdung, zur Schöpfung. Wir sind frei geworden von jener ängstlichen und schwächlichen Anschauung vom Geist, die z. B. gekennzeichnet ist durch die hoffnungslose und gänzlich unfruchtbare Gegenüberstellung eines sogenannten Idealismus und eines sogenannten Materialismus. Man hat sich mit dem Geiste nicht an die Materie, vor allem nicht an das Wirtschaftliche heran-

gewagt. Man fürchtete sofort für die Geistigkeit des Geistes, wenn ihm eine Beziehung zum Wirtschaftlichen zugemutet wurde. Die geistigen Menschen waren „bis zur Verruchtheit zartfühlend", wie Landauer einmal sagt. Sie haben vor lauter sublimer Geistigkeit die Welt im Ungeist verkommen lassen. Sie haben ihre Ideale gepflegt und diese Pflege war eine Verzärtelung der Ideale in Studierstubenluft und Schulstaub, ihre Abschließung von der rauhen Luft der wirklichen Welt. Der Geist, den man hatte, gedieh nur in geweihter Stille; er war eine Sache des Buches, des Museums, eine Sache von Kasten und gelehrten Cliquen, die durch alle möglichen Mittel vom gewöhnlichen Leben abgetrennt wurde. Dieses Abschließen des Geistes vom realen Leben ist aber die Sünde gegen dessen tiefstes Wesen und muß zu einer furchtbaren Entartung sowohl des Geistes als seiner Hüter führen. Das Behüten des Geistes wird mehr und mehr zu einem Fesseln desselben. Diese Privilegierten, welche die Pflege des Geistes gepachtet haben, fangen an sich nicht mehr als seine Diener, sondern als seine Herren zu fühlen. Das Korrelat zu dem Muckertum nach außen ist das Pfaffentum nach innen. Sie gehorchen den Idealen, die sie behüten nicht, sie machen im Gegenteil mit ihnen was sie wollen. Sie gehorchen nicht dem, was sie als Gerechtigkeit, als Vernunft, als Schönheit preisen, diesen Idealen, um deren begriffliche Reinheit sie so sehr bemüht sind, sondern sie modifizieren sie, sie passen sie an, biegen sie um, verkehren sie ins Gegenteil, treten sie mit Füßen, entmannen sie und erreichen schließlich, daß der in ihrer „Pflege" befindliche Geist das harmloseste weil schwächlichste Ding der Welt ist. Das ist ja das Wesen des Intellektualismus, daß er den Menschen dazu anleitet, sich mit seinem individuellen Intellekt über die überpersönliche Macht und Gültigkeit des Geistes zu stellen und mit ihm nach Gutdünken zu verfahren. So wird dann der Geist, der eigentlich die große schöpferische Urkraft ist, die sich nicht bändigen läßt, sondern ihrerseits den Menschen ergreift und bändigt, ihm seine Ideale aufnötigt, ihm die Ruhe raubt, ihn vorwärtstreibt und schließlich vor ihn tritt mit dem Anspruch auf ungeschmälerte Alleinherrschaft und absolute Alleingültigkeit — zu etwas, das nur noch als Genußmittel zu gebrauchen ist, als schwächlicher Lebenstrost, mit dem man sich über die Härten eines gänzlich ungeistigen Daseins hinwegzuhelfen sucht.

Unsere heutige Neuorientierung besteht darin, daß wir jene höchste Kühnheit und Mannheit des Geistes erkennen und in uns selber spüren, welche durch den Anblick der Materie zu gewaltiger schöpferischer Lust entzündet wird. Gerade beim Anblick des Wirtschaftslebens erfaßt den Geist eine tiefe Sehnsucht über das Schattendasein in Worten und Symbolen hinauszukommen und sich in die lebensvollen Formen des Wirtschaftlichen zu ergießen. Schon das Symbol offenbart den Drang des Geistes nach der „Verwirklichung". Aber dieser Drang findet im Symbol nur eine halbe Befriedigung,

denn das Symbol ist eine Scheinwirklichkeit, ein Scheinleben. Eine symbolische Handlung wie z. B. das heilige Abendmahl zeigt deutlich diesen Zwittercharakter des Symbols; es ist ungeistiger Geist und unwirkliche Wirklichkeit. Ein Essen, das kein Essen ist, ein Trinken das kein Trinken ist, ein Mahl, das kein Mahl ist. Man sieht den Geist, der sich eine Gemeinschaftsform schaffen möchte, denn Geist ist ja vor allem Gemeinschaftsgeist — aber er ist noch nicht kühn und selbstsicher genug, daß er sich in das wirkliche Leben der Menschen, in ihr wirkliches Essen und Trinken hineinzubegeben wagte. Er ist noch schwächlich und getraut sich nur in eine bloß halb materielle Materie hinein und schafft nicht eine geistige Wirklichkeit, sondern nur dieses Kompromiß-Wesen des Symbols, das weder vom wahren Geist als zu ihm, noch von der wirklichen Materie als zu ihr gehörig anerkannt werden kann. Wir glauben nun aber, daß die Ueberwindung der Antithese von Geist und Materie nicht in einem Kompromiß sondern in einer Synthese besteht, in welcher das Geheimnis der gleichzeitigen völligen Selbstaufgabe und völligen Selbstbehauptung sowohl des Geistes als der Materie seine Lösung gefunden hat. Wir glauben, daß gerade auch das Wirtschaftliche berufen ist, Körper des Geistes zu werden. Sobald wir absehen von der jetzigen durch Lügen und Götzen geschändeten Gestalt des Wirtschaftslebens, werden wir in seinen urwüchsigen, lebensvollen Funktionen Formen erkennen, welche wie dazu geschaffen sind, Ausdrucksmittel unseres geistigen Wollens zu werden.

Der seiner Kraft bewußt gewordene Geist will gestalten, und dieser Gestaltungswillen kann seine umfassendste, mannigfaltigste Befriedigung finden in der fundamentalen wirtschaftlichen Funktion, die man Produktion nennt. Mit diesem nüchternen, technisch, geschäftlich klingenden Ausdruck ist etwas bezeichnet, was den Menschen auf eine große Höhe hebt. Dieses Bearbeiten des toten Materials, dieses Durchwirken des Erzes, des Steines, des Holzes mit Gedanken, dieses Bezwingen der rohen Materie mit der exaktesten Mathematik, dieses planmäßige Leiten des Wachstums der Pflanzen und der Tiere, das alles ist so groß, daß — wenn einmal dieses Tun, die Arbeit, erlöst ist von dem Fluch des Profites und der Vergewaltigung der Menschen untereinander — über die Menschen eine trunkene Lust am Schaffen, am Produzieren kommen muß, weil dann jeder auch bei seiner einfachsten Hantierung etwas empfindet von jener seligen Freude des schaffenden Künstlers, welche nichts anderes ist als die Lust des Schöpfers.

Neben dem Drang zu individuellem Schaffen und Gestalten wohnt dem Geist noch eine andere, ebenso ursprüngliche Tendenz inne, nämlich die soziale, der Drang, die Individuen zur Gemeinschaft untereinander zu führen. Wo immer der Geist stark geworden ist, hat er gemeinschaftbildend gewirkt. Unter seiner Einwirkung haben die Menschen ihre mannigfache Getrenntheit als Abfall von

der Wahrheit ihres ursprünglichen absoluten Einsseins empfunden. Aber diese tiefen Empfindungen waren von vorneherein dazu verurteilt, rasch verfliegende Intuitionen zu sein, denn es war keine Form da, in welcher der Gemeinschaftsgedanke sich hätte verfestigen können. Es kam zu einem blitzartigen Erkennen jener Wahrheit, ja sogar zu einem verzückten Rausch des Verwandtschaftsgefühls. Es ist vielleicht geradezu ein Merkmal der Echtheit aller geistigen Manifestationen, daß sie immer im Menschen als tiefste Wirkung den Jubel der IX. Symphonie auslösen: „Deine Zauber binden wieder, was die Mode frech geteilt; alle Menschen werden Brüder, wo dein sanfter Flügel weilt". Und wo immer diese Empfindung ausbleibt, sind wir nicht im Banne wirklichen Geistes gestanden. Wenn es aber der Fall war, dann gibt es für uns kein dringenderes Anliegen als dafür zu sorgen, daß der Geist und seine die Menschen verbrüdernde Kraft nicht mit der Ekstase verfliegt, sondern die Stunde der Begeisterung überdauert. Der Wert eines Geistes-Erlebnisses hängt an seiner Nachhaltigkeit; es muß deshalb aus dem Aggregatzustand der Stimmung überführt werden in den der Tat. Es muß irgendwie aus dem Erlebnis des Gemeinschaftsgeistes heraus gehandelt werden können. Und hier bietet sich wieder das Wirtschaftsleben dar als natürlichste und lebendigste Gelegenheit zur Betätigung jenes Geistes. Gerade die modernen Produktionsformen schreien nach dem Geist der Gemeinschaft, weil sie nicht mehr auf das Individuum, sondern auf gesellschaftliche Gebilde gegründet sind. Die Fabrik und ihr typisches Organisationsprinzip, die Arbeitsteilung, die uns gegenwärtig nur als fluchwürdiges Ausbeutungsraffinement erscheinen kann, enthält verschüttet den Gemeinschaftsgedanken und dieser müßte aufs stärkste sich geltend machen, sobald das Ausbeutungsinteresse beseitigt wäre. Die im Interesse einer gesteigerten Produktivität durchgeführte Arbeitsteilung bedingt das wohlorganisierte Zusammenarbeiten Vieler. Die Teilung der Arbeit bedingt zugleich eine Sammlung der Arbeiter. Die Arbeit wird auseinandergerissen, die Arbeiter aber werden zusammengeführt. Dieses kooperative Moment der Produktion ist es, das den Geist, der zur Gemeinschaftsbildung drängt aufs stärkste anziehen muß. Es liegt darin etwas so Großes, daß wenn einmal die Tyrannei des Profites über die Produktion beseitigt ist, jeder einzelne Arbeiter gerade bei der Verrichtung seiner Teilarbeit, getragen ist von dem Bewußtsein, einer Gemeinschaft anzugehören, der er dient und die ihn trägt. Und in diesem Gefühl ist eine tief menschliche Sehnsucht erfüllt.

Diese zwei hervorgehobenen Punkte — das Schöpferische und das Soziale —, an denen wir zeigen wollten, wie Geist und Wirtschaft für einander geschaffen sind und in ihrer Vereinigung sich gegenseitig erlösen und vollenden, gaben nur einen dürftigen, schematischen Ausschnitt aus dem unerschöpflichen Reichtum beider Lebensgebiete. Aber es sind doch wohl diejenigen Punkte, an denen uns der Glaube

an die Empfänglichkeit des Wirtschaftlichen gegenüber dem Geist, und an die Entfaltungsmöglichkeit des Geistes im Wirtschaftlichen, am ehesten geschenkt werden kann. Und wir müssen alles tun, um diesen Glauben zu bekommen und überall zur Herrschaft zu bringen, denn er bedeutet die Rettung aus unserer doppelten Not, der geistigen und der materiellen, jener Not, die aus der Trennung der zwei zusammengehörenden Welthälften stammt. Paul Trautvetter.

Das Pfingstevangelium.

Am Anfang war der heilige Geist
Und der heilige Geist war bei Gott
Und Gott war der heilige Geist.

So war es im Anfang bei Gott.

1.

Alles ist durch ihn erschaffen
Und ohne ihn ist nichts erschaffen
In ihm war das Leben.

Und das Leben war das Licht der Menschen
Und das Licht leuchtet in die Finsternis
Und die Finsternis hat es nicht angenommen.

2.

Ein Mensch trat auf
Von Gott gesandt
Er hieß Johannes.

Der kam zum Zeugnis
Zeugnis abzulegen von dem Licht
Daß alle durch ihn glaubten.

Er war nicht selbst das Licht
Er legte Zeugnis ab vom Licht.

Denn das wahrhaftige Licht
Das jeden Menschen erleuchtet
Es war im Kommen für die Welt.

3.

Er war in der Welt
Und die Welt ist durch ihn erschaffen
Und die Welt erkannte ihn nicht

Er kam in sein Eigentum
Und die Seinen nahmen ihn nicht auf.

Soviele ihn aber aufnahmen
Denen gab er Anrecht, Gotteskinder zu werden.
Denen, die seinem Namen vertrauen
Die nicht aus menschlichem Geblüt
Sondern durch Gott geworden sind.

4.

Und der heilige Geist ward Fleisch
Und wohnte unter uns
Und wir schauten seine Herrlichkeit.
Eine Herrlichkeit wie des einzigen Sohnes vom Vater
Voller Gnade und Wahrheit
Aus seiner Fülle empfingen wir Gnade um Gnade.
Denn das Gesetz ist durch Mose gegeben
Die Gnade und Wahrheit durch Christus geworden.
Niemand hat Gott je gesehen
Der einzige Sohn am Herzen des Vaters
Der hat uns Kunde von ihm gebracht.

1.

Wenn die Bekenntnisschrift des Johannes wirklich das einzige, zarte, rechte Hauptevangelium (Luther) und vor allem das „geistige Evangelium" (Clemens Alexandrinus) ist, dann müssen wir die erste Zeile des Prologes (oder besser des Präludiums, in dem die Hauptmotive des ganzen Werkes schon erklingen) gewiß in dieser Weise übersetzen. Und dann allein schließt sich der Ring, den die erste Strophe bildet, völlig, wie es Johannes will, der es wahrhaftig wagt, von Gott, „an sich" zu reden. Mit dieser Uebersetzung ist aber dann zugleich diese Bekenntnisschrift des Jüngers Johannes als das Pfingstevangelium verstanden, als welches es nicht nur nach den Abschiedsreden Jesu, sondern auch im Blick auf seine zweifelhafte historische Art die späte Abfassung gelten darf und will.

In den zwei folgenden Zeilen begreift Johannes die ganze Schöpfung als ein Werk, nicht nur von Gottes Geist erschaffen, sondern ganz und gar in Gottes Geist ruhend (eingeschlossen alle Ablehnung), ruhend in dem heiligen Gottesgeist, der in des Menschen Selbstbewußtsein und Gewissen aufleuchtet als das Licht der Ideen, das freilich vergeblich leuchtet. In diesen zwei Strophen ist in genialer Weise die ganze Größe und die ganze Not des Heidentums in zwei Bilder gefaßt, die Paulus (in Röm. 1, 18 ff) mit harten Begriffen umschrieb. Die Gleichnissprache des Johannes steht dem Meister näher.

2.

Der kommende Abschnitt, dem vierten entsprechend, zeichnet das Wesen des auserwählten Gottesvolkes. Seine Religiosität ist (abgesehen vom zwischenhineingekommenen Gesetz) die Prosetie, welche bestimmten, individuell-persönlichen Charakter trägt. Darum

wird als Vertreter (Math. 11, 11) Johannes gewählt. Der Profet, zwischen Himmel und Erde stehend, von der höchsten Höhe der Welt die Morgenröte des aufgehenden Gottestages erblickend, sieht die Welt im Schatten des aufgehenden, göttlichen Lichts und ruft sie zur Buße. Er darf aber darum — auch heute — zur unbedingten Buße einer jeden Kultur gegenüber rufen, weil er die wahrhaftige Hilfe kommen sieht. Um seines individuell persönlichen Charakters willen ist er eben zugleich im Stande, die kommende Heilandstatsache in seinem Erleben zu spiegeln und für die durch die Buße Erschreckten zur Verheißung zu werden. Die Profetie ist wie der Idealismus des Heidentums eine im Wesen des Menschen begründete und darum immer wieder auftauchende Tatsache, die jedesmal dann erwacht, wenn Gott in seiner Schöpfung einen Schritt weitergeht.

3.

In jenem erstmaligen und grundlegenden Geschehen gewann mit der Profetie und dem Nahen des Heilands die Weltgeschichte ihr eigentliches Thema des Glaubens und des Unglaubens. Auch zwischen Glauben und Unglauben stehen die Männer der Profetie in der Mitte. Der Idealismus wird Realismus oder verwelkt, die gesetzlich erstarrte Frömmigkeit (die Kirche) lehnt ab, trotzdem beide nur durch die Tatsache des Göttlichen leben. Zur Rechten stehen die Jünger, die — wahrlich nicht durch ihr Verdienst, Vertrauen haben. Im Blick auf jenes erstmalige und grundlegende Gottesgeschehen vermochten sie allein zuerst zu fassen, um was es sich bei Christus handelt. Darum umschreibt Johannes erst jetzt das Wesen Christi.

4.

Christus erscheint als der von jedem „Helden" völlig verschiedene, durch den heiligen Geist gewordene Sohn des Vaters, der die Seinigen vermag im Laufe des Lebens wenigstens zu Kindern zu machen. Er selbst ist der Sohn. Er hat uns Kunde vom Vater gebracht, das ist Johannes, dem Evangelisten wesentlich. Aber doch nicht in dem Maße, daß wir (mit Luthers Uebersetzung und Schlatters Erklärung): „am Anfang war das Wort" übersetzen dürften, denn das Wort Gottes ist für uns das Wesen Jesu, welches durch seine Worte nur erleuchtet und gedeutet wird.

Heiliger Geist ist allein zu suchen beim erhöhten Christus, der, in der Unmittelbarkeit des Herzens erlebt, uns Jesus von Nazareth in seinem Wesen und seiner Botschaft verstehen lehrt und der dadurch in alle Wahrheit führt, daß er uns zeigt, daß Jesus im kommenden Gottesreich für Himmel und Erde derselbe ist. [1] Ernst Hauri, Turbenthal.

[1] Ich habe in der Uebersetzung die Verstärkung (13 a) und die völlig deplazierte, später am rechten Ort sich findende Bemerkung (V,15) weggelassen als mutmaßliche Eintragung der um Johannes sich scharenden Jünger (21, 24.) die wohl nicht nur das Evangelium herausgaben, sondern den großen Gemälden und Reflexionen des Johannes sehr viel im Predigtstil geschriebenes zufügten, wozu vielleicht auch V, 8 und 17 gehören. Dann besteht der Prolog aus drei mal drei Strophen und der Darstellung des Kampfes.

Dienstverweigerung und Zivildienst.

Der schweizerische Zweig der internationalen Frauenliga für Friede und Freiheit hat folgende Eingabe an den Bundesrat und die Bundesversammlung gerichtet.

Eingabe der internat. Frauenliga für Friede und Freiheit.

An den Bundesrat der Schweiz. Eidgenossenschaft.

Der Schweizerische Zweig der Internationalen Frauenliga für Friede und Freiheit erlaubt sich, mit der Bitte an Sie zu gelangen, es möchte in der Schweiz ein Zivildienst eingeführt werden für alle diejenigen Wehrpflichtigen, die aus Gewissensgründen den Militärdienst nicht mehr leisten können.

Die Liga geht dabei von folgenden Erwägungen aus:

1. Die furchtbaren Ereignisse der letzten Jahre haben uns mit aller Deutlichkeit gezeigt, daß auch in den Beziehungen der Völker zueinander das System der Gewalt dem System des Rechtes weichen muß, wenn anders nicht alle Völker dem Untergang geweiht sein sollen. Diesem Gedanken haben Sie, hochgeehrte Herren Bundesräte, und hat das Schweizervolk durch den Beitritt zum Völkerbund Ausdruck gegeben. Und es ist ganz klar, daß in Zukunft die Kräfte und Gedanken der Völker und ihrer Regierungen viel mehr darauf gerichtet sein müssen, die Grundlagen für ein friedliches Zusammenleben der Völker zu schaffen, als durch Rüstungen und Einübung der Jugend zum Krieg den kriegerischen Geist zu züchten und damit Zündstoff für Kriege anzuhäufen.

2. Es ist auch zu beachten, daß große und militärgewaltige Staaten seit dem Kriege, teils durch die Friedensverträge gezwungen, teils zu ihren eigenen Traditionen zurückkehrend, den obligatorischen Militärdienst abgeschafft haben und somit auch für die andern Staaten eine neue Lage geschaffen ist.

3. Diese Gedanken bewegen einen Teil unserer Jugend, machen es den einen überhaupt unmöglich, Militärdienst zu leisten und bringen andere durch die Ausübung ihrer Wehrpflicht in die schwersten Gewissenskonflikte. Damit diese, die wohl bereit wären, in anderer Weise ihre Pflicht gegenüber ihrem Vaterlande zu erfüllen, nicht in ihren heiligsten Gefühlen vergewaltigt werden, sollte ihnen die Möglichkeit geboten werden, ihrem Lande und ihrer Volksgemeinschaft auf andere Art zu dienen. Dies könnte geschehen, wenn den jungen Leuten die Wahl frei stünde zwischen der Ausübung des Militärdienstes oder des Zivildienstes.

4. Wir denken uns einen solchen Zivildienst als die Ausführung von sozial nützlichen und notwendigen produktiven Arbeiten, die der körperlichen Erziehung und Ausbildung dienten, aber zugleich einen großen sittlich erzieherischen Wert hätten, weil sie nützliche, aufbauende, der Gemeinschaft zu Gute kommende Arbeiten wären.

Als Beispiele solcher Arbeiten möchten wir nennen: Straßenbauten, Eisenbahnbauten, Urbarmachungen, Straßenreinigung, Erntearbeiten, Spitalhilfsdienst, Hilfsdienste bei Lawinen-, Ueberschwemmungs- und andern Katastrophen, bei Epidemien u. s. w.

Die Anforderungen, die an die Zivildienstpflichtigen gestellt würden, dürften auf keinen Fall den Anforderungen des Militärdienstes nachstehen.

Der Sold müßte derselbe sein wie beim Militär.

Selbstverständlich dürften aber diese Arbeiten der Zivildienstpflichtigen in keiner Weise auf das betreffende Gewerbe lohndrückend wirken oder irgendwie in Konflikten zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern zu Gunsten der einen Partei verwendet werden.

Im Uebrigen ist es uns heute nicht darum zu tun, Ihnen einen ausgearbeiteten Plan vorzulegen, sondern nur darum, Ihnen die Sache im Prinzip zu unterbreiten. Wir stellen es uns zur Aufgabe, uns sowohl in unserem Vereine noch näher mit der Frage zu befassen, als auch das Vorwärtsschreiten der Idee

und ihrer Verwirklichung anderwärts zu verfolgen: Auch sind wir selbstverständlich jederzeit bereit, Ihnen mündlich oder schriftlich unsere Auffassung und deren Begründung auseinanderzusetzen.

Wir dürfen auch heute schon darauf hinweisen, daß die Verteidigungskommission in Norwegen ganz ähnliche Vorschläge macht in Bezug auf die Behandlung der Dienstpflichtigen, die aus Gewissensgründen zur Verweigerung des Militärdienstes gelangt sind.

In der Ueberzeugung, daß die Ausführung unseres Vorschlages dem Wohle unseres Landes diente und daß unser Land damit sich auch um das Wohl der andern Völker verdient mache und daher eine große Menschheitsaufgabe erfüllte, empfehlen wir Ihnen, hochgeehrte Herren Bundesräte, unser Gesuch nochmals angelegentlich.

Zu dieser Eingabe der Frauenliga für Friede und Freiheit (auf die bei diesem Anlaß unsere Leserinnen aufmerksam gemacht seien,[1]) möchten wir noch einige Bemerkungen fügen.

Die Frage, die ihren Gegenstand bildet, lastet seit Beginn des Krieges schwer auf uns und ist ein wichtiger Teil unseres inneren und äußeren Kampfes gewesen. Sie ist dann, unter dem Einfluß der großen Müdigkeit, die nach dem Kriege und der Revolution die Gemüter befiel, liegen geblieben, wie mehr oder weniger das ganze Problem des Militarismus. Darum müssen wir der Frauenliga doppelt dankbar sein, daß sie beides durch ihr Vorgehen wieder lebendig gemacht hat.

Man mag gegen die Eingabe Bedenken hegen, prinzipielle und formelle. Was diese letzteren betrifft, so kann man bedauern, daß die Begründung der Eingabe wie ihre praktischen Vorschläge nicht etwas ausführlicher entwickelt sind. Von einem Entgegenkommen des Bundesrates im Sinne einer Auseinandersetzung mit der Frauenliga konnte ja von vornherein keine Rede sein. Dergleichen gibts zwar anderswo, nicht aber in der „freien Schweiz". Vielleicht sind einige Formulierungen, wie z. B. der Passus, der die von den Zivilpflichtigen zu verrichtenden Arbeiten andeutet, nicht ganz glücklich. Wichtiger ist das mögliche prinzipielle Bedenken, ob es bei dem jetzigen Stand der Dinge überhaupt einen Sinn habe, mit einer solchen Eingabe an Behörden zu gelangen, deren Gesinnung man nun genugsam kennt. Nach dem Erlaß Scheurer, dem neuen Militärbudget, im Angesicht des ganzen unverschämten Gebahrens unserer Militaristen erscheint Vielen nicht mehr ein Verhandeln, sondern der Kampf bis aufs Aeußerste das einzig Charaktervolle und Mögliche.

Noch ernsthafter ist der andere Einwand: ob eine solche Teilaktion im Kampf gegen den Militarismus nicht die ganze Aktion schwäche. Diese müsse ja jetzt gegen allen Militärdienst gerichtet sein, müsse aufs Ganze gehen. Wenn es gelänge, könnte man sagen, den Dienstverweigerern eine Erleichterung zu schaffen, dann wäre der ganzen antimilitaristischen Bewegung ein Ventil geöffnet, durch das ein Teil ihrer Spannung sich verlöre. Man könnte dann meinen,

[1]) Präsidentin des schweizerischen Zweiges ist Frau Klara Ragaz, Gloriastr. 68, Zürich 7.

jetzt sei das Nötige getan, und sich zur Ruhe setzen. Nötig sei jetzt eine Initiative auf Abschaffung des Militärs überhaupt und vielleicht Einführung eines allgemeinen Zivildienstes für Mann und Frau. Das alte Problem des Verhältnisses von „Relativ" und „Absolut", „Reform" und „Revolution" kehrt auch hier wieder.

Dieser zweiten Art von Bedenken, die wir sehr gut begreifen, steht aber folgende Ueberlegung gegenüber: Wir dürfen die Dienstverweigererer nicht im Stiche lassen. Mögen sie selbst es vorziehen, für die große Sache — die Ueberwindung des Militarismus und des Krieges samt allem, was damit zusammenhängt — ins Gefängnis zu gehen und das Martyrium auf sich zu nehmen, so dürfen doch wir Andern nicht einfach zusehen. Es ist schließlich eine sehr ernsthafte Sache für einen jungen Menschen, ein paarmal nach einander einige Monate in einem Gefängnis zu sitzen. Es genügt nicht, daß wir ihren Familien finanziell zu Hilfe kommen, wir müssen ihren Kampf auf alle Weise mitkämpfen. So hat man sich vor Jahren schon bemüht, den Gedanken zu verwirklichen, den die Eingabe wieder aufnimmt. Die Motion Greulich, die darauf zielte, wurde aber begraben. Wir können jedoch diese Sache nicht ruhen lassen; das wäre sittliche Schlaffheit schlimmster Art.

Es ist auch zu bedenken, daß die Eingabe weniger den Bundesrat bekehren, als die Oeffentlichkeit aufrütteln will. Das ist denn auch schon in bemerkenswertem Maße geschehen. Die militaristischen Nasen haben gespürt, daß es sich um einen ernsthaften Versuch handle, eine Bresche in das ganze System ihrer Denkweise zu legen. Da man in diesen Kreisen der Natur der Dinge nach nicht mit geistigen Waffen kämpft, so versucht man es mit dem heute ohnehin sehr zeitgemäßen Rezept der moralischen Verdächtigung. So auf eine besonders perfide und zugleich grobe Weise ein Schreiber der „Basler Nachrichten", der einer der Redaktoren dieses Blattes zu sein scheint. Daß ein Oberst Wildbolz die Argumente eines solchen Journalisten-Machwerks aufnimmt, wenn auch in anständiger Form, muß man doch sehr bedauern. Der Glaube, daß ein Meinungsgegner ein edler und ehrlicher Mensch sein könne, scheint heutzutage endgiltig ausgestorben zu sein.

Zwischen den eigentlichen Militaristen freilich und der Denkweise, die hinter der Eingabe der Frauenliga steht, liegt selbstverständlich eine Kluft, die jede Verhandlung unmöglich macht. Was aber die Einwände gegen die praktische Ausführbarkeit anbelangt, so ist wohl klar, daß es in dieser Sache bloß auf den guten Willen ankommt. Für die paar Dutzend Dienstverweigererer, um die es sich vorläufig im höchsten Falle handeln könnte, eine richtige Verwendung zu finden, ist keine Hexerei. Auch brauchen die Arbeiter von ihnen keine Lohndrückerei zu erwarten. Abgesehen davon, daß diese Angst im Munde eines kapitalistisch-militaristischen Reaktionärs eine einfache Heuchelei bedeutet. Das Prinzip eines solchen Zivildienstes: die Arbeit für die

Gemeinschaft, ist so eminent sozialistisch, daß es auch sogar einen kleinen vorläufigen Nachteil unendlich aufwöge. Man mag freilich dann das weitere Bedenken hegen, daß eine militaristisch-kapitalistische und also reaktionäre Behörde dieses Prinzip in ihrem Sinne anwenden, d. h. verderben würde und daß daher eine entsprechende Einrichtung bei der heutigen Ordnung der Dinge utopisch sei. Aber dagegen wäre zu erinnern, daß wir dann auf jede Reform innerhalb des Rahmens der heutigen Ordnung verzichten müßten, was doch nicht einmal unsere Kommunisten tun. Wir müßten eben, wenn es zur Einführung des Zivildienstes käme, auch dafür kämpfen, daß er im richtigen Sinn und Geist durchgeführt werde.

Es wird auch etwa — scheinbar im Interesse des Idealismus — befürchtet, daß sich nicht in erster Linie die Gewissenernsten, sondern die Bequemen und Trägen, unter dem Vorwand von Gewissensbedenken, für den Zivildienst melden würden. Dem wehrt aber die Bestimmung, daß dieser ebenso schwere Anforderungen stelle, wie der Militärdienst. Auch könnte man ja die Zivildienstzeit gegenüber der andern wesentlich verlängern. Dann ist ganz sicher, daß nur Leute, denen es ernst wäre, sich hiefür meldeten. Wenn man gar für die Prüfung der Gewissen ein besonderes Tribunal schaffen wollte, so könnte man dagegen prinzipiell nichts haben, voraus gesetzt, daß die rechten Leute in ein solches können, — zu denen ich trotz allem einen Oberst Wildbolz zählen würde!

Um aber noch einmal auf den ernstesten der Einwände zurückzukommen, so ist vielleicht die Gefahr, daß durch den Kampf für den Zivildienst der gegen den Militarismus überhaupt geschwächt würde, nicht so groß. Es könnte auch umgekehrt jener diesen verstärken. Jener würde, wenn er siegreich wäre, ja sogar auch schon, wenn er bloß energisch geführt würde, eine Bresche in den Wall des militaristischen Denkens schlagen. Unser Ziel aber bleibt selbstverständlich die völlige Abrüstung. Wer dieses Ziel nicht hat, ist kein „ehrlicher Pazifist".

Es ist also mit dem Zivildienst-Problem das Militär-Problem wieder lebendig gemacht und sollte nur lebendig bleiben. Alle die Kräfte, die sich bisher für diesen Kampf eingesetzt haben, müssen, nach der Periode der Ermüdung, wieder auf den Plan treten. Da darf es keine Fahnenflucht geben. R.

Rundschau.

Die deutsche Krisis. Die deutsche Krisis kann, historisch genommen, nicht mehr als belangloses Uebergangsstadium gewertet

werden, sondern sie ist wesentlich geworden. Das Schicksal Deutschlands und mehr als Deutschlands offenbart sich allmählich in ihr und pocht an die Tore von immer mehr Verzweifelten.

Wer inmitten einer Krankheit steht, kann nicht viel mehr tun als auf die Anzeichen achten, die den Sinn und die Bedeutung der Krankheit klar machen, und er kann aus anderen Anzeichen die Hoffnung und den Hinweis auf eine Genesung irgendwelcher Art entnehmen. Die Krankheit, in der wir stehen, ist in vieler Hinsicht eine Krankheit zum Tode; das heißt: vieles, das unser Volk vergiftete, seine Begriffe von Weltherrschaft, Weltgeltung, Ehre, „Ruhe und Ordnung", offizielles Christentum, sind ja nur Anzeichen der Gottlosigkeit und darum überreif zum Sterben. Mit Absicht ist in diesem Zusammenhang nicht der sogenannte moralische Niedergang genannt, gegen den die deutschen Kirchen in Ermangelung einer anderen, positiven Sache sehr überflüssigerweise eine Unmenge Lungenkraft, Tinte und Pharisäismus verschwenden — überflüssigerweise: denn die gemeinten Objekte werden doch nicht erreicht, und dann täten die Sprecher und Schreiber besser daran, erst einmal bei sich selbst nach der Schuld zu fragen, die sie durch ihr Gehenlassen und durch ihr Nicht-ernst-nehmen des Materiellen mit all seiner Not und seinem Zwang an jenem Niederbruch haben.

Wenn wir nun versuchen, jene Symptome der Verzweiflung und der Hoffnung zu erkennen, so tun wir es zugleich in dem ausgesprochenen Bestreben, den Schweizer Freunden auch abgelegenere Kenntnisse zu vermitteln, die ihnen dienlich sein könnten, Kenntnisse über das so reichlich bei uns überall sterbende und keimende Leben. Dabei müssen wir uns für jetzt einer übersichtlichen Kürze befleißigen, aber eine Wiederherstellung unseres Ganges ist ja nicht ausgeschlossen.

Unsere Gegenwart steht unter dem deutlichen Zeichen des Parteizusammenbruches. Immer gleichmäßiger, öder und schematischer arbeiten die Parteimaschinen. Mit immer größerer Sicherheit tauchen die alten, ganz von Vergangenheit lebenden, im Wahlkampf mehr oder weniger zerrissenen Parteiführer wieder auf. Wir haben ja wieder einmal Wahl: preußische Landtagswahl. Es wird wieder versprochen, versprochen und versprochen, es werden von den Interessenten wieder Probleme in den Vordergrund der Diskussion geschoben, die der Ablenkung dienen und die, wenn die alten Leute nur wieder gewählt sind, in die Ecke gestellt werden. Und dann bleibt alles beim Alten.

Die Bodenreformer um Damaschke mögen noch so oft die entscheidende Stunde betonen; das Terrainkapital, dem keine der bürgerlichen Parteien (zu denen auch die Mehrheitssozialisten und vielleicht sogar die Rechtsunabhängigen zu rechnen sind) an den Kragen zu gehen wagt, wird siegen. Man wird etwas lauter reden müssen, um die gleichgültig gewordenen Massen noch an die Wahlurne zu locken,

aber man wird nicht lauter reden als unbedingt nötig, denn in der Stille macht man immer noch die besten Geschäfte.

Die kleineren Gruppen, wie der an Silvio Gesell orientierte Freiland-Freigeld-Bund, der mit seinen Ideen vom Schwundgeld (das allmählich, zur Verhinderung des Geldhamsterns, seinen Wert verliert) vom arbeitslosen Einkommen u. a. durchaus nicht totgeschwiegen werden dürfte, haben Mühe, überhaupt gehört zu werden. Kein Maßgebender, etwa in Ministerien, achtet auf sie. — Mit mehr Schwung geht schon der unter Steinerscher Führung stehende Bund für Dreigliederung des sozialen Organismus zu Werke, aber, mag er auch wirklich auf einzelnen sozialen Gebieten praktische Versuche machen und das Geld aller Länder in seine Bestrebungen hineinwerfen: je breiter er wirkt, je mehr hohe und höchste Herrschaften, Direktoren und Aktionäre seine Aufrufe unterschreiben, desto farbloser wird er werden, und schließlich wird auch er in seiner Weise dafür sorgen, daß alles beim Alten bleibt. — Die „Tat" oder sozialistisch ernst zu nehmende Zeitschriften mögen mit profetischen Zungen von der wirtschaftlichen Sintflut und von den Möglichkeiten einer neuen Gemeinwirtschaft reden: sie reden tauben Ohren. Die Sozialisierung der Kohlenbergwerke, die ausreichende Besoldung der Beamten, die Wiedereinstellung der Arbeitslosen ist ein Spielball oder, je nachdem ein Zankapfel in den Händen gewiegter Parteilöwen und ihrer über Macht und Geld verfügenden Hintermänner.

So könnte man meinen, das Parteiwesen sei in vollster Blüte. Und doch zeichnet sich der Verfall für den sehenden Blick schon deutlich ab. Es sind vor allem die grundsätzlichen Gegner jeder Partei, die eine geschlossene und in Wirklichkeit große Macht darstellen, oder besser: darstellen werden, wenn einmal der elektrische Funke hineinfährt und die jetzt noch gebundenen Kräfte befreit. Von den wenigen einstweilen sichtbaren Formen sei Folgendes genannt: Die Syndikalisten (eine zusammenhängende Gruppe der sonst so zerfließenden Anarchisten). Sie wollen den politischen Kampf (auch die „Gewalt", obwohl hier gebrochene Stellung herrscht) ganz vermeiden, und sich auf den rein wirtschaftlichen Kampf, wahrscheinlich den Generalstreik, konzentrieren; sie wollen dabei jeden Zentralismus vermeiden und einfach auf die im brennenden Moment schon einsetzende Hilfe und Solidarität vertrauen; das dürfte, als isolierte Erscheinung, allerdings eine Utopie sein, aber es ist dem Christlichen ganz stark verwandt.

Es seien dann nochmals der Tatkreis und die andern Bünde genannt und besonders auf die Jugendringe hingewiesen, die nun bereits in vielen Städten sich aus den Kreisen der Freideutschen, der Wandervögel, Neupfadfinder (die sehr Beachtenswertes in ihrem Blatt: „Der weiße Ritter" zu sagen haben), der — leider vorhandenen — Parteijugend, sogar der kommunistischen, zusammensetzen und zunächst praktische Arbeit leisten wollen, Bekämpfung von

Schund und Schundkino, aber doch wohl eine tiefere Bedeutung durch eigene und werbende Verinnerlichung gewinnen werden. Das sind alles Gebilde, die berufen sind, das morsche Parteileben abzulösen und dann, wenn die Stunde da ist, vielleicht wirklich einmal „von unten aufzubauen".

Weiter seien erwähnt die *ersten Anfänge überparteilicher Gemeinschaft*. Ueberall im Lande sind es Siedlungen, Bünde, Konferenzen, soziale Arbeitsgemeinschaften, die hier, manchmal allzurasch und darum bald vergänglich, aufsprießen. Besondere Bedeutung wird vielleicht eine Sache gewinnen, die sich darin von den anderen unterscheidet, daß es sich um ein regelmäßiges Zusammensein (alle 5—6 Wochen) von wirklichen „Intellektuellen" und wirklichen Proletariern handelt. Das heißt: hier soll nichts „gebracht", hier soll niemand wider seinen Willen verführt, hier soll auch der Radikalste nicht ausgeschlossen werden, sondern im gemeinsamen Ringen um die Probleme des Aufbaues (fern von allem Wahlgeschrei: „Wir sind die Partei des Wieder(!)-Aufbaus"), um die Möglichkeit eines neuen Zusammenseins und um das Warten auf einen neuen Himmel und eine neue Erde sollen sich hier Kopf- und Handarbeiter zusammenfinden. Diese Zusammenkünfte, namenlos bisher, ohne Fassade und Fahne, finden seit einem halben Jahre im Industriegebiet statt, unter frisch-fröhlicher Nichtachtung seitens der Parteiführer, besonders auch der sozialistischen (mit rühmlichen Ausnahmen); aber an manchen Ecken kommen in ähnlicher Weise die zusammen, die bewegt sind von der Not und vom Warten, aber noch nicht die Rückkehr zur Natur in der Form der Wandervögel oder Siedler fanden, sondern aus rußigem Elend und proletarischer Not heraus, bedrängt vom *ganzen* Verhängnis unserer Großstadt- und Industrie-„Kultur" sich finden müssen.

Es seien nun noch anhangsweise die Blätter genannt, die Ausdruck solcher Bewegtheit sind oder sein könnten. Zu den letzteren rechne ich die Christliche Welt und das Neue Werk, die ein offenes Auge und ein offenes Ohr für das Walten und Werden eines grundsätzlich Anderen und Neuen haben, freilich noch vielfach ganz in den bürgerlichen Geist des Alten, immer schon Dagewesenen verstrickt sind.

Ferner rühren sich verschiedene Bünde religiöser Sozialisten, die wie z. B. der in Köln um Pfarrer Fritze jetzt ein Mitteilungsblatt herausgeben. Freilich: es ist durch kritische und vor schneller Wirksamkeit warnende Leute dafür gesorgt, daß die Bäume auf Kosten der Wurzeltiefe nicht in den Himmel wachsen. Auch ein Blatt mit dem tapferen Titel: „Der christliche Revolutionär (für die kommende Verbrüderung von rechts und links, von Kopf- und Handarbeitern)", das von Dr. Karl Strünckmann, (Soden bei Schlüchtern) herausgegeben wird und seinem Namen allerhand Ehre macht, sei nicht unerwähnt. — Ebenso: „Mutiges Christentum",

von Pfarrer Zapleck, Wetter a. Ruhr. Entscheidende Bedeutung werden Mennickes Blätter für religiösen Sozialismus gewinnen, die sowohl theoretisch den Dingen auf den Grund gehen als auch praktisch alles Hoffnungsvolle im Auge behalten wollen (sie sind zu beziehen von Werner Sachße, Woltersdorf b. Erkner b. Berlin).

Wir haben bisher vermieden, die deutsche Krisis in einen größeren „kulturellen" Zusammenhang zu stellen oder mit vollen Worten zu preisen, wie es so manchmal geschieht und wobei meist eine hilflose Schreibtisch-Unfruchtbarkeit übrigbleibt. Die Sache ist dafür zu ernst. Aber ganz können doch diese aus dem praktischen Leben geschöpften Betrachtungen nicht ohne eine grundsätzliche Ueberlegung geschlossen werden.

Wir stehen in der Erschütterung und in der Erwartung. Beide, die Erschütterung und die Erwartung, sind noch nicht groß genug, als daß schon ein Neues kommen könnte. Es ist uns manchmal so, als ob Gott uns ganz verborgen sei, als ob alles Reden über ihn und seine Wege uns ihm entfremdete und als ob er denen, die ihn zu kennen meinen und in seinem Namen fröhlichen Aufbau treiben, noch erst viel verborgener werden müsse. Als ob sie erst einmal am Evangelium in der individualistischen oder christlich-sozialen Aufmachung zerbrechen müßten, ehe wieder ein ganzes Evangelium wirksam werden kann.

Dabei sind wir doch nicht müßig. Dürfen es nicht sein. Wir wollten es wohl — und wer würde nicht oft matt? Aber wir sind kritisch, bis aufs Tiefste kritisch unserm Denken, Tun, Handanlegen, Vorbereiten gegenüber, weil wir wissen, daß es noch nicht die Erfüllung ist. Das ist unsere deutsche Aufgabe — ich sage das ohne jeden nationalen Beigeschmack, weil sie uns einfach im fortschreitenden Zusammenbruch offenbart wird —: die Antinomie von Eilen und Warten, von Ja und Nein, von Tat und Besinnung, von Angriff auf die Mammonskultur und Hoffnung auf Gottes Sieg ganz auszutragen, ganz zu leiden, und wenn wir darunter zugrunde gehen. Nicht als ob nun einer von uns kommen könnte und sagen: Ich kann das, ich habe das ganz ausgetragen. Aber viele spüren doch die Notwendigkeit, machen sich auf den Weg und blicken dabei hoffend auch auf die Schweizer Freunde, die ebenso in den beiden Seiten tief drinstecken. Und wenn wir auch manchmal glauben, mehr von einer Personalunion der Tätigen und der Erkennenden sprechen zu dürfen als unsere Schweizer-Freunde, so wissen wir doch, daß uns alle im Grunde das eine große, tiefe und schwere Ziel ergriffen hat.

Hans Hartmann.

Zu den Weltereignissen.

Diesmal sei nur ein Wort über die neueste Phase der **Gutmachungsfrage** gesagt. Es scheint doch, daß wir ein wenig nun aufatmen dürfen und ein großer Schritt ins Bessere hinein

getan ist. Selbstverständlich hätte es nicht zu dem Ultimatum der Entente kommen sollen; es war die Frucht schwerer Sünden auf beiden Seiten. Aber es ist vielleicht, nachdem die Dinge sich so schlimm verwickelt hatten, doch notwendig gewesen, daß es einmal zu einer Entscheidung kam. Und die Hauptsache war, daß daraus nicht ein neuer Weltbrand erwuchs. Wenn man im Sommer des Jahres 1919 wünschen mußte, daß Deutschland den Versailler Vertrag *nicht* annehme, so jetzt, daß es das Ultimatum *annehme*. Sonst hätte es für es selbst und die Welt zum Schlimmsten kommen können, während nun der Weg in die Zukunft offen ist.

Denn das muß mit aller Energie gesagt werden: *erledigt ist das Problem damit nicht*. Es wird eines der Zentralprobleme des europäischen Wiederaufbaus bleiben. Es kann auch keine Rede davon sein, daß nun der ganze Inhalt des Ultimatums Wirklichkeit werden müßte. Deutschland ist genötigt, eine große Anstrengung zu machen und das wird für es selbst wie für die Welt gut sein, aber der Kampf um eine neue und bessere Art von Lösung muß weitergehen. Alles, was wir darüber gesagt haben[1]) bleibt bestehen. Das Problem muß immer mehr als ein internationales verstanden und gelöst werden. Die sozialistischen Organisationen müssen sich bemühen, ihr Programm einer Lösung durchzusetzen. Noch andere Kräfte müssen ins Spiel treten. So mag diese Aufgabe in politischer, sozialer und sittlicher Beziehung ein Ausgangspunkt für die neue Weltarbeit werden.

Die Aussichten sind verhältnismäßig günstig. Es zeigt sich hintenher, daß die ganze Aktion der Entente etwas weniger schlimm war, als es schien. Es stand dahinter viel kluge englische Politik. Frankreich mußte eine Genugtuung und auch eine rasche Hilfe haben, Deutschland zum Handeln genötigt werden. Aber die Meinung war wenigstens bei den Angelsachsen und den Italienern nicht, daß Deutschland ein Sklavenjoch aufgelegt werden solle. Man wird nach einiger Zeit wieder von diesen Dingen reden und dann wird vielleicht die Lage in politischer und moralischer Beziehung anders sein. Man wird auch allerlei *gelernt* haben. Der Amerikaner Dulles hat auf sehr interessante Weise gezeigt, daß die Ententevölker die deutschen Entschädigungen in gewissem Sinne gar nicht brauchen können, weil dadurch ihre eigene Wirtschaft aufs schwerste geschädigt würde. Die Abtretung der deutschen Handelsflotte verdirbt der englischen Rhederei, die Lieferung von deutschen Maschinen an Frankreich der französischen Metallindustrie, die deutschen Kohlen der englischen Bergwerkindustrie das Geschäft und so fort. Diese Tatsachen sind nicht bloß eine Verurteilung des heutigen Wirtschaftssystems überhaupt, sondern zeigen auch wieder, wie eng nun das Leben eines Volkes mit dem des andern zusammenhängt. Wenn die Menschen wahnsinnig geworden sind, dann predigen Eisen, Kohle und Wolle!

[1]) Vergleiche die Rundschau im Februar- und Märzheft.

Verheißungsvoll scheint auch das neue Eingreifen Amerikas in die Weltpolitik zu sein. Es scheint sich ein Zusammenarbeiten von England und Amerika gegen die französische Politik zu gestalten. Das bedeutet in gewisser Beziehung auch eine Wiederaufnahme der Politik Wilsons, nach welchem vielleicht doch in diesen Wochen mancher verständige Deutsche gerufen hat.

Um die Zukunft Deutschlands braucht also, soweit diese Probleme in Frage kommen, niemand bange zu sein. Sie wird keinesfalls schlimmer sein, als die der andern Völker im allgemeinen. Ein Ausgleich wird ganz von selbst kommen, noch abgesehen von andern Kräften, die ihn schaffen können und müssen. [1])

Hell ist deswegen der Ausblick noch nicht, weder für Deutschland, noch für die Welt im allgemeinen. Aber es ist wenigstens eine Art von Katastrophe abgewendet und Raum für die Arbeit an der neuen Welt gewonnen.

Schweizersonntag. Sonntag vor Pfingsten. Wir sind am See emporgestiegen, durch die helle, blühende Gotteswelt. In einer Waldlichtung lagern wir zur Mittagsrast. Es ist wie ein Tempelraum: oben der blaue Himmel mit den leichten Frühsommerwolken; unten die Blumen des Frühlings neben denen des Sommers; rings im Kreis herum die Waldbäume, Tannen, Föhren, Lärchen, Eichen, Eschen, Weiden, wie in stiller Andacht und heiliger Sonntagsfreude. Dazwischen der Gesang der Amsel und des Finken, der nur die Sonntagsstille hervorhebt.

Gottesfrieden!

Piff, Paff, bumm! Der Schweizersonntag hebt an. Kaum sind die Kirchenglocken verklungen, so beginnt der Schießstand sein Werk -- es beginnt des Schweizers eigentlicher Gottesdienst. Es knallt aus der Tiefe, dann von der Höhe; es knallt von rechts und knallt von links; es knallt aus der Nähe und knallt aus der Ferne. Und wie wir weiter wandern, hebt immer von neuen Seiten her das Knallen an. Piff, Paff, bumm!

Drei Jahre nach dem Weltkrieg!

Es ist ja eine alte Geschichte, dieser Schweizersonntag in der schönen Jahreszeit. Wir kennen ihn schon aus der Zeit vor dem

---

[1]) Daß die deutsche Entwaffnung uns nicht als ein Unglück vorkommt (so wenig als die nun notwendige Aburteilung der militärischen Kriegsverbrecher) haben wir schon früher ausgesprochen. Selbstverständlich wäre besser, wenn sie freiwillig vorgenommen worden wäre, aber sie mag auch so für Deutschland ein Heil werden und muß zuletzt auf die andern Völker hinüberwirken. Daß wir Schweizer z. B. ein Heer von 250,000 Mann haben sollen, während Deutschland auf 100,000 reduziert wird, muß mit der Zeit doch als eine zu skandalöse Sache erscheinen.

Eine erzwungene Abrüstung bleibt freilich etwas Problematisches. Dies wird durch Berichte über die Fülle von geheimen militärischen Organisationen im heutigen Deutschland, die man letzthin lesen konnte, bestätigt. Diese Tatsachen mögen die Haltung Frankreichs (und der übrigen Entente) auch ein wenig erklären. Aber dagegen hilft in letzter Instanz doch nur neuer Geist und neue Methoden!

Kriege her. Aber was damals noch einen Anstrich von Harmlosigkeit hatte, was für ein Frevel ist es jetzt! Wir bedenken: so gehts nun über die ganze Schweiz hin, von Dorf zu Dorf, von Tal zu Tal, von Berg zu Berg, die ganze Schweiz, ohne daß auch nur ein Eckchen oder Winkelchen davon verschont würde: piff, paff, bumm! Wir können ihm nicht entfliehen. Und was bedeutet diese Musik? Mag es dem einzelnen Schützen auch nicht zum Bewußtsein kommen, so liegt es doch in der Sache selbst: es bedeutet Mord, Menschenmord, Brudermord! Brudermord weil Menschenmord, aber Brudermord auch in dem engern Sinn, daß heute der Schießstand, ob mans wisse oder nicht, vor allem dem sozialen Bürgerkrieg dient. Und diese Musik hebt an, wenn Orgel und Glocken verklungen sind und ja wetteifert zum Teil mit ihnen! Welche Blasphemie! Welch höllische Lüge! Und welche Steigerung der Lüge und Blasphemie, wenn die Glocke dem Gewehrknallen nicht widerspricht, wenn die Kirche mit dem Schießstand in tiefem Frieden lebt und der Mann, der das „Evangelium" gehört hat, nachher seelenruhig die Mordwaffe nimmt und seinen Sonntag feiert.

So ist unsere Schweiz jeden Sonntag in der schönen Jahreszeit ganz eingehüllt in die Musik des Mordens. Es ist Schweizer Eigenart; in keinem andern Land der Welt ist's so. Und das drei Jahre nach dem Weltkrieg! Kann wohl der Segen Gottes durch diese Atmosphäre zu diesem Lande herabkommen?

Das religiöse Erwachen Russlands. Wir haben in den Neuen Wegen vor einiger Zeit die Frage aufgeworfen, die gewiß Viele von uns aufs tiefste beschäftigt: wie sich während der Revolution das russische Christentum gestaltet habe. Darüber kommt uns sehr erfreuliche Kunde durch einen Bericht des Russen Boris Sokolow, in der „Weltbühne". Wir zitieren daraus nach der „Christlichen Welt" (No. 18):

Die alte orthodoxe bürokratische Kirche ist allerdings heute tot — oder vielmehr: sie stirbt ab. Die alten orthodoxen Popen, Anhänger des Zarismus und seine treuen Diener, sind verschwunden — unbekannt, wohin. Viele sind gestorben. Andere fristen in verödeten Pfarreien ihre Existenz. An ihrer Stelle ist jetzt ein neuer Priestertypus erschienen. Oder vielmehr: dieser neue Priester tritt erst in die Erscheinung — denn auch dieser Prozeß entwickelt sich erst nach und nach.

Dieser Priester ist weltlicher als der alte. Er trägt kein langes Haar und bindet sich einen Kragen um. Tagsüber leistet er seinen Dienst in irgend einer Sowjetbehörde. Aber in seinem innersten Wesen ist er apolitisch oder Demokrat; und sehr oft ein erbitterter Gegner der Sowjetregierung. Er ist unabhängig in religiösen Fragen und Anhänger der Unabhängigkeit der Kirche. Er ist Priester um des Glaubens, um der Religion willen und Apostel dieses Glaubens. Zuweilen tritt er auch offen gegen die Bolschewiki auf. Und sie verzeihen es ihm. Denn; der Kampf zwischen den Bolschewiki und der Religion hat mit einem entschiedenen und offenbaren Sieg der Religion geendet. Zuletzt haben die Bolschewiki auf religiöse Verfolgungen verzichtet. Noch mehr: immer öfter lassen sich Kommunisten in der Kirche trauen; vor dem Tode einen Geistlichen rufen; die Kinder taufen; und so weiter.

Man feiert die Eröffnung eines Spitals der Roten Armee. Auf Verlangen der Soldaten wird ein Gottesdienst abgehalten. Die Stimmungen von 1918 und 1919 sind spurlos dahin. Die orthodoxe Kirche hat in einem blutlosen Ringen den Bolschewismus besiegt. Aber durch diesen Sieg ihr inneres Wesen verändert. Sie ist christlicher und weniger orthodox geworden.

In Petrograd entwickeln sich immer mehr religiöse Brüderschaften. Sie bilden sich nach einzelnen Stadtteilen und organisieren eigenartige kommunistische Gemeinden mit gemeinsamen Vermögen. Denn die Grundsätze des Urchristentums liegen ihnen zu Grunde. Viel Zeit wird in diesen Brüderschaften religionsphilosophischen Diskussionen gewidmet. Gebetversammlungen werden oft abgehalten. An ihrer Spitze stehen neue Priester des geschilderten Typus. Immer öfter treten Weltleute zu diesem Amt über. Man zählt in Petrograd etwa hundert solcher Brüderschaften, die sich um das Theologische Institut gruppieren — ein besonders geartetes Institut, das im Gegensatz zu allen andern Instituten von der Regierung keine Unterstützung bezieht und vielleicht eben deshalb besondere Lebensfähigkeit und Anziehungskraft besitzt. Der auch in deutschen philosophischen Kreisen rühmlichst bekannte Professor N. Loßky, der jetzt mit an der Spitze dieses Institutes steht, berichtet charakteristische Züge zur Illustration der Anhänglichkeit der Studenten. Bei Frostwetter, in Pelze gehüllt, versäumen sie doch keine einzige Vorlesung. Sie sorgen für die Professoren, bringen ihnen einen Holzklotz, ein Pfund Brot und dergleichen ins Haus.

Immer öfter werden auch in den Arbeitervierteln nach dem Gottesdienste Dispute abgehalten. Sokolow beschreibt einen, der auf ihn, einen religionslosen Menschen, einen außerordentlich starken Eindruck machte.

Eine kleine Pfarrkirche. Halbdunkel. Statt Kerzen brennen Kienspäne. Die Kirche ist voll von Menschen wie bei einem großen Festtag. Alles Arbeitervolk; die Frauen mit Kopftüchern. Mehr Männer als Frauen. Auf der Kanzel: Loßky. Klein. Ein guter Redner. Er spricht von der Weltseele, von Erkenntnis der Gottheit, seinen philosophischen Intuitivismus mit der orthodoxen Religion zu einer neuen Einheit gestaltend. Er spricht einfach und klar. Als er schloß, herrschte lange, sehr lange eine Stille. Dann sprang ein junger Kommunist auf, zwanzigjährig, Vorsitzender der kommunistischen Ortsgruppe, und fing an, Gott und Religion zu beschimpfen. Mitten in seiner Rede aber, wohl auf ein Signal, das irgend jemand gegeben hatte, begann die Menge, ein Gebet zu singen. Die Gruppe der Jugendlichen stimmte die „Internationale" an. Und lange schmolz beides in einander, bis der Choral übertönte. Und dann fing Loßky wieder an zu sprechen. Nach seiner Rede aber blieb die Menge noch geraume Zeit im Kniegebet.

Die russische Kirche ist im Umbau, und ihr Zukunftsbild erscheint heute nur als eine Silhouette im Nebel! Oder um mit dem bekannten Religionsphilosophen Berdjajew zu sprechen: „Eine neue orthodoxe Kirche ist in der Entstehung begriffen. Eine christlichere und freiere. Die Revolution hat der Kirche die Freiheit gebracht und das Sklavenjoch von ihr genommen." R.

An das deutsche Volk!

Eine Botschaft von der März-Versammlung der „Brüderschaft in Christus", Bilthoven, Holland.

16. März 1921.

Wir haben heute folgendes Telegramm an Eure Regierung geschickt:

An die Regierung des Deutschen Reiches zu Handen des Reichskanzlers, Berlin.

„Die Märzversammlung der ‚Bruderschaft in Christus', Bilthoven, Holland, denkt in tiefstem Mitgefühl an das leidende und unterdrückte Deutsche Volk

und bittet Sie zu bedenken, daß liebende Wehrlosigkeit der einzige Weg ist zur Ueberwindung der ungerechtesten Unterdrückung und daß Sie Ihnen die Sympathie der humanen Menschen in der ganzen Welt sichern wird.

Amor vincit omnia!

und fühlen uns jetzt innerlich gedrungen, einige Worte hinzuzufügen an Euch, unsre deutschen Brüder und Schwestern.

Wir sind fest davon überzeugt, daß es nur einen Weg aus dem jetzigen Elend der Welt gibt, nämlich ein heldenhaftes Befolgen des Gebotes Christi von der Liebe gegen Freund und Feind, und der Vergeltung des Bösen mit Gutem.

Dieser anscheinend unsinnige Weg ist zwar schon in persönlichen Beziehungen angewendet worden, aber noch nie im Verkehr der Völker untereinander.

Wir sehen auf Euch mit Eurer wunderbaren Fähigkeit zu dulden, als einer großen Hoffnung für die Welt, weil wir es für möglich halten, daß Ihr, die Ihr jetzt die furchtbare Unterdrückung leidet, es der Welt demonstrieren könnt, daß die Gewalt machtlos ist gegenüber der durchhaltenden und vergebenden Liebe.

Wenn Ihr in der nächsten Zukunft Euch dazu bringen laßt, Gewalt mit Gewalt zu vergelten, und Haß mit Haß, so werdet Ihr einen endlosen Strom von zunehmendem Elend über Euch selbst und über die ganze Welt entfesseln.

Wenn Ihr aber in dieser Schicksalsstunde die göttliche Weisheit und Kraft der duldenden Liebe erkennt, so könnt Ihr im Gegenteil die guten Kräfte in allen Menschen wachrufen. Denn in den Herzen aller Menschen, auch in der unserer Brüder in England, Belgien und Frankreich, ruht ein göttlicher Keim, welcher nur durch Liebe zur Entwicklung gebracht werden kann. Möge die Erkenntnis dieser gewaltigen und lang vergessenen Wahrheit in Euch aufleuchten, in dieser Stunde Eurer Not, damit Ihr helfen möget, den Gang der Weltgeschichte in neue Bahnen zu lenken.

Wenn die Alliierten es unternehmen sollten, Berlin zu besetzen, dann begegnet ihnen mit Liebe und Freundschaft, denn diesen Waffen gegenüber sind alle feindlichen Arsenale vollständig nutzlos!

Liebende Wehrlosigkeit ist unbesiegbar!

Die Liebe überwindet alles!

Redaktion: **R. Lejeune**, Pfarrer in Arbon; Liz. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Professor in Zürich; **Karl Straub** in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Lejeune** zu senden. — Druck und Expedition **R. G. Zbinden & Co.** in Basel.

Gott.

Ich steh von einer Flut umrollt,
Der meine Grenzen keine Wände sind.
Sie wallt in mich herein,
Sie rauscht aus mir dahin.
Ich bin ihr Mündung und
Ich bin ihr Quelle.

Wo ich sie fassen möchte,
Wo ich sie halten und bestimmen möchte,
Wärs nur mit einem Sinnbild, einer Gebärde,
Wärs nur mit einem Laut, mit einem Namen,
Da ist sie nicht mehr,
Da ist sie nichts, ohnmächtig nichts.

Doch wo ich mich ihr gebe,
Doch wo ich mich ihr überlasse,
Wo ich mich in ihr auferlöse,
Nichts, nichts von mir mir selbst bewahre,
Da ist sie überall,
Da ist sie alles und allmächtig.

Wo ich sie suchen möchte, ihr
Ins Angesicht zu blicken, zieht
Sie sich zurück.
Und dränge ich ihr ungeduldig nach,
So taucht es plötzlich auf vor meinen Augen,
Ein Fremdes, ewig Unerfaßliches, das mich
Erschreckt und grausam ängstet.

Doch wo ich still ergeben harre,
Naht sie sich mir.
Ich spür das Wehen ihres Atems.
Und unverhofft und unvermutet fällt ein Schleier.

Ich schaue ungeblendet Licht und Glanz.
In Licht und Glanz verwoben ein Gesicht -
Als wärs mein eigen Angesicht, das mir
Aus einem überirdischen Spiegel widerscheint.

Ich stürz erhoben auf die Knie,
Ich neige demutvoll hinangezogen
Und fühle mich von einer Flut umrollt,
Der meine Grenzen keine Wände sind.
Sie wallt in mich herein,
Sie rauscht aus mir dahin.
Ich bin ihr Mündung und
Ich bin ihr Quelle.

Die Weise unsrer Sippe.

Ewigeis und Schnee. Im Felsgestein
Hart daneben grüne Pölsterchen von
Lichten Blumensternen überquellend.

Blumen, Blumen ihr woher die Kraft?
Blumen, Blumen ihr woher der Mut?
Blumen ihr woher das warme Leuchten?

Kenntest du denn nicht die Weise unsrer
Sippe? — Ueberkommt uns kalte Nacht, ver-
Senken wir uns tief in unser Innres,
Schauen da das Spiegelbild der Sterne,
Die hoch über unserm Scheitel schimmern —
Liebe Boten lichterfüllter Fernen.
Von dem Orgelbrausen wilder Stürme
Lassen wir uns aus der Andacht wecken
In die feierliche Stunde, wo das
Dunkel sich verzieht vor hochgeschwungner
Blauer Wölbung mächtigen Himmeldomes,
Drin der Morgen nun vor den Altären
Weißer Gipfel hehres Hochamt feiert,
Unter dem wir wunderbar uns wandeln,
Wunderbar uns wenden — ihr entgegen,
Sonne! die als Offenbarung jener
Lichterfüllten Fernen unser Innres,
Unsres Innern Innerstes durchwärmt.
Ganz durchwärmt empfinden wir als Pflicht:
Ewiges Gesetz in uns geschehen
Lassen. Während es nun in uns waltet,

Stehn wir alle demutsvoll ergeben,
Neigen uns vor beidem: Glück und Leide,
Schweigen wir vor beidem: Haß und Liebe,
Sind wir stille, stille, stille, stille —
Stille wohnt in uns als unsres Innern
Allerinnerinnerlichst Gebet.

Wandrer, Wandrer du daher die Kraft,
Wandrer, Wandrer du daher der Mut,
Wandrer du daher das warme Leuchten.

Herbstlich Blatt.

Ich hab ein herbstlich Blatt vom Zweige losgelöst
Und zwischen Aug und Sonne hochgehoben.
Und seh — den ausgezackten Rand
Von Glanz und Glorie umsäumt —
Ein Purpurfeld, drin sich ein Netz
Verzweigt aus lichten Adern,
Aus lichten Adern, überall durchrieselt
Von flüssigem Golde.

Und scheu verehrend muß mein Mund bekennen:
Es hat den Sommer lang erfüllt,
Zu was der Frühling es ins Licht gespreitet,
Drum ist ihm nun das ewige Leuchten hold,
Verklärt es mit dem überirdischen Scheine
Und offenbart sein Inneres
Als lauterklaren Edelwert.

Sprüche.

Arbeite, so betest du.

* * *

Jesus läßt sich immer vom Lebendigen in ihm bestimmen, nie von Geschriebenem außer ihm.

* * *

Religion hört genau dort auf, wo der Priester anfängt.

* * *

Theologie Ueberhebung — Religion Ergebung.

* * *

Jesus war kein Theologieprofessor. (Würde ihn die Fakultät heute zum Doktor honoris causae ernennen?)

* * *

Es gibt keinen größern Hohn auf Jesus Christus als Klingelbeutel und Opferstock (Es wäre denn ein Candidatus theologiae, der auf einem Wohltätigkeitsballe Walzer tanzt).

* * *

Sie schlagen IHN ans Kreuz, so oft sie SEINEN Namen aussprechen.

* * *

Ein Gedicht kann Gottesdienst sein, eine Predigt nicht.

* * *

Wer seine eigene Bestimmung erkannt hat, hat Gott erkannt. Wer in seiner Notwendigkeit lebt, lebt in Gott.

* * *

Religion hat nichts mit Moral zu tun.

* * *

Ich glaube: daß der Mensch, der sich seinen Anlagen gemäß entwickeln darf, vom Erzieher betreut wie der Apfelbaum vom guten Gärtner, notwendig das Gute aus sich hervorbringt wie der Apfelbaum seinen Apfel. Und glaube: daß das Gute das ist, was diesem Menschen gemäß, zugleich aber — o Wunder! — der ganzen Menschheit bekömmlich ist.

* * *

Größere Begabung bedeutet größere Pflichten, nicht größere Rechte.

* * *

Zum Pessimismus sind wir ebensowenig berechtigt wie ein Apfelbaum. Blühen, Fruchttragen, Schenken und im übrigen die Stürme brausen lassen.

* * *

Es war einmal einer, der war nicht gut, wollte aber den andern weißmachen, er sei ein Mensch.

* * *

Mag sich der Einzelne seinen Mitmenschen gegenüber noch so wichtig vorkommen, dem Weltganzen gegenüber kann er nicht unbedeutend genug eingeschätzt werden.

* * *

Je unbedeutender dem Weltganzen gegenüber sich der Einzelne einschätzt, so wichtiger werden ihm seine Mitmenschen.

* * *

Die Klarheit ist das tiefste Mysterium.

* * *

Uns liegt ob: unser Selbstisches zu bezwingen, es auszustoßen und unser Inneres ganz dem Ewigen aufzutun. Dann strömt es ein in uns und wirkt aus uns in allen unsern Worten und Taten.

Emil Roniger.[1])

---

[1]) Ueber Emil Roniger werden wir in Bälde einen Aufsatz bringen. Die obigen „Laiensprüche" sollen ausdrücklich ein Bekenntnis zu den Neuen Wegen sein.

Blumhardt, Vater und Sohn.

8. Das Kommen Christi.

In den Kreis der gleichen Wahrheit gehört und ihren Abschluß bildet gleichsam die Erwartung der „Wiederkunft Christi." Auch hier haben wir es mit einer der großen Anstößigkeiten für das moderne Denken und zugleich mit einem Hauptstück des christlichen Bekenntnisses und ganz besonders der biblischen Welt zu tun. Es ist aber, wie wir gesehen haben, auch die Krone der Hoffnung Blumhardts, des Vaters und des Sohnes, gewesen. Phantasterei und Mythologie kann es also an sich, seinem Wesen nach, gewiß nicht sein, so oft es dies auch schon durch Irrtum und Entartung geworden sein mag. Was mag es denn sein?

Es ist wieder der Glaube an den lebendigen Gott, in einer neuen Form seiner Auswirkung, und zwar einer notwendigen. Denn das Schaffen und Wirken dieses Gottes kann nicht ins Leere gehen und wärs auch die Leere der Unendlichkeit. Es muß sich einem Ziel entgegenbewegen, es muß einen Sinn und Zusammenhang, eine innere Einheit haben. Darum muß es zu Entscheidungen führen. Der Kampf zwischen Gott und Welt, Gut und Böse muß einmal zu einem Austrag kommen. Sonst hätte er keinen Ernst, wäre er ein bloßes Schauspiel.

Das ist die Bedeutung des Gerichtsgedankens für Weltanschauung und Glauben. Er ist für eine sittliche Weltanschauung und einen sittlichen Glauben durchaus unentbehrlich. Gericht bedeutet eben Entscheidung, und damit Scheidung.[1]). Es ist dem modernen Denken freilich lange Zeit fremd geworden. Dieses ist ja gewöhnt, sich eine endlose Entwicklung der Weltgeschichte vorzustellen, vielleicht im Sinne eines „Fortschrittes", der dann aber etwa mit einem Untergang im Eis oder im Feuer endigte. Aber damit gibt man den sittlichen Sinn der Geschichte preis und verfällt einem groberen oder feineren Naturalismus. Man gibt im Grunde die Geschichte selbst preis. Denn Geschichte ist doch noch nicht da, wo überhaupt etwas vorgeht, sondern nur da, wo etwas Sinnvolles geschieht. Dieses hat aber Anfang und Ende. Es wird — trotz seiner innern Unendlichkeit ja gerade um ihretwillen — fertig. Es kehrt in sich selbst zurück. Sein Zeichen ist daher die in sich zurücklaufende Linie, nicht die sich ins Unendliche verlierende des modernen d. h. heidnischen Denkens.

Aus diesem Grunde ist die Bibel, das Buch des lebendigen und heiligen Gottes, zugleich das Buch des Gerichtes. Gericht ist insofern schon die Schöpfung, als sie Licht und Finsternis scheidet; Gericht tritt mit der Geschichte vom Sündenfall ein und Gericht ist das letzte

[1]) Das Zweite wird im Griechischen dadurch ausgedrückt, daß Gericht und Scheidung durch das gleiche Wort „Krisis" bezeichnet werden.

Wort. Umgekehrt aber ist das Ende des Gerichtes ein neuer Himmel und eine neue Erde, also eine neue Schöpfung. Der Weltprozeß hat einen Sinn, er kommt zur Entscheidung. Es gibt eine wirkliche Geschichte. Unser geschichtliches Denken kommt nachweisbar aus der Bibel. Das Heidentum kennt im tieferen Sinn keine Geschichte, sondern bloß Ahnungen davon. Darum ist aber die geschichtliche Bewegung ein Kreis und läuft in sich selbst zurück. Das Gericht vollendet die Schöpfung, indem es sie erneuert. Der Gott, der am Anfang Licht und Finsternis scheidet, tut es am Ende wieder. Er tritt als Anfang und als Ende hervor. Die Geschichte ist die Wiederkunft Gottes.

In diesem Zusammenhang gewinnt die Erwartung der Wiederkunft Christi ihren Sinn und ihre Notwendigkeit. Die Geschichte, die mit Christus begonnen hat, muß sich einmal vollenden. Sie drängt Entscheidungen und zuletzt über alle einzelnen Entscheidungen der Entscheidung entgegen, mit anderen Worten: sie ist vom Gericht begleitet und endigt im Gericht. Christus ist aber der Sinn der ganzen Geschichte. Sie drängt, zum Teil ohne es zu wissen, auf ihn zu. Seine Wahrheit ist ihre innere Triebkraft, sie auch ihr Gericht. So ist Christus das Weltgericht.

Er ist aber auch der Weltrichter. Denn auch hier kommt der Gesichtspunkt zur Geltung, daß die Mächte, die die Welt bewegen, in letzter Instanz persönlicher Natur sind. Darum dürfen wir annehmen, daß Er, an dessen Gestalt vor allem der Durchbruch der Christuswahrheit in der Geschichte gebunden war, auch an ihren weiteren Schicksalen und Entscheidungen, und an ihrem Endsieg nicht unbeteiligt sein werde. Das Ende der Wege Gottes ist Leiblichkeit auch im Sinne der Persönlichkeit d. h. der konkreten Gestalt an Stelle der abstrakten Idee.

Diese Wahrheit wird uns durch die biblischen Vorstellungen von der Wiederkunft[1]) Christi nahe gebracht. Diese Vorstellungen sind, wie alle biblischen, nicht „Begriffe", sondern Sinnbilder — Sinnbilder von etwas, was in Begriffen eben nicht ausgedrückt werden kann. Darum muß man von ihnen alle Rechnerei und alle Phantastik, aber auch alle theologische Ausklügelung und Systematisierung fern halten. Dazu nötigt uns durch göttliche Vorsehung schon die Verschiedenheit dieser Bilder innerhalb der großartigen Einheitlichkeit ihres Grundsinnes. Mag der Einzelne sich die Zukunft oder gar Vollendung des Reiches Christi so oder so vorstellen, so ist jedenfalls heilige Nüchternheit und Zurückhaltung am Platz. Am besten faßt sich doch die ganze Hoffnung und Erwartung zusammen in die Bitte: „Dein Reich komme!"

Eins aber ist gegenüber der in frommen Kreisen üblichen Vorstellung festzuhalten: das Gericht hat nicht bloß einen negativen,

[1]) Eigentlich heißt es dort: „Erscheinung", „Gegenwart".

sondern vor allem einen positiven Sinn, das heißt: es will nicht bloß vernichten, sondern vor allem retten, es will nicht bloß auflösen, sondern vor allem erfüllen. Es ist das vernichtende Nein zu allen gottwidrigen Mächten und die Auflösung der Welt des Bösen, aber es ist das rettende und erfüllende Ja der Schöpfung: „Siehe, ich mache alles neu!"

Der Kampf wird sich freilich zuspitzen, je mehr es der Entscheidung entgegen geht. Und so wird gerade der Fortschritt des Reiches Gottes ein stärkeres Auseinandergehen der beiden Welten; die sich bekämpfen, zur Folge haben. Sie werden „offenbar."[1]) Aber gerade das Offenbarwerden des Bösen geht seiner Niederlage voraus. Es ist nun wieder ganz im Geist der biblischen und überhaupt der sittlichen Denkweise, wenn die Gegnerschaft gegen Gott ebenfalls eine persönliche Gestalt annimmt. Ebenso liegt es in der Konsequenz dieser Denkweise, wenn das Böse in seiner gefährlichsten Form nicht als das grobe, für jedermann als solches kenntliche Gegenteil Christi hervortritt, sondern in einer Gestalt, worin es Christus möglichst täuschend ähnlich sieht und darum zur schweren Versuchung und zur Verführung Vieler wird. Das ist der Sinn der Vorstellung vom Antichrist, die im neuen Testament auftritt und dann durch die Geschichte geht.

Diese letzten Gedanken sind, wie der von der Wiederkunft Christi, durch eine gewisse entartete Frömmigkeit entstellt und damit entwertet worden. Man hat sie ihres gewaltigen Sinnes beraubt und ins Kleine und Spielerische gezogen. Besonders aber hat man eine Freude daran empfunden, die Kehrseite des Kommens Christi, die Schrecken des Gerichtes, so recht zu betonen und auszumalen.

Das ist so wenig die Meinung Blumhardts, als es die des Neuen Testamentes ist. Die Offenbarung Johannes ist ja nur ein Teil des Neuen Testamentes. Sie hebt ein Moment des Kommens des Reiches stark hervor. Aber sie hebt die Bergpredigt und das Unservater nicht auf. Das Gericht macht nicht das Evangelium zunichte. Wir sind mit Christus endgültig in das Zeitalter der Gnade getreten. Mag das Kommen Gottes noch so sehr von Gericht und Schmerzen begleitet sein, so ist sein Sinn doch durchaus Gnade und neue Schöpfung — Erlösung. Wir dürfen auch annehmen, daß die schweren Krisen und Katastrophen, die ohne Zweifel das Kommen des Reiches begleiten werden, derart seien, daß die Menschen sie ertragen können. Es ist ein Gedanke Blumhardts des Vaters, daß wir einen Teil, vielleicht sogar den schwersten, jener vom Neuen Testament vorausgesagten Leiden und Greuel wohl schon hinter uns hätten, da ja die „christliche Geschichte", die doch auch zur Zeit des Kommens Christi gehöre, davon erfüllt sei. Er kann sich, wie er einmal erklärt,

[1]) Im Griechischen heißt Offenbarung „Apokalypsis", daher diese ganze Denkweise, die in der Offenbarung Johannes besonders konzentriert hervortritt, auch die „apokalyptische".

Christus nicht als den großen „Kaputmacher" denken. Vielmehr wird mit der Steigerung des Bösen auch das Gute zunehmen, und noch viel stärker. Die wachsende und siegende Macht des Guten wird das Zeichen sein, daß Gott kommt, wie die wachsende und siegende Macht des Lichtes das Zeichen ist, daß die Sonne aufgeht.

Darum entspräche es auch nicht Blumhardts Sinn, wenn man in der Erwartung des Kommens Christi die Hände in den Schoß legen und alles menschliche Tun und Streben für unnütz erklären wollte. Solche „Knechte" würden wohl einschlafen, während der kommende Herr sie wachend finden will.

Alle diese Gedanken: Gericht, Offenbarung des Bösen, Hoffnung auf das neue Kommen des Reiches Christi, ja irgendwie Christi selbst, sind nach langem Schlummer in unseren Tagen wieder lebendig geworden und bilden einen Teil des großen Erwachens der Christenheit. Wir können auch sagen: die Hoffnung ist in der Christenheit wieder erwacht. Mit ihr aber sind all die andern Gedanken, die wir nun dargestellt haben, innerlich und notwendig verbunden. Denn sie alle wollen in der bunten Mannigfaltigkeit dieser Bilderwelt doch nur Eines ausdrücken: den Glauben, daß das Reich Gottes das Ziel der Geschichte sei, daß Gott komme, zum Gericht der Rettung. Und das wird sich als Wahrheit erweisen.

So gewinnt wieder eine Seite der Bibel, an der man lange scheu vorüber gegangen ist und für die auch die Reformatoren kein rechtes Verständnis gehabt haben, einen großen, lebendigen Sinn.

Man hat in der neueren Zeit auch im Kreise der Philosophie und Theologie dafür Augen bekommen, daß das Neue Testament vor allem von einer Hoffnung erfüllt sei und auf Weltende und „Wiederkunft" Christi warte. Das nannte man die eschatologische Auffassung, d. h. die Auffassung, wonach die neutestamentliche Botschaft ganz und gar an den „letzten Dingen" orientiert sei. Aber blind, wie man für die tiefere Bedeutung dieser Tatsache war, kam man auf die Auslegung: da das ganze Neue Testament von dieser Orientierung her seinen Sinn bekomme und da diese Orientierung natürlich falsch sei, müsse man eben große Bestandteile des Neuen Testamentes „zeitgeschichtlich" erklären. Weil das aber gerade das Wesentliche am Neuen Testament betraf — den Gegensatz des Reiches Gottes zur Welt, seinen Sieg über sie — so bedeutete dies die Aufhebung der Wahrheit Christi.

Das wahre Verhältnis ist umgekehrt: Die Hoffnung des Neuen Testamentes quillt aus der gewaltigen Zuversicht zu Gottes, des Lebendigen, Macht und Sieg. Gott ist ihr die große Wirklichkeit. Daraus quillt das ganze Evangelium, daraus auch seine Erwartung der Zukunft. Das hat aber mit „Zeitgeschichte" nichts zu tun. Denn Gott bleibt in allen Zeiten die Wirklichkeit.

Aber war diese Hoffnung nicht eine Täuschung? Haben die ersten Christen das Ende der Welt nicht in großer zeitlicher Nähe erwartet und nun sind fast zwei Jahrtausende vergangen, ohne daß sie erfüllt wäre!

Was antworten wir? Erstens: Zeitrechnungsfragen sind in solchen Dingen unwesentlich. Man hat es da nicht mit der Zeit, sondern mit der Ewigkeit zu tun. Zweitens: Jene Erwartung hat sich keineswegs als Trug erwiesen. Christus ist wirklich die Weltwende gewesen; er ist es, wie eine tiefere Geschichtsschreibung zeigen würde, viel mehr gewesen, als man heute ahnt. Es ist damals wirklich eine alte Welt gestürzt und eine neue zum Durchbruch gelangt. Drittens: Wenn doch nicht alles geschehen ist, was man damals erwartete, was bedeutet dies denn? Jede Erwartung ist an Bedingungen gebunden. Gott will nicht ohne die Menschen schaffen. Die Erfüllung seiner Verheißungen hat ein bestimmtes Verhalten, ein Verstehen, Ahnen und Mitkommen der Menschen zur Voraussetzung. Wir haben gezeigt, daß Freiheit das Grundelement der Welt Gottes ist. Gott zwingt auch zum Heil Niemanden. Wie nun — wenn jenes Versagen der Menschen tatsächlich geschehen wäre? Wie, wenn es den Schlüssel zur „christlichen" Geschichte bildete? Aber würde dadurch die Verheißung Gottes aufgehoben? Würde die Hoffnung zum Trug?

Blumhardt-Worte.

„Siehe, ich komme bald!"[1]) Dieses Wort vom Kommen unseres Herrn und Königs Jesu Christi, das sein irdisches und überirdisches Leben durchzieht, liegt für uns in einer fast unerreichbaren Höhe. Wenige sind es, die es im Geiste erfassen können, so, daß es in ihrem Leben für Gott eine selbstverständliche und natürliche Rolle spielen könnte. Und doch müssen wir bekennen: der Erfolg des Lebens Jesu und seiner Jünger hängt von der Erfüllung dieses Wortes ab. Sie selbst bauen darauf, als auf einem festen Grund, durch welchen der Erfolg ihrer Wirksamkeit garantiert wird. Aber auch alle späteren Jünger Jesu, die als Ziel der Gemeine Jesu Christi das Reich Gottes auf Erden im Herzen tragen, sind mit dieser ihrer Hoffnung auf die Zukunft[2]) ihres Herrn angewiesen; ohne dieselbe ist die Sehnsucht nach einer Gottesgemeinschaft auf Erden in Gerechtigkeit und Wahrheit aussichtslos.

„Siehe, ich komme bald!" Dieses Wort teilte die Geschichte der Gemeinde Jesu Christi in zwei Perioden: in die erste, die Vorzeit und in die zweite, die eigentliche Zeit des Reiches Gottes. Der Heiland ist der Anfang, das A, und dann das O, das Ende. Mit dem Kommen des Heilands in das Fleisch hat die Vorzeit des Reiches Gottes begonnen und alle Menschen sollen davon wissen, denn sie leben darinnen. In dieser Zeit haben wir das Evangelium, „die Kraft Gottes, die da selig macht alle, die daran glauben." Das Reich Gottes ist damit angekündigt und in Vorboten auf Erden begründet; das Regiment Gottes in Christus ist aber noch nicht durchgedrungen; es hat nur seinen der Welt unbekannten stillen Anfang

[1]) Offenbg. Joh. 22, 20.

[2]) Zukunft = das Kommen (Wiederkunft).

in den Glaubenden. Das sind nur Wenige. Die ganze übrige Menschenwelt, die Masse, selbst wenn sie das Evangelium hört, bleibt im Regiment der Sünde und des Todes, weil sie sich noch nicht aus demselben losmachen kann und will. Nur das Licht der Hoffnung leuchtet in diese Masse hinein durch das Evangelium, welches die Liebe Gottes zur Welt offenbart. Diese Hoffnung ist auch schon eine weltbewegende Kraft Gottes, wie wir sie in der Christenheit im allgemeinen erfahren, da selbst Ungläubige an derselben teilnehmen, sei es auch nur unbewußt. Es wird durch diese Kraft der Hoffnung, die aus dem Evangelium kommt, der Sieg der Finsternis verhindert. Sie kommt zu keinem Ziel mehr. Ihr Tod ist durchleuchtet durch die Hoffnung des Lebens, wo nur das Evangelium laut wird. Aber das Inwendige der Menschen ist noch nicht frei für Gott und hat keine Siegeskraft über die Sünde, sodaß in der Welt scheinbar alles beim alten Gang fortgeht. Ein Neues, eine neue Schöpfung, ist nur im Verborgenen bei den Glaubenden. Diese nennen wir die Vorboten des Reiches Gottes, in denen die Gerechtigkeit Gottes einen Anfang genommen hat. Ihr Beruf ist, treu zu sein bis in den Tod und die Erde kämpfend als Eigentum Gottes zu behaupten, bis der Menschensohn kommt in der Herrlichkeit seines Vaters. Dann erst kommt die Macht Gottes in Jesu Christo an die Völker und überhaupt an die Massen der Menschen. Was das Christentum und das Evangelium darinnen nicht vermochten, das wird jetzt möglich, nämlich das Gericht. Ohne Gericht, d. h. ohne daß jemand durch den strafenden Geist Gottes sich selbst erkannte und im Angesicht Gottes gut und bös scheiden und das Böse ins Gericht geben konnte, wurde auch in der Zeit des Evangeliums niemand groß und selig. Ebensowenig kann auch die Masse der Menschen am Ende gerettet werden ohne das Gericht, welches der Menschensohn bringt, wenn Er kommt. In diesem Endgericht erst wird Vieles fallen, was wir heute noch für gut und recht halten, das aber doch nur einstweilen geduldet wurde von Gott. So hoffen bezüglich der Welt und des Sieges über dieselbe alle Apostel auf diese Zeit; vorher hoffen sie für die Erneuerung der Menschenwelt im Ganzen nichts. Darum dürfen auch wir nicht verzagen, wenn in der Gegenwart noch die Welt unangetastet bleibt und der Glaube nur verborgen sich durchkämpfen kann. Die Welt ist darum nicht für immer verloren. Sie harrt der letzten Offenbarung in Christo, wenn er sich zeigt als König der Könige.

Ein müssiges Zuwarten ist freilich nicht am Platz; denn das Leben der Glaubenden ist der Anfang zum Ende und hängt von der Treue dieser Vorboten alles ab. Sowohl der Heiland selbst als die Apostel machen darauf aufmerksam, und den Knechten, „die auf ihren Herrn warten", den „Auserwählten, die Tag und Nacht schreien", gilt vornehmlich als Antwort auf ihre Sehnsucht das Wort: „Siehe, ich komme bald!" Solche Treue hat übrigens schon für heute eine zeugende Kraft unter den Menschen. Denn ohne dieselbe hat das Evangelium nicht das durchschlagende Licht, um Einzelne zu retten und als Vorkämpfer herzuziehen in die Gemeinde Jesu Christi.

So ist es eine freudige Sache für uns, die Kraft des Evangeliums in uns zu tragen. Sie schafft in der Welt der Menschen Licht in der Finsternis und hilft mit, daß die Endzeit unseres Herrn Jesu Christi kommt, da alles Fleisch wird die Herrlichkeit Gottes schauen.

Die bloße Zeit als Feind. Die Zeit ist unser Feind; die Zeit ist der Feind der Ewigkeit, die Zeit, welche uns aufwickelt wie ein altes Tuch und hinauswirft in die Finsternis des Todes, den wir dann nur wieder vergessen, um bald selber im Tode zu schmachten. Ja, die Zeit ist unser Feind, sie bringt nichts, Christus bringt's, und das, was durch Christus geboren werden soll in Menschen Christi, das allein bringt die Frucht, welche das Menschengeschlecht Gott schuldet seit vielen, vielen Jahrhunderten.

Das Zeichen. Alle Welt wartet auf ein Zeichen, alle Welt erwartet, trotzdem sie es nicht glauben, die Zukunft Christi, wenigstens soweit es eine christliche Welt gibt. Man erwartet immer etwas vom lieben Gott, da alles von oben herunter komme — „und ewig kommt es nicht!" sagen die Leute. Ja, liebe Freunde, wen führt Gott in sein Geheimnis? — Ihr sehet, während die Gewalten des Himmels erzittern, während die Menschen vergehen vor Angst und Furcht der Dinge, die da kommen sollen über die Welt, weil sie spüren: „Es kommt etwas" — während sich die Völker zusammendrängen und Lebenswege suchen, Verträge miteinander abschließen, politische Gestaltungen veranlassen, um die Zeiten zu halten, um Sicherheiten zu gewinnen unter ihren Füßen — während alles beschäftigt ist unter dem Taumel der Berauschung eines großartigen Weltgeistes, sein Leben zu sichern durch Erhaschung von zeitlichen Gütern, die Einem aus der Hand rinnen, ehe man sichs versieht — während schon Zeichen am Himmel erglänzen, welche die Nähe Gottes ankündigen, merkt es niemand; nur die, welche es schon früher gemerkt haben, hören das Wort: „Passet auf! Richtet euch auf! Eure Erlösung kommt!" 1891.

Falsche Neugier. „Als einmal zwei sich darüber stritten, ob Blumhardt [der Vater] sich wohl den Antichrist vor oder nach dem Anbruch der gehofften Gnadenzeit denke, antwortete er auf ihre darauf sich beziehende Frage: ‚Nun, der Antichrist ist unser nächstes Bedürfnis nicht.'" Zündel: Blumhardt.

Der Tag Gottes. So [s. c. dadurch, daß die Christen, statt Andere zu beschuldigen, auf sich selber achteten] könnte man zu der Verfassung kommen in welcher man mithilft, daß die Veränderungen in der Welt kommen, die kommen müssen, wenn nicht das ganze Menschengeschlecht eine Narrheit sein soll, wenn es nicht ein schlechter Witz ist, daß wir Menschen bestehen. Diese Veränderungen werden mit dem Tag Jesu Christi, und daß dieser Tag komme, dazu braucht der liebe Gott Menschen, die ihm helfen. Alle die Prophezeiungen und Büchlein über die Zukunft Christi täuschen sich, der Tag komme so wie nach der Uhr. Der Tag kommt im Zusammenhang mit dem Volk Gottes und die Veränderungen zum Guten werden im Zusammenhang mit Gutem, das im Volk Gottes heraus gekämpft wird. Wenn das nicht möglich ist, dann kommt der Bann über die Erde.[1]) Dann kann es wieder einen Krach geben wie schon einmal, daß die Erde wieder wüst und leer werden muß, wie vor der Schöpfung. Aber einstweilen müssen wir es doch festhalten, daß die Veränderungen nicht nur möglich sind, sondern es muß uns auch ein Anliegen sein, daß sie wirklich werden, weil der Heiland sich mit unserer Erde verknüpft hat und den Heiland kann man nicht ohne weiteres beseitigen. Wir müssen immer neu gleichsam den Himmel aufschlagen wollen und sagen: „Ohne dich und ohne dein Reden und Tun sind und bleiben wir die alten Narren; wir

[1]) Vgl. Maleachi 3, 22—24. „Bann" ist Gericht und Vernichtung.

bleiben götzendienerische Leute, die gar nichts wissen vom Angesichte Gottes" . . . Das Angesicht Gottes muß in alle Verhältnisse hinein leuchten, um Veränderungen zu schaffen, und jeder Gedanke: „Ach, es nützt ja doch alles nichts, da läßt sich nichts mehr machen", muß uns zur Sünde werden. Man kann etwas machen, und soll etwas machen, und soll keine Ruhe haben Tag und Nacht — anders muß es werden! Das soll unser Herz durchschreien immerwährend.

Und was kann man machen? Die Schuld auf sich nehmen kann man. 1894.

Gericht für die Frommen, nicht Sopha im Himmel. Es gibt Parteien in der Christenheit, die freuen sich schon, bis sie verwandelt werden und in den Himmel hinaufschweben und die armen Menschen, die zurückbleiben, auslachen. So geht es aber nicht. Es gilt jetzt, sich auf eine Arbeit gefaßt machen, da wir die Ersten sind, die sich ins Gericht geben und nicht die Ersten, die ein Sopha im Himmel bekommen. Denn nur die, welche die Ersten sind, welche sich mit dem Heiland ins Gericht begeben, können Werkzeuge werden zu weiterer Arbeit an den übrigen Menschen.

Wie Christus wiederkommt. Man hat es vielfach so genommen: Jesus siegt und herrscht und kommt zuletzt, am Ende der Welt, wie ein Phänomen vom Himmel herunter, und macht plötzlich alles anders. So ist es nicht. Jesus kommt nicht von oben herunter nach unserer Vorstellung von „oben". „Von oben" ist jetzt nicht der „Himmel", „von oben" ist die Stätte, die ihm Gott im Fleisch bereitet hat. In Dir ist Jesus Christus „oben", aus Dir heraus soll Gott leuchten, weil Jesus Christus in Dir ist. Uns nützt es nichts, wenn vom Himmel herunter Lichter kommen, in uns muß es Licht werden und das Oben unseres Herrn Jesu Christi ist da drin in meiner Brust und in deiner Brust, dort, wo der Kampf auf Tod und Leben geht, wo man lieber jeden Blutstropfen hergibt, als der Sünde Recht geben.

Kein düsterer Ausblick! „Das wird sein Name sein, daß man ihn nennen wird: „Herr, der unsere Gerechtigkeit ist" (Jeremias, 23, 6). Solche Stellen sind mir darum so wichtig, weil sie sich auf die letzte Zeit beziehen, bei der man sonst gewöhnlich eben an den schwarzen König denkt, den wüsten, den Antichristen. Es steht wohl da, daß es Feinde gibt und Widersacher, auch einen Antichristen, aber von einem so gar allmächtigen Antichrist redet die Schrift nicht. Dagegen sind die Stellen häufig, die von einem König reden, der den Frieden über alle Welt bringt, sodaß gegen das Ende das Gute kulminiert. Sonst spricht man immer von Kulmination des Bösen. Nun, das ist ja nach der Erfahrung. Aber die Schrift redet auch von einem Kulminieren des Guten gegen das Ende, sodaß nicht das Gute, sondern das Böse unterliegt. Denn der Herr wird noch Meister auf Erden, ehe Er kommt. Denn wenn Er kommt, müssen wir schon sagen können: „Herr, der unsere Gerechtigkeit ist." Bl. Vater.

9. Die Geisterwelt.

In diesen Zusammenhang stellen wir wohl am besten ein Kapitel, das einen wenig bekannten, aber nicht unwesentlichen Teil der Gedanken Blumhardts behandelt.

Es wäre ein Mangel, der einer Entstellung gleichkäme, wenn wir versäumten, wenigstens mit einigen Worten anzudeuten, daß es in der Welt Blumhardts, des Sohnes wie des Vaters, eine Tatsache gibt, die zwar meistens im Hintergrund bleibt, mit der aber immer gerechnet wird: die Geisterwelt. Das Reich des persönlich-geistigen Lebens ist für sie nicht auf die Menschenwelt beschränkt. Diese steht vielmehr in einem großen Zusammenhang, der sich ins Unsichtbare verliert und tief in das Reich des Bösen wie des Guten hineinführt. Der Mensch kann nicht verstanden werden, wenn dieser Zusammenhang nicht beachtet wird. Er steht nicht isoliert in der Welt des Geistes da. Er ist vielfach verstrickt in dämonische Gewalten, die ihn beherrschen oder doch beherrschen wollen; aber er ist auch umgeben von persönlichen Mächten der Hilfe und Rettung. Nur wenn jener Zusammenhang zerissen und dieser im Glauben bejaht wird, kann er zur vollen Erlösung, Freiheit und Vollmacht gelangen. Der Sieg Gottes muß in das ganze unsichtbare Reich der Finsternis hineindringen, wenn er in der Menschenwelt völlig werden soll; es besteht zwischen beiden ein ganz enger Zusammenhang. Die Tat Christi erstreckt sich dann auch auf dieses Reich. Er hat es am Kreuz überwunden und seine Auferstehung bedeutet darum der Ruf zum Licht für alle von der Macht der Finsternis und des Todes gebundene Kreatur ohne Ausnahme. Aber auch in dieser Beziehung geht der Kampf weiter bis zum vollendeten Sieg.

So öffnet sich der Blick in große Tiefen und gewinnt das Drama der Geschichte unendliche Größe. Soll man nun wieder von Phantastik reden? Ist es nicht vielmehr phantastische Borniertheit, die Welt des persönlichen Geistes mit dem Menschen abzuschließen? Ist es nicht — fragen wir wieder — ein tiefer, ja notwendiger und dazu ein im besten Sinne moderner Gedanke, an Stelle abstrakter Kräfte persönliche Mächte zu setzen? Stoßen wir nicht bei jeder tieferen Betrachtung des menschlichen Wesens auf übermenschliche Mächte des Bösen und des Guten, und zeigen diese nicht in letzter Instanz einen persönlichen Charakter? Wenn man die Phantasten nennen will, die dafür den Blick haben, womit wir alle tiefen Geister treffen würden, Goethe nicht minder als Dostojewsky, so muß man wohl die Andern, die ihn nicht haben, Blinde nennen. Auch die Aufgeklärtheit kann blind machen, so gut wie der Aberglaube, und die Wissenschaft hat hier nichts mehr zu sagen.

Jedenfalls kennt auch die Bibel diese Geisterwelt und rechnet mit ihr. Aber freilich auch der Aberglaube. Und da ist es nun allerdings außerordentlich wichtig, wie die Bibel diesen Aberglauben als Todfeind des Glaubens an Gott bekämpft, und wie Blumhardt es im gleichen Sinne tut. Wir haben ja gesehen, wie sein Werk mit dem Kampf gegen den Aberglauben anhebt. Die Geisterwelt ist, aber nicht umsonst ist sie ins Geheimnis gerückt. Der Mensch soll sich nicht neugierig mit ihr einlassen, sonst kommt er

furchtbar zu Fall. Er soll im Lichte des Tages wandeln, den Christus heraufgeführt hat.

Vor allem aber muß ein Irrtum vermieden werden: jene dämonische Welt zugeben, heißt nicht, an sie glauben — glauben im wahren Sinne des Wortes, das heißt: das Vertrauen in sie setzen, sie für die Macht und Wirklichkeit halten. Glauben kann und soll man nur an Gott, nicht an Engel und Dämonen oder gar den „Teufel", was vielmehr die Sünde der Sünde und, wie schon gesagt, das genaue Gegenteil des Glaubens an Gott, freilich aber in irgend einer Form, als Glauben an das Böse, nur allzuverbreitet ist. Man soll nicht an Dämonen glauben. Denn die Dämonen haben keine Macht. Sie haben Scheinmacht, die Macht, die der Mensch ihnen gibt, indem er sich ihnen ausliefert, und die dann freilich sehr groß werden kann. Aber es ist keine Macht in sich selbst, keine auf Wahrheit ruhende Macht. Auch das Böse steht unter Gottes Hand. Denn es ist von vornherein gerichtet. Darum kann es gestürzt werden durch den Glauben, der Gott allein bejaht, in der Welt, im Menschen, ja sogar im Teufel, der alle für Gott in Anspruch nimmt — und durch die Liebe, die zu allen das Ja des Schöpfers und Vaters bringt und sich allen als Opfer hingibt. Darum keine Furcht, außer vor Gott allein. Er ist der Herr und er soll der Herr sein! Auch die Teufel müssen ihm dienen, auch die Teufel erlöst werden.

Wenn der Zusammenhang des Menschen mit der weiteren Welt des Geistes so verstanden wird, dann kann dies von der größten Bedeutung für den Sieg des Reiches Gottes werden. Man versteht dann den Menschen besser. Man schaut in seine tiefen Gebundenheiten hinein. Dadurch wird man milder in seiner Beurteilung und doch zugleich strenger. Denn seine dämonische Gebundenheit ist doch auch seine Schuld. Es wächst der heilige Ernst des Guten und des Bösen. Man macht auch nicht mehr oberflächlich am Menschenwesen herum, wenn man jenes fördern und dieses bekämpfen will, sondern geht auf die Wurzeln, im echten Radikalismus: man dringt zu jenen obersten Mächten vor, zwischen denen im letzten Grunde der Kampf von Gut und Böse vor sich geht. So kommt es anstatt der Plänkeleien, die unsere Besserungsversuche darstellen, zu Entscheidungsschlachten, wie Blumhardt, Vater und Sohn, sie durchgekämpft haben, und große Siege, große Befreiungen sind möglich.

Und noch in anderer Beziehung ist es wichtig, daß wir von diesem Hintergrund unserer menschlichen Wirklichkeit etwas wissen. Da der Mensch doch eine Ahnung davon hat, treibt es ihn, sich irgendwie damit zu beschäftigen. Gerade wenn diese Welt von der falschen Nüchternheit durchgestrichen wird, regt sich desto stärker die falsche Neugier nach ihr. Die Aufklärung erzeugt regelmäßig den Aberglauben, besonders in Form von Geisterseherei und Spiritismus. Auch was wir heute als Theosophie kennen, bezieht aus dieser Quelle einen Teil seiner Kraft — sehr zum Schaden des Reiches Gottes. Denn

hier wird zum Zentrum gemacht, was an die Peripherie gehört; hier wird „Wissenschaft", was bloß Ahnung, Schatten des Glaubens sein darf und kann; hier wird Vordergrund, was bloß Hintergrund sein soll. Der Mensch wird in eine Schatten- und Trugwelt geführt, wo er zum Spielball der Phantastik und der Dämonen wird und dem Reiche Gottes verloren geht.

Dagegen hilft keine Aufklärung; denn gerade aus ihr ist ja diese Krankheit entstanden. Es hilft nur, wenn diese Wirklichkeit der Geisterwelt zugegeben, aber eingeordnet wird in die große helle Welt des lebendigen Gottes und seines auf die Erde kommenden Reiches. Dann wird die Nacht nicht geleugnet, aber es herrscht der Tag. Und es muß die Hoffnung auf ein stärkeres Hervortreten einer der vorhandenen überlegenen Welt, einer höheren Geistes- und Geisterwelt, die Erschließung einer tieferen Wirklichkeit, diese sehr berechtigte Hoffnung, verbunden werden mit der ganzen Erwartung des Reiches Gottes, mit seiner Diesseitigkeit, seinem Realismus, seiner Natürlichkeit, Kindlichkeit, Alltäglichkeit. Davon losgetrennt wird alles Traum, Mythus, Trug.

Auch hierin zeigt Blumhardt unserem Geschlecht den Weg.

Blumhardt-Worte.

Wir sind nicht allein. Das ist nicht so, als wenn wir da die kleinen Menschlein wären und dann der ungeheure, gewaltige Gott, an den zu denken uns schwer wird, den zu begreifen uns unmöglich ist, sondern das Regiment Gottes läuft durch unendlich viele Kräfte, durch unendlich viele Heerschaaren, durch unendlich viele Persönlichkeiten, die um den Thron Gottes sind, und auch um uns, daß sie uns nahe stehen. Ja, ich weiß es wohl, man will heute bloß noch den Menschen sehen und außer ihm nichts in der ganzen Welt. Ich weiß wohl, wir wollen die einzigen sein, die Geist haben, und die sich dessen rühmen können . . . aber, meine Lieben, das, was lebt in der Himmelswelt, in der Welt, in die unsere materiellen Augen nicht hineinschauen können, das, was den ganzen Erden- und Himmelsraum erfüllt, das umgibt uns von Seiten des Vaters im Himmel. Da lebt ein Regiment, durch das wir uns immer wieder bedient fühlen von unsichtbaren Kräften und unsern Geist immer wieder geweckt fühlen durch den Geist, der das ganze Weltall erfüllt und der Gott ist.

Der größere Kreis. In der ganzen weiten Welt sollten wir Menschen die einzigen und die höchsten Persönlichkeiten sein? Auf unserer Erde sind wir die höchste Stufe der Lebewesen, in denen der Geist Persönlichkeit ist. So gibt es von uns aus Entwicklung zu immer höheren Geisteswesen. Wir sind wie das Küchlein in der Schale, das sich schon ein klein wenig bewegen kann, aber es ist nur ein ganz klein wenig Freiheit. In dieser Schale stecken wir in einem größeren Kreis des Geistes . . . Ein Kreis liegt immer in einem größeren.

Die Gotteswelt um uns. So stehen wir jetzt in Verbindung mit einer Gotteswelt, und das ist ein großer Trost; denn sich ganz allein wissen auf Erden, ganz verlassen, glauben, wir seien da nur auf uns angewiesen und auf

unsere Kräfte, ja, das ist traurig! Ich möchte keinen Tag leben, ohne zu denken, daß die Heerscharen Gottes um uns sind und daß sie ausgehen in alle Welt. Ich könnte keinen Tag leben ohne zu denken: nie und nirgends sind wir allein.

Die helfenden Kräfte. Gott sendet uns allerlei Kräfte und allerlei Hilfe, körperlich und geistig, und all diese Zusendungen Gottes sind wie persönlich. Es sind unendlich viele Kräfte in Gottes Bereich, die sich um uns legen können, die uns begleiten können und die auch verschiedenartig sind.

Die schlimmste Gefahr. Wir haben lange wider die Finsternis gekämpft. Teufel, Tod und Hölle sollte uns Schrecken bereiten, wir sind in vielen Nöten gewesen und wußten oft nicht, wie aus und ein. Aber Gott hat Seine rechte Hand ausgereckt in Jesus Christus und hat uns beschützt in vielen Jahren und Sieg gegeben. Heute scheint ein anderer Kampf vor uns zu stehen, nämlich der Kampf wider den Menschen, der sich die Wahrheit nicht will gefallen lassen. Gefährlicher noch, als die unsichtbare Macht der Finsternis ist die sichtbare Macht der Menschen, welche über Gotteskräfte falsch verfügen, welche Geist im Fleisch mißbrauchen, welche die Ehre Gottes in ihren Listen schänden. Gefährlicher als Täuschungen der Welt sind Täuschungen in den Gebieten der Christenheit.

Wir brauchen keine Kenntnis okkulter Mächte. Vieles ist gar nicht erlebt, um Andern mitgeteilt zu werden, denn bei Erlebnissen im Reiche Gottes ist nicht die Hauptsache, daß Andere vom Erlebnis wissen, sondern nur, daß etwa Andere von den Früchten der Erlebnisse einzelner Menschen im Reiche Gottes leben dürfen. Die stillen Erlebnisse Jesu und der Apostel, sowie auch schon der Propheten des alten Bundes, sind samt und sonders verschwiegen. Wir sind überzeugt und könnten es auch aus vielen Stellen der Schrift nachweisen, daß unendlich viel Kenntnis der unsichtbaren Welt, sowohl der menschlich-dämonisch-satanischen, als der göttlichen, in Aposteln und Propheten den Hintergrund ihrer Theorie — wenn ich so sagen darf — bildete. Sie tun uns aber nicht den Gefallen, uns in diesen Hintergrund ihres Erlebens Einblicke zu gestalten; sie denken etwa: Wenn jemand wiederum zum Kampfe berufen wird, so brauchen wir ihm nichts zu sagen, er wird dann schon selber sehen, wie es da aussieht, wo sonst das irdische Auge des Menschen nicht hinreicht . . .

Wir wollen nicht den Teufel wichtig machen, sondern den lieben Gott, und nicht Dämonen, sondern Menschen sollen in die Erscheinung treten . . .

Sogar den Kämpfern entzieht sich der Zusammenhang des Kampfes, in dem sie stehen . . . Es ist auch nicht ihre Aufgabe, den sichtbaren Menschen eine Geschichte der unsichtbaren Welt zu geben . . . Wohl aber sind sie berufen . . . sich als treue Gotteskämpfer zu bewähren, in denen gar nichts gilt, als das Recht Gottes in der Welt.

Glaube an Gott, nicht an Dämonen. Es ist nicht fein, wenn sich unser Glaube an Gott und an die Wahrheit Seiner Schöpfung vermischt mit einem Glauben an ungöttliches Wesen.

Nur keine Angst! Habt nur nicht Angst vor dem Teufel und vor Geistern! Das hat Alles gar keine Macht gegenüber Gott und schwindet wie die Nacht vor der Sonne, wenn wir uns in das ganze Interesse für das Reich Gottes hinein gewöhnen und nicht immer nur das eigenliebige Selbstinteresse mitspielt.

Gott bleibt der Herr. Es ist uns ein großer Trost, zu wissen, daß auch die Finsternis ganz von Gott abhängig ist, daß auch das Böse nicht aus seiner Hand kommt. Es kann nicht selbständig bestehen, es ist von Gott aus finster geworden über dem Bösen; von Gott aus ist Tod geworden über der Sünde, nicht von jemand Anderem aus. Darum können wir die ganze Welt in Gottes Hand schauen, die ganze Welt. Es gibt nicht zwei Welten, die eine in Gottes Hand, die andere nicht in Gottes Hand; es gibt nicht zwei Menschenarten, die eine in Gottes Regierung, die andere ganz außerhalb Gottes Willen, nein, auch da, wo es ganz finster ist, ist Gott allein der Herr; es kann kein Teufel tun, was er will, es kann kein böser Engel etwas schaffen — er ist von Gott aus in der Finsternis. Es hat da ein gewisses Leben, leider ansteckend und todbringend denen, die sich davon anziehen lassen, aber das ganze Gebiet, wo Sündiges und Todbringendes herrscht, ist Gottes und bleibt Gottes, ganz fest in seiner Hand. Das dürfen wir als Zeugnis in unserem Herzen haben. Zu jedem Satan möchte ich sagen: „Du bist Gottes, du Satan, du kannst dich nicht rühren, keinen Finger kannst du rühren; du bist Gottes."

Kein Glauben an den Teufel. An den Teufel haben wir noch nie geglaubt; darum haben wir schon vor fünfundfünzig Jahren gesagt: Jesus ist Sieger, er allein, es gibt keinen Herrn auch in der Finsternis, der sich nicht beugen müßte unter unsern Herrn. Es ist nur ein Herr, wie nur ein Gott ist, und alles Andere ist kein Herr, alles Andere hat keine Macht, hat kein Recht, hat gar nichts für sich in Anspruch zu nehmen; nicht nagelsgroß hat irgend eine Hölle oder ein Tod oder ein Teufel in Anspruch zu nehmen: alles ist unsres Gottes, alles! Wenn wir Menschen so stehen, dann muß die Finsternis fort . . . Fürchte nichts, fürchte nur Gott.

Gott eine Menschen-Erscheinung. Gott ist uns eine Geister-Erscheinung geworden und Gott ist doch eine Menschen-Erscheinung und wir haben es zu einer Geister-Erscheinung gemacht und in Geister-Erscheinungen suchen wir Gott. Deßwegen kann auch der Spiritismus[1]) bei uns Anklang finden und für eine Prophetie gelten . . . Die schönste Erscheinung Gottes ist eben doch in einem Menschen.

10. Schwärmerei oder Nüchternheit?

(Eine Nachbemerkung.)

Es soll, bevor wir weiter gehen, noch ein Punkt, der wiederholt gestreift worden ist, etwas ausführlicher besprochen werden.

Von Verschiedenem, was nun ausgeführt worden ist, weiß der Schreibende ganz gut, daß es für Manche noch seltsam, unverständlich, ja phantastisch sein wird. Es verstößt zu sehr gegen das Denken, das im Zeitalter der Aufklärung und der „naturwissenschaftlichen Weltanschauung" allmälig zum modernen Dogma ausgewachsen, uns in Fleisch und Blut übergegangen und zur Selbstverständlichkeit geworden ist. Es ist auch klar und schon gesagt worden, daß die nun entwickelten Gedanken nicht für sich, als Stücke eines religiös-philosophischen Systems genommen werden wollen, als welche sie frei-

[1]) 1898. Jetzt: Theosophie.

lich nur geringen Wert hätten, sondern aus einer gewaltigen Grundempfindung und Grunderfahrung stammen: der Empfindung und Erfahrung von der Wirklichkeit des lebendigen Gottes und dem Kommen seines Reiches. Nur in dem Maaße, als diese Voraussetzung in uns lebendig wird, werden es auch jene Gedanken, dann aber mit innerer Notwendigkeit.

Was aber das Stutzigwerden des „modernen Denkens" betrifft, so ist darüber Folgendes zu sagen: Dieses „moderne Denken" mit seinen Dogmen ist, weit davon entfernt, eine feste und ewige Wahrheit zu sein, nur eine Episode gewesen — dies wenigstens soweit es jenes andere aufzuheben schien. Wir verstehen ja unter „modernem Denken" nicht etwa das eines Deskartes, Leibnitz, Kant, Bergson, oder eines Herder, Göthe, Carlyle, nicht einmal ohne weiteres das eines Nietzsche, sondern jene sog. naturwissenschaftliche Weltanschauung, die, aus sog. Naturgesetzen und Naturtrieben ein Gesamtbild von Natur und Geschichte konstruierend, dazu gelangte, die ganze übernatürliche Welt, die Welt Gottes und seines Reiches, wie wir sie nun in einigen Hauptzügen entwickelt haben, aufzuheben und die Wirklichkeit des tieferen Hintergrundes zu berauben. Dieses Denken ist einfach das Ergebnis einer traurigen Verflachung des Geisteslebens und zum Teil ein Zurücksinken in eine überwundene Periode gewesen. Es hat dann selbst jene Verflachung weiter gefördert, bis das Ende die allgemeine Katastrophe war. Denn es hat ja im Grunde alle Voraussetzungen einer geistigen und sittlichen Welt überhaupt aufgehoben, all ihre Wurzeln abgeschnitten. Das haben die Vielen sich nicht klar gemacht, die auf die Grundlage dieses Denkens doch eine geistig-menschliche Kultur bauen wollten. Sie rechneten unbewußt mit Voraussetzungen, die fehlten. So war der Zusammensturz der Kultur die ganz notwendige Folge.

Es selbst ist aber auch zusammengebrochen vor einer tieferen Wirklichkeit. Ihr gegenüber erweist es sich selbst als seltsame Phantastik. Seine Unzulänglichkeit wird allen lebendigen Seelen in steigendem Maaße klar. Die geistige, sittliche Welt sucht neue Grundlagen, die Grundlagen, die zu ihr gehören. Ein Denken erwacht, das den von jenen früheren vergewaltigten und vernachlässigten Tatsachen gerecht werden will. Es stößt auf jene tiefere Wirklichkeit, die Seele, die sittliche Welt, die Freiheit, und endlich auf ihr letztes Wort: den lebendigen Gott und seinen Christus. Damit aber taucht mit Notwendigkeit auch jene Welt auf, die dazu gehört: jene letzten Gedanken über die Bestimmung und Geschichte der Menschheit.

Diese Gedanken werden in ihrer gewaltigen Bedeutung nach und nach klar werden und das Bild der Welt, das der Natur und der Geschichte, aber vor allem auch die Welt selbst, umgestalten. Das ist die Revolution, der wir entgegengehen, in der wir schon begriffen sind und die mehr als Andere die Blumhardt vom Zentrum her bewirkt haben. Es handelt sich hier um eine Wiederentdeckung des

„Christentums"; besser: des Christus (denn es ist ja eine Ueberwindung des „Christentums"), die der im sechzehnten Jahrhundert geschehenen zum mindesten ebenbürtig, aber nach unserer Meinung sogar überlegen ist.

Dazu gehört eine Wiederentdeckung der Bibel. Sie wird aus dem Staub gehoben, der abermals auf sie gefallen war, wie in den Tagen des Mittelalters, dem Staub des Nichtverstehens, der Gleichgiltigkeit, der religiösen Belastung, der gläubigen und ungläubigen Schriftgelehrsamkeit. Sie wird neu verstanden, sie erstrahlt in neuer Jugend. Wo sich der stärkste Zweifel niedergelassen hatte, ersteht stärkste Wahrheit. Es wird Wahrheit gesehen, die die Jahrtausende gar nicht oder nur mit halbem Auge gesehen hatten, jene Wahrheit, die wir darzustellen versucht: die des lebendigen Gottes und seines Reiches, welche kommen sollen und werden.

Diese neue entdeckte Wahrheit wird immer strahlender heraustreten und immer besser verstanden werden. Sie wird immer lebendiger werden. Man wird sie in neuen Zungen verkündigen müssen, mit neuen Worten und Bildern, da die biblischen eine gewisse Fremdartigkeit bekommen haben, und indem man von ihr aus eine neue Welt des Denkens und der Wirklichkeit schafft, wird ihr Sinn und ihre Wahrheit immer klarer und selbstverständlicher werden. Wir stehen erst am Anfang. [1])

Blumhardt-Worte.

Wer ist Schwärmer? Schwärmerei ist, wenn man immer nur so natürlich denkt und immer nur in den natürlichen Weltverhältnissen seine Hilfe zu haben glaubt; das ist unnüchtern! Man heißt zwar bis auf den heutigen Tag denjenigen unnüchtern und einen Irrlehrer, der auf den heiligen Geist hofft und auf Kräfte Gottes, allein es ist gewiß, daß biblisch das unnüchtern ist, was nur von der Welt ist, und das ist Schwärmerei, wenn man sich auf so dummes Zeug verläßt, was gewöhnlich in der Welt angeboten wird als Hilfe und Hilfsmittel. Wenn ich nicht diskret sein müßte, könnte ich oft eine Blumenlese zusammenstellen aus Briefen von solchen, die nüchtern zu sein glauben gegenüber Andern, aus welchen man ersehen könnte, in welch kolossale Unnüchternheit Weltleute kommen, und solche, die nichts von Gott wollen, nichts Unmittelbares, kein Wunder. Was die sich schwärmerisch benehmen und wie unnüchtern sie handeln, während der, der auf Bezeugungen Gottes hofft, nüchtern bleibt.

(Fortsetzung folgt.) L. Ragaz.

---

[1]) Da und dort taucht dieses neue Bild der Welt, besonders der Geschichte wenigstens in einigen Zügen schon auf, z. B. besonders gewaltig bei Dostojewsky aber auch bei andern großen Russen.

Streiflicht auf die religiös-soziale Bewegung Deutschlands.
Selbstbesinnung und Ausblick.

Wenn im folgenden einige Beobachtungen über die Herbsttagung der deutschen Religiös-Sozialen im Jahre 1920[1]) mitgeteilt werden sollen, so soll dies nur geschehen, um einen Durchblick auf die treibenden und gestaltenden Kräfte unserer Sache zu gewinnen. Es kann darüber freilich nur mit größter Zurückhaltung geurteilt werden, weil sich alles noch im Fluß befindet und feste Verhältnisse nur erst in allgemeinsten Umrissen erkennbar sind. Obwohl der Marburger Tagung im September 1919 schon eine Zusammenkunft in Tambach vorausgegangen war, handelte es sich in Marburg noch immer um erste Anfänge eines neuen Werdens. Daß sie einem dringend empfundenen Bedürfnis entsprach, geht schon aus einem Umstand hervor, der auch die Veranstalter selbst in Erstaunen und Verlegenheit versetzt hat, so hoffnungsvoll er an und für sich ist: es hatten sich viel mehr Menschen eingefunden, als man erwartet hatte. Ich jedenfalls, der eine Besprechung über den „Radikalismus des Christusgeistes" einleiten sollte, war innerlich auf einen Kreis von vielleicht 30 Menschen eingestellt und hatte von vorneherein Besorgnis für das Gelingen der Aussprache, als ich statt dessen etwa 200 vorfand. Aehnlich sprach sich Günther Dehn-Berlin aus, der über die Kirchenfrage referieren sollte und dies auch in ausgezeichneter Weise tat.

Es bestätigt sich ja immer wieder, daß wer heute etwas ausrichten will, sich das moderne Chaos kaum groß genug vorstellen kann. Was hat heute das Alter mit der Jugend, der Städter mit dem Landbewohner, der Arbeiter mit dem Kaufmann oder Studenten wirklich gemein? Man kann, wenn heute Menschen zusammentreffen, die sich nie vorher gesehen haben, nur auf eines mit Bestimmtheit rechnen, daß sehr viel Mißverständnisse zunächst unvermeidlich sind, daß jeder wie in einer andern Welt lebt, von anderen Traditionen und Voraussetzungen herkommt und die Worte des andern wie aus einer fremden Sprache empfindet. Und die Kunst der Uebersetzung fremder Sprachen und Erfahrungen in seine eigenen versteht der moderne Mensch wohl am allerwenigsten. Etwas von babylonischer Sprachverwirrung hat sich nun meinem Gefühl nach auch während der ganzen Tagung nicht verloren. Es ist das wohl bei einer jungen Bewegung, die gleich so ins Breite geht, ganz unvermeidlich, sofern nicht rein praktisch-greifbare und aller Viel-

[1]) „Arbeitsgemeinde der Freunde des neuen Werkes" Marburg a. d. Lahn, 6. bis 10. Sept. 1920.

deutigkeit entrückte Ziele verfolgt werden. Es trat dieser Zug aber doch stärker hervor, als es auch beim Fehlen gemeinsamer äußerer Aufgaben nötig gewesen wäre: das war wohl vor allem deshalb der Fall, weil nahezu allgemein eine Scheu waltete, sich ganz auszusprechen. Das Lauschen auf das, was der andere letzten Endes meint, worauf es ihm schließlich in allem Einzelnen ankommt, was seine innerste Sehnsucht ausmacht, wodurch die geistige Lebensatmosphäre am stärksten bestimmt wird, in der er atmet, das Aufspüren dessen, wovon er innerlich lebt, — das ist doch wohl der einzige Weg, auf dem Fremdheit überwunden, innere Fühlung gewonnen und der Ausblick auf tiefste, wirklich lebendige, statt nur eingebildete Antriebe erschlossen werden kann.

Statt dessen schwebte nun über allem eine gewisse intellektuelle Kälte, die vor allem von den Jüngeren schmerzlich empfunden wurde. Es ging kein Strom von Herz zu Herz, man gewann *im allgemeinen* nicht den Eindruck einer Hindernisse überwindenden Kraft, es war zu wenig Begeisterung da, zu wenig Erfülltsein von einem größeren Leben, als man selber hat, sodaß ich einem Evangelisch-Sozialen nicht. Unrecht geben konnte, der mir enttäuscht sagte: „Ich hatte gehofft, eine stürmisch vorwärts drängende Gemeinschaft kennen zu lernen, und nun habt Ihr miteinander diskutiert — genau wie wir."

Um einen etwas konkreteren Eindruck zu bekommen, wollen wir uns die Versammlung von irgend einem Punkte aus genauer betrachten. Ich wähle dafür den ersten Versammlungstag mit dem mir übertragenen Referat „Der Radikalismus des Christusgeistes" — nicht etwa, weil ich das von mir Gesagte für wichtiger hielte als alles andere, sondern einmal weil ich hier am sichersten bin, nichts Falsches zu sagen und dann, um dem Leser einen möglichst deutlichen Begriff von den Voraussetzungen zu geben, unter denen alles steht, was hier gesagt wird und von denen aus sich mir auch die Marburger Eindrücke so darstellen, wie ich sie hier wiedergebe. Das ist doch wohl überhaupt unerläßlich für die, die das Kommen einer neuen Welt vorbereiten helfen möchten, daß sie nicht von unausgesprochenen und ungeprüften Voraussetzungen ausgehen, sondern in immer neuer Selbstprüfung einander möglichst deutlichen Einblick in ihre *letzten Motive* gewähren. Zu solcher Selbstentblößung und Selbstpreisgabe gehört freilich Vertrauen. Ohne Vertrauen aber ist alles andere zwecklos und jedenfalls ein Zusammenarbeiten ganz unmöglich.

Ich ging aus vom Radikalismus als einer zunächst nur in soziologischer — nicht schon religiöser — Beziehung wichtigen Erscheinung. Die gesellschaftliche Bedeutung dessen, was wir Radikalismus nennen, sei ja jedenfalls auch der Grund, der uns veranlaßt habe, die Frage nach dem Radikalismus des Christusgeistes überhaupt aufzuwerfen. Wem nicht in irgend einer Weise der weltliche

Radikalismus zum brennenden Problem geworden ist, wird schwerlich versucht sein, nach dem religiösen zu fragen. Was aber meinen wir, wenn wir von Radikalismus reden? Soziologisch angesehen handelt es sich um etwas außerordentlich Vieldeutiges. Es kann ebensogut einen reaktionären wie einen revolutionären Radikalismus geben, ebensogut einen militaristischen wie einen pazifistischen, einen antisemitisch alldeutschen, wie einen humanitären. Es kann wenig Sinn haben, diese Vieldeutigkeit durch Behandlung des christlichen Radikalismus einfach noch um ein Beispiel zu vermehren. Aus der Ratlosigkeit, in die uns so die rein soziologische Betrachtung versetzt, kann uns nur eine vertiefte psychologische Besinnung einen Ausweg zeigen. So allererst werden wir auch in den Stand gesetzt, das innerste Wesen statt nur seine wechselnden Erscheinungen am weltlichen Radikalismus zu erfassen. Dieses aber besteht offenbar in zweierlei. Zunächst ist aller Radikalismus gekennzeichnet durch eine leidenschaftlich gesteigerte Energie des Wollens, er legt sich, um einen Ausdruck Hegels zu gebrauchen, mit allen Adern von Wollen in seinen Gegenstand. Der Radikale ist das Gegenteil eines passiv zuschauenden Menschen. Er fühlt das Schicksal der Welt von sich und seinen Entscheidungen abhängen, fühlt sich irgendwie verantwortlich für den Gang der Weltereignisse. Die zweite Eigentümlichkeit aber besteht — daher der Name — in einem Drang, den Dingen bis auf den Grund zu kommen, in einem Abscheu vor allen halben Maßregeln, allen bloß äußerlichen Verbesserungen und Veränderungen, in dem Streben, das Leben aus seinen Grundkräften, seinen innersten Motiven, seinen grundlegenden Fundamenten heraus neu aufzubauen. Es wirkt also in allem Radikalismus eine innerste Sehnsucht nach höchster Aktivität und ein Drang nach Unbedingtheit, ein Drang aufs Ganze, Fundamentale, Wurzelhafte. Bei solcher Fassung aber drängt sich nun unabweisbar die Frage auf: auf welche Weise werden die Kräfte des Menschen in dem Grade ins Spiel gesetzt, nach dem der Radikalismus verlangt? Geschieht es im Haß, in der denkbar exklusivsten Feindseligkeit, also etwa in jenen seelischen Impulsen, die dem Schleudern einer Handgranate vorausgehen mögen, oder etwa im einfachen Rausch eigenen Vollbringens, gleichviel welcher Art dieses ist? Und worin denn bestehen die Fundamente des Lebens? Ists die Macht oder die Rasse oder die Wirtschaft? Im modernen politischen Radikalismus sehen wir alle diese Möglichkeiten vertreten, wobei jede der verschiedenen Richtungen ihre Antwort mit größter Unduldsamkeit und Selbstsicherheit vorträgt. Hier muß also ein Mißverstehen der eigenen Sehnsucht und Absicht vorliegen. Wenn tatsächlich überall die gleichen letzten Motive und Fragen zu Grunde liegen, und daran ist ein Zweifel nicht möglich, so kann es auch letztlich nur eine Antwort, nur einen Weg der Auswirkung geben. Wer gibt die Antwort, wer zeigt den Weg? Jedenfalls wird der moderne Mensch, auch wenn er gar nicht im engeren

Sinne religiös orientiert oder interessiert ist, gut tun, sich die Antwort sehr genau anzusehen, die von den religiösen Menschheitsführern gegeben wird. Der moderne Mensch besitzt offenbar weder in seiner Selbsterkenntnis noch in seiner Weltdeutung genug Tiefe und Kraft, um das zu erfassen, was die Welt im Innersten zusammenhält, sonst könnten nicht lauter gereizte Einseitigkeiten gegeneinanderprallen. Wer in das moderne Chaos gerade auch radikaler Observanz hineinblickt — denn dies zu betrachten liegt uns der eigenen Lebensstimmung wegen am nächsten — der muß die moderne Selbstsicherheit höchst ungerechtfertigt finden und sich die Frage vorlegen, ob nicht vielleicht doch ganz besondere Veranstaltungen des Universums erforderlich seien, um auf jene einfachen Zeitfragen: „Wie gelange ich zu denkbar höchster Kraftentfaltung?" und: „Wie komme ich zu den letzten Lebensfundamenten?" Antwort zu geben. Solche innere Haltung ist die Voraussetzung für ein Verständnis des Radikalismus des Christusgeistes und seiner soziologischen Gegenwartsbedeutung. Wer eine allerinnerste Besinnung auf das, was er zutiefst will, für überflüssig hält, dem wird es nichts anderes als unerträgliche Beugung unter eine äußere Autorität sein, wenn ihm gesagt wird, daß Christus eine bessere Antwort auf die tiefste Sehnsucht des modernen Radikalismus darstelle, als er selber sie sich geben könne. Tatsächlich aber zeigt sich nicht nur im Wirken Jesu, sondern in allen von ihm berührten Menschen ein Enthusiasmus der Aktivität, des Verantwortlichkeitsgefühls, der Kraftentfaltung, ein Vordringen bis zu den letzten Fundamenten des Lebens, eine Austreibung aller Halbheit, ein kühnes Drängen aufs Ganze, Unbedingte, daß dem gegenüber alle Kühnheiten des modernen Radikalismus schwächlich oder äußerlich anmuten. Welcher moderne Radikalist kann ohne hysterische Uebersteigerung sagen: „Ob Welt oder Leben oder Tod, ob Gegenwärtiges oder Zukünftiges, alles ist euer, ihr aber seid Christi, Christus aber ist Gottes?" Oder welcher moderne Mensch ist so unerschütterlich davon überzeugt, der letzten schöpferischen Energie des Lebens gegenüber, ja mit ihr im Bunde zu stehen wie der Mann, der 1. Kor. 13 geschrieben hat? Der Christusgeist ist also die Erfüllung aller im modernen Radikalismus vibrierenden Sehnsucht, ja er ist das Urphänomen des Radikalismus überhaupt.

Es wird nicht nötig sein, den Fortgang des eben nur angedeuteten Referats ausführlich wiederzugeben. Es hat ja nur den Zweck, einen Durchblick zu ermöglichen. Nur ein paar Punkte seien angegeben. Es wurde aller Nachdruck darauf gelegt, daß in Christus im Gegensatz zu der modernen geradezu chaotischen Unsicherheit und Vieldeutigkeit ein Radikalismus durchaus eindeutiger und konkreter Art gegeben sei. Man könnte etwa sagen: Christus gibt Anweisungen, wie das tatsächlich zu Stande kommt, praktisches Ereignis wird, wonach sich der moderne Radikalismus sehnt, — während z. B. die modernen radikalen Jugendprogramme, wo sie nicht tatsächlich durch

ihn inspiriert sind — es kommt hier nicht auf den Wortlaut an, sondern auf den Geist — doch meist in ganz abstrakten Parolen stecken bleiben. Die Eigentümlichkeit des in Christus verkörperten Radikalismus, wurde besonders nach drei Seiten hin charakterisiert. Zunächst wurde betont, daß bei aller Leidenschaftlichkeit und Unerbittlichkeit, mit der auf grundstürzende Veränderungen des gegenwärtigen Weltbefundes gedrungen wird, hier gar nichts von bloß äußeren, nicht aus innersten Umwandlungen aufsteigenden Veränderungen erwartet wird. Das Reich Gottes, die Verwirklichung aller höchsten Worte, der Sieg über alles Widergöttliche, die Beseitigung alles dessen, was unser Menschentum und überhaupt alles Gute und Heiligste an seiner Entfaltung hindert, kommt nicht von außen, sondern von innen. Wir mögen noch so sehr von der Macht der äußeren Verhältnisse und der Unerläßlichkeit einer bis auf den Grund greifenden Veränderung überzeugt sein, es ist ein für allemal utopisch, die gute Frucht (d. h. die neuen Verhältnisse) vom schlechten Baum (d. h. vom alten Menschen) zu erwarten, genau so wie es abstrakt und unlebendig gedacht ist, wenn man sagt, es sei gleichgültig, was für Früchte an einem Baume hängen, d. h. welche Verhältnisse der Mensch schafft. Wo schlechte Früchte da sind, da ist das unter allen Umständen ein Zeichen dafür, daß der Baum d. h. der Mensch schlecht ist, ohne die nötigen Lebenskräfte und Lebenssäfte, ohne Liebe, ohne Erbarmen, ohne Gerechtigkeit. „Denn an der Frucht kann man den Baum erkennen."

Bei der Entwicklung der seelischen Energien aber, auf denen somit aller Nachdruck liegt — das war das Zweite — wird gar nichts von der bloßen Natur, etwa der Entwicklung der Naturtriebe zu größter Gewalt und Leidenschaftlichkeit erwartet, vielmehr kann das Höchste nur entstehen, wo der Mensch hart sein kann gegen sich selbst. Die Buße, d. h. die tatsächliche Umkehr, das einfache Anderswerden, das Hinausgehen über unsere bloß naturhaften Regungen ist die Voraussetzung für die Teilnahme am Reiche Gottes. Lieber Hand und Fuß abhacken als Unrecht tun, lieber ein Auge ausreißen als es in den Dienst der Begehrlichkeit stellen — Unrecht und Begehrlichkeit sind nicht Leben, sondern Tod, nicht Kraft, sondern Schwäche, lieber verkrüppelt zum Leben und in die Kraft, als zweibeinig, zweihändig und mit zwei Augen ins Reich des Todes eingehen. Gott schauen, Gottes Kind heißen, d. h. einer wirklichen Begegnung, ja Verwandtschaft, mit der alle menschlichen Begriffe übersteigenden höchsten schöpferischen Lebensenergie gewürdigt werden, kann nur der, der ein reines Herz hat, der friedfertig ist, dessen höhere Natur also unbedingt über seine niedere gebietet. Keine, nicht von der höchsten Geistigkeit anerkannte Regung ist hier ein Letztes. Vielmehr gilt: „Wer nicht haßt seinen Vater, seine Mutter . . . kann nicht mein Jünger sein." Also auch die gewichtigsten natürlichen Lebensbeziehungen bedürfen noch der Weihe durch die Uebereinstimmung mit dem göttlichen Willen.

Darum wird auch drittens so entschieden die Gewalt abgelehnt; sie ist bloß mechanische Abwehr der Lebenshemmungen, bloße gereizte Gegenwehr des natürlichen Menschen, sie setzt nichts schöpferisch Neues ins Spiel. Sie hat mit Gott nichts zu tun, sie ist immer bloße Tiertatze und sei sie noch so gewaltig. Darum aber handelt es sich letztlich: es soll wirklich ein Stück göttliches Leben durchbrechen im Menschen, es soll ein Stück vom unüberbietbar Höchsten und Machtvollsten, was es gibt, in ihm lebendig werden. Das schlechthin Letzte, Absolute, die letzte Grundkraft alles Seins, die tiefste Wurzel alles Lebens — das Wesen Gottes aber ist die Liebe. In ihr treffen wir auf die untersten Fundamente alles Seins. Und sie sollen nicht irgendwie draußen bleiben, sondern im Menschen selber gelegt werden: „Gott ist die Liebe und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm." „Die Herrschaft Gottes ist inwendig in euch." Etwas von jener göttlichen Güte, die uns im Sonnenschein anlacht, der sich ausgießt in seiner leuchtenden Fülle über Böse und Gute, und die uns im Regen erquickt, die nicht kleinlich berechnet, sondern nur ausströmt von ihrem Reichtum, soll im Menschen selber Gestalt gewinnen. Also handelt es sich hier nicht um eine Herabsetzung des natürlichen Lebensgefühls, etwa im Sinne einer Einschnürung in eine philiströse Gesetzlichkeit, sondern um seine Erhebung zu größter Leuchtkraft und Konsequenz und nicht um eine Schwächung der Lebensenergie, sondern um ihre Entbindung zu gesteigerter Wirksamkeit, nicht um müde Resignation, sondern um Entfaltung der wirksamsten Aktivität gegen das Böse wie gegen alle Lebenswiderstände überhaupt. Es handelt sich nicht um kalte moralische Anweisungen, sondern um Freudenfeuer, angezündet auf den Bergen, von denen allein Hilfe kommt.

Und nun also ein paar Streiflichter. Wie wurde das aufgenommen? Es dürfen da etwa drei Gruppen unterschieden werden. Zunächst waren nach den persönlichen Versicherungen, die mir ausgesprochen wurden, zu urteilen, jedenfalls eine Reihe von Menschen da, die mit den oben angedeuteten Grundgedanken im wesentlichen einverstanden waren; es waltete hier das Verlangen, einfach die Mittel kennen zu lernen, mit denen nun wirklich der Kampf gegen alle unser Heiligstes einschnürenden und verhöhnenden Welttatsachen aufgenommen und siegreich durchgeführt werden könnte. Mittel, die im übrigen nur bei praktischer Erprobung ihre lebendige Kraft erweisen können. Dieser Umstand war mir besonders wichtig und ich habe, obwohl ich keineswegs philosophischer Pragmatist bin, sorgfältig darauf geachtet, nichts zu sagen, was nicht gewissermaßen experimentell erprobt, dessen Richtigkeit mir nicht in eigenen oder an andern beobachteten Anwendungen klar geworden ist.

Was die beiden andern Gruppen anlangt, so wurde zunächst von Paul Rohrbach, sicher im Sinne aller theologisch liberal und etwa auch evang.-sozial eingestellten Besucher an meinem Referat

die Berücksichtigung der zeitgeschichtlichen Gebundenheit der Verkündigung Jesu vermißt; das „Reich Gottes" z. B. sei ein zunächst orientalischer Begriff. Diese Aeußerung wurde allerdings stark abgelehnt, nur „Leute von gestern" könnten so reden, meinte Tags darauf temperamentvoll, wenn auch recht lieblos ein Junger. Der Vorwurf der Ungeschichtlichkeit kann die von mir vertretene Auffassung aber auch gar nicht treffen. Was sie allein ausschließt, ist das bloße historische Registrieren von lauter zeitgeschichtlichen Bedingtheiten und Vergangenheiten, zu deren innerem Wesen der Beobachter mit dieser Methode allein überhaupt keinen Zugang findet. Das sogenannte „voraussetzungslose" Herumsuchen in den Trümmern und Schutthaufen der Vergangenheit, zu denen auch Begriffe gehören, vermag doch jedenfalls nie zu den Lebensimpulsen vorzudringen, die einst diese Trümmer zu lebendigen Wirklichkeiten gemacht haben. Diese lebenden Impulse aber gerade suchen wir. Wir suchen nicht den Begriff des Reiches Gottes oder den Begriff des Christus — das ist auf die Weltgestaltung gesehen nur Wahrheit, die auch ihren, aber eben nur sehr begrenzten Wert hat. Wir suchen den Reich-Gottes-Impuls und den Christusimpuls, damit aber das, was übergeschichtlich ist an jenen Begebenheiten der Vergangenheit, wir suchen das, was ewige und darum auch gegenwärtige Bedeutung hat. Das alles bedeutet nicht leichtfertige Preisgabe historischer Gewissenhaftigkeit, sondern ihre Ergänzung durch psychologische Intuition und damit erst die Vollendung der historischen Methode.

Durchaus gerechtfertigt war ein zweiter Einwurf von dieser Seite: es sei nun eben doch die Anwendungsmöglichkeit des Christusgeistes auf die gegenwärtig brennenden Probleme nicht nachgewiesen worden. Dieser Nachweis war nun allerdings nach dem Plane der ganzen Tagung den übrigen Referaten zugewiesen, in denen nacheinander Karl Mennicke und Lydia Eger über „innerpolitisches Handeln", und Walter Koch über „außenpolitisches Handeln" sprachen. Ich würde gleichwohl heute noch vielmehr in praktischen, der Tagespolitik und dem weltlichen Daseinskampf entnommenen Beispielen über den Radikalismus des Christusgeistes reden. Der Anspruch Christi auf das konkrete Leben wird heute wohl nur so verstanden. Wenn man heute etwa von der „Fleischwerdung des Wortes", worin tatsächlich die ganze Bedeutung der Sendung Jesu zum Ausdruck kommt, nur so im allgemeinen redet, ohne sogleich die darin enthaltene Wahrheit in einem ganz konkreten Beispiel zur Darstellung zu bringen, so hört der moderne Mensch zunächst weiter nichts als Worte, deren bloß theoretischer oder auch „religiöser" Wert ihm von vornherein feststeht. P. Rohrbach und zwei unabhängige Sozialisten waren sich darin ganz einig. „Man kann mit dem, was mein Referat enthalten hatte, nichts anfangen." „Es war nichts Lebendiges darin" — wobei man auf der einen Seite das wirklich Lebendige in der Erhaltung, auf der andern Seite in der Vernichtung des gegenwärtigen

Weltzustandes findet. Obwohl man aber hier und dort etwas ganz Verschiedenes will, so will man es doch mit ähnlichen Mitteln und zwar mit reaktionären Mitteln — mit Gewalt. Gewalt ist hier die schlechthin unentbehrliche, einzige Methode der Durchsetzung weltlicher Ziele. „Wir sind nicht so naiv, zuerst die Waffe in die Ecke zu stellen", sagte der Sozialist. „Damit mag der Kapitalismus den Anfang machen." Dem liegt die unausgesprochene Voraussetzung zu Grunde, daß der, der es zuerst tut, unter allen Umständen der Unterlegene ist. „Herr Foerster (gemeint ist Fr. W. Foerster) möchte sichtlich gerne, daß sich der ruhige Bürger des letzten Schutzes entäußere, damit die Kommunisten und Bolschewisten ihm ihre „Liebe" angedeihen lassen könnten", heißt es in der München-Augsburger Zeitung vom 1. Jan. 1921. „Das Herz bei Gott, die Hände gegen die Hunde", sagte in Marburg ein Sozialist in den Worten des „bürgerlichen" Frenssen in „Jörn Uhl." Die Verwandtschaft zwischen den Extremen ist größer, als man denkt. Wie kann man nun diesen modernen Menschen — es ist wirklich in diesem Punkte ganz gleich, ob er reaktionär oder revolutionär ist — dafür gewinnen, daß er das Frenssen-Wort umkehre und statt dessen die Parole „die Hand bei Gott und das Herz gegen die Hunde" zu der seinen mache? Offenbar nur so, daß man ihm an der Hand ganz konkreter Aufgaben des persönlichen und gesellschaftlichen Lebens andere, höhere Lösungsmethoden vorführt und so den Wahn zu erschüttern sucht, als sei der gröbste, gedankenloseste, mechanischste Weg auch der beste und einzige. Ich würde heute z. B. die Frage stellen: „Mit welchen Mitteln sollen wir dem Haß Frankreichs begegnen?" (den ich so groß und leidenschaftlich annehmen will, als ihn nur immer ein fanatischer Nationalist sich denken mag) und würde dann zu zeigen versuchen, daß die christlichen Mittel auch die wirkungsvollsten und praktisch ausschlaggebenden sind: „Jesus ist der Siegesheld, der all seine Feinde besiegt", — nicht die Handgranate und das Giftgas, nicht der Haß und die Verleumdung oder der aus solchem Geist geborene Protest. „Was wir von den Franzosen wollen, das wollen wir ihnen antun:" Verständnis für alle ihre Nöte haben, ihnen helfen, wenn wir können, die Schuld aufsuchen, die wir an der entsetzlichen Entzweiung haben, statt immer nur mit blutbeflecktem Finger auf den andern zu weisen — mit einem Wort, dem andern das vormachen, was man von ihm erwartet, ihm die Möglichkeit solch höheren Tuns darstellen — das ist Fleischwerdung des Wortes.

(Fortsetzung folgt.) A. D. Müller.

Rundschau.

Zur Weltlage.

I. Auch eine Schulaufgabe. Es scheint mir oft zum Greifen deutlich zu sein, daß die großen politischen und sozialen Nöte unserer Tage, wie die ganze Not dieser Zeit überhaupt, sozusagen wie Schulaufgaben sind, in deren Bewältigung unser Geschlecht weiter kommen, daß sie ein Anschauungsunterricht sind, an dem die Welt gewisse Wahrheiten begreifen lernen soll. Von dieser Art ist das Gutmachungsproblem, von dieser Art aber auch das damit verbundene oberschlesische.

Der Schreibende hat kein Urteil darüber, ob Oberschlesien nach der Zusammensetzung seiner Bevölkerung und andern Umständen mehr zu Polen oder zu Deutschland gehört. Seine Meinung ist freilich, daß man dieses Gebiet Deutschland lassen sollte. Dieses hat nun wahrhaftig genug eingebüßt und Polen kann mit dem, was ihm geworden ist, reichlich zufrieden sein. Sonst wird wieder eine Streitfrage geschaffen, die eine der elsaß-lothringischen ähnliche Bedeutung gewinnen könnte.

Aber wie es damit auch stehe, so scheint doch Folgendes der Sinn dieses ganzen Problems zu sein.

1. Man erkennt wieder einmal, wohin jahrhundertelange Unterdrückung und Mißachtung eines Volkes durch ein anderes, einer Rasse durch eine andere führen. Deutschland erntet jetzt in Oberschlesien, was Preußen gesät hat. Das hundertfünfzigjährige durch die Teilung Polens begangene Unrecht rächt sich an Deutschland und Rußland, wie es sich an Oesterreich schon gerächt hat.

2. Es zeigt sich wieder die Absurdität einer wirtschaftlichen Ordnung, die es zu einer so wichtigen Sache macht, ob gewisse Kohlen- und Erzgruben innerhalb der Grenzen dieses oder jenes Staates liegen. Das ist aber der Kern des Streites um Oberschlesien. Es muß eine Wirtschaftsordnung erstrebt werden, die die Rohstoffe der Erde nach dem Prinzip der internationalen Solidarität Allen zu den gleichen Bedingungen zugänglich macht. Das ist eine der Hauptvoraussetzungen des Friedens. „Keiner sagte von seinen Gütern, daß sie sein seien."

3. Es zeigt sich aber auch, daß die mechanische Anwendung des Prinzips der nationalen Selbstbestimmung zu Verkehrtheiten führt. Gewiß soll das nationale Wesen freiesten Spielraum bekommen, und wärs auch bloß, um einmal zur Ruhe zu gelangen; aber muß dies bedeuten, daß nationale Verwandtschaft sich mit gleicher Staatszugehörigkeit decken sollte? Nichts könnte verkehrter sein. Es ist für das Zusammenleben der Völker ein großer Vorzug, wenn Nationalität und Staatlichkeit sich nicht decken, sondern im gleichen

Staatsgefüge Nationalitäten verschiedener Art mit einander auskommen und von einander lernen müssen. Es muß das Staatsgefüge gelockert werden, die Grenzpfähle ihre Bedeutung verlieren, das kulturelle Leben vom Staate möglichst unabhängig gemacht und so auch dem nationalen Wesen von Minoritäten freieste Entfaltungsmöglichkeit verschafft werden. Dann wird die nationale Gereiztheit endlich schwinden. [1])

Das allein kann helfen. Wir scheinen freilich gegenwärtig von diesem Ziele weiter als je entfernt, aber vielleicht, daß gerade die Ueberspannung der einen Tendenz einen starken Umschlag in die andere herbeiführen mag.

4. Schließlich wird uns durch den Kampf um Oberschlesien auch ein Einblick in gewisse Triebfedern der Politik eröffnet, die man sonst weniger beachtet. Auf der einen Seite spielt Frankreichs Politik der Angst oder des Unglaubens eine große Rolle: Polen soll, wie eine Reihe von andern Staaten des Ostens, ein Wall sein, der Deutschland und Rußland von einander trennt und Deutschland im Rücken bedroht. Dazu kommen nun aber Gründe internationaler Wirtschaftskonkurrenz. Da Polen auch wirtschaftlich Vasall Frankreichs ist, würde dieses durch die Kontrolle der Bodenschätze Schlesiens, die sich zu denen seines alten Landes, dazu Elsaß-Lothringens, des Saar- und allfällig Ruhrgebietes gesellten, eine Kohlen- und Eisenmacht darstellen, die für England eine ganz gefährliche Konkurrenz bedeutete. Daher ist England mehr für den deutschen Besitz von Oberschlesien!

Der Kampf um die Kohle und das Erz ist ja eine der Haupttriebfedern aller großen Politik. Da aber die Kohlenfelder in absehbarer Zeit mit Erschöpfung bedroht sind, so hat die Suche nach dem Petroleum begonnen. Dadurch wird ein Gegensatz zwischen England und Amerika erzeugt, der z. B. bei der Kontrolle Mesopotamiens einsetzt. Wir kommen damit auf den zuerst hervorgehobenen Punkt zurück: das falsche Wirtschaftssystem, das jene falsche Politik erzeugt, die ihrerseits im Krieg gipfelt. Dabei ist besonders auf einen Punkt hinzuweisen: Hinter den wirtschaftlichen Konkurrenzmächten steht das Finanzkapital. Dieser Polyp streckt seine Fangarme über die ganze Welt aus, ganze Völker erwürgend oder ihnen das Lebensblut aussaugend. Die wahre Erklärung zahlloser Entscheidungen, deren Fassade politisch bemalt ist, d. h. mit allerlei schönen Prinzipien, historischen Argumenten und

[1]) Auch aus diesem Grunde: daß es nicht gut ist, wenn Staat und Nation überall zusammenfallen, bin ich gegen den Anschluß Deutsch-Oesterreichs an das Deutsche Reich. Es ist freilich auch aus andern Gründen nicht wünschenswert. Nicht die Vergrößerung von solchen geschlossenen und zentralisierten Staaten, sondern eine freie und möglichst fließende Föderation mannigfaltiger staatlicher Gebilde, scheint mir das zu sein, was wir im Interesse des Friedens und der Freiheit zugleich überall erstreben müssen.

nationalen Parolen, ist der allgewaltige, aber für die gewöhnlichen Sterblichen unsichtbare Einfluß dieser Macht. Sie wirkt im Dunkeln, nur die Früchte ihres Tuns treten ans Licht. Sie gleicht dem Einfluß, den einst gewisse kirchliche Organisationen haben mochten. An Stelle des jesuitischen Beichtvaters der Großen der Erde, der im siebzehnten Jahrhundert hinter der Politik stand, ist der Großbanquier getreten. Ist der Wechsel ein Fortschritt oder nicht? Die Völker haben nun dabei doch ein unbestimmtes Gefühl, daß ihre Geschicke von solchen geheimen Mächten regiert werden und gerade dieses Gefühl, verbunden mit dem der Ohnmacht, ist wohl eine Hauptquelle ihrer Unruhe. Wer versteht auch nur die internationalen Finanzfragen, die jetzt in den Vordergrund geschoben sind, z. B. alle die Geheimnisse der Valuta?

Daß bei einem solchen Stand der Dinge von Demokratie nicht die Rede sein kann, ist klar. Wir leben unter der Diktatur einiger wenigen gewaltigen Finanzherren und nur eine soziale Umwälzung kann uns Freiheit und Demokratie bringen.

Es ist auch für uns, die wir nicht Geschichtsmaterialisten sind, gut, diese Zusammenhänge zu sehen. So kann man den Dingen in jeder Beziehung auf die Wurzeln gehen. Man darf nicht meinen, daß durch die Heraushebung dieser ökonomischen Ursachen der Welterereignisse die Bedeutung der geistigen Mächte vermindert werde. Denn im Gegensatz zum Geschichtsmaterialismus glauben wir nicht, daß die geistigen Mächte in letzter Instanz von den ökonomischen bestimmt werden, sondern daß vielmehr diese durch geistige ihre Bedeutung, seis zum Schlimmen seis zum Guten, bekommen.

Wir haben eine große Lektion zu lernen, die sich in viel kleinen wiederholt. Wenn dies der Sinn der Weltbewegung ist, und gerade der ihrer schwersten Probleme, so ist das ein Trost.

II. Ein wenig Aufhellung und neues Dunkel. Osten und Westen. In Europa ist durch die Annahme des Ultimatums der Entente durch Deutschland, dem neuen demokratisch-sozialistischen Kurs in Deutschland, die Wendung Englands zu diesem hin eine gewisse Aufhellung eingetreten. Ein besonders erfreuliches Zeichen davon ist die letzte Tagung der Vereinigungen für den Völkerbund, die vom 3. bis zum 10. Juni in Genf stattgefunden hat. Es wehte an ihr, wie aus den Berichten ganz bestimmt hervorgeht, ein frischer Geist des Vorwärtsstrebens. Vor allem aber sind zwei Beschlüsse von großer symptomatischer Bedeutung: einmal die einstimmige Aufnahme der deutschen Liga für den Völkerbund in die allgemeine, sodann aber und vor allem die ebenso einstimmige Empfehlung der Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund. Das Allererfreulichste daran ist aber, daß der Antrag zu diesem zweiten Beschluß von den Franzosen lebhaft begrüßt worden ist. Das eröffnet doch gute Zukunftsperspektiven. Daß Deutschland im Sep-

tember Glied des Völkerbundes wird, ist nun doch wohl sicher. Es fragt sich freilich, ob es sich darum bewerben wird, aber man darf wohl annehmen, daß die jetzige Regierung dies zu tun gewillt ist.

Wenn dergestalt der Westen sich etwas entwölkt, so ist der Osthimmel desto finsterer geworden. Da ist immer der Faktor, der Japan heißt und besonders Japans Verhältnis zu Amerika ein schweres Fragezeichen. Sodann das „Erwachen" Chinas, wenn dieses Erwachen nämlich doch noch zu Imperialismus und Militarismus führen sollte. Die allernächste Gefahr aber scheint die Gährung in Indien, Egypten und der ganzen Welt des Islam zu sein, die nun durch das Bündnis zwischen Moskau und Angora einen neuen Anstoß erhält. Hier könnten noch furchtbare Dinge warten.

Auch darüber freilich stehen Gottesgedanken, die zu sehen nicht schwer scheint. Der Osten muß, wie auch Afrika, zu neuem Leben erwachen und das Joch des Westens abschütteln. Wir hoffen und bitten, daß dies nicht durch Blut und Trümmer gehen müsse und daß das Ende Freundschaft und Ergänzung, nicht Haß und Krieg zwischen Osten und Westen sei, aber wir würden auch ob einem allfälligen Durchgang durch schwere Gährung nicht verzagen.

Das Problem des Verhältnisses von Osten und Westen schiebt sich auf alle Weise in den Vordergrund. Wir werden davon wohl einmal gründlich reden müssen. Einer der besten Kenner dieses Problems, des jüngeren Blumhardts Schwiegersohn, Richard Wilhelm, ein Missionar im Sinne des Reiches Gottes, hat uns letzthin gezeigt, wie die chinesische Kultur, in deren Mitte er seit zwanzig Jahren arbeitet, an einem Wendepunkt stehe: entweder Christus oder ein neuer Imperialismus und damit eine Weltgefahr von furchtbarer Tragweite.

Das gilt ja schließlich für die ganze Welt. Aber gerade auch nach Wilhelm spricht Vieles dafür, daß Christus die Türen aufgetan sind.

III. Tagore. Er ist unter uns gewesen und fast möchte man sagen, wir seien um einen Schwindel reicher. Nicht etwa, daß Tagore selbst ein Schwindel wäre — nein, er ist ein erhabener, heiliger Mensch, ein Bild der Schöpfungsherrlichkeit und Gottebenbildlichkeit des Menschen. Aber die Aufnahme, die er gefunden! Da kam Einer und verkündigte die Häßlichkeit, Unmenschlichkeit und Gottlosigkeit unserer ganzen westlichen Kultur, wie sie nun infolge der Entwicklung der letzten Jahrhunderte geworden ist, verurteilte unsere Maschinenkultur, unsere staatliche Organisation, unseren Industrialismus, unsere Wissenschaft, predigte einen Antietatismus und Antimilitarismus, wie wir Andern ihn kaum je in dieser Schärfe und Unbedingtheit verstanden, kurz, vertrat das Gegenteil von all dem,

was bei uns als wahr und groß und nötig gilt. Und da saßen sie nun, diese Leute alle, die die Hüter dieser Dinge sind; da waren sie alle, die Intellektuellen, die Aestheten, die journalistischen Lanzknechte der Kapitalismus, die Damenwelt der haute volée, und bewunderten und schwärmten. O Tagore, wenn du wüßtest! O Tagore, wenn du unter uns bliebest und seis auch nur ein halbes Jahr, und man käme drauf, was du eigentlich meinst, wir fürchten sehr, man wünschte dich rasch zurück — nach Indien, ins Pfefferland, das ja dort sein soll. O Tagore, diese Leute, die dich als „Propheten und Apostel der Liebe und des Friedens" feiern und die jungen Leute, die um des Friedens und der Liebe willen das Handwerk des Tödtens verweigern, ganz in deinem Sinne, wegen „gemeiner Gesinnung" aus den Hallen der Universität weisen! Schlimm ist Militarismus, aber doch lange nicht so schlimm als Heuchelei.

Trotzdem — die Heuchelei beweist, daß eine geheuchelte Sache stark ist. Tagore ist ein Zeugnis dessen, was kommt. Nicht nur hat er überall eine Anzahl Menschen gefunden, die ihn, ohne sich ganz seinem Denken auszuliefern, aus ernstem Herzen zujubelten, nein, er ist auch ein Zeichen einer neuen Epoche, in seiner Weise auch ein Zeuge des Reiches Gottes [1])

IV. Das Erwachen Afrikas. Als Beweis für die Bewegung, die das Afrika der Neger durchzittert, möchten wir Einiges aus einem Bericht des Journal de Genève wiedergeben (18. X. 20).

„In Kraft der freien Selbstbestimmung der Nationalitäten und uns auf die von Präsident Wilson ausgesprochenen Prinzipien stützend, verlangen wir in aller Ehrerbietung, daß die Gebiete, die uns vor ungefähr vierzig Jahren durch den Oranjefreistaat abgenommrn wurden, uns zurückerstattet werden." Ungefähr so drückt sich der Nationalkongreß der Basuto, (eines südafrikanischen Negerstammes), in einer geplanten Eingabe an das englische Volk aus. Recht der Nationalitäten, Prinzipien des Präsidenten Wilson . . . ! Die Schwarzen von ganz Afrika sind nicht mehr das, wofür man sie in unserer Zivilisation hält, die nur sich selbst kennt, und die, während sie sich selbst beschaut, nicht bemerkt, daß die ganze Welt sich entwickelt und daß die Bewegung, die vom Zentrum aus geht, sich in ihrer ganzen Kraft bis zur Peripherie fortsetzt. Infolge des Werkes der Missionäre, dem fast überall die Zivilisation rasch nachfolgt, geben die Schwarzen nach und nach ihre Ueberlieferung, ihre Bräuche und Sitten auf und mit Hilfe des Unterrichtes erweitert sich ihr Horizont. Den Besten unter ihnen wird der Rahmen ihres Stammes zu enge. Sie reisen, sie lesen, sie diskutieren und zahlreich sind diejenigen unter ihnen, die über Weltpolitik ihre mehr oder weniger aufgeklärten Theorien haben . . . . . .

Nicht nur lesen die Schwarzen Afrikas heute mit Interesse die Neuigkeiten aus der ganzen Welt, sondern sie besitzen auch an manchen Orten Druckereien, wo sie eigene Zeitungen drucken und redigieren. Jede Woche geben sie ihren Abonnenten die letzten telegraphischen Nachrichten aus allen Ländern, mit einem „Sprech-

[1]) Von seinen Werken seien erwähnt: Gitanjali (religiöse Lieder). Heim und Welt (ein Roman); Sadhana (eine philosophische Darstellung seiner Weltanschauung) und vor allem die gewaltige Schrift über den „Nationalismus" d. h. den Staat und die westliche Kultur. Alle sind ins Deutsche übersetzt.

saal" an der Spitze des Blattes, wo sie oft mit großer Offenheit die politischen und wirtschaftlichen Ereignisse, die ihnen von einiger Wichtigkeit scheinen, besprechen

Das Ereignis des Weltkriegs hat auf sie den tiefsten Eindruck gemacht. Die Weißen sind dadurch in ihren Augen nicht gewachsen. Die Tatsache, daß man die Schwarzen brauchte, hat ihr Selbstgefühl sehr gehoben. Neue Anschauungen sind durch die heimkehrenden Krieger bis ins letzte Dörfchen getragen worden, freilich auch neue Sitten und zwar nicht gute!

Es vollzieht sich für die ganze Welt eine Evolution und vielleicht Revolution, die morgen das Antlitz der Erde umgestalten wird. Eine Seite der Geschichte ist endgültig geschlossen und eine neue hat begonnen . . . . . Die ganze schwarze Rasse kommt zum Bewußtsein ihrer selbst. Vom Norden von Rhodosia. bis zu den Grenzen der südafrikanischen Halbinsel, vom Tal des Nil bis zu denen der Niger und Senegal, an den Küsten des weiten Kongo oder an den Ufern der Binnenmeere, die die großen afrikanischen Seen darstellen, erfährt man von den Zuckungen nnd Umwälzungen (Europas), die vom Telegraphendrahte, der heute den ganzen schwarzen Kontinent durchzieht, hergetragen werden. Botschaften gehen zwischen den verschiedenen Stämmen hin und her, Gesellschaften zur Verteidigung der Eingeborenen und ihrer Rechte bilden sich, die ganz und gar aus Schwarzen zusammengesetzt und von ihnen geleitet sind. Advokaten, Aerzte, schwarze Professoren organisieren den Widerstand gegen die Antastung ihrer Rechte und Ungerechtigkeit aller Art. Sie haben ihre Gymnasien, sogar Universitäten, und machen die gleichen Examen wie die Weißen. Sie haben ihre Pfarrer und Bischöfe.

Oeffnet die Zeitungen, die die Schwarzen von Südafrika herausgeben und lesen: ihr würdet darin unter anderem von den russischen Bolschewisten und Erklärungen über das Wesen des Bolschewismus lesen können. . . . Die Organe der Schwarzen unterliegen unter der Hand Einflüssen zweifelhafter Art.

Vor die Tatsache dieses Erwachens der Völker und dieser Geltendmachung der Persönlichkeil sind unsere altzivilisierten Länder gestellt. Wie werden sie dieser neuen Lage gewachsen sein? Werden sie auf der Höhe der Situation stehen und die Seele der Schwarzen genügend verstehen, um den Schwierigkeiten, die den Beziehungen zwischen Schwarzen und Weißen daraus entstehen, hier zu begegnen? Wer wird im Stande sein, beide Welten so zu verstehen, daß er die Brücke zwischen ihnen schlagen könnte?"

Wir fügen hinzu: Wie nimmt sich dieser neuen Lage gegenüber nicht nur die bisherige Kolonialpolitik, sondern auch die Mission aus?

V. Ein Buch über Wilson. Der Amerikaner Ray Standard Baker hat ein kleines Buch über Wilson geschrieben, das jeder lesen sollte, der über diese weltgeschichtliche Gestalt ein Urteil abgeben will: Was Wilson in Paris tat? (What, Wilson did at Paris).[1]) Der Verfasser war Leiter des amerikanischen Preßbureaus in Paris während der Monate der Friedensverhandlungen und gehörte offenbar zum Kreis der Eingeweihten. Die ganze Darstellung verrät einen geistvollen und ehrlichen Mann. Aus diesem Buche geht Einiges, wie mir scheint, mit Sicherheit hervor: Wilsons absolute Lauterkeit; seine nie wankende Sache und die hartnäckige Entschlossenheit seines Kampfes, aber auch die Gewalt des Widerstandes, auf den er stieß; das Große, das er trotzdem vollbracht hat und das freilich zum Teil in der Verhinderung von Schlimmem bestand; die übermenschliche Arbeit, die der kränkliche Mann geleistet und die ihn verzehrt hat. Man erfährt, daß bei auffallenden und an-

[1]) Doubleday, Page 8, Constang, Gardon City, New York.

stößigen Entscheidungen Wilson nur die Wahl hatte, unter der diese gelten zu lassen oder die ganze Friedenskonferenz zu zersprengen und den Völkerbund unmöglich zu machen, so in der Frage von Schantung und Danzig. Es ist interessant zu sehen, wie im letzteren Fall zwei der vierzehn Punkte in Widerspruch geraten: die Forderung eines freien Zugangs zum Meere und der freien nationalen Selbstbestimmung, und ein Kompromiß einfach nötig wird. Der Leitstern des Wilsonschen Verhaltens ist überall, aus den Friedensverhandlungen für eine neue Ordnung so viel als möglich herauszukämpfen und im übrigen im Völkerbund ein Organ zu schaffen, durch das diese weiter geführt werden könne. Daß der Völkerbund verloren gewesen wäre, wenn man ihn nicht mit dem Friedensvertrag verknüpft hätte, geht aus dem Buche mit vollkommener Klarheit hervor. Wilson ist der idealistische Realpolitiker. Die Alternative, vor die er gestellt ist, heißt: entweder eine neue Ordnung in Form eines Kompromisses mit der alten oder das Chaos.

Ein Heros hätte vielleicht anders gehandelt, Wilson mußte seiner ganzen Natur nach den bekannten Weg gehen. Er ist kein Uebermensch, aber ein reiner, durch und durch lauter, dem höchsten Ziele dienender, großer Mensch. . . . . R.

Antimilitaristisches. 1. Im Haag fand vom 26. bis zum 31. März ein Internationaler Antimilitaristenkongreß statt. Es wird uns darüber Folgendes berichtet.

Obwohl der demonstrative Teil des Internationalen Antimilitaristenkongresses, der vom 26. bis zum 31. März 1921 im Haag (Holland) abgehalten wurde, einen ausgezeichneten Erfolg hatte, war dieser Teil den internationalen Antimilitaristen nicht die Hauptsache. Es handelte sich vor allen Dingen darum, eine enge internationale Fühlung zu erlangen und die Grundlage zu kräftigem internationalen Zusammenwirken zu schaffen. Aus diesem wichtigen Grunde hatten sich mehrere Geistesfreunde aus andern Ländern trotz der Paßverweigerung doch eingefunden: Unter andern Adamas, Daenens und Léa Gerard aus Belgien, F. Cordes aus Westfalen, L. Houssard aus Paris, Rudolf Großmann (Pierre Ramus) aus Wien und C. J. Björklund aus Stockholm.

Außer in öffentlichen Versammlungen trat man in sechs Konferenzen zusammen, sodaß also diejenigen, die den öffentlichen Sitzungen nicht beiwohnen konnten, dennoch vollkommen über den Verlauf des Kongresses unterrichtet waren und man daher alle grundsätzlichen Beschlüsse nach gemeinsamer Beratung fassen konnte. Folgende Organisationen waren vertreten: Internationaler Frauenbund für Frieden und Freiheit und Frauen-Friedensverein in den amerikanischen Vereinigten Staaten, R. Morgan French. Internationaler Antimilitaristischer Verein (J. A. M. V.) Landesverband Belgien, Adamas und Léa Gerard. — Landesorganisation Konsequenter Antimilitaristen in Dänemark (Landesverband des J. A. M. V.) J. van Langen. — Anarchistische Jugend Rheinlands und Westfalens, F. Cordes. — Bund der Kriegsdienstgegner (Deutschland) G. W. Meyer und Fr. Dr. Helene Stöcker; Bund „Neues Vaterland", Ortsgruppe Berlin des Deutschen Friedensvereins und Deutscher Landesverband des Internationalen Frauenbundes für Frieden und Freiheit durch Fr. Dr. Helene Stöcker. — Bewegung „Keinen Krieg mehr" (No more War Movement), England, durch W. Wellock; Anarchistische Föderation Paris durch L. Houssard. — Christliche Friedensbewegung in Frankreich durch Pfarrer H. Huchet; Franzö-

fische Schriftstellergewerkschaft durch M. Sauvage. — Anarchistische Gruppen Nordfrankreichs; Syndikalistische Jugend und Landesverband des J. A. M. V. Frankreichs durch L. Wastiaux. — Landesverband Niederlande des J. A. M. V. durch J. Hooyberg und L. Bot Jr.; Niederländisches Arbeitersekretariat durch B. Lansink Jr. — Ferner folgende Landes- und Ortsorganisationen, Holland: Bund Religiöser Anarcho-Kommunisten (Freier Kommunisten), Freie Sozialisten, Sozial-Anarchisten, Freidenkerverein „De Dageraad" (Der Tagesanbruch), Feministische Partei, Guttempler, Sozialistische Partei, Revolutionäre Frauenvereine, Metallarbeiter, Putzfrauen, Stukateure, Schneider, Gemeindearbeiter u. s. w. — Bund Herrschaftsloser Sozialisten in Oesterreich, vertreten durch Pierre Ramus. — Neusozialistische Partei Schwedens durch C. J. Björklund. — Kommunistische Jugend der Schweiz durch F. Lieb. — Internationale Absolutisten durch C. Boeke, H. P. Eyers und E. Fletscher.

Es konnten wegen Paßschwierigkeiten nicht anwesend ein:

Janko Todorov von den Bulgarischen Tolstoianern. — H. Delecourt vom Landesverband Frankreich des J. A. M. V. — W. Tchertkoff von den Russischen Religiösen Freien Gemeinden. — J. Humbert-Droz von der romanisch-schweizerischen sozialistischen Jugend. — J. Moyses vom Wiener Versöhnungsbund. — J. Simon von den Schweizerischen Christen-Sozialisten.

M. Hanot, der Schriftführer des französischen Landesverbandes des J. A. M., der kürzlich nach zehn Monaten Untersuchungshaft von gerichtlicher Verfolgung enthoben worden ist, konnte wegen Krankheit nicht kommen.

Die Abgeordneten der Anarchistischen Föderation in Spanien waren durch den in ihrem Lande herrschenden Terror verhindert.

Bis zuletzt hoffte man vergeblich auf das Kommen des Dr. Armin Wegner aus Deutschland, der über „Antimilitarismus, Kolonien und Orient" sprechen sollte. Ebenso wartete man vergeblich auf R. Rocker, der über „Militarismus und Kapitalismus" reden und die deutschen Syndikalisten vertreten sollte. Auch diese waren durch Paßschwierigkeiten verhindert. Einige deutsche Arbeiter-Abgeordnete wurden am Tage vor dem Kongreß in Bilthoven, Holland, verhaftet und über die Grenze abgeschoben.

Es sind Berichte und Mitteilungen empfangen worden aus: Belgien, Bulgarien, Dänemark, Deutschland, England, Frankreich, den Niederlanden, Norwegen, Oesterreich, Rußland, Schweden, der Schweiz, Spanien und den amerikanischen Vereinigten Staaten.

Gemäß dem Antrage des vorbereitenden Ausschusses beschloß man die Errichtung eines Bureaus „gegen Krieg und Reaktion". Der Zweck dieses Bureaus ist, einen möglichst kräftigen internationalen Kampf zu führen: a. gegen drohenden neuen Krieg; b. gegen weißen Terror; c. gegen militärische Intervention in Ländern, wo das Volk sich in revolutionär-sozialistischem Sinne zu befreien sucht.

Das praktische Ziel dieses internationalen antimilitaristischen Bureaus gegen Krieg und Reaktion wurde folgendermaßen festgelegt:

„Das J. A. M. V. gegen Krieg und Reaktion, zusammengestellt aus revolutionären antimilitaristischen Organisationen, stellt sich zum Ziel, den Militarismus international zu bekämpfen, um den Krieg und die Unterdrückung der Arbeiterklasse unmöglich zu machen. Es sucht bei den Arbeitern das Bewußtsein ihrer entscheidenden wirtschaftlichen Macht zu verstärken und propagiert den Generalstreik und die Massendienstverweigerung. Es propagiert die sofortige Einstellung aller Produktion für Kriegszwecke. Es wirkt darauf hin, das Heer für die Bourgeoisie unzuverlässig zu machen und spricht denen, die persönlich den Militärdienst verweigert haben, seine Anerkennung aus. Es widersetzt sich jedem Versuch, durch militärische Intervention ein Proletariat, das das kapitalistische Joch abgeschüttelt hat, aufs neue zu unterwerfen. Es wendet sich gegen alle Formen wirtschaftlicher Ausbeutung und militärischer Unterdrückung der farbigen Rassen und sucht zwischen dem revolutionären Proletariat des Nordens, Südens, Ostens und Westens möglichste Einheit und Zusammenarbeit zu fördern!

Einstimmig wählte man Holland als das Land, wo das Exekutivkomitee des J. A. M. B. vorläufig seinen Sitz haben soll.

Am Mittwoch Nachmittag wurde der demonstrative Teil wieder eröffnet aus Anlaß eines von einigen Orientalen eingelaufenen Schreibens, die den Eindruck empfangen hatten, daß „international" auch hier wieder „weißrassig" bedeutete. Das Bureau teilte mit, daß man bis zum letzten Augenblick auf Dr. Armin Wegner gewartet hatte, daß der Vorsitzende schon in seiner Eröffnungsrede bedauert hatte, keine farbigen Mitkämpfer anwesend zu sehen und das Vertrauen ausgesprochen, daß die farbigen Revolutionäre neue Schwungkraft in die antikapitalistische antimilitaristische Bewegung brächten. Auch hatte der holländische J. A. M. B. früher schon mehrmals versucht, mit der indischen revolutionären Bewegung in Berührung zu kommen, jedoch war dies jedesmal mißglückt. Doch nun konnte das Bureau schon mitteilen, daß Maßregeln genommen waren, die die Verbindung mit dem Orient bereits sofort dauerhaft machten. Nachdem unter anderem noch Wegners Botschaft an die Völker des Orients vorgelesen worden war („Die Tat", November 1920), wurde der demonstrative Teil geschlossen und der organisatorische wieder eröffnet.

Auf Antrag der belgischen Abordnung wurde an die amerikanische Regierung ein Protesttelegramm gegen die Gefangenhaltung von Eugene Debs abgesandt. Auf Antrag der französischen Abordnung wurde ein Telegramm an die französische Regierung gesandt, um gegen die Gefangenhaltung von Armand, Cottin, Martym Badina und aller Opfer des Militarismus zu protestieren. Auf Antrag derselben Abordnung wurde eine Entschließung angenommen, die alle Geistesfreunde anspornt zum Kampf gegen Heer, Gendarmerie, Polizei und Magistrat und zur radikalen Zerstörung der Unterdrückungsinstrumente durch passiven Ungehorsam, je nach persönlicher Veranlagung und Umständen. Alle Kampfmittel wurden systematisch geprüft und die notwendigsten festgestellt.

Hiernach wurde der öffentliche Kongreß geschlossen. Die Versammlungen des Int. Antimilit. Vereins hatten einen strikt privaten Charakter. Allein, es sei erwähnt, daß die Auffassung, daß es in erster Linie der organisierten Arbeiterschaft obliegt, den Militarismus zu brechen, zu dem Beschluß führte, die bekannte Losung: „Keinen Mann und keinen Pfennig" folgendermaßen abzuändern: „Keinen Pfennig, keine Arbeit, keinen Mann für den Militarismus".

2. Die „Absolutisten", von denen im vorstehenden Bericht die Rede ist, haben sich inzwischen besonders organisiert. Es sind die Leute von Bilthoven und ihre Gesinnungsverwandten. Während die Andern sich für den revolutionären Bürgerkrieg die Anwendung von Waffengewalt als letzte Möglichkeit vorbehalten, lehnen die „Absolutisten" sie auch für diesen Fall ab. Sie haben ihrer Organisation den Namen Paco gegeben, ein häßliches Kunstwort für eine schöne und natürliche Sache. Ihr Bericht lautet:

Krieg ist ein Verbrechen gegen die Menschheit.

Wir sind daher entschlossen, keine Art von Krieg zu unterstützen und für die Beseitigung aller seiner Ursachen zu kämpfen.

Die Konferenz, welche die vorstehende Erklärung abgefaßt hat, erläutert sie in folgender Weise:

Krieg ist ein Verbrechen gegen die Menschheit. Denn er ist ein Verbrechen gegen das Leben und mißbraucht den Menschen als Mittel für politische und wirtschaftliche Zwecke.

Wir sind daher entschlossen, getrieben von starker Liebe zur Menschheit Keine Art von Krieg weder Angriffskrieg noch Verteidigungskrieg zu unterstützen. Dies ist wichtig, weil fast jeder Krieg von den Regierungen als Verteidigungskrieg hingestellt wird und im Bewußtsein der Völker als Verteidigungskrieg geführt wird.

Wir unterscheiden drei Arten von Krieg:

a. Krieg zur Verteidigung des Staates, zu dem wir durch Geburt oder Wahl gehören. Den Waffendienst für diesen Zweck zu verweigern, ist schwierig, weil der Staat alle seine Machtmittel gebrauchen wird, uns zu zwingen.

Ferner weil man die angeborene Liebe zu unserer Heimat solange zu der nationalistischen Täuschung mißbraucht hat, als sei Staat und Heimat dasselbe.

b. Krieg zur Verteidigung der bestehenden Gesellschaftsordnung mit ihren Sicherungen und Vorrechten für die Besitzenden. Daß wir keine Waffen für diesen Zweck ergreifen werden, versteht sich von selbst.

c. Krieg zur Verteidigung und Befreiung des bedrückten Proletariates.

Die Weigerung für diesen Zweck die Woffen zu ergreifen, ist sehr schwer.

1. Weil der bolschewistische Staat und noch mehr das empörte Proletariat in Zeiten der Revoluton in Jedem einen Verräter sehen wird, der sich weigert, es mit Waffengewalt zu unterstützen.
2. Weil unsere angeborene Liebe für die Leidenden uns in Versuchung führen könnte, Gewalt zu gebrauchen, um ihnen zu helfen oder sie zu unterstützen.

Wir sind indessen überzeugt, daß Gewalt niemals die Ordnung aufrecht erhalten, nicht wirklich unsere Heimat schützen, das Proletariat nicht wahrhaft befreien kann.

Die Erfahrung hat gezeigt, daß durch jeden Krieg eine erschreckende Verwilderung und Verrohung, die Vernichtung aller Freiheit eintritt, und daß das Proletariat nur scheinbar dadurch gewinnt, in Wahrheit aber seine Leiden vermehrt.

Es ist uns daher unmöglich, irgend einen Krieg

zu unterstützen,

weder durch direkten Dienst im Heere, in der Flotte, in der Luft, noch durch bewußte Herstellung von Munition und Kriegsmaterial, noch durch Leistung irgend eines von einer Regierung geforderten Dienstes als Ersatz für Waffendienst, noch durch Zeichnung von Kriegsanleihen, noch durch Hergabe unserer Arbeit, um andere für den Kriegsdienst freizumachen.

Wir sind uns klar, daß wir als konsequente Pazifisten nicht das Recht haben, eine bloß negative Stellung einzunehmen, sondern bemüht sein müssen, die tieferen Ursachen des Krieges zu erkennen

und für die Beseitigung aller seiner Ursachen zu kämpfen.

Als Ursachen des Krieges sehen wir nicht nur Selbstsucht und Habsucht an, die sich in jedem Menschenherzen finden, sondern auch alle Faktoren, welche die Menschen als Massen zu gegenseitigem Haß und Massenmord führen.

Wir sehen in den folgenden Antrieben die für unsere Zeit wichtigsten:

1. Die Unterschiede der Rassen, die zu Neid und Haß künstlich gesteigert werden.
2. Die Unterschiede der Glaubensbekenntnisse, die durch Unduldsamkeit zu gegenseitiger Mißachtung künstlich aufgestachelt werden.
3. Die Gegensätze der Klassen, der Besitzenden und der Nichtbesitzenden, die fast unvermeidlich hintreiben zu Völker- und Bürgerkrieg, solange das gegenwärtige Produktionssystem besteht, das auf Profitwirtschaft anstatt auf Bedarfswirtschaft beruht.
4. Die Gegensätze der Nationen, in denen wir zum großen Teil eine Folge des jetzigen Produktionssystems sehen, das zum Weltkrieg und zu wirtschaftlichem Chaos geführt hat.

Wir sind überzeugt, daß diese Gegensätze durch eine den Bedürfnissen der einzelnen Nationen angepaßte Regelung der Weltwirtschaft ausgeglichen werden können.

5. Endlich sehen wir auch eine wesentliche Ursache des Krieges in der falschen Auffassung des Staatsgedankens. Der Staat ist um des Menschen willen da, nicht der Mensch um des Staates willen.

Die Anerkennung der Heiligkeit des menschlichen Lebens, der menschlichen Persönlichkeit muß das Grundgesetz der menschlichen Gesellschaft werden.

Anderseits darf auch der einzelne Staat nicht mehr als souveränes Einzelwesen betrachtet werden; denn jede Nation ist ein Teil der Familie der Menschheit. Wir müssen daher mit aller Kraft für die Beseitigung von Klassen und trennenden Grenzen wirken und für die Schaffung einer weltumfassenden Brüderlichkeit begründet auf
Gegenseitige Hilfe.

3. Die Internationale Frauenliga für Friede und Freiheit veranstaltet vom 1. bis 15. August in Salzburg einen Ferienkurs, an dem das Thema: Erziehung zum Internationalismus behandelt werden soll. Die erste Woche ist der psychologischen, die zweite Woche der politischen und historischen Seite der Frage gewidmet. Eröffnet wird der Kurs durch einen Vortrag von Jane Addams, Hull House, Chicago. Als Hörer sind Männer und Frauen aller Länder gedacht, die sich für eine Neuorientierung des internationalen Lebens auf der Grundlage des Rechtes und der Versöhnung interessieren. Man hofft namentlich auf die Beteiligung der jungen Generation. Programme mit allen näheren Bestimmungen sind zu beziehen bei Frl. M. Grob, Feldeggstraße 41, Zürich 8.

4. Aufhebung des Feldpredigeramtes und des Gebrauchs von Waffengewalt bei innerpolitischen Kämpfen. Zwölf Pfarrer haben sich an die evang. Synode des Kantons St. Gallen mit folgender Motion gewendet:

„Durch das Evangelium Jesu Christi belehrt, durch die entsetzlichen Tatsachen des Weltkrieges und der Revolutionen aufgerüttelt, erkennt die Synode des Kantons St. Gallen, daß die ungeheuren Schwierigkeiten der äußern und der innern Politik niemals durch die Gewalt militärischer Mittel gelöst werden können, sondern nur durch die Gewalt jener Umwandlung aller Dinge auf Erden, die aus dem Umdenken des Menschen im Geiste Jesu Christi fließt;

Sie erachtet es als Gewissenspflicht der evangelischen Kirche, in gegenwärtiger Stunde diese Erkenntnis unmißverständlich auszusprechen und ihr die Folgen zu geben, für die die Lage reif zu sein scheint. Sie bestünden darin,

1. Durch Abschaffung des Feldpredigeramtes dem Militarismus die bisher gewährte religiöse Weihe zu nehmen,
2. und laut zu fordern, daß bei den innern Kämpfen unserer eigenen Landespolitik von keiner Seite Waffengewalt verwendet werde."

5. Dienstverweigerung und Civildienst. Wie wichtig die Eingabe der „Frauenliga für Friede und Freiheit" die Motive der Dienstverweigerer beurteilt, zeigt folgende Briefstelle:

„. . . . Ich möchte ferner nicht versäumen, Ihnen meine große Freude über den im Aufbau ebenfalls abgedruckten tapferen Aufruf des Schweizerischen Zweiges der Int. Frauenliga für Fr. und Fr. an den Bundesrat kundzutun. Ich stehe nun vor dem Abschluß meiner zweiten Haftzeit, zu der ich verurteilt bin, weil ich dem herrlichen Militarismus den Rücken gekehrt habe. Zweimal habe ich nun den Unsinn einer derartigen Bestrafung erlebt, die an meiner Ueberzeugung selbstverständlich höchstens das zu ändern vermochte, daß dieselbe noch fester wurde. Weniger als der Freiheitsentzug drückt die Nutzlosigkeit der Beschäftigung während demselben, das Unvermögen, dem Land, daß auch uns vaterlandslosen Gesellen am Herzen liegt, mit seiner Tätigkeiten dienen zu können. Ich freue mich sehr, daß Sie als Frauen für uns Narren das Wort in so klarer, unzweideutiger Weise ergriffen

haben und wünsche Ihrer Eingabe an den Bundesrat einen vollen Erfolg. Ihre Forderungen enthalten vollständig die Grundlagen zur gerechten Lösung des Konfliktes der Militärdienstfrage. Bis zur Verwirklichung derselben gibt es für mich leider keinen andern Weg als den bis dahin gegangenen: ich werde auch in Zukunft auf diese Weise, in Ermangelung einer bessern Möglichkeit, für den Frieden eintreten. Mit vereinten Kräften werden wir die trennenden Schranken niederlegen. Im festen Glauben an unsere große Sache, bleibe ich . . . ."

Ein Wort zu meiner Demission als Professor der Theologie.

Die Leser der Neuen Wege und besonders die Freunde und Gesinnungsgenossen unter ihnen erwarten gewiß und mit völligem Recht, daß ich ihnen die Gründe mitteile, die mich veranlaßt haben, dem Regierungsrat des Kantons Zürich meine Demission als Professor der Theologie einzureichen. Sie dürfen auch versichert sein, daß ihnen diese Aufklärung in aller Ehrlichkeit und Ausführlichkeit zu teil werden wird. Gewisse Umstände aber, besonders der, daß die Sache noch nicht erledigt und endgiltig geklärt ist, legen mir vorläufig noch eine gewisse Zurückhaltung auf. Immerhin kann ich heute schon soviel sagen, als dringend nötig ist.

So sei denn namentlich festgestellt, daß das, was die Zeitungen über die Motive meines Entschlusses gebracht haben, zum größten Teil [1]) ganz verkehrt ist, dummer Klatsch oder direkte Lüge und Verleumdung. Man konnte bei diesem Anlaß wieder über das Wesen dieser Macht allerlei traurige Feststellungen machen. Warum in einer Sache, über die doch nur ich und einige wenige durch mich Unterrichtete Bescheid wissen, nicht abwarten, bis wir uns geäußert haben? O nein, es wird in Eile der bekannte Lügenapparat in Bewegung gesetzt: Kapitulation vor einem unbedeutenden Votum im Kantonsrat; Angst vor dem „Dossier" des Bundesanwalts, das meine Beteiligung an den Unruhen von 1917 (eine alte Lüge!) beweise; die Absicht in Außersihl „eine eigene Sekte zu gründen zur Förderung der Revolution"; dazu Kommentare über meinen „Kommunismus" und „Bolschewismus", die den Stempel der bewußten Verleumdung an der Stirn tragen. Den Apfel abgeschossen hat aber doch jener Pfarrer, der, bisher einer meiner wildesten Bekämpfer, in der „Neuen Zürcher Zeitung" unter der Maske von freundschaftlicher Gesinnung den vielen in solchen Dingen ganz unorientierten Lesern dieses Blattes verkündigt, meine Demission sei das Eingeständnis eines völligen Fiasko, und daneben noch sonst allerlei kleinere und größere Perfidien anbringt. Es sei hier z. B. festgestellt, daß seine Behauptung, ich hätte in Freundeskreis und öffentlich immer wieder erklärt, „Ich bin freisinniger Theologe bis auf die

[1]) Eine zutreffende Darstellung meiner Motive aus der Feder wirklicher Freunde brachten eine Anzahl sozialistischer Zeitungen, einen sehr freundlichen Artikel die „Neue Schweizer Zeitung" und — nach einem gegenteiligen — der „Anzeiger von Wädenswil". Ein Beispiel loyaler, ja hochherziger Auseinandersetzung bot eine Aussprache im Winterthurer „Landboten". Anderes von dieser Art mag mir nicht bekannt geworden sein.

Knochen" eine faustdicke Unwahrheit ist, von der man nicht begreifen kann, wie ein über den wahren Sachverhalt so gut Orientierter sie auszusprechen wagt.

Aber das Allerschlimmste ist, daß solche Versuche Erfolg haben, daß ein großer Teil des Publikums, voll Argwohn gegen das, was gut und ehrlich ist, auf jeden Schwindel, den doch ein Kind erkennen könnte, hineinfällt. Ja, man kann es wieder sehen: es ist unter uns viel Glaube an das Böse und wenig an das Gute. Das ist verhängnisvoll. Ich habe diese Tatsachen festgestellt, weil sie nicht nur mich persönlich angehen, sondern ein Licht auf unsere ganze öffentliche Moral werfen.

Allerdings darf ich nicht verschweigen, daß diese Zeitungslüge doch nicht das Urteil Aller zu fälschen vermag. So sind mir auch eine große Zahl von Kundgebungen anderer Art und von höchstem Werte zugekommen. Indem ich dafür auch an dieser Stelle aufs wärmste danke, erkläre ich also, daß mein Schritt mit all jenen mir zugeschobenen Motiven nicht das geringste zu tun hat. Er ist auf keine Weise durch Anfechtungen von außen her veranlaßt worden, ist nicht aus Verärgerung oder Kleinmut oder gar dem Gefühl eines Fiasko hervorgegangen, sondern die Frucht meiner ganzen bisherigen Entwicklung und langer, schwerster Kämpfe, ich darf wohl auch sagen: eines gestärkten Glaubens. Auch ist er schon vor ungefähr einem halben Jahre gefaßt worden, was eine Anzahl vertrauter Freunde bezeugen können. Ich will hier die wirklichen Gründe nur andeuten, um sie, wie ich versprochen, später ausführlicher zu entwickeln: Es ist auf der einen Seite meine kritische Stellung zu Kirche, Pfarramt und Theologie, auf der andern der starke Drang, in der Vertretung der Wahrheit vom Reiche Gottes neue Wege zu gehen.

Diese Andeutung mag vorläufig genügen. Die Gesinnungsgenossen werden unschwer erraten, daß es sich um Probleme handelt, die uns Alle schon lange beschäftigen und über die ich alles Wesentliche selbst auch schon wiederholt gesagt habe. Es ist also gar nicht bloß meine Sache, um die es sich handelt, sondern eine Sache von prinzipieller Bedeutung und also eine, die uns Alle angeht. In diesem prinzipiellen und allgemeinen Charakter des mir gestellten Problems sollte alles „Persönliche", das in diesem Falle gar keine Rolle spielt, untergehen. Dann könnte vielleicht Gutes und Heilsames daraus werden.

Zürich, 13. Juni 1921. L. Ragaz.

Druckfehler. Im Blumhardt-Aufsatz des letzten Heftes muß es auf Seite 173, Zeile 5 und 6 von unten selbstverständlich heißen: „vollen Sieg des neuen über den alten Menschen", nicht umgekehrt.

Redaktion: **R. Lejeune**, Pfarrer in Arbon; Liz. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Professor in Zürich; **Karl Straub** in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Lejeune** zu senden. — Druck und Expedition **R. G. Zbinden & Co.** in Basel.

Gott — und wir.

Predigt über Matth. 7, 7, 8. [1])

Es ist schwer, sich selbst zu predigen. Und doch ist das jedenfalls die Aufgabe dieser Stunde, in der wir als Vertreter der evang. Kirche aus allen Gemeinden des Kantons zusammengekommen sind, dem Worte Gottes in ganz besonderer Weise stillzuhalten. Gerade die Kirche sollte im Stande sein, sich selbst zu predigen. Daß diese Aufgabe für einen Einzelnen allzuschwer ist, das ist mir peinlich bewußt. Ich bitte euch deßhalb, das Wort dieser Stunde nicht als eine persönliche, sondern als unser aller gemeinsame Angelegenheit aufzunehmen und zu überdenken.

Es kann sich jetzt wirklich nur um eine gemeinsame Sache handeln; nämlich um die uns alle gleicherweise angehende Frage: Was sagt wohl Gott zu unserer kirchlichen Arbeit? Wie erscheint im Lichte des Evangeliums alles das, was wir im Namen der Kirche tun? Denn nicht wahr: das wäre eigentlich die Aufgabe einer Predigt, uns vor Gott selbst zu stellen? Freunde, das wäre etwas, wenn wir uns in seinem Lichte sehen könnten! Wenn nicht nur die Meinung eines beliebigen Pfarrers uns entgegentönte mit all ihren unvermeidlichen Unklarheiten und Verschiebungen, sondern wenn Gott selbst uns sein Urteil kund täte! Dann erst könnte eine solche Selbstbesinnung fruchtbar werden und uns weiterführen.

Gottes Urteil, nicht Menschenurteil haben wir nötig. Allzuleicht verfallen wir der Gefahr, zuerst nach dem Urteil anderer Leute zu fragen; z. B. was sagt der Staat zu unsrer Kirche? Was sagen die Katholiken? Was sagen die sozialistischen Arbeitermassen, was die Bauern auf dem Lande, was die Gebildeten in den Städten? Es ist heillos, wie diese Fragen sich immer wieder vordrängen, ja uns Kirchenleute sehr viel mehr reizen als die eine unbedingt wichtigste Frage: wie denkt Gott über uns?

Um diesen untergeordneten Fragen zu entgehen, greifen wir zu einem Bibelwort. Das soll Maßstab sein, an dem wir uns messen.

[1]) Predigt vor der St. Gallischen Synode am 20. Juni 1921.

Christus spricht: „Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgetan. Denn wer da bittet, der empfängt und wer da sucht, der findet und wer da anklopft, dem wird aufgetan." Gerade weil das ein ruhiges Wort ist, ohne „Hörner und Zähne", kann es uns ganz allgemein zeigen, welches die rechte Beziehung ist, in der Gott uns zu ihm haben will und wie er also über uns denken wird. Dieses Jesuswort scheint mir ganz klar und unmißverständlich jenes Verhalten der Menschen Gott gegenüber darzustellen, das allein als Gott wohlgefällig bezeichnet werden kann: Der Mensch bittend, Gott gebend; der Mensch suchend, Gott gewährend; der Mensch anklopfend, Gott öffnend.

Beides ist damit bezeichnet: der ungeheure Abstand des Menschen von Gott, und zugleich der Weg, auf dem allein eine Annäherung Beider stattfinden kann. Der Abstand: Gott gegenüber sind wir immer nur die Bittenden, die selbst nichts haben und nichts können; sind wir immer die irre Gehenden, die nach der rechten Fährte suchen müssen; sind wir die draußen Stehenden, denen nur das Anklopfen möglich ist, wenn sie hineinwollen. Und Gott ist der allein Reiche, der alles hat und alles kann. Er ist selbst die Fülle und spendet wie er will. Er ist das Ziel selber, das Andere mühsam suchen müssen. Er ist der Ferne, der sich aber kann finden lassen. Er ist drinnen in der Herrlichkeit und könnte uns einlassen, wenn er wollte. Wir sind die Armseligen und Unvermögenden, ganz unten auf der untersten Stufe, Gott ist der Erhabene auf der obersten Stufe, wo von sich aus Niemand zukommen kann.

Aber es gibt eine Möglichkeit, daß Höhe und Tiefe zusammenkommen: wenn Gott selbst die Verbindung herstellt, wenn Er aus der Höhe hinuntergreift in die Niedrigkeit, wenn Er selbst gibt, wenn Er selbst sich finden läßt, wenn Er selbst auftut. Ob er das tut, das hängt ganz von ihm selbst ab, von seinem Willen, ja von seiner Willkür, seiner Erwählung. Aber nun eben: daß der Erhabene das will, daß er sich der Menschen in der Tiefe erbarmt, daß er mit seiner zugleich gewaltigen und gnädigen Hand hinuntergreift in den Knäuel der sonst verlorenen Menschenkinder, das ist eben die überraschende frohe Verkündigung der heiligen Schrift, das ist eben jene Verheißung, die die irrende Menschheit immer wieder aufhorchen läßt und die sie niemehr wird vergessen können. Das ist auch die Verheißung, die gerade in unserm Jesuswort brennt und Sehnsucht weckt: denn hier klingt etwas vom Empfangen, vom Finden, vom Aufgetanwerden. Gott gewährt. Das ist die Verkündigung Jesu. Aber wann? Nur wenn wir bitten und anklopfen, nur wenn wir wissen, wer wir sind, und wie wir vor Gott zu stehen haben: als die kleinen Menschen mit den leeren Händen, als Leute, die wissen, daß sie rein nur aufs Betteln angewiesen sind. Seht darin, daß Gott uns vor allem als Bittende, Suchende, Anklopfende haben will, bevor er gewährt, kommt die ganze Majestät Gottes zur Geltung und zugleich auch sein

Erbarmen. Beides bleibt damit gewahrt, seine Herablassung und seine Erhabenheit. Nur in dieser ohnmächtigen Haltung des Bittens anerkennen wir Gott als den absoluten Herrscher und zugleich als den Gnädigen. Und damit geben wir Gott, was Gott gebührt; damit stehen wir so zu ihm, wie er uns haben will.

Von da ergibt sich nun ganz von selbst die Frage für uns Kirchenleute, die wir doch gerne Gott wohlgefällig wären: Wie stehen wir Gott gegenüber? Sind wir Kirchenleute die Bittenden und Anklopfenden? Sind wir die Armen und Hilflosen? die Menschen der Tiefe, die nach Ihm die Hände ausstrecken und damit seine alleinige Macht und Gottheit anerkennen? Eine gewichtige Frage; die Antwort auf sie ist entscheidend. Denn nur wer bittet, der empfängt, wer sucht, der findet, wer anklopft, dem wird aufgetan.

Wer von uns wagt es, diese Frage mit einem fröhlichen Ja zu beantworten? Trotz des vielen Betens, das unter uns geschieht, sind wir wirklich Bittende? Trotz unserer vielen Erörterungen über die Rätsel des Lebens und die sogenannten Weltanschauungsfragen, sind wir tatsächlich Suchende? Trotz der mancherlei Versuche, neue Wege einzuschlagen, klopfen wir wirklich an? Denn nicht wahr: Bitten, suchen, anklopfen, das sind Bezeichnungen für eine drängende, leidenschaftliche Sehnsucht, die es nicht mehr aushält, die um jeden Preis herausmöchte aus dem Mangel, heraus aus dem Irrtum, heraus aus der Fremde. Das wahre Bitten kommt nur aus einem Nicht haben, das Suchen aus einem Verloren haben und Irre gehen, das Anklopfen aus der Pein des Ausgeschlossenseins. Und es kommt aus der Ueberzeugung, daß Hilfe irgendwo vorhanden ist, aber nicht da, wo wir sind; daß es ein Ziel gibt, aber nicht schon hinter uns, sondern erst noch vor uns; daß das Herrliche, das wir nötig haben, Wirklichkeit ist, aber hinter einer Türe liegt, die wir von außen nicht öffnen können. Aus dieser gewaltigen Spannung zwischen der eigenen Leerheit und der göttlichen Fülle entzündet sich das Bitten, Suchen, Anklopfen. Ist solche Spannung wirklich unser Zustand? Sind wir wie Leute, denen einfach nichts anderes übrig bleibt als die demütige Rolle des Bittstellers, der auf die Antwort warten muß? Sind wir wie Leute, die nie zur Ruhe kommen, weil sie immer wieder aufgejagt werden, leidenschaftlich angezogen von dem Gegenstand ihres Suchens? Sind wir wie Leute, die es draußen einfach nicht mehr aushalten und deßhalb an der Türe gespannt horchen auf das erlösende: „Herein!"

Habt ihr, liebe Freunde, nicht auch das Gefühl, daß diese Spannung und Not nicht einmal in unseren Gebeten spürbar ist? Wenn man so betet in den Kirchen, in den Schulstunden, vor dem Einschlafen, so ist das weniger ein Bitten als ein Gewähren. Wir schenken dem lieben Gott auch noch einen Augenblick von unserer doch so kostbaren Zeit. Oder wir wollen mit unseren Gebeten der

Sache, die wir vertreten, eine religiöse Weihe verleihen. Es macht sich doch viel besser, wenn es heißt: „die Versammlung wurde mit Gebet eröffnet und geschlossen." Gerade wie wenn Gott auf unsere Huldigungen angewiesen wäre! Er, der ewig reiche Gott auf uns hohle zerbrechliche Geschöpfe! Oder sind unsere andern frommen Handlungen im Grunde etwas anderes, als daß wir Gott etwas geben, weil er es von uns verlangt, statt umgekehrt? Wir machen ihm gelegentlich einen Anstandsbesuch in der Kirche. Wir lassen uns gelegentlich herab, für den lieben Gott ein gutes Wort einzulegen oder vielleicht gar am Stammtisch die Religion in Schutz zu nehmen, wie wenn Gott eine Verteidigung nötig hätte! Gott, ohne den wir ja alle miteinander nichts sind! Oder leben etwa wir Pfarrer in einer solchen Spannung und Not des Bittens, das aus dem Mangel emporseufzt? Sind wir im Großen und Ganzen nicht eher die sicheren Verfechter Gottes als die Gottsucher? Schon das Amt bringt es mit sich, daß wir überall aufgesucht werden und aufzutreten uns gewöhnen als Diejenigen, die am ehesten etwas auszuteilen hätten und nicht als Solche, die selbst ihre Hände füllen lassen müssen. Und alle unsere Verhandlungen in Synode und Vorsteherschaften, auch wieder der neuerdings an uns gerichtete Fragebogen der Kirchenvisitation, sie zeigen immer wieder die ruhige Selbstverständlichkeit, als ob alles, vorab die eine große Hauptsache, die Gottesfrage, vollständig in Ordnung sei. Es ist überall vorausgesetzt, daß wir Haben, Besitzen, Drinsitzen; also eigentlich nicht mehr zu bitten und anzuklopfen haben. Jedenfalls würde ein Fremder, der unser Predigen und Verhandeln vernähme, durchaus den Eindruck erhalten, daß bei uns das Suchen und Fragen schon lange keinen Zweck mehr habe, da wir offenbar schon empfangen und gefunden hätten; jedenfalls seien wir nicht mehr in großem Abstand von Gott.

Und ist das im Grunde nicht auch unsere Meinung, daß wir im Besitze Gottes seien, seines Segens gewiß sein könnten, weil wir die rechte, endgültig reformierte Gotteserkenntnis besäßen? Ist uns nicht das Heil anvertraut? Das ist doch für unsere Kirche keine Frage mehr. Unsere Fragen gehen schon längst in einer andern Richtung. Nämlich wie wir dieses Heil noch besser missionieren, noch feiner auslegen, noch praktischer anwenden und nach immer mehr Seiten verästeln und kanalisieren könnten z. B. in die Politik und in das soziale Leben hinein. Darüber aber herrscht stillschweigende Einigkeit, daß wir selbst in unserer Kirche Gott haben. Natürlich, setzt man sofort hinzu, Gott haben, wie wir Menschen überhaupt Gott „haben" können; mit selbstverständlichen Einschränkungen; besonders viel könne es ja nie sein und meistens trete es gar nicht in Erscheinung; es überschreite natürlich nie ein gewisses Durchschnitts- und Mittelmaß. Ist das nicht im allgemeinen die Stimmung unserer Landeskirche und erklärt sich aus ihr nicht vollkommen, daß wir in unserer Kirche jene Spannung des Bittens, Suchens, Anklopfens

nicht spüren? Der Abstand fehlt. Wir glauben uns Gott nahe. Wir fühlen uns keineswegs in der Tiefe.

Und das, trotzdem wir eigentlich offenkundig unseres Mangels überwiesen sind. Es kann doch mit dem besten Willen der Anschein nicht mehr aufrecht erhalten werden, als ob wir die verheißenen Gotteskräfte besäßen und aus ihrer Fülle heraus lebten. Hätten wir empfangen, gefunden, wäre uns aufgetan, wahrhaftig! es müßte anders aussehen unter uns. Wir können höchstens darauf hinweisen, daß wir hinter andern Kirchen und Gemeinschaften nicht zurückstehen, auch, wie sie, christliche Persönlichkeiten, ansehnliche Liebeswerke, hie und da einen Erziehungserfolg aufzuweisen hätten. Gewiß haben wir das, und nicht etwa weniger, aber auch nicht mehr als jene. Aber das Heil, es sprudelt auch bei uns nicht. Jenes Heil im Vollsinn des Wortes, das erst diesen Namen tragen darf; das Heil, auf das die ganze Welt wartet; das wie ein Strom sich über die verschmachtende Menschheit ergösse und die ermattete erfrischte. Jener Geist, der Kraft ist und umgestaltet und neuschafft. Jene Gerechtigkeit, die alle Fesseln sprengt und den Armen zu ihrem Rechte verhilft. Jener Friede, der alle Kriege beseitigt und alle Laster entwurzelt. Jenes Heil, das alles heilt, jene Liebe, die alles kann. Das Heil, nach dem auch die unvernünftige Kreatur seufzt. Wo ist dieses Heil? Ach wir sind so fürchterlich bescheiden geworden in Bezug auf das, was Heil ist. Die innern Friedensgefühle einiger frommer Herzen, die stille Wunderblume hinter den Mauern des Seelengärtleins. Schon lange haben wir verzichtet auf das Heil als einen Zustand allgemeiner Gesundung und Erlösung. Wir haben uns damit abgefunden, daß von einer wirklichen Ueberwindung jener Mächte keine Rede ist, die unser Leben zerstören. Die furchtbaren Grundtriebe der Menschen, Selbstsucht, Gewalttätigkeit, Sinnlichkeit sind bei uns so wenig überwunden als anderswo; ja sie sind nicht einmal mehr eingedämmt als bei den Wilden. Weder im Krieg noch im Frieden unterscheiden wir uns von andern Völkern: blutgierig im Krieg wie kein Tiger, im Frieden einander beißend unter dem Deckmantel der Kultur. Oder ist wirklich ein Unterschied, ob man sagt: schwarze Schmach oder weiße Schmach, schwarze Sklaverei oder weiße Sklaverei? Ob man Harem sagt oder Bordell? Was ist eigentlich besser, heidnische Gewalttat oder moderner Justizirrtum? Urwaldsünden oder Gesellschaftslügen? Indianerkämpfe oder Trommelfeuer mit Sanitätskolonnen und Feldprediger im Hintergrund? Was ist besser, Negerroheit oder europäische Diplomatie?

Ach laßt uns schweigen von all unsern Fortschritten, von unsern religiösen Vorzügen! Laßt uns schweigen von den sogenannten religiösen Wellen beim Ausbruch des Krieges und von den Erweckungen, die sich da und dort ankündigen wollen. Nicht eine übliche Erweckung ist jetzt nötig. Vielmehr und zunächst eine Erschreckung über das Ungeheure, was uns fehlt. Eine Erschreckung darüber, daß

das Entscheidende, wonach alles seufzt, wonach auch im Grunde die gottlose Welt schreit, nicht da ist: die Fülle Gottes.

Aber seht: nichts anderes rückt uns so gründlich in die Stellung zu Gott, wie sie sein soll, als ein solches Erschrecken. Da steht Gott wieder vor uns als der ganz Große und Unbedingte, als der Alleinige und Einzige, der alles hat und kann. Und wir sind die Schmachtenden, die nichts anderes können als Ihn suchen, nichts als Ihn! Da wissen wir wieder, was und wie es zu bitten gilt; jetzt klopfen wir an die rechte Türe und zwar nicht nur so beiläufig. Denn von überall her sind wir gedrängt. Eins ist not.

In dieser Erschreckung ergibt sich auch auf ganz natürliche Weise etwas, wonach schon lange jeder feinfühlende Christ ausgeschaut hat: die Einigkeit der Kirchenleute. Da unten in der Tiefe der Armut und Ohnmacht verschwinden von selbst alle jene Unterschiede, die soviel Aergernis und Hemmung für das Reich Gottes verursachen. Nicht wahr, ihr Positiven und ihr Freisinnigen, ihr Vermittler und ihr Religiös-Sozialen, so verschieden unsere Worte oft klingen: Vor Gott haben wir doch Alle leere Hände. Alle haben wir nicht, was wir haben sollten: die Gerechtigkeit, die gerecht macht, das Heil, das heilt, die Kraft, die die Welt überwindet. Nicht wahr, da unten gehören wir alle zusammen, da ermangeln wir alle des Ruhms, den wir haben sollten. Und da unten ergibt sich die allein mögliche Einheitsfront der Menschen vor Gott: die des Bittens, Suchens, Anklopfens.

Aber ist diese Erkenntnis nicht entmutigend? Zerstört sie nicht jede Energie des Handelns? Jetzt, wo wir eigentlich zu tapferer und zuversichtlicher Arbeit aufgerufen werden möchten! Ja gewiß, wenn wir nur mit einem Ohre zuhören. Wenn die Verheißung nicht wäre, daß gerade Denen gegeben wird, die eines zerschlagenen und demütigen Herzens sind. Wenn wir nicht gerade dann stark werden könnten, wenn wir schwach sind. Nichts vermag, im Gegenteil, unsern Mut und unsere Zuversicht so zu heben wie die Gewißheit, daß Gott gibt und auftut dem, der bittet und anklopft. Wohlverstanden: wer sucht, der findet! Sobald wir, durch unser Bitten, Träger dieser Verheißung geworden sind, ist wieder alles, das Herrlichste möglich; dann kann wieder einmal etwas geschehen und zwar über Bitten und Verstehen.

Oder, wendet man ein, ist eine solche Schilderung unserer Kirche und ihrer gegenwärtigen Lage nicht eine Herabsetzung der Kirche, jetzt, wo man gerade alles zu tun sich anschickt, daß sie wieder hochkomme und eine bedeutsamere Rolle spielen könne. Wird eine solche Herabsetzung nicht einfach den Feinden unserer Kirche, ja den Feinden Gottes einen billigen Triumph bereiten, daß sie hohnlachend auf uns zeigen: seht, sie sagen selber, daß sie in dunkler Tiefe säßen, sie geben ihre Ohnmacht selber zu.

Liebe Freunde, darauf gibt schon der Prophet Micha (7, 8) eine wunderbare Antwort, mit der ich schließen will, weil sie uns den

Trost gibt, nach dem wir alle ausschauen und ohne den wir alle es nicht machen können, den Trost, der in unserer Lage allein möglich ist:

„Freue dich nicht, meine Feindin, daß ich darniederliege. Ich werde wieder aufkommen. Und so ich im Finstern sitze, so ist doch der Herr mein Licht!" Amen. Sam. Dieterle.

Blumhardt, Vater und Sohn.[1]

11. Der Mensch.

Die Betonung der entscheidenden Rolle des Menschen für das Kommen des Reiches Gottes erfordert ein besonderes Wort über das Verhältnis von Gott und Mensch. Es steht nicht zufälligerweise so sehr im Mittelpunkt der Gedanken (und nicht bloß der Gedanken!) Blumhardts.

Es steht im Mittelpunkt alles „religiösen" Denkens. Aber da zeigt sich nun wieder, daß das Reich Gottes in Blumhardt (wie in der Bibel) die Streitfragen und Gegensätze der Religion überbietet und beseitigt.

Zwei Tendenzen streiten sich in dieser Hinsicht in der ganzen Geschichte der Religion: Man macht entweder Gott groß auf Kosten des Menschen oder den Menschen groß auf Kosten Gottes.

Man macht Gott groß auf Kosten des Menschen. Es gilt geradezu als Zeichen ernster Frömmigkeit, dies zu tun. Der Mensch muß zunichte werden, damit Gott alles sei. Jede Erhebung des Menschen, jedes Vertrauen auf ihn ist eine Antastung der Ehre Gottes. Gott ist auf den Menschen eifersüchtig und rächt jedes menschliche Selbstgefühl ihm gegenüber. Es muß die völlige Unfähigkeit des Menschen zum Guten so stark als möglich betont werden. Die Tatsache des Abfalls ist entscheidend, Augustinus herrscht. Der Pessimismus in der Beurteilung des Menschen gilt als Tiefe und religiöser Ernst. Ebenso, daß man ihm alle Freiheit in seinem Verhältnis zu Gott abspricht, ihm jede Möglichkeit nimmt, von sich aus entscheidend in den Weltverlauf einzugreifen. Die Lehre von der

[1]) Manche Leser werden vielleicht ungeduldig, daß die Aufsätze über Blumhardt sich so lange hinziehen. Sie möchte ich gerne darauf hinweisen, daß diese Aufsätze nicht „biographisch" gemeint sind. Es wird vielmehr an Hand der Blumhardtschen Botschaft eine Gesamtauffassung der Sache Christi entwickelt, die doch auch wieder von Blumhardt unabhängig ist. Vielleicht hätte der Obertitel besser lauten sollen: „Die Botschaft vom Reiche Gottes, nach Blumhardt, 2c." Daß aber einmal eine solche Gesamtauffassung entwickelt würde, schien uns wertvoll und notwendig. Das gehört zu dem neuen Programm der Neuen Wege. Auch meine ich, die Blumhardt-Worte seien ein Reichtum, der nicht leicht entleiden könne. Ich wollte anfangs bloß meine eigene Darstellung bringen, die viel kürzer gewesen wäre, meine aber, das Beste seien eben doch die Blumhardt-Worte. R.

ewigen Vorherbestimmung alles menschlichen Tuns (die Prädestinationstheorie oder der religiöse Determinismus) bildet die Krönung dieser Denkweise, deren strenge Losung heißt: Soli Deo Gloria — Gott allein die Ehre!

Aber diese Lehre, die im Alten Testament und bei Calvin gewaltig ist und im Grunde — welche Paradoxie! — Freiheit meint, wird in kleinen Seelen eng und knechtisch. Sie dient oft bloß einem frommen Unglauben nnd verleumdungssüchtigen Pharisäismus, der Andere erniedrigt und sich selbst erhöht, zur Maske. Darum erhebt sich dagegen immer wieder die andere Denkweise, die den Menschen groß macht auf Kosten Gottes. Sie kann in religiöser Form erscheinen. Dann betont sie des Menschen gottverliehene Freiheit und natürliche Güte. Die Tatsache der Schöpfung ist ihr wesentlich. Sie ist religiöser Optimismus nnd Pelagius hat recht. Aber sie tritt, gerade aus Trotz gegen einen knechtenden Gott, noch öfter in irreligiöser Gestalt auf. Dann wird sie titanischer Libertinismus. In Nietzsches Botschaft vom Uebermenschen wird diese Irreligion selbst wieder Religion.

Wer hat nun recht? Beide! Wenn wir die Bibel fragen, so zeigt sich darin freilich zunächst der Unterschied, daß im Alten Testament mehr die Abhängigkeit, im Neuen mehr die Freiheit des Menschen gegenüber Gott betont wird, daß der Mensch dort mehr Knecht, hier mehr Sohn ist.[1]) Aber im Alten wie im Neuen Bund sind doch beide Momente stets innig vereinigt. Der Mensch wird nur in der Abhängigkeit von Gott frei, aber er ist auch nur in der Freiheit abhängig; denn er kann nur als Freier, nicht als „Stein oder Klotz", wie die protestantische Orthodoxie ihn in seinem Verhältnis zu Gott auffaßte, dieses Verhältnis verstehen. Er ist beides: ganz und gar abhängig und zugleich ganz und gar frei. Das ist eine der Grund-Antinomien[2]), die sich durch die Bibel, wie durch die Wirklichkeit ziehen. Nur wer sie als solche stehen läßt, versteht die Bibel und die Wirklichkeit, versteht Gott und den Menschen. Der Mensch kann nur in der Abhängigkeit von Gott schaffen, aber diese Abhängigkeit ist seine Freiheit. Er kann schaffen. Er ist frei. Sein Tun hat für ihn, für das Reich Gottes, ja — recht verstanden — für Gott selbst, entscheidende Bedeutung. Er ist Mitarbeiter. Gott selbst will, daß er Sohn sei.[3]) Gott sehnt sich darnach, ihm Kompetenz zu geben. Er ist freilich gefallen, ist „arg", aber er bleibt auch im Abfall Gottes Geschöpf und Kind und ist durch Christus

[1]) Vgl. Römer 8, 14—17.

[2]) Antinomie: scheinbarer Widerspruch.

[3]) In einer ganzen Reihe von Stellen des Neuen Testamentes werden die Menschen, im besonderen die Jünger Christi, Söhne und Töchter Gottes genannt. (Vgl. Matth. 5. 9 und 45; Luk. 6. 35; 2. Kor. 6, 18; Röm. 8, 14 und 19, 9, 26; Hebr. 12, 5—8; Offbg. Joh. 21, 7. Es ist bezeichnend für die Art, wie die Reformation das Evangelium verkürzt, wenn Luther an diesen Stellen für „Sohn" fast durchgehends „Kind" setzt!

erlöst. Der Pessimismus ist so unbiblisch wie der Optimismus. Der Mensch allein ist und kann freilich nichts Gutes, aber Gott im Menschen ist das große Wunder und wer daran glaubt, erlebt Wunder. Die Ehre Gottes aber liegt geradezu in der Ehre des Menschen. Wer den Menschen ehrt, und zwar vor allem in seiner weltlich unscheinbaren Gestalt, in der „Witwe, der Waise und im Fremdling", im geringsten der Brüder, der ehrt Gott.

Das ist auch Blumhardts Weise. Nirgends eine optimistische Einschätzung des Menschen, aber auch nirgends eine pessimistische. Nichts wird Gott genommen um des Menschen willen, aber auch nichts dem Menschen um Gottes willen. Vielmehr ist das Verhältnis so: je mehr Gott zu Ehren kommt, desto mehr der Mensch, und je mehr der Mensch, desto mehr Gott. Auch hier dringt die Grundwahrheit von der Menschwerdung Gottes durch. Es liegt ihnen aber im Gegensatz zu der pessimistisch-pharisäischen Versuchung des pietistischen Christentums, mit dem sie es vorwiegend zu tun haben, vor allem daran, die andere Seite hervorzuheben: des Menschen Ehre, Freiheit und Herrlichkeit, seine Schöpfung und Erlösung. Und nun ist zu beachten, daß sie das gerade darum tun, *weil Gott ihnen so lebendig und wirklich ist*. Die Religion und Theologie müssen Gott einen byzantinischen Hofdienst erweisen, weil Gott ihnen zu wenig real ist, aber für Blumhardt ist er, wie für Jesus, so real, so allein wirklich, daß der Mensch gerade in seiner Freiheit seine Ehre verkündigt. Denn diese Freiheit des Menschen ist ja die Freiheit *Gottes*!

Damit ist auch die Sehnsucht nach dem *Uebermenschen* gestillt. Diese Sehnsucht hat ja, wie der ganze Freiheitsdrang des Menschen, ihr gutes Recht. Sie stammt aus seiner göttlichen Mitgift. In falschen Formen bricht sie hervor, wenn sie in den wahren nicht zu ihrem Rechte kommt; sie erscheint als Botschaft des Antichrist, wo man die Freiheit Christi vergessen hat. So erklärt sich uns denn Nietzsche als Mahner an vergessene Wahrheit des Reiches Gottes. Hier ist in Reinheit und Kraft enthalten, was dort mit Irrtum vermischt und ein bloßer Traum ist. Der Uebermensch ist eine Verheißung des Reiches Gottes; der Gottesmensch ist seine Erfüllung. Aber Blumhardt ist mehr als Nietzsche.

Der Mensch ist *Sohn*. Nie seit den Tagen des Neuen Testamentes ist diese Wahrheit so wunderbar kühn und hoch und doch so göttlich rein aufgestrahlt, wie in Blumhardts Wesen und Lehre. Das Christentum hat in dem Maße, als es vom lebendigen Gott und seinem Christus abrückte, diese Wahrheit verlassen, wie so manch andere. Sie war ihm zu groß. Aber auch hier, wie überall, trat an die Stelle des Echten ein Ersatz. Es kam eben auf christlicher Seite jene pharisäische Mischung von Demut und Hochmut und auf weltlicher jene titanische falsche Freiheit. Beide werden erlöst, wenn die Wahrheit des Menschen als des Sohnes wieder aufstrahlt. Der

Mensch ist Sohn. Er ist dem Vater wesensverwandt. Er gehört zu Gott. Es lebt in ihm die göttliche Schöpfung. Er ist selbst Schöpfer. Denn er soll, mit Gott verbunden, als sein Mitarbeiter und Mitkämpfer, das Werk Gottes fortführen und vollenden. Darum ist die Welt nicht fertig. Auch der Mensch soll Schöpferarbeit und Schöpferfreude genießen. Es ist noch nicht alles entschieden; die Schlachten Gottes sind noch nicht alle geschlagen; es wird auf den Menschen gewartet, mit ihm gerechnet; sein Tun ist entscheidend wichtig; das Loos der Schöpfung ist in seiner Hand.

Noch mehr: im Menschen will Gott sich offenbaren; er will Mensch werden. Nicht die Natur in ihrer Gewalt und Pracht und Größe, nicht die Geisterwelt mit ihrem geheimnisvollen Glanz, soll Gott endgiltig kund tun, soll seine Trägerin sein, sondern der Mensch. So sind Gott und Mensch aufeinander angelegt. Darum freilich soll der Mensch zu Gott emporstreben, ja, er kann nicht anders, als irgendwie Gott suchen; er tut es auch in seinen Verirrungen, in seinen dämonischen Verkehrtheiten und darin erst recht. Aber sein Ziel ist göttliches Wesen und Sein, ist die Vollkommenheit des Vaters.

Das Wesen des Vaters aber ist die Liebe. Die Vollkommenheit ist in erster Linie gemeint als die der Liebe.[1]) Der Mensch ist gerade als Sohn Gottes auch Bruder des Menschen. Auch hier verbindet sich im Reich Gottes, was sonst fast immer getrennt ist. Wo man die Freiheit des Sohnes betont, da pflegt man im Titanentum die Liebe zu verachten, wird Herrenmensch, wo man aber die Liebe des Bruders fordert, da vergißt man leicht die Freiheit. Beides aber gehört in der Wurzel zusammen. Sohnschaft ist Bruderschaft und nur Bruderschaft Sohnschaft; Freiheit ist Liebe und nur in der Liebe gibt es Freiheit, aber auch umgekehrt: nur in der Sohnschaft gibt es rechte Bruderschaft und nur in der Freiheit wirkliche Liebe. Die Wurzel der Liebe ist, daß sie den Menschen in Gott sieht, für Gott in Anspruch nimmt, zu jedem Menschen spricht: „Du bist Gottes, meines Vaters." Zu jedem Menschen, namentlich aber zu dem, worin das Menschentum am meisten verloren zu sein scheint, wo es der natürliche Mensch am wenigsten sieht: zum Geringen, Schwachen, Armen, Verachteten, Kranken, Bösen. Das ist die Liebe, die mit dem Glauben verbündete, daß sie gerade hier Gott behauptet, Gott die Ehre gibt, das der Sinn des Wortes vom Geringsten der Brüder, worin uns Gott begegnet. Die Liebe Gottes im Sohn und Bruder hebt alle Schranken auf. Es gibt vor ihr keinen Unterschied mehr von Arm und Reich, Fromm und Unfromm, Gerecht und Ungerecht, Gut und Böse; es gilt Gott allein und seine Heiligkeit im Menschen, seinem Kinde. Diese Grundwahrheit des Evangeliums Christi ist in keinem so gewaltig und leidenschaftlich erschienen, auch nicht in Franziskus, nicht in Pestalozzi, nicht in Wichern, nicht in Booth, wie in

[1]) Vgl. den Zusammenhang von Matth. 5, 48 mit dem vorhergehenden Abschnitt!

Blumhardt. Sie verbindet hier den Zug zum Geringsten der Brüder mit der Behauptung des Adels der Sohnschaft so, wie sie nur in Jesus selbst verbunden waren.

Sohn und Bruder, Freiheit und Liebe! Der Sohn ist frei, ganz frei. Er hat die Freiheit Gottes selbst. Er ist Herr. Ihn bindet kein äußeres Gesetz. Er steht über allen Sitten und Institutionen der Menschen. Er ist an keine Menschen gebunden. Er ist nur von Gott abhängig; das heißt ja, ganz er selbst sein, Sohn sein. Aber das heißt ja auch, Gott in allem sehen, in allem behaupten, in allem heiligen, für Gott in allem eintreten, arbeiten, leiden, Gott in allem dienen, allem verpflichtet, für alles verantwortlich sein, Last, Krankheit, Schuld tragen — heißt lieben wie Christus geliebt hat und darin frei sein, weil nur an Gott gebunden, frei vom Selbst, frei vom Hochmut, frei vom Haß, frei von Herrschsucht, kurz, frei von Ketten, groß und weit wie Gott. O rätselhafte Verbindung von Sohn und Bruder, von Gott und Mensch! O Meer der Wunder ohne Ende!

So tritt in Christus der erlöste Mensch hervor. Dazu soll der Mensch noch einmal ganz befreit und vollendet werden. So ist er von Blumhardt geschaut worden und in Blumhardt erschienen als Sohn und Bruder, als König und Knecht, als Gottes Glanz in menschlicher Demut.

Blumhardt-Worte.

Die Verbundenheit Gottes und des Menschen. Ich habe immer erfahren: wer ein Feind des Menschen ist, ist auch ein Feind Gottes. Wer in den Menschen das Gute nicht anerkennen will, der erkennt auch Gott nicht an. Wer Menschen richtet, wer Menschen verdammt, wer von Menschen nichts mehr hält, und wenn sie ihm als die Geringsten erscheinen, der ist auch von Gott getrennt, mag es nun bei ihm sein, wie es will.

Menschen, nicht Christen. Sei ein Mensch unter Menschen, kein „Christ" mehr.

Wir sind heute am Menschen. Wir sind heute am Menschen . . . Aus dem Menschlichen, aus dem natürlich Menschlichen, auch aus dem frommen Menschlichen, aus dem religiös Menschlichen, kommen uns die schwersten Bedenken, die dichteste Finsternis oft . . . Redet mir nichts von Teufeln und Dämonen, das sind Kleinigkeiten. Aber wie soll es unter den jetzt vor mir auftauchenden Menschen werden? . . . Da taucht der Mensch auf, die Bibel sagt: „Der Mensch der Sünde". Da taucht im Menschen der Sünde der leibhaftige, in Fleisch und Blut erscheinende Antichrist auf. Heute taucht alles wie aus Meeresgrund auf an die Oberfläche, und wir sehen es und staunen, und wissen erst jetzt recht, was doch alles noch geschehen muß, daß dieser Klumpen . . . ins Licht kommen kann. Wie kann diese Finsternis überwunden werden? Ja, meine Lieben, bloß durch das, daß wir es geduldig an uns kommen lassen. Danken wir Gott, daß so vieles an uns kommt heute . . . Ein viel weiteres, lichtvolleres, kraftvolleres und viel mehr auch ins Uebel hineingestelltes Volk brauchen wir heute . . . Wir wollen es auf uns nehmen, rechtschaffen, ganz tüchtig und stark, und wollen sagen: Alles ist bei uns von

Gott. Es muß gearbeitet werden, es muß bis ans Lebensende gehen, es muß den letzten Blutstropfen schließlich in den Kampf hineinziehen. Es darf, je vollkommener wir werden als Diener Gottes, in der ganzen Welt keine einzige Finsternis geben, und keine einzige Abirrung und Sünde, die uns nicht berührt. 1911.

Wir wollen Menschen werden! Alle meine Freunde, alle, die mich hören: wir wollen Menschen werden! Die Menschen, nicht die Christen, die Menschen! Nicht die Katholiken, nicht die Protestanten — die Menschen! Nicht die Konservativen, nicht die Liberalen, noch die Sozialisten — die Menschen! Nicht die Franzosen, nicht die Deutschen, nicht die Chinesen — die Menschen sind es! Jesus ist als Mensch das Licht der Welt geworden und Menschen will er haben, Menschen frei in Gott, untertan unter Jesus Christus, den König, der der erste rechte Mensch ist, und untertan unter der Liebe Gottes, in der Liebe, die uns geliebt hat, daß wir Menschen werden, wahre Menschen . . . Das tut uns hauptsächlich not; dann können wir offene Augen haben für die Ziele des Reiches Gottes.

Die Entmenschung und die neue Menschwerdung. Die Entmenschung war das Unglück der Welt; es fehlte der Mensch und das ist heute noch das Unglück. Nur haben wir das Glück, zu wissen: Einer ist da, in dem ist die Welt wieder Gottes, und alles Erschaffene ist in ihm ins Licht der Schöpfung hinein gestellt. Wer hat mit Jesus etwas zu fürchten? Es schwindet Not und Verderben, Nacht und Tod, und wo er hinkommt, werden die Menschen befreit. Kranke werden gesund, Arme werden reich, Törichte werden klug und preisen Gott als die wieder Auferstandenen. Ein Mensch ist wieder da und die Schöpfung atmet und leuchtet wieder auf . . .

Vor lauter Aftermenschen sieht man den Menschen nicht; dieses Afterwesen kommt vorderhand in der Menschheit zur Geltung. Falsche Menschen meinen, sie seien Menschen und darum werden sie auch unglücklich, weil sie falsche Menschen sind mit falschem Geist und falschen Trieben.

Lasset heute in unserer Gemeinde Menschen werden, so ist das Paradies da; aber rechte Menschen müssen es sein. Ein solcher rechter Mensch ist Jesus gewesen und als solcher wird er geschmäht und gekreuzigt, weil er seiner Zeit mit dem Afterwesen nichts zu tun haben wollte.

Die Ausdehnung des Menschen. Der Mensch auf Erden steht sozusagen in der Mitte, außer dem ist im Himmel der Mensch und unter der Erde der Mensch — der Mensch. Wenig Menschen wissen, wie ausgedehnt der Mensch ist.

Der Mensch, die Erde und Christus. Nun hat die Erde ihr Leben, aber auch ihr Bewußtsein; letzteres ist der Mensch. Das Bewußtsein der Erde ist der Mensch und die Erde ist trotz all ihrer Herrlichkeit ein schwarzer Punkt, trotz alles Sonnenglanzes und alles Mondlichtes und aller Sternenpracht und aller lichtgrünen Farbe der Erde in Gras und Wäldern — trotz allem ein schwarzer Punkt, wenn das Bewußtein der Erde die Wahrheit nicht weiß, d. h. wenn der Sohn Gottes nicht erkannt wird. Der Mensch muß ihn erkennen, das Bewußtsein der Erde muß von ihm erfüllt sein.

Der Grund des Glaubens an die Menschen. Ja, wenn ich die Menschen ansehen wollte, was sie wert sind, da müßte ich verzagen. Da gäbe ich aber auch sofort jeden Glauben an Gott und Christus auf; denn ich weiß auch, was wir frommen Leute sind. Wir sind in unserem Frömmigkeitswesen gerade so

verkehrt. Und wenn ich auf Gott hoffe, so hoffe ich auf den Gott, der in dem verkehrtesten Menschen etwas Edles begründen kann.

Selbstgefühl. Ich habe viel weniger Angst vor dem Selbstgefühl als vor der Selbstverachtung. Stolze Kerle habe ich bald, die kann ich n'unterschlagen; aber so Waschlappen, die immer an sich verzagen und immer n'unterfallen und immer wieder in den Dreck fallen — das ist schwer!

Noblesse oblige. Wir sind einmal die Herren; wir sind einmal berufen, in Christus Gott zu dienen. Für Gott sind wir da, im Himmel, auf Erden und unter der Erde. Wir dürfen uns keine Sünde gefallen lassen, die uns degradiert, wir sind zu groß dazu. Wir können keine Sünde und keinen Tod brauchen; wir müssen ganz Seine Leute sein, sonst werden wir ewig unselig sein.

Des Menschen Größe. Wir sind größer als Himmel und Erde.

Der Uebermensch. Habt ihrs auch schon verspürt: was ihr binden werdet auf Erden, das gilt beim Vater im Himmel? Ja, das gilt; wenn ein Mensch ein Sohn Jesu Christi, Söhne des lebendigen Gottes, da sind, dann heißts auf Erden: Gott und der Mensch sind Eins geworden.

Der Wert Gottes im Geringen. Die Arbeit für das Reich Gottes muß unter zwei Gesetzen stehen. Erstens: Du darfst auf niemand mehr böse sein; denn das Reich Gottes ist die Liebe zu allen Menschen. Du darfst also niemand gering schätzen, namentlich Geringe nicht; ja, Du bist ein elender Tropf, wenn Du einen der Geringen ärgerst und verachtest, gering schätzest, tust, als ob er nichts wert wäre. Wir müssen also immer die Werte Gottes im Auge haben; die Pfennige möchte ich sagen, die zum Kapital Gottes gehören, die liegen im Menschen selbst. Als Mensch bist Du ein Wert Gottes; darum ist der Wert in Dir um kein Haar größer, als der Wert in irgend einem Kleinen und Geringen, vielleicht in einem Handwerksburschen; der Wert Gottes in irgend einem Kleinen, Geringen, in einem verachteten Menschen, muß ins Auge gefaßt werden und den müssen wir hüten . . . schützen. . . . Das Zweite ist, daß wir Knechte bleiben! . . . Knechte wollen wir sein, Herren wollen wir niemals werden; Knechte wollen wir sein unter Gottes Hand — aber damit ich nicht mißverstanden werde: Menschenknechte werden wir nie! . . . Wenn ich Gott diene, so wird mir Gott beistehen und die Menschen müssen sich mir beugen; ich werde nicht nagelsgroß gegen irgendwelchen Menschen nachgeben; und wenn Weltreiche und Menschenreiche sich auftürmen, daß man meint, sie werden Himmel und Erde stürzen, so werde ich stehen wie ein Fels im Meer. Ich halte zu Gott, ich bin sein Knecht und alle müssen zuschanden werden an mir, weil ich Gott diene.

Die menschliche Freiheit, die sogar Gott hemmt. Aus den Nöten zu erretten, ist dem lieben Gott nicht immer so leicht, wie es viele Menschen meinen, der liebe Gott dürfe ja nur einen Finger rühren, dann wäre ihnen geholfen . . . Solange die Erde und insbesondere unser menschliches Leben auf Erden nach vielen Seiten gar nicht unter seiner Herrschaft steht, eine Menge Menschen tun, was sie wollen und ihres freien Wesens gebrauchen, um den Willen Gottes zu zerstören, so kann natürlich der liebe Gott nicht ohne weiteres aus irdischen Nöten helfen; denn das liefe oft gerade gegen Ihn selbst und zerstörte Sein eigenes Wesen.

Gott braucht nicht Gewalt. Weil alles, was wir da bitten,[1]) uns zu Gute kommen soll, legt Gott nicht Hand an, daß Sein Name geheiligt werde, Sein Reich komme, Sein Wille geschehe, wenn nicht zugleich das Alles den Menschen ein Anliegen ist, oder wir es nicht wichtig genug finden, daß Sein Name etwas gelte auf der Welt, daß alle Kreatur in ein Gottesreich zusammengeschlossen werde, daß überall aller Wille, der nicht von Gott ausgeht, und so viel Meisterschaft auf Erden ausübt, aufhöre. Da läßt Gott es so gehen, wie es geht und wie es die Menschen wollen; gibt es doch unzählige Menschen, die nicht nach dem Namen Gottes fragen, und um nichts auf Gott bezügliches sich kümmern. Wieder andere wollen alles lieber, als in einem Gottesreich eingesammelt zu werden, und wie viele gibt's, die durchaus nur ihren Willen kennen, oder nur vom Willen der Finsternis sich leiten lassen! Da will aber Gott nicht Gewalt brauchen, und die Kreaturen zu dem zwingen, was ihr Heil wäre. Sie sollen dann auch das haben, was dabei herauskommt, sollen haben alles das viele Elend, in welches sie sich ohne Gott, und getrennt von Gott, und wider Gott stehend, gestürzt haben. Bl. Vater.

Keine Schwächlinge! Ich bin ein Gotteskind und stehe und falle durch mich selbst. Eine Gemeinschaft von Schwächlingen, die der Pfarrer immer am Schlaffittchen hat, können wir nicht brauchen. Stark will Gott die Menschen haben, die sagen, sie gehören zu ihm.

Geborene Gotteskinder. Ich möchte, es gäb ein bischen mehr geborene Gotteskinder.

Die Kruste weg! O liebe Freunde und Freundinnen, kämpfet darum, daß wir es wegkriegen, die häßliche Kruste, die den Menschen verdeckt.

Da sehen wir, was der Mensch ist: Wir dürfen niemand verachten; sie sind Alle wie in Kapseln eingeschlossen, mit rauher, häßlicher Schale, wie eine Raupenpuppe. Wenn die Schale bricht und der Mensch herauskommt, dann ist es eine wunderbar herrliche Gottesschöpfung, welche an einem einzigen Menschen sich so darstellt, daß die ganze Welt dadurch erleuchtet werden kann.

Respekt vor dem Elend. Wer Respekt vor dem Elend hat, der ist fromm.

Die Sympathie Gottes. Wer irgend erniedrigt und betrübt ist, hat die Sympathie Gottes. Ich möchte fast sagen: der liebe Gott sieht die Sünden nimmer an vor lauter Elend und sein Herz wallt auf gegen die niedrigen, in der Welt übel zugerichteten Menschen . . . Alle Elenden sollten durch ihr Elend in eine Verknüpfung mit Gott kommen . . . So sollten die Elenden stehen, dann würden sie bald viel Freundlichkeit erfahren und das Elend würde sich als ein Gottesfeind und Menschenfeind unterscheiden von Gott und Mensch. Dann würde das Elend ein Drittes, das man aus dem Haus hinausschiebt.

Jesus und der Mensch. Der Heiland hat zwei Seiten, die ihn grandios machen. Die eine Seite ist die, daß er die Menschen als die Seinen anerkennt, daß er in ihnen sein Eigentum sieht und auch mit ihnen verkehren kann, daß von ihm aus augenblicklich eine Beziehung entsteht zu den Menschen, mit denen er sich einläßt. Er hat zweitens eine solche Art, daß auch die Menschen ihn verstehen und also auch eine Beziehung von den Menschen zu ihm leicht hergestellt wird. Etwas läßt sich nicht verdecken: es mag ein Mensch noch so schlecht sein nach

[1]) In den drei ersten Bitten des Unservaters.

außen und noch so verkommen — begegnet er dem Heiland, so spürt er: „Der mich ja!“ und lebt auf und sieht ihm gleichsam ins Herz hinein und da wird ein Gemeinschaft und *da wird nach gar nichts gefragt.*

Das ist großartig. Wir haben nie in den Worten Jesu die Bemerku daß er die Menschen, denen er gerade ins Gesicht schauen kann und die *ihm* gerade ins Gesicht schauen, je gefragt hätte: „Was bist du eigentlich für ein Kerl?“ Er fordert nie ein Zeugnis. Das Zeugnismachen ist Menschenmode. Lump hin, Lump her! Die Wucht des Guten in Jesus traut auf das Gute in den Menschen und ignoriert das Böse ganz und gar; es wird gar nicht mehr besprochen.

Deswegen hören wir den Heiland mit seinen Jüngern nie schulmeisterlich reden; er tut, als wären sie wie er und bedauert sie nur, daß sie so dumm und kleingläubig sind. Wir sind kleingläubig im bösen Gewissen; schau den al Menschen nicht so viel an, mach im Neuen fort.

Keine Waschlappen! Man muß nicht das „Ich“ zerbrechen. willensstarke Persönlichkeit will ich sein. Das Unrechte laß ich zerbrechen, a meinen Willen laß ich nicht zerbrechen; meinen Charakter brauche ich. Ich kann mich richten lassen, aber nicht zu irgend einem Waschlappen machen lassen. Di Fähigkeit meines Charakters, etwas zu wollen, lasse ich mir nicht zerbrechen. Ein gewisse christliche Predigt von Demut und Selbstvernichtung ist ganz falsch; *man* darf nicht den ganzen Tag heulen und auf dem Boden liegen. Nicht so empfind same und schwermütige Molltöne, ein starker Charakter soll unser Leben sein.

Kein Sündenduſel! Es ist ein allgemeiner Sündenduſel da: ma wirft sich in den Dreck und bleibt darin liegen; man bemüht sich, das Bewußtsein zu haben: es ist an dir vom Kopf bis zum Fuß kein bisle Gutes. Aber das *ist* unpraktisch, weil man dann gar keine Schwungkraft mehr behält. Das ist wie ei ungeschickter Doktor, der dem Kranken allen Mut nimmt.

Keine Kopfhänger! Jesus will nicht, daß wir Kopfhänger sind; e will fröhliche Leute. Er sagt uns ja: Werdet wie die Kinder! Die Kinder sind uns ja darum so lieb, weil sie so fröhlich und getrost sind, so voll Hoffnung für das Gute in der Welt. Das Himmelreich braucht freudige Kinder. Wir müssen ihm entgegenkommen, mit ganzer Lust.

Priester und Könige! Wir sollen Priester sein, d. h. wir, die wir fest geworden sind in der Gnade, sollen für die Andern auch fest hinstehen und für sie und für die ganze Welt beten, damit noch die ganze Welt erfüllt werde von der Ehre und Gewalt und Gnade Gottes. Wenn wir in diesem priesterlichen *Sinne* fest sind, so tragen wir auch königliche Gewalt, daß wir mithelfen können, daß die Mächte der Finsternis in der Welt noch überwunden werden . . . Nicht für *dich* selbst sollst Du Priester sein, sondern für deine Mitwelt, *die* soll dir zu Herzen gehen und wo Du da etwas vom Elend der Welt und vom Tod der Welt siehst, da sollst Du dagegen protestieren . . . und sagen: Das darf nicht sein, das *muß* auch noch aufhören, weil Jesus lebt.

Die Freiheit der Kinder Gottes. Jesus ist das Licht, weil er nirgends anklebt, immer frei und unabhängig ist. Wir sind wie die Kletten. In Allem bleiben wir hängen, in den Verhältnissen, Freundschaften. Wir sollten unterscheiden zwischen Wichtigem und Unwichtigem und am Unwichtigen nicht hängen bleiben. Zum Beispiel wenn man einmal Geld verliert, es nicht so schwer nehmen.

Aber das Wichtige, das was Ich bin, das festhalten; lieber sterben, als das hergeben, was man als Mensch ist. Selig sind die Ledigen. Lernen wir frei sein im Unwichtigen, fest im Wichtigen, so werden wir Licht. Nicht an Erlebnissen hängen bleiben und in Freundschaften frei sein.

Des Menschen Majestät. Das eigentliche Wesen des Menschen ist noch nicht erschienen. Kaum, daß er für sich selber etwas Leben hat, geschweige denn für Andere. Und doch wartet die ganze Natur darauf, daß wir ihr sind, was Gott dem Menschen. Es sollte heißen: Wo der Mensch hinkommt, lebt alles auf. Aber wir verlieren unsre Majestät.

Gott und das Herz. Wider des Herzens edlem Verlangen regiert Gott nicht.

Keine Unterscheidung von Frommen und Unfrommen. Das ganze Wort Christi geht verloren mit der ewigen Unterschiedmacherei zwischen Frommen und Unfrommen. Wo hat das der Heiland getan?

Nicht bekehren! Das Schlimmste ist, wenn wir Christen immer die Leute anders machen wollen. Wo hat uns der liebe Gott gesagt, daß wir sollten die Leute bekehren? Das ist nirgends gesagt . . . Die Leute können sich nicht gleich bessern, wenn wir es wollen. Die Bekehrung läuft nicht nach unserem Willen, sondern nach Gottes Willen.

Unkraut und Same. Meine Lieben, Ihr dürft niemals das Unkraut als Menschen ansehen. Das Unkraut, das schließlich als Bündlein abgelesen wird, das ist nicht der Mensch selber. Wir würden einen großen Fehler machen, wenn wir sagen würden: Die Menschen sind Unkraut und die andern Menschen sind Weizen. Nein, o nein! Seht, was wir so als Böses, auch als Verbrecherisches, als Sündliches an den Menschen sehen — ach, die Spuren von allem tragen wir Alle auch, selbst wenn wir schon Gottes Kinder uns nennen dürfen, an unserm Leib und in unsrer Seele. Wer will in die Tiefe des menschlichen Wesens schauen? Dort drin sind wir uns Alle gleich. Aber an der Oberfläche, im äußern Umfang des Lebens, da treten die Gesetzwidrigkeiten hervor, oft auch nur die Gesetzwidrigkeiten gegen menschliche Gesetze, nicht gegen göttliche; da dringt niedriges, verbrecherisches Wesen hervor und ist die Frucht des Unkrautes, das aus manchem Weizenkorn und aus manchem Weizenstengel sich herauswindet, sodaß oft ein edelster Mensch zum Uebeltäter wird. Ich wage zu behaupten, ich wage es vor Gott zu sagen: Hüten wir uns vor dem bösen Unterschied; auch wenn wir schlagen müssen — aber um Gotteswillen nicht verdammen! Um Gotteswillen dieses alte Unkraut, das um die Christenheit herum sich geschlungen hat, dieses Unkraut nicht im Menschen sehen! Die armen Menschen, sie sind umflochten. Habt ihr auch schon im Acker die Winden gesehen? Man kann sie oft kaum ausrotten; sie umschlingen die feinsten Pflänzchen und erdrücken sie. So geht es vielen Menschen. Es ist irgendwo ein Samen in ihre Nähe gekommen und nun wächst dieses Unmenschliche und Unnatürliche. Das wächst um sie herum, das dringt in ihre Gefühle hinein, es beeinflußt ihren Willen. Oft sind sie wie betäubt und kommen sich wie Narren vor in ihren Handlungen, und doch, sie werden wie vergewaltigt und sind vor uns „die Sünder". Und wenn wir es recht überlegen, die Spuren dieses Samens, der da aufgeht, die finden auch wir in unserem eigenen Leben. Darum bei allem was wir tun müssen, um die Ordnung der menschlichen Gesell-

schaft aufrecht zu erhalten, die doch der größte Segen ist . . . trotz allem, was wir menschlich unterscheiden müssen zwischen rechtschaffen und unrechtschaffen, geht nicht weiter in eurem Urteil! Du wolltest bis in die Ewigkeit hinein verdammen; Du wolltest in das Werk Gottes hinein greifen! So willst Du die Ewigkeit entscheiden, o Mensch?

Wir sind Gottes Kinder. Das ist das Evangelium, das uns Christus gebracht: daß wir Gottes Kinder sind. Aber leider haben wirs nur erst in Hoffnung; es ist nicht zu unseres Herzens Grund gedrungen, daß wir Gottes Kinder sind. Wir meinen immer, wir müßten es erst werden, und seien es nicht, weil wir noch Fehler an uns haben. Und wir haben Angst.

Aber wie ein Baum Baum bleibt, ob er auch wenig Frucht bringt, und verkrüppelt ist, weil er auf unfruchtbarem Boden steht, so sind wir dennoch Kinder, wenn auch das Gotteskind in uns nicht wachsen kann, weil wir auf falschem Boden stehen. Wir suchen den Boden, auf dem das Gotteskind gedeihen soll, indem wir der Tugend nachjagen und heilig werden wollen. Aber ob dabei das Gotteskind wächst? Und sich regen kann? Gott kann nur leben auf dem Boden, den Jesus bringt. Und dieser Boden ist eine neue Erde und ein neuer Himmel, ein Boden der Gerechtigkeit. Darum gilt es zu kämpfen; dieses Neue gilt es zu gewinnen für die ganze Welt.

Das Gute der Grund des Menschen. Jesus will uns als Kinder Gottes in der Welt wissen. Gott soll nicht nur so außer uns sein. . . . Jesus ist nicht gekommen, uns über Gott aufzuklären. Er setzt voraus, daß der Mensch in seiner eigenen Brust sich Gottes bewußt ist. Jesus hat ein ungeheures Vertrauen, daß das Gute in den Menschen der innerste Grund ihres Wesens ist und siegen muß. Und die Menschen beweisen das in ihrem Streben nach Vollkommenheit. Das Schlechte, das Verlogene soll weg, denn im Grunde sind wir nicht schlecht, nicht verlogen. Aber das hat die Christenheit vergessen, sie meint, man könne erst in einer andern Welt gut werden.

Gemeinschaft. Wir müssen eine Gemeinschaft haben. Die individuelle Ausbildung ist ja auch bedeutsam, besonders auf dem Boden des Christentums, aber man braucht eine Gemeinschaft. Und diese Gemeinschaft soll aufgebaut werden auf die Treue derer, die dazu gehören, zu den Geboten Gottes. . . . Ihr sollet die Gebote Gottes halten, ihr sollet alles an der Person Christi ablauschen, was ihr zu tun habt; dann brauchet ihr keinen Lehrer mehr. Aber innerhalb der Gemeinschaft kann es allein sein. Einer ganz für sich allein, dann hat er es schwer und es wird ihm kaum gelingen.

Glaube keines, daß es allein selig werden könne! Du hast Beruf auf Erden in der Gemeinde Jesu Christi; wir hängen zusammen und leidet ein Glied, so leidet das andere auch. Wir müssen einander spüren im heiligen Geist, daß wir ebenso einander dienen können, als uns einander bedienen lassen. Ebenso, wie dich Gott in seiner Gemeinschaft herausfordert, daß du den Andern dienst, so oft es Gelegenheit gibt, ebenso fordert er von dir wieder an einer andern Stelle, daß Du Dir dienen lassest, damit Du wissest, Du seiest nichts, Gott aber alles, und lernst den Andern höher achten, als Dich selbst, ob er gar Dir wohl oft gering vorkommt, als Du Dir vorkommen magst. . . .

Es muß vor allem die Frucht der Gemeinschaft mit Gott und untereinander sein, daß alle Sünde aufgedeckt wird. . . . Die Gemeinschaft ist dazu da, daß die Sünde bekämpft werde. . . . Dazu muß unsere Sünde aufgedeckt werden . . . und wir müssen immer bereit sein, uns sagen zu lassen, wo unsere Sünde steckt!

Manches kann ein Mensch zwingen durch Glauben, für sich allein. . . . Aber namentlich in schweren Sachen genügt kein Mensch für sich. Sehet, ihr Lieben, auch ich bin gar nichts für mich, ich bin nur etwas durch eine Gemeinschaft. Fehlen die Seelen, die mit verstehen, so bin ich nichts. . . . Es ist niemand für sich da im Reich Gottes; wer durch Gottes Gnade etwas ist, ists für Andere und mit Andern und je mehr die Vielen Gemeinschaft haben, desto mehr können einzelne Werkzeuge in Kraft kommen.

Menschliche und göttliche Gemeinschaft Alle Verbindungen in der menschlichen Gesellschaft, sei es unter Heiden, sei es unter Christen, sind Gefängnisse, insofern Menschen sich an Menschen binden; da verflicht sich ein Mensch in den andern Menschen hinein, und schließlich gibt es eine menschliche Vereinigung, und einer zerrt am Andern, nach seinem Vergnügen. Von dieser Gefahr ist leider auch dasjenige nicht frei geblieben oder verschont geblieben, was wir Kirche nennen im Allgemeinen und was unter dem Losungswort „Kirche" einzelne Sekten und Parteien geworden sind, aus denen die sogenannte Christenheit besteht. Da hat immer Einer ein böses Gewissen vor dem Andern; Einer geniert sich vor dem Andern; man geht in den Wegen der Menschen, mit denen man sich verbunden hat. Bald kommt auch die Angst dazu: denn da ist irgend ein hervorragender Geist, mit dem mans nicht verderben will, und so beugt und duckt man sich auf der Straße und in der Kirche, und vielleicht hintenherum ist Einem die ganze Geschichte sehr unangenehm. Dabei ist vielfach zu sehen, daß eine Art Flucht entsteht; denn lang hält es der Mensch doch nicht aus, er kommt ganz herunter in der menschlichen Gesellschaft.

Meine lieben Freunde, Ihr seit geschaffen nach Gottes Ebenbild und nicht nach Menschenbildern, es gibt kein Menschenbild, dem Du Dich ähnlich machen kannst; es gibt nur Gott, den Vater, dem Du ähnlich werden kannst. Es ist ein Ding der Unmöglichkeit, daß Du Dich auf die Dauer in Menschliches und Vergängliches verlieben kannst oder dich abhängig machen kannst auf die Dauer von Menschlichem; Du mußt immer merken, daß Du dann Schaden an Deiner Seele nimmst und wer will Dir den ersetzen? . . .

So steht es, meine lieben Freunde, daß es einen *neuen* Bund gibt, einen Bund, in welchem wir Alle Ebenbilder Gottes werden wollen; nicht einen Bund, in welchem wir diese oder jene Gesetze machen und in welchem wir uns miteinander unterscheiden wollen vor andern Menschen. Es gibt keine Rücksicht auf andere Menschen; andere Menschen haben gar kein Urteil über Dich und Du hast kein Urteil über andere Menschen. Es gibt nur *einen* Bund, einen wahren Bund in Christo, da gibt es kein Gesetz für Menschen zu Menschen, es gibt in Christo nur ein Gesetz zu Gott, für den Vater im Himmel, und wenn dieses Gesetz fest steht in jedem Herzen, dann gibt es auch eine liebliche, freie und selige Gemeinschaft unter uns Menschen; dann wird das richtende, das wohltuende und das verwerfende Urteil unter uns ganz aufhören. Dann werden wir in dieser Liebe zu Gott nur noch brennen auf das *eine* Ziel mit einander, und uns einander lieb haben, auch

wenn der Eine und der Andere noch Fehler, auch wenn Dieser oder Jener noch andere Gesinnungen hat, ein anderes Glaubensbekenntnis hat und noch nicht versteht, was wir verstehen oder vielleicht besser versteht. Es gibt dann nicht mehr das menschlich Verbündete, aus welchem Krieg und Blutvergießen kommt, sondern es gibt dann dies Gottverbündete, wo in unser Aller Herzen sich nur Liebe, nur Gemeinschaft des heiligen Geistes bezeugen kann.

Es handelt sich darum auch heute, wie zu jenen Zeiten, da Jesus auftrat, ob wir es zu einer solchen Verbindung bringen und zu einem solchen Bund.

Aus einer „Sedanpredigt", 1898.

Die echte Liebe. Was wir gewöhnlich Liebe nennen, das macht die Menschen schwach. Darum ist es bei den Menschen im allgemeinen eine Mahnung ihres Charakters, wenn sie ihre Feinde hassen. Nur wer aus Gott geboren ist, kann tun, was Jesus sagt. Wenn wir von unten sind, wenn uns Leidenschaften beherrschen, Sympathien und Antipathien, dann können wir gar nicht lieben. Wir müssen dazu ein Kind Gottes sein. Wie wird man das? . . . Wir sind es von Natur . . . Wir sind von Gott. Darum sollte etwas von seinem Geist in uns leben, das uns hinaushebt aus dem Gewöhnlichen, uns hebt und trägt.

Die Liebe, die Freunde oder Liebende zu einander haben, die schafft nichts: den Feind lieben! Den, welcher mich beleidigt, der mich nicht versteht, der mich immer demütigt und schimpft, den für Gott festhalten: „Du gehörst zu mir, weil Du mir weh getan!" Wenn wir uns immer scheiden und trennen von denen, die uns nicht gefallen, wird dann das Ziel erreicht? Welches ist dann unser Ziel? Ist es nicht, daß die Liebe Gottes einmal noch die ganze Welt beherrschen soll und die Roheiten und das dadurch verursachte Leiden aufhören! Denn wenn wir einstehen und dulden und lieben, ist es nicht vergeblich . . . Wir ziehen Kräfte in die Welt, die noch den Sieg gewinnen.

Ich kenne kein größeres Licht in Jesus als das: „Liebet Eure Feinde." Das kommt heute an die Reihe.

Liebe ohne Schranken. In der Liebe Christi werden wir befähigt, selbst unsre Leiden damit zu verbinden, daß wir die Menschen lieben. Seid Jünger Jesu und lernt lieben! Ich möchte fast sagen: Folget mir nach! Ich liebe euch mit Leib und Seele, aber so liebe ich auch die Andern. Ich liebe, daß ich es leicht ertragen kann, daß man von mir sagt: er ist ein Uebeltäter. Ich kenne keine Kraft mit der ich in die Finsternis gehen könnte, als in dem Auftrag: Liebe sie, liebe auch die Häßlichen, einen armen Judas. Liebet in die Hölle hinein . . . Wir unterscheiden zwischen den Menschen und dem, was sie noch fehlen. Es muß an den Tag kommen, daß sie sich von uns geliebt fühlen. Eine ungeheure Gewalt liegt in der Liebe Christi. Dem lieben Gott gehört ihr Menschen alle; das ist unser Reich, das nun begonnen hat.

Barmherzig wie Gott. Nicht barmherzig sein wie die Menschen, die es nie konsequent durchsetzen. Immer und überall barmherzig, voll Schneid, wie Gott.

Hebe das Polizeiamt in dir auf! Jedes Herz ist fast wie ein Polizeiamt; da hat man die Akten der Menschen wie in einem Schubfach. Da darf man nur fragen: „Was hältst du von dem?" und: „Was hälst du von der?" — Da zieht man die Register heraus und kann über alle Auskunft geben . . . Wir lassen zwar oft höchst gnädig die Schublade zu und reden nicht über die

Sachen, aber im Notfall ist der Schlüssel auch gleich da, um die Sachen ans Licht zu ziehen. Das hindert, das lähmt. So lange wir solche Polizei-Register in unseren Herzen haben, ist es nicht möglich, daß wir an etwas anderm wirken; denn wenn ich mit dieser Schublade im Herzen, einem Andern auch in bester Meinung etwas sage, so wird der es doch nicht tun. Das lauter um Gottes Willen Reden ist erst möglich, wenn die Schubladen innerlich zerstört sind. Es muß felsenfest in uns sein: Ich will kein Polizeiamt sein; die Sachen sollen gar nicht mehr in mich hinein gehen! Wenn das einmal wird, dann werdet ihr sehen, wie etwas Leuchtendes in eure Herzen hinein kommt, und wie leicht dann alle Trübsale sind, wie leicht auch die böse Welt Einem wird, und wie Alles ganz anders läuft, weil dann ein Licht des Lebens vom Heiland in uns leuchten kann, der die Schulden tragen will, und er will nicht in einem Herzen sein, in dem ein Polizeiamt ist; da geht er nicht hinein, das tut er einmal nicht. Er hat die Schulden der Welt getragen und bist Du ein Beschuldiger, dann mag er mit Dir nichts zu schaffen haben. Das ist einmal so. Fertig!

Nicht schimpfen! Schimpfe nicht über die Menschen; tadle nicht, wo Du etwas siehst; verdamme nicht — sondern denke: was noch finster ist, soll überwunden werden durch das Volk, dem der Vater im Himmel seinen Geist gibt, der auch Wunder tun kann an Leib und Seele.

Was Liebe ist. Gebt dem Menschen das Bewußtsein: „Ich bin Gottes" — sofort steigt er empor aus allem Elend. Erst, wenn man das verliert, sinkt man unter. Und das sollte nun unser Lieben sein, daß wir uns selbst und Anderen dies Bewußtsein geben. Wir sollen uns und die andern Menschen nicht unterdrücken, nicht für schlecht halten. Unsere Liebe sollte sein wie Sonnenstrahlen, wie Jesus sagt. Sie scheinen überall hin und bleiben selber licht und rein. So soll unsere Kraft Kraft bleiben. Der Feind soll es fühlen, daß wir ihn nicht korrigieren wollen, sondern ihn als Gottes Kind nehmen. Dann wird er nicht lange Feind bleiben. Wenn alle Welt schimpft über den und jenen und wir schimpfen mit, dann haben wir unser Bewußtsein verloren.

Jeder Sohn Gottes ein Lamm Gottes. Wo ein Sohn Gottes heute ist, oder eine Tochter Gottes, geboren aus Gott, da ist auch heute ein Lamm Gottes, welches der Welt Sünde trägt. Auf jedes geborene Kind Gottes legen sich die Sünden der Welt und wer ein Kind Gottes ist, der muß sie tragen, tragen in der Vergebung . . . . . .

Jedes Wohltun Gottes ist für Alle. Jeder Gottesdiener und jeder, der das Wohltun Gottes spürt, kann an sich nicht stehen bleiben, es geht bei ihm immer in die ganze Welt hinaus. Alles, was wir von Wohltun Gottes erfahren, ist nicht bloß für uns, es ist für die Welt. Wenn uns Gott wohltut, so will er an allen Menschen wohlgetan haben; dann dürfen wir es nicht ganz für uns nehmen, sondern alles will er fruchtbar machen für unsere Umgebung. Denn Gott ist in Jesus zu der Welt gekommen und sind wir Licht, so sind wir es nicht für uns, sondern wir sind es für die Welt. Sind wir Salz, so sind wir es nicht für uns, sondern wir sind es für die Erde, und so gehen unsere Gedanken weit hinaus. In dieser Stellung können wir großdenkende Menschen sein, weit denkende, weltgroße Menschen, erdengroß denkende und singende Menschen, und das bringt uns in die Fassung, die ein Mensch haben muß. Das Unmenschlichste des Unmenschlichen

ist der Egoismus, das Menschlichste des Menschlichen ist das Großdenkende, Weltbürgerliche, Jesusähnliche . . .

Gottes Großartigkeit. Gott ist großartig gegen alle Menschen, auch gegen seine Verächter.

Freiheit und Liebe! Jesus sieht alle Menschen als unnormal, aber er gibt keinen verloren. Wären die Menschen nicht so, wie sie sind, so brauchte es keine Erlösung. Zunächst läßt er Alle zu sich kommen wie sie sind: Sünder und Gerechte, Arme und Reiche, Gesunde und Kranke. In seiner Nähe darf sich jeder geben, wie er ist. Aber das dürfen sie nicht: die Frommen spielen und die Andern drücken. Er will, daß seine Jünger nur dienen, wie auch Jesus mit jedem Blutstropfen dient. Seine Jünger sollen in seinem Geiste Andre frei machen, Niemanden aufgeben, sondern voll Nachsicht das Gute sehen, das Gott in jedem geschaffen hat. Gibt man so die Menschen frei, dann korrigieren sie sich schon selber an Einem. Steht man so: immer im Geist aufs Dienen, Erlösen, Befreien gerichtet, da können wir die größte Kraft kriegen, die in den schwersten Verhältnissen überwindet.

Gerechtigkeit und Liebe. Die Liebe ist das Gotteskind der Gerechtigkeit.

Männlichkeit und Liebe. Die größte Männlichkeit steht in der Liebe.

Kindlichkeit. Wenn wir das Leben des Heilandes betrachten und fragen: „Welchen Weg geht er denn mit den Menschen?", so finden wir immer, daß er das Kindliche des Menschen sucht, das Einfache, wie Ungeregelte. Alles, was in Schranken geschraubt ist, was in gesetzlicher Weise besonders religiös sein will, das stand ihm fern. Und darum sage ich heute: Die Wege, die man sich so äußerlich nicht mit äußerlichen Gesetzen, äußerlichem Treiben, die Wege, welche nur darauf sehen, auf religiösem Boden das irdische Leben einzuschränken und den Leuten Lasten aufzulegen, das sind breite Wege, die kann jeder gehen. Aber man wird immer mehr bei diesen Wegen — immer auf dem Boden des religiösen Lebens — sehen, wie die Innerlichkeit verkümmert, die eigentliche Kraft des Geistes einschläft, und eben damit auch die Kräfte der Ewigkeit Gottes. Es ist nicht gut, daß die Christenheit nur in Gesetzen bestanden hat und wahrlich, wenn in diese rein gesetzliche Christenheit nicht immer auch wieder kindliche Leute gekommen wären, gerade oft auf dem Boden des Volkes, aus ungebildeten Kreisen heraus, aus verachteten und geringgeschätzten Kreisen, wenn nicht immer solche kindlichen Leute den Weg gefunden hätten, zu sagen: „Gehet mir weg mit dem allem, ich bin ein Kind Gottes, und wenn mich auch alle Leute gering schätzen", dann wäre das gesetzliche Leben des christlichen Wesens niemals so lang fortgekommen, als es jetzt fortgekommen ist.

Aber das ist arg, meine Lieben — ihr findet alles, Weisheit, Gelehrsamkeit, Macht, Reichtum, alles mögliche Wesen, Einfluß unter den Menschen, aber bis ihr eure Kindlichkeit, ein kindliches Herz, findet, das kostet viel. Unter all dem Gewirr des Lehrens und Lernens, unter all den Sitten der Kulturvölker, wurde so oft der eigentliche Mensch getötet. Was macht oft nur die Gesellschaft uns zu Sklaven! Manche Leute können nicht über das hinaus denken, was die Leute sagen und so schauen sie sich um und gehen schließlich den Weg, der sie mit allen Leuten laufen läßt.

Habt Ihr nicht auch bemerkt, daß die kindlichen Menschen am meisten übel angesehen werden von den Andern? Ich muß an Manche denken, die ihr ganzes Leben lang scheel angesehen werden bloß um dieser kindlichen Art willen, und wenn auch viel Wahrheit und Lebenskraft in ihnen war. Zu einer Anerkennung kamen nicht Viele, weil das Kindliche in unserer Gesellschaft nicht gebraucht wird. Man braucht recht gescheite und durchdringend scharfe Leute, die gegen andere Leute können Gewalt tun, aber das Kindliche scheint immer sterben zu müssen. Wie der Herr Jesus mit seiner Kindlichkeit und Freimütigkeit auch gegen die religiösen Gesetze der damaligen Zeit angestoßen hat und getötet wurde, so geht es auch heute.

Die doppelte Bekehrung. Der Mensch muß sich zweimal bekehren, einmal vom natürlichen Menschen zum geistlichen Menschen und dann wieder vom geistlichen Menschen zum natürlichen. Bl. Vater.

Nur keine Gewalt-Menschen. Wer nach Wahrheit ringt, das Rechte tun will und den Frieden sucht, der ist angesehen vor Gott. Fehlerlos können wir nicht sein, wir sind Menschen, nicht Gott. Aber Gewalt-Menschen dürfen wir nicht sein.

Christus-Menschen. Ist es erreicht, daß aus Dressur-Menschen Menschen des Seins geworden sind? Nein! Aber wir wollen es, wir wollen keine Schmutzfinken sein, wir wollen Götter sein. Das kleinste bischen Energie drauf hin: Christus-Mensch zu werden, ist mehr wert als Alles.

(Fortsetzung folgt.) L. Ragaz.

Streiflicht auf die religiös-soziale Bewegung Deutschlands.
Selbstbesinnung und Ausblick.

(Schluß.)

Bei solchen Verfahren würde der Gegensatz gegen eine dritte und, wie mir scheint, in Marburg ziemlich stark vertretene Gruppe allerdings noch deutlicher hervorgetreten sein, als er sich so schon gezeigt hat. Sie warf mir Moralismus vor. Es könnte nun demgegenüber gesagt werden, daß auch wir durchaus die Wirklichkeit Gottes selber suchen. Moralismus ist doch nur dort, wo ein irgendwie beschaffenes Tun sich selbst vollkommen genug ist, wo eine kalte, horizontlose Absichtlichkeit sich an ihrer eigenen Oberfläche genügen läßt ohne Sehnsucht nach einer letzten Tiefe. Uns ist das Tun nur Mittel zum Zweck der Gottesbegegnung, wenn dieses anspruchsvolle Wort einmal gebraucht werden darf. Wie die letzte Realität von uns ergriffen werden oder vielmehr uns selbst ergreifen könne, das ist auch unsere Frage, unsere Sehnsucht. Auch wir sind der Menschlichkeiten müde. Es wäre mit diesem Hinweis wenigstens soviel gesagt, daß es sich auch hier nicht um verschiedene Ziele, sondern um verschiedene Wege zum Ziel handelt. Aber wichtiger ist, die in

jenem Protest hervortretende Anschauung genauer kennen zu lernen. Soviel wir sehen, sucht man hier die unmittelbare, unvermittelte Begegnung mit Gott. Man ist aller Weltlichkeiten, aller Säkularisationen müde. Man will am liebsten von „vorletzten", d. h. weltlichen Dingen überhaupt nichts mehr hören. Nur die letzten Wirklichkeiten sollen zu Worte kommen. Man fühlt sich „fern vom Vaterhaus", „in der Fremde", man sehnt sich aus der modernen Schädelstätte fort nach der Heimat, nach einem einfachen Geborgensein im Höchsten. Daß es sich hier um ein ganz hohes Verlangen handelt, ist uns gewiß. Es fragt sich nur, ob es ein solch unvermitteltes Aufgenommensein in die ewigen Lebenszusammenhänge überhaupt gibt, ob es nicht vielmehr eine Abstraktion ohne Inhalt ist. Irgendwie an „Vorletztes" gebunden bleibt für uns, solange wir im Leibe sind, die Begegnung mit dem letzten Weltgeheimnis immer. Auch für den Anthroposophen Steinerscher Richtung etwa, dem es an Sinn für Geistigkeit doch gewiß nicht fehlt — ich weise darauf hin, weil theosophisch Interessierte in Marburg waren, — bleibt der Aufstieg in die höhere Welt immer noch an die erst zu entwickelnden höheren, seelischen Erkenntnisorgane gebunden. Auch der hier in Frage stehenden Sehnsucht bleibt eine solche Vermittelung nicht erspart und zwar kann sie, soviel wir sehen, nur auf zweierlei Art stattfinden: entweder in tiefst empfundener Hingabe an die Geheimnisse der Natur, d. h. dessen, was ohne unser Zutun einfach da ist oder in abstrakter Spekulation. So sagte ein junger Student in Marburg, der in der Jugendbewegung steht und gewiß hierher gehört, es sei von mir unrechterweise ein Kampf gegen die Natur verlangt worden. Wir müßten geistlich ganz arm werden, selber gar nichts dazu tun und „unsere Natur erfüllen." Das ist gewiß ganz richtig. Die Frage aber ist: auf welchem Wege „erfülle ich" die tiefste Lebenssehnsucht meiner Natur? Was ist in den zahllosen Regungen meiner Natur Hauptsache, was Nebensache, worin regt sich ihre Tiefe, worin ihre Oberfläche? Ist in der Liebe oder im Haß „die Tiefe der Natur entriegelt?" Auf alle diese Fragen findet man hier keine Antwort. Man spürt nicht, wie außerordentlich vieldeutig solche Losungen sind. Zum Erstarren deutlich kam das in dem Worte eines Teilnehmers zum Ausdruck: „Gott ist nicht nur die Liebe, Gott ist auch der Haß." Man denke sich diese Linie etwas fortgesetzt: Gott ist nicht nur die absolute Reinheit, sondern auch der erotische Rausch, nicht nur die denkbar umfassendste Menschlichkeit, sondern auch der patriotische Enthusiasmus — und man sieht ohne weiteres, daß dieser Weg leichter ins Heidentum zu Aphrodite, Mars usw. als zu Christus führt.

Was den andern Weg, den der Spekulation anlangt, so soll zunächst an einigen Beispielen aus der Predigt von Eduard Thurneysen „Die enge Pforte" (in der Schrift von der innern Lage des Christentums von Karl Barth und Eduard Thurneysen) deutlich gemacht

werden, was wir meinen. Zunächst wäre hier noch einmal zu betonen, daß wir in sehr vielem einig sind. Vor allem gilt das in Bezug auf das Ziel. Auch wir suchen nicht „den Kirchengott, den religiösen Gott, den Menschengott", sondern den „wahren Gott, den lebendigen Gott, den Gott von Jenseits des Menschenlebens" — nur ist damit sehr wenig gesagt. Solche Hilfe sucht doch schlechthin alle Religion überhaupt, auch die Kirche, aber nicht nur sie: auch das Heidentum. Das Besondere, Unterscheidende an all den verschiedenen Religionen, Kirchen- und Christentümern liegt immer im Weg zu Gott. Auch darin gehen wir eine Strecke weit mit Thurneysen gemeinsam. Alle bloß menschlichen Bemühungen, die aus einer kurzatmigen Bekehrung kommen, die nicht wirklich allen alten Sauerteig austreiben, mögen sie nun etwa pazifistischer oder sozialistischer Art sein, werden immer nur übertünchte Vergangenheit, aber nicht etwas wirklich Neues bringen. Das wirklich Neue liegt jenseits der „engen Pforte", jenseits des großen Abgrundes, der Gott und Welt von einander trennt. Das Neue ist entweder Auferstehung oder es ist nichts und Auferstehung ist nur, wo vorher Tod war. „Wir suchen einen neuen Anfang, ein neuer Anfang „liegt nur jenseits des Todes." Es besteht also hier die Absicht, auf das tatsächliche, nicht nur eingebildete, alle menschlichen Begriffe übersteigende Eingreifen des lebendigen Gottes, auf ein tatsächliches Gestürzt- und Aufgerichtetwerden, auf ein reales Hinüberkommen in einen neuen Zustand hinzuweisen. Das ist durchaus richtig, das ist das, was uns not tut. Wie aber geschieht das nun hier? Darauf kann man doch wohl nur antworten: durch Begriffe und zwar, weil man eigentlich nicht den gewöhnlichen, sondern sozusagen den Ueberbegriff, den von allem grob sinnlichen und irdischen Gehalt entleerten, den der Jenseitigkeit und eigentlichen Unvorstellbarkeit des Gegenstandes angepaßten Begriff im Sinne hat, — geschieht es durch sehr abstrakte, sehr verdünnte und allen konkreten Gehaltes bare Begriffe. Das ist offenbar der Weg, den man hier für den einzigen hält, um — nicht zu Gott zu gelangen, das können wir Menschen nicht, sondern um — auf ihn hinzuweisen. Und darum rede ich hier von Spekulation.

Wenn wir dem gegenüber den Weg möglichst konkreter und eindeutiger Beschreibung der Auswirkungen des neuen Lebensbefundes für den richtigen und notwendigen halten, so geschieht dies vor allem deshalb, weil hier von Thurneysen — und ganz das Gleiche gilt von Karl Barth — viel zu abstrakt, zu summarisch und zu vieldeutig geredet wird. So allgemeine Begriffe, wie sie hier gebraucht werden, füllt jeder mit dem Inhalt aus, der ihm gerade gegenwärtig — und bequem ist. So ist in der schon erwähnten Predigt von Thurneysen z. B. von dem Abgrund die Rede, der zwischen Himmel und Erde liegt. Es soll damit gesagt sein, daß „das Ziel" „jenseits von uns" liegt. Wer den Himmel gewinnen will, muß „den alten Boden der Menschenwelt gänzlich verlassen, einmal „in die Luft" hinaus sich ge-

stellt haben, „ins Leere" getreten sein, „in jenen Abgrund" sich hinunterlassen, „der zwischen Himmel und Erde liegt." An andern Stellen heißt es: es gilt Buße zu tun, aber wirkliche. „Seht: da ist Buße. Da wo alles aufhört. Da wo man an die Wand gepreßt ist." „Diese Buße ist etwas, bei dem man nur noch an den Tod denken kann. Alles Irdische ist aufgehoben. Alles Menschliche ist durchgestrichen." Eine auch von Barth besonders oft gebrauchte Wendung ist die: wir müssen aus dem „Nein" ins „Ja" hinüberkommen. Wir glauben nun, daß diese Begriffsschwelgerei der denkbar ungeeignetste Weg ist, das zu erreichen, was Barth und Thurneysen eigentlich wollen: nämlich einen Eindruck von der einfachen Tatsächlichkeit des neuen, von oben her, von Gott aus gewirkten Lebenszustandes zu geben. Sie sind doch nicht der Meinung, daß von dem Abgrund, der Buße, dem Tode, oder sagen wir, von der unfaßbaren, furchtbaren Macht dessen, was jenseits des Abgrundes ist, nun einfach alles verschlungen, zu nichts zermalmt, in Luft aufgelöst werden soll. Sie glauben an das Erlöst sein, an die Auferstehung, an das neue Leben. Wir fragen nun einfach: wenn das etwas Wirkliches und nicht nur Ausgedachtes ist, wie sieht es aus? Entweder ist es absolut unerkennbar. Dann müßten auch alle Worte darüber verstummen, auch der abgeblaßteste Begriff behauptete dann noch zu viel. Schon die Behauptung der absoluten Unerkennbarkeit wäre dann unerlaubt. Nur das vollkommene Schweigen bliebe übrig. Es müßte tatsächlich „alles aufhören", wie Thurneysen von der echten Buße verlangt. Das Ende wäre das tatsächlich endgültige, hoffnungslose „an die Wand gepreßt" sein. Diesen Eindruck machen aber Barth und Thurneysen keineswegs. Sie treten durchaus als Wissende, als Glaubende, als Bejahende, als Ergriffene auf. Darum ist die Frage unentrinnbar: „Wovon seid ihr ergriffen, wie ist das neue Leben beschaffen, davon ihr redet? Worin besteht denn nun eigentlich der Unterschied zwischen dem Menschen, der durch das große Nein hindurchgegangen ist, und dem Diesseitsmenschen? Ißt und trinkt, redet und handelt ein solcher Mensch anders als ein an die Schädelwelt verkaufter? Wie verkehrt ein solcher Erlöster mit seinem Feinde, wie reagiert er auf das Böse, wie erledigt er seine Geschäfte, wie steht er zum Staate, wie treibt er Politik, wie erzieht er seine Kinder, wie überwindet er seine Leidenschaften?" Damit daß wir durch das Nein hindurchgehen, daß wir sterben müssen ist im Grunde sehr wenig gesagt. Jeder Militarist etwa wird sich damit abfinden können. Er wird sich eine solche Wendung aus den eben gerade ihm lebendigen Erfahrungen heraus verdeutlichen. Er wird ohne weiteres damit einverstanden sein, daß alle Weichlichkeit, alle Genußsucht, etwa auch alle Lebensliebe, alle Freude am grünen Weideglück in uns absterben muß, — weil das alles dem rücksichtslosen Selbstbehauptungsdrang der blonden Bestie in uns Energie raubt. Jeder Rassehygieniker antisemitischer Observanz wird sich damit einverstanden erklären, daß wir gründlich Buße

tun müssen — für unsere Liebe zum Juden nämlich. Solcher Vieldeutigkeit gegenüber sehen wir das neue Testament durchaus eindeutig reden, auch ganz abgesehen davon, daß hier alle Worte durch das „fleischgewordene Wort" selber, den Menschensohn, der nicht hat, wo er sein Haupt hinlegt und am Kreuz stirbt, in durchaus unmißverständlicher Weise interpretiert werden. Es sei auch an die Präzision erinnert, mit der Blumhardt, Vater und Sohn, von der neuen Lebenswirklichkeit reden. Wie hier allen Worten schlichteste Sachlichkeit und Nüchternheit eigen ist und sich dem Leser der Eindruck vermittelt, daß die höhere Welt weit ab von allem blassen Dunst auch an gegenständlicher Bestimmtheit der sichtbaren Welt nicht nachsteht.

Es sei hier ein ganz offenes Wort darüber gesagt, wie wir gerade als Deutsche uns doch wohl die Hilfe denken müssen, um die jetzt schon zu wiederholten Malen die Schweizer Gesinnungsfreunde angegangen worden sind. Wir erwarten kurz gesagt: eine Ergänzung und Ausweitung unserer Eigenart. Bis zum Kriegsende wußten die deutschen Leser der „Neuen Wege" kaum etwas von einander. Manchem von denen, die vorher von den „Schweizer Religiös-Sozialen" groß gedacht hatten, war dazu die Stellung zum Krieg und die Beurteilung, die Deutschland in den „Neuen Wegen" erfuhr, unverständlich. Etwa im Frühjahr 1919 aber fanden wir, die die grundsätzlich gleiche Stellung wie die „Neuen Wege" eingenommen hatten, mit unserm Hinweis auf die Schweizerfreunde willigstes Gehör. Es war wirklich ein ganz merkwürdiges Aufgeschlossensein, wir empfanden es als das Abfallen alter, wohl jahrhundertealter Hemmungen. Es war eine tiefe Sehnsucht nach tätiger Hingabe an den Christusimpuls erwacht, man fühlte eine neue und tiefe Verantwortung für die Weltgestaltung. Es handelte sich hier unbestreitbar um etwas im Kern ganz Tiefes und Echtes. Es ist wohl nichts bezeichnender, als daß diese Regungen gleichzeitig in Sachsen und in Westdeutschland eintraten. Auch aus Berlin kam die gleiche Kunde. Es war ein neues Christsein und zugleich etwas von dem Erwachen der alten deutschen Seele, die erlöst von dem Starrkrampf der Eigengeltung sich weit auftut für alles Große und Echte, komme es, woher es wolle, weil sie weiß, daß erst im Ewigen auch die eigenen Lebensbedürfnisse sichergestellt sind. Freilich regte sich dieser Geist nicht überall in der gleichen Tiefe. Es waren einige allzu rasch Bekehrte dabei, denen die Tragik, unter der das Gute in der Welt steht, auch noch nicht entfernt zum Bewußtsein gekommen war. Diese aber hatten gerade etwas, was dem religiös gerichteten Deutschen meistens fehlt: nämlich Aktivität. Und dieses Verdienst soll ihnen nicht geschmälert sein. Nachdem so die Sache in Gang gekommen war, konnte ich mehrere Monate hindurch keinen tätigen Anteil an ihrem Fortgang nehmen. Auch in Tambach war ich nicht. Ich hörte aber im engern Kreise über diese Tagung berichten. Die „Schweizer" waren

ja wirklich dagewesen! Man kann die innere Wirkung, die von ihnen ausgegangen war, nur schwer in Worte fassen, wird aber etwa so sagen dürfen: man war höchst erstaunt, fast betreten, halb entmutigt, halb auch beruhigt mit der Losung nach Hause gekommen: „Wir sollen nichts tun, wir sollen auf Gott warten!" Man hatte etwa das Gefühl: „Was waren wir für Kinder! Die Sache ist ja viel schwerer, viel komplizierter, als wir gedacht hatten. Wie gut, daß wir jetzt gerade noch zu rechter Zeit gewarnt werden, bevor wir irgend einen praktischen Versuch unternommen hatten." Diese Erkenntnis hätte nun sehr heilsam sein und zu wirklicher Vertiefung führen können. Hier aber hatte sie lähmend gewirkt. Es war die Vertiefung als Selbstzweck, zu der man sich aufgerufen fühlte. Davon aber haben wir Deutschen zuviel! Sie ist, wenn man will, unsere Größe, aber auch unsere Gefahr. Denn das hat praktisch jedenfalls in den letzten Zeiten unserer Geschichte dazu geführt, die Straße dem Teufel zu überlassen. Schon Wilhelm Raabe hat gefühlt, daß wir eine Synthese brauchen zwischen dem „Seht nach den Sternen und habt Acht auf die Gassen." Dazu, so war die Meinung, sollten uns die Schweizer Freunde verhelfen.

Ich kann hier nur mit größter Zurückhaltung von der Wirkung reden, die Karl Barth auf sein deutsches Publikum ausübt, denn ich kenne natürlich einen Teil seiner Leser, und muß es doch auf die Gefahr hin tun, in dem oder jenem Punkte zu irren, weil dabei unsere Sache überhaupt auf dem Spiele steht. Es soll hier auch nicht von Karl Barths Schriften an und für sich geredet werden, da wäre vor allem zu betonen, wieviel zweifellos Bedeutendes sie enthalten. Es wird ja aus allem Vorhergehenden auch schon klar geworden sein, in wie weitgehendem Maße volle sachliche Uebereinstimmung mit ihm waltet. Sie findet vor allem überall dort statt, wo der Durchbruch des Göttlichen ins Menschliche hinein als „ein neues Müssen von oben her, als wirkliche Auferstehung, als Erwachtsein unserer Seele „zum Bewußtsein ihrer Unmittelbarkeit zu Gott, d. h. aber zu einer verlorengegangenen und wiederzugewinnenden Unmittelbarkeit aller Dinge, Verhältnisse, Ordnungen und Gestaltungen zu Gott" beschrieben und vor neuen „Säkularisationen" gewarnt wird.

Denn das ist tatsächlich eine Gefahr, die wir sehr deutlich ins Auge fassen müssen; es wäre wirklich gar nichts gewonnen, wenn statt der früheren religiösen Verklärung eines mehr und mehr verweltlichenden Staates nun etwa die Sozialdemokratie oder überhaupt der Kampf des Radikalismus gegen die bestehenden Verhältnisse in all ihren gegenwärtigen doch sehr weltlichen und altmodischen, ganz und gar dem alten Weltwesen entlehnten Methoden in das Licht religiöser Verklärung gerückt würden. Es wäre dann wirklich einfach eine neue Säkularisation an die Stelle der alten getreten. Nein, der Weltwagen braucht tatsächlich neue motorische Kräfte. Aber es kommt doch

eben auch hier ganz auf die Art und Weise an, in der man auf sie hinweist. Und da erheben sich gegen Barth, soweit seine Wirkung auf Deutsche in Betracht kommt, einige schwere Bedenken.

Zunächst ist geradezu verhängnisvoll die summarische Art, in der hier alle Bemühungen, praktisch an dem Aufbau einer neuen Welt zu arbeiten oder richtiger und anspruchsloser ausgedrückt: aus all den großen Worten heraus zu einem ihnen entsprechenden praktischen Verhalten zu kommen, mögen sie nun Pazifismus oder Sozialismus, Wandervogel oder Völkerbund, Weltallianzen oder Erziehung heißen, auf eine Linie gestellt, schlechthin „Welt" genannt und als durchaus untergeordnete Fragen behandelt werden. In Wirklichkeit könnte sich an der praktischen Lösung aller hinter diesen Versuchen stehenden Fragen überhaupt erst zeigen, ob außer großen Parolen auch Kraft da ist. Die Gefahr der bloßen Geschäftigkeit kann doch wirklich nicht durch die Losung „nichts tun" gebannt werden, sondern es gilt zu zeigen, auf welchen anderen Wegen das in jener Geschäftigkeit Gemeinte, Beabsichtigte „erfüllt" werden kann. Hier ist aber immer nur von der großen Verlegenheit die Rede, in die wir geraten müßten, von dem „an die Wand gepreßt sein", wie Turneysen sich ausdrückt — als ob unsere Gefahr die einer allzugroßen Zuversicht wäre. „Eigentlich haben wir es wirklich schon lange erkennen müssen, daß der Himmel, auch wenn wir noch so hohe Berge erstiegen, doch immer gleich fern über uns liege" heißt es in der schon erwähnten Predigt von Thurneysen, wobei ausdrücklich gesagt wird: „Der Völkerbund ist solch ein Berg, der jetzt frisch erstiegen werden sollte und an seinem Fuße steht mehr als einer, der mit flammenden Worten uns ermuntert, ihn in Angriff zu nehmen." Ist damit das Völkerbundproblem wirklich abgetan? Wenn man das deutsche Publikum so angeredet hört, so könnte man meinen, es herrsche bei uns eine nun auf die Länge gefährlich werdende Begeisterung für den Völkerbund und es sei nötig, uns vor Ueberschätzung zu warnen. In Wirklichkeit unterliegt aber doch vorläufig in weiten Kreisen der Glaube an die praktische Durchführbarkeit und Bedeutsamkeit dieser Idee starken Hemmungen. Kann es für eine solche Geistesverfassung überhaupt etwas Entmutigenderes geben als den Gedanken, daß es im Hinblick auf das absolute Ziel gleichgültig sei, wie weit wir von ihm entfernt sind, es bleibe doch stets *gleich* unerreichbar? Das mag theoretisch richtig sein, *praktisch* ist auch die *kleinste Annäherung von unermeßlicher Bedeutung*. Muß solche Entmutigung aber nicht ganz unfehlbar dazu führen, die Welt zu lassen wie sie ist, alle mühsamen Bergbesteigungen für sinnlose Kraftvergeudung zu halten, die Hand in den Schoß zu legen und auf die Himmelfahrt über den großen Abgrund hinüber zu warten, für die es ja völlig gleichgültig ist, ob sie von diesem oder jenem Punkte der Welt aus geschehe, die aus Krieg und Weltverbrechen heraus schließlich ebenso leicht oder ebenso schwer sich voll-

zieht, wie aus einer Menschheit heraus, in der Gerechtigkeit und Friede sich küssen! Wir fürchten, daß Barth hier zum geraden Gegenteil von dem führen wird, was er will. Die Folge seiner Stellung wird eine neue Säkularisation sein. Der Schnitt, den er zwischen Welt und Gott macht, wird praktisch zu nichts anderem als einer religiösen Einsegnung des klassenkämpferischen Sozialismus wie des waffentragenden Soldaten führen. Es wird dasselbe eintreten, was wir im Luthertum erlebt haben: die Welt wie sie ist, wird stärker sein als die neue religiöse Orientierung, weil diese zu sehr in den Wolken und zu wenig auf der Erde wandelt.

Von dem zweiten Bedenken aus, das wir vorbringen möchten, wird das Gesagte noch deutlicher werden. Wir meinen: es komme in Barth eine gerade wegen ihrer Verhüllung sehr gefährliche Art des Intellektualismus zu uns. Er könnte auf den ersten Einwand etwa erwidern: gewiß, das alles *wisse* er auch. Und gewiß *weiß* er es. Er ist viel zu gescheit, das nicht zu wissen. Aber diese Erkenntnis hat für ihn — und auch für Thurneysen — kein *praktisches* Gewicht. Man findet vor allem bei Barth alle Bedenken, die gegen seine Art vorgebracht werden können, *theoretisch* irgendwie berührt. So streift er auch die Frage, ob „pessimistische Diskreditierung des Diesseits" zu befürchten sei. Für den *deutschen* Leser jedenfalls ganz unzweifelhaft. Barth besinne sich doch, ob von seinen Anregungen *allein* irgend ein Tun, eine Auswirkung des Christusimpulses ausgehen könnte, worauf in unserer Lage einfach alles ankommt, jedenfalls dann, wenn wir wirklich die Wahrheit Christi der Welt und besonders auch den wirtschaftlichen Nöten der Gegenwart gegenüber geltend machen wollen. „Ein Jegliches hat seine Zeit", zitiert er, (in seinem in Tambach gehaltenen Vortrag: „der Christ und die Gesellschaft") „und alles Vornehmen unter dem Himmel hat seine Stunde: geboren werden und sterben, pflanzen und ausrotten das Gepflanzte, Würgen und Heilen, Brechen und Bauen, Steine zerstreuen und Steine sammeln, behalten und wegwerfen, zerreißen und zunähen, schweigen und reden, lieben und hassen, Streit und Friede haben ihre Zeit." Dem muß doch einfach entgegengehalten werden: nein, Christus hat das Würgen, Zerstreuen, Wegwerfen, Zerreißen, Hassen und Streiten durchgestrichen: das soll seine Zeit *gehabt* haben. Er hat ihm gegenüber sein: „Ich aber sage euch" aufgerichtet. Durch ihn ist dieses platte Nebeneinander eben gerade in ein sehr klares Entweder-Oder verwandelt: „Wer nicht mit mir sammelt, der zerstreuet." Eine ganz neue und unzweideutige Rangordnung ist an die Stelle getreten: „Liebet eure Feinde . . . Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist", wozu man noch das Johanneswort zur Ergänzung hinzunehmen darf: „Gott ist die Liebe und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm." Von solcher Präzision, die noch durch das Leben und Sterben des Heilandes völlig unmißverständlich wird,

allein kann Kraft zur Weltumgestaltung ausgehen. Das andere ist Welterklärung, aus der man in der Weise moderner Journalisten alles herauslesen kann, wenn es nicht im Lichte jener Klarheit interpretiert wird.

Nun könnte Barth auch auf das zweite Bedenken, er sei Intellektualist sagen: das ist's, was ich gerade nicht will. Gewiß, er spricht ja auch ganz ausdrücklich davon. Aber reinster Intellektualismus kann auch da sein, wo dem Erkennen eine noch viel untergeordnetere Rolle zugewiesen wird, als es bei Barth und Thurneysen der Fall ist, wie umgekehrt sehr viel konzentrierter gedacht werden kann, als es hier geschieht, ohne daß es sich um Intellektualismus handelt. *Intellektualismus ist überall da, wo ein vorhandener Lebensimpuls im Denken stecken bleibt, wo ihm nicht der Weg ins Leben gebahnt wird, wo das Denken sich praktisch als Selbstzweck statt als dienendes Mittel zum Leben darstellt, wo der Drang nach lebendiger Verkörperung des Gedachten von der mit höchster Befriedigung ausgeübten Denkarbeit verschlungen wird.* Wo das geschieht, kann immer nur von Fall zu Fall intuitiv erfaßt werden. Bei Barth scheint es uns trotz aller gegenteiligen Versicherungen wirklich zuzutreffen. Wie muß denn die Buße, von der die Rede ist, bei einem ganz im Klassenkampfgeist befangenen Sozialisten beschaffen sein, was muß sie in mir, an meinem Verkehr mit anderen, mit den Franzosen z. B. verändern, wie muß sie sich abspielen, welche Lebensschritte müssen tatsächlich getan werden? Handelt es sich denn etwa um etwas so Blasses, Farbloses, daß man gar nicht bestimmt, sondern nur in nebelhaften Andeutungen davon reden kann? Doch ganz gewiß nicht. Warum aber dann nicht einfach sagen: der Christusimpuls wird den Klassenkampfgeist mit all den ganz unvermeidlich von ihm ausgehenden giftigen Affekten austreiben müssen, auf beiden Seiten bei Unternehmer und Arbeiter! Warum nicht die Stellung zur Gewaltanwendung ganz präzis formulieren? Warum nicht zum Völkerbund ganz positiv Stellung nehmen? Warum die neue Erziehung nicht einfach in Angriff nehmen und Hilfen dafür bieten? Die Antwort kann, wie mir scheint nur lauten: weil hier das Hauptinteresse darauf gerichtet ist, den neuen Lebensimpuls im Denken und Spekulieren sich auswirken zu lassen, statt mit aller Energie seine lebendige Verkörperung zu suchen. Am drastischsten kommt einem das bei der Thurneysenschen Wendung zum Bewußtsein: man muß „einmal „in die Luft" hinaus sich gestellt haben", „ins Leere" getreten sein. Was heißt das? Heißt das: einer wirklichen Verwandlung unterworfen werden? Oder heißt es nur: den Gedanken oder die Stimmung einer solchen Verwandlung vollziehen? Das Entscheidende wäre doch, ob wirklich der Körper etwas von seinem Schwergewicht verliert, ob wirklich die Abhängigkeit von seinen Zuständen, Launen und Begierden geringer, ob wirklich

die Knechtschaft gegenüber dem Sinnlichen gebrochen, die Stimme im Telephon und gegen den Untergebenen von nun an wirklich menschlicher, der Blick weniger hochmütig, die Hand weniger hart und selbstsüchtig im Zugreifen wird. An solchen Verwandlungen allein, die sich bis in die planmäßige Gestaltung neuer Verhältnisse in Politik und Wirtschaft hinein fortsetzen müßten, wäre zu erkennen, ob es sich *nur* um einen Gedanken, um etwas bloß Innerliches oder um eine wirkliche Lebensbewegung gehandelt hat.

Es muß deshalb gesagt werden, daß Barth, wenn er weiter wie bisher in Deutschland von den Schweizern fast ausschließlich zu Worte kommt, sehr dazu beitragen kann, die Sache unmöglich zu machen, die mit der Bezeichnung „religiös-sozial" gemeint ist. Ich brauche kaum zu sagen, daß ich den Namen nur mit größtem Vorbehalt gebrauche. Was kommt heute auf Namen an! Die Sache aber ist zu brennend, als daß eine falsche Zurückhaltung sich an ihrer Gefährdung schuldig machen dürfte. Es ist — um es einmal ganz einfach auszudrücken — wahrlich nicht gleichgültig, ob all die vollkommen unaufgebbaren Werte, von denen unsere Seele lebt, wirklich auch weiterhin vor der Zwingburg des wirtschaftlichen und politischen Lebens stehen und sich immer wieder sagen lassen müssen: hier habt ihr nicht hereinzureden oder ob jene innersten Kräfte nicht auch geradezu konstitutiv für das wirtschaftliche und politische Leben sind, ob Christus wirklich das Licht der Welt oder trotz aller großen Bekenntnisse nur eine trauliche Familienlampe ist. Da läßt sich aber mit allgemeinen Parolen gar nichts ausrichten. Hier handelt es sich um die Frage, ob das Fleisch und Blut dieser Welt wirklich der Tempel des heiligen Geistes werden, ob wirklich alles, „Welt oder Leben oder Tod, Gegenwärtiges oder Zukünftiges unser" — des Christus in uns — werden kann — oder wir nur von all dem besessen und belastet sind zu unserem Fluch und unserer Qual. Und hier glauben wir, daß Christus wirklich Weg, Wahrheit und neues *Leben* für uns ist. Diesen Weg, diese Wahrheit und dieses Leben möglichst konkret, unzweideutig und auch dem Weltmenschen wenigstens von fern einleuchtend zu zeigen ist unsere Aufgabe.

Statt dessen hat uns Barth in eine Problematik hineingeführt, an der wir Deutschen von jeher gelitten haben und an der alles praktische Arbeiten zerbrechen muß, hat das Einfache undurchdringlich kompliziert gemacht, sodaß es wirklich nur der „Gottesgelehrte" verstehen kann und der Sache die Weite genommen, deren sie unbedingt bedarf. Gewiß spricht ein gerade um den Zusammenschluß der deutschen Religiös-Sozialen sehr verdienter und weitblickender Soziologe nicht nur für sich, wenn er sein Wegbleiben von Marburg folgendermaßen begründet: „Schon damals — in Tambach — gewann ich den inzwischen sehr verstärkten Eindruck, daß man mich ungläubigen Laien als lästigen Eindringling empfand, der nicht in den Kreis der „Gläubigen" gehöre und der mangels theologischer Schulung nicht

in den klaren Fachausdrücken zu reden vermochte. Ich hatte mir vorher naiver Weise eingebildet, man würde sich freuen, religiös interessierte, gebildete Laien, noch dazu Soziologen, zur Mitarbeit an den eminent soziologischen Problemen zu gewinnen." Und wirklich muß man sagen, daß die in diesem Briefe ausgesprochenen Befürchtungen in weitgehendem Maße eingetreten sind. Wenn man die allgemeine Atmosphäre bezeichnen will, die in Marburg herrschte, so kann man nur sagen: es waltete ein tiefsinniges dumpfes Brüten, in dem ein gegenseitiges Verstehen außerordentlich schwer war. Auf Fremde muß der Gesamteindruck schon vollends der vollkommener Weltfremdheit gewesen sein, sodaß auch das tatsächlich praktisch Gemeinte unwillkürlich in das allgemeine Dogma umgedeutet wurde. Nur so ist es auch zu erklären, daß Paul Rohrbach in einer mir eben erst bekannt werdenden Besprechung der Marburger Tagung von meinem Referat sagen konnte, es sei in das Schlußwort ausgeklungen: „Sitzen und harren!" Gewiß, so wird bei uns Barth verstanden. Nie aber habe ich etwas Derartiges gesagt. In meinem ganzen Referat kommt weder dem Wortlaut noch der Stimmung nach diese Losung irgendwie vor. Sie würde gänzlich meiner seit etwa zehn Jahren zu vollkommen deutlichem Bewußtsein ausgebildeten Lebensstimmung widersprechen. Der Sinn meines Referats war vielmehr der genau entgegengesetzte: höhere, wirksamere, letztlich auch im weltlichen Sinne stärkere Energien aufbieten, als sie alle Schattierungen des heute wirkenden politischen Radikalismus in sich tragen. Andere Mittel anwenden, als sie der heutige „Realpolitiker" von rechts und links, der in Wirklichkeit ein Fantast, ein Träumer, ein Utopist ist, anwendet, weil nur mit neuen Mitteln erreicht werden kann, was die Welt — auch die Wirtschaft und die Politik — braucht. Ich will keineswegs dem Handgranatendogma ein neues Dogma, sondern eine neue Praxis entgegenstellen. So aber ging, wie ich denke, von Marburg jeder heim mit dem Dogma, mit dem er gekommen war: der Sozialdemokrat mit seinem Klassenkampfdogma, der Kommunist mit seinem Handgranatendogma, der Realpolitiker mit seinem Glauben an die alles überwindende Kraft der schweren Artillerie. Ueber all dem aber stand ein religiöser Tiefsinn, der einem gewissen deutschen Typ so recht auf den Leib geschnitten ist und sich im Grunde mit jeder Praxis verträgt.

Es war wohl nichts bezeichnender als die Tatsache, daß man in Marburg gar nicht wagen konnte, mit dem ihm gebührenden Nachdruck auf Friedrich Wilhelm Förster hinzuweisen. Entweder hätte man ihn ideologisch umgedeutet, wie ihn ein Teilnehmer der Tagung im Privatgespräch wirklich einen „Ideologen" nannte, oder man hätte in ihm überhaupt nichts weiter als „das rote Tuch" gesehen, wie von ihm, weniger in seinem Sinne als in dem der Teilnehmer, gleichfalls jemand sagte — d. h. man hätte überhaupt nicht das Organ gehabt, eine größere Wahrheit, als man selber hatte, zu Worte

kommen zu lassen. Man kann eben sehr viel von Sozialismus und neuer Welt reden und doch ganz subjektivistisch eingestellt sein und im Grunde nichts weiter erwarten, als daß man von einem andern Standpunkte aus recht behält.

Mit all dem soll nun Barth keineswegs aus dem Herzen seiner deutschen Leser verdrängt werden. Es soll nur gesagt sein, daß es stärkerer Gegengewichte gegen seine Art bedarf. Er kam bis jetzt als einziger und ausschließlicher Repräsentant der „Schweizer Religiös-Sozialen" zu uns. Er wurde als vollständige Vertretung „des religiös-sozialen Gedankens" aufgefaßt. Das hätte nur dann nicht unheilvoll wirken können, wenn wir bereits eine so alte und erfahrene religiös-soziale Bewegung gehabt hätten, wie die Schweiz sie hat, sodaß das Denken nur Deutung bereits geschehener Taten und praktischer Erfahrungen gewesen wäre. So mußte ja der Irrtum entstehen, als handle es sich wieder nur um neue Theorien und Spekulationen statt um ein neues und, wenn das möglich wäre, wortloses Geschehen. Tatsächlich stammt ja Barth aus einer aktivistischen Tradition. Ihn umgibt die reformierte Welt. Seine Freunde *sind* religiös-sozial. Ihm ist das, was bei uns erst werden soll, eine selbstverständliche Voraussetzung. Er ordnet etwas, das sich vor seinen Augen bereits praktisch ausgewirkt und dabei gewiß auch Einseitigkeiten und Irrtümer ausgebildet hat, durch Denken in größere Zusammenhänge ein. Er mag ein ausgezeichnetes und unentbehrliches Gegengewicht darstellen gegen eine gewisse ehrfurchtlose Art sich „als Mitarbeiter Gottes" aufzuspielen und ebensowohl die Tiefe der Welt wie die ungeheuere Zähigkeit ihrer Widerstände zu unterschätzen. Wir aber sind Lutheraner, uns ist von Jugend auf die Welt, wie sie ist, als gottgewollte und unabänderliche Ordnung dargestellt worden. Bei uns hat die dumpfe und das ganze Leben praktisch beherrschende Ergebung in den gegenwärtigen Weltzustand nur ein ganz ungenügendes und praktisch nahezu bedeutungsloses Gegengewicht gefunden: die *tatenlose* Hoffnung auf eine bessere Welt. Von uns gilt heute noch das Wort Blumhardts (des Vaters): „Freilich träumen viele hiervon so, es werde einmal der Herr nur so geschwind, mir nichts dir nichts kommen und den Teufel totschlagen, wie jener Heide sich wunderte, daß ers nicht schon längst getan hätte, ohne daß die Gläubigen sich hierum viel zu bekümmern hätten." An Problematik, tiefsinnigem Grübeln hat es uns nie gefehlt, wohl aber an der Einsicht, daß der in Wirklichkeit die Welt dem Teufel, den gröbsten Stoßkräften des Daseinskampfes überläßt, der nie über den Tiefsinn hinauskommt. Der Teufel ist aktiv. Während wir denken, lodert der Weltbrand ungelöscht weiter. Wir brauchen Leute, die aufstehen und ihn löschen helfen. Wir brauchen Aktivität. Gewiß nicht eine oberflächliche, hintergrundlose. Nein, wir brauchen eine Synthese zwischen lutherischer Tiefgründigkeit und calvinischer Tatkraft. Nicht umsonst haben weite Schichten des deutschen Volkes

Bismarck zu einer Art Nationalheros erhoben. Man erlebte in Bismarck die Ergänzung zu seiner Art. Und man suchte so leidenschaftlich, so lebenshungrig darnach, daß man gar nicht empfand, wie einseitig nur nach außen gerichtet, wie wenig von den Tiefen des deutschen Geistes her gespeist diese Aktivität war. Von bloßen Worten aber und Ideen und seien sie noch so groß, lebt kein Mensch, geschweige denn ein Volk. Nur was Fleisch und Blut wird, wirkt in der Welt als Realität. Und Bismarck wirkte als Realität. Man kann die Ergänzung, die wir Deutschen brauchen, gar nicht präziser bezeichnen als Bismarck es einmal in Form eines Urteils über die Brüder Gerlach, den General Leop. v. Gerlach und den Präsidenten Ludwig von Gerlach tut: „Wenn wir drei hier aus dem Fenster einen Unfall auf der Straße geschehen sähen, so wird der Herr Präsident daran eine geistreiche Betrachtung über unsern Mangel an Glauben und die Unvollkommenheit unserer Einrichtungen knüpfen; der General wird genau das Richtige angeben, was unten geschehen müsse, um zu helfen, aber sitzen bleiben; ich würde der Einzige sein, der hinunter ginge oder Leute riefe, um zu helfen.“ Wer hilft uns den Schritt von der Studierstube auf die Straße, von der Spekulation zur Hingabe, von der Reflexion zur Liebe, vom Glauben zur Nachfolge zu tun? Das ist für uns Deutsche die Frage, die uns mehr als alles andere in der Seele brennt. Gerade wer tief innerlich teilnimmt an dem, was Barth am Herzen liegt, wird nicht sagen können, daß dieser Anstoß von ihm allein ausgehen könnte. Wir *haben* zu viel von dem, was er uns bringen möchte — jedenfalls potentiell, als Anlage. Es entspricht zu sehr unserer Neigung, zu wenig unserer *tiefsten* Bestimmung. Es ist zu wenig Antithese gegen unsere Anlage darin; die Synthese, die Gott von uns erwartet, ist umfassender, mehr dramatisch gespannt. Es ist damit schon gesagt, daß wir alles andere als einen faden Pragmatismus, eine öde Geschäftigkeit brauchen, das Gegengewicht, das Karl Barth *dagegen* bietet, ist sehr heilsam. Aber die Gefahr uns hahinein zu verlieren, ist bei uns Deutschen geringer als die andere, in die er uns nun gerade hineinführt, im Denken, in der philosophischen Begründung, in der bloß geistigen Verarbeitung, in der metaphysischen Vertiefung „des Unfalls auf der Straße“ stecken zu bleiben. Heute müssen alle Völker, alle Konfessionen, alle Veranlagungen aus gewissen Einseitigkeiten heraus. Für uns Deutsche ist es diese. Und der Schrei nach Ergänzung und Gemeinschaft, der heute trotz allem durch die Menschheit geht, wird alle Bedeutung verlieren, wenn nicht jeder *seine* Einseitigkeit sucht und an ihrer Ueberwindung arbeitet, — statt sich von wohlmeinenden Freunden sagen zu lassen, er solle lieber bleiben, wie er ist.

Wenn deshalb noch ein Wort darüber gesagt werden darf, wie wir uns das zukünftige Zusammenarbeiten mit den Schweizer Freunden denken, so soll hier vor allem der Wunsch und die Bitte

ausgesprochen werden: laßt uns teilnehmen an dem, was Ihr *getan* habt. Möglichst konkrete Aussprachen über das, was durch die religiös-soziale Bewegung der Schweiz *geschehen* ist, lassen am besten erkennen, ob wir von einer Realität ergriffen sind, oder ob wir uns nur Gedanken darüber machen. Gewiß gehört auch das Denken zur Auswirkung des neuen Lebensimpulses, von dem wir das Heil der Welt erwarten. Aber es ist nur *Teil*auswirkung. Und wir haben stets die erfahrungsgemäß ganz außerordentlich große Gefahr im Auge zu behalten, daß das Denken sich für das Ganze gibt und als Selbstzweck statt als Mittel zum Zweck auftritt. *Unsere besondere Aufgabe*, sofern wir Religiös-Sozialen uns überhaupt als Träger einer besonderen, bisher mehr oder weniger vernachlässigten Aufgabe fühlen dürfen, *geht auf Lebens- und Weltgestaltung*. Dazu gehören gewiß auch klare Gedanken, sie reichen aber allein keineswegs aus. *Zur Weltgestaltung und Lebensbeherrschung gehört Kraft. Ob aber Kraft vorhanden ist, kann nicht durch Denkarbeit, sondern nur in praktischer Erprobung* erfahren und festgestellt werden. Gehen wir an ganz bestimmte Aufgaben der Lebens- und Weltgestaltung heran mit dem festen Vorsatz, uns nicht mit Halbheiten zu begnügen und nicht eher zu ruhen, bis an irgend einem Punkte Materie wirklich geistgestaltet, Welt wirklich gottbeherrscht geworden ist — erschrecken wir auch vor der Tragik solcher Arbeit nicht —, so allein wird offenbar werden, ob wir in höherem Auftrage oder nur aus uns selber reden.

A. D. Müller.

Warum ich meine Professur aufgegeben habe?

Ich habe versprochen, die wirklichen Motive, die mich zur Niederlegung meiner Professur geführt haben, in den Neuen Wegen mit aller möglichen Klarheit darzulegen. Wenn ich nun aber an die Ausführung dieses Versprechens gehe, so wird mir seine ganze Schwierigkeit erst recht deutlich. Es haben eine Fülle von Beweggründen zu diesem Entschlusse mitgewirkt, die alle darzustellen wenig Wert hätte. Er ist die Frucht meiner ganzen Lebensentwicklung; meine schwersten Lebensprobleme wie meine wichtigsten und verborgensten inneren Erlebnisse sind darin zusammengeflossen — wie könnte ich davon in Kürze reden? Wie überhaupt erschöpfend oder ganz zutreffend reden? Ich muß es der Zukunft überlassen, den ganzen Sinn dieses Schrittes klarzulegen und mich heute auf eine kurze Rechenschaft beschränken, die ich allen Freunden und Gesinnungsgenossen und auch andern ernsthaften Menschen, die ich vor allem der *Sache* schuldig zu sein glaube. Wenn es mir dabei peinlich ist, von meinem

persönlichen Wollen, Tun und Erleben reden zu müssen, so hilft mir eben dies darüber hinweg, daß es sich ja doch wieder nicht um mich handelt, daß meine individuelle Person dabei im Grunde gar keine Rolle spielt, sondern ein Problem vor uns steht, das durchaus prinzipieller und allgemeiner Natur ist und dazu von größter Dringlichkeit und Aktualität.

Es ist vielleicht am besten, wenn ich meine Erklärungen an das Demissionsgesuch knüpfe, das ich dem Regierungsrat eingereicht habe. Es lautet:

Zürich, 24. Mai 1921.

An die Erziehungsdirektion des Kantons Zürich.

Der Unterzeichnete möchte hiemit auf das nächste Wintersemester hin seine Demission als Professor der Theologie an der Universität Zürich einreichen. Er hält es für angebracht, diesen Schritt, der ja auffallend und ungewöhnlich ist, etwas ausführlicher zu begründen.

Die Ursachen dieses längst überlegten Entschlusses sind nicht etwa dort zu suchen, wo man vielleicht geneigt sein könnte, sie zu vermuten. Es sind namentlich nicht religiöse Zweifel, die ihn veranlassen. Ich stehe, auf meine Weise, fest auf dem Boden der Wahrheit, die die Grundlage der protestantischen Kirche und des Christentums überhaupt bildet. Aber ebensowenig bilden diese Ursache meine politischen und sozialen Ansichten, wie sie aus meiner religiösen Grundüberzeugung fließen. In der Voraussetzung, daß ein Professor der Theologie nicht verpflichtet sei, diejenigen politischen und sozialen Ansichten zu vertreten, die in einem bestimmten Jahrzehnt zufällig gerade herrschend sind, fühle ich mich mit den meinigen innerhalb der theologischen Fakultät wie der Universität überhaupt völlig an meinem Platze und habe ein gutes Gewissen dabei. Ja es fällt mir gerade um dieser Ueberzeugungen willen schwer, meine akademische Stellung aufzugeben, da leicht der Schein erregt werden könnte, als sei meine Demission ein Zugeständnis an jene, die mir das moralische Recht zu einer Wirksamkeit an der Universität deswegen bestreiten, weil ich nicht nur religiös sondern auch politisch, sozial und pädagogisch anders als sie denke und weil ich mir das Recht genommen habe, mein religiöses Bekenntnis auch ins politische, soziale und kulturelle Leben hineinzutragen, statt es sorgfältig in eine nur Fachleuten bekannte Theologie einzuschließen und damit unwirksam zu machen. Wobei ich übrigens hinzufüge, daß meine Hauptarbeit und mein Hauptkampf immer der religiösen Wahrheit, den Fragen der Weltanschauung und des Glaubens, gegolten haben, was freilich von allen denen übersehen werden mußte, die ihr Wissen von meinem Wirken bloß aus gegnerischen Zeitungen schöpften.

Es ist also nicht ein Rückzug vor diesem Geiste, den ich antrete. Mein Entschluß hat seine Quelle in mir selbst, in meinen eigenen

Gedanken, meinen eigenen Idealen, meinen eigenen Problemen. Da ist vor allem *meine Stellung zu der heutigen Kirche* und in gewissem Sinne zur Kirche überhaupt, die mir meine jetzige Arbeit je länger je mehr erschwert und zuletzt unmöglich gemacht hat. Ich bin, wie Sie wissen, im Hauptamt Vertreter der systematischen Theologie, habe aber im Nebenamt auch die praktische zu lehren, also Pfarrer auszubilden und in den Kirchendienst einzuführen. Nun bin ich immer mehr in dem Glauben erschüttert worden, daß die heutige Kirche noch ein Gefäß der Wahrheit Gottes sein könne. Auch glaube ich nicht, daß irgend eine Reformation sie dazu zu machen vermöchte, abgesehen davon, daß für eine solche nur sehr geringe Aussichten bestehen. Daher kann ich gegenwärtig nach langem innerem Kampfe den Wert der Kirche und des Pfarramtes nur für so sehr relativ halten, daß mir für diesen Zweig meiner Arbeit immer mehr die nötige Ueberzeugungsgrundlage und Begeisterung fehlt. Mögen die Kirchenformen auch noch für lange hinaus bestehen und in gewissem Sinne notwendig sein, so ist doch meine starke Empfindung, daß die kommende religiöse Erneuerung auf ihrer wesentlichen Linie nicht nur über sie hinaus, sondern auch an ihnen vorbei führe. Darüber denken freilich Andere anders, auch unter denen, die sonst meine Gesinnungsgenossen sind, aber ich muß *meinen* Ueberzeugungen gehorchen.

Diese gleichen religiösen Ueberzeugungen, die meine Stellung zur Kirche begründen, bringen mich auch in Konflikt mit den Formen des heutigen Fakultätsbetriebes. Ich müßte, um in voller Wahrheit, das heißt: in genügender Uebereinstimmung zwischen meinem Verständnis der Sache Christi und meiner Art, diese zu vertreten, weiter an der Fakultät wirken zu können, eine Umgestaltung des ganzen theologischen Lehrsystems voraussetzen, die für nahe Zeiten zu erhoffen ich nicht mehr den Mut habe. Die Mittelstellung der theologischen Fakultät zwischen dem Dienst der sogenannten reinen Wissenschaft und der Vorbereitung für das Pfarramt; die Ausspinnung der Wahrheit vom Reiche Gottes in philosophisch-dogmatische Systeme; der dadurch notwendigerweise erzeugte und doch lebenshemmende und trügerische Intellektualismus dieser Methode; der Mangel an einer gemeinsamen Wahrheit, worauf die Arbeit der Fakultät ruhte; der nach meiner Ansicht ganz falsche Weg, der heute ins Pfarramt führt — das alles sind für mich Hemmnisse von zwar, verglichen mit dem Hauptbedenken, bloß sekundärer Natur, aber doch von großer Bedeutung.

Es käme aber ein falsches Bild meines Entschlusses heraus, wenn ich bloß diese *negative* Seite seiner Beweggründe darstellen wollte. Alle die angeführten Argumente bekommen ihren vollen Sinn erst von einem *positiven* Wollen her. Es drängt mich, die von mir geschaute Wahrheit nach allen ihren Seiten, besonders aber in Bezug auf ihr Zentrum, auf eine neue Weise zu vertreten. Ich

möchte sie, frei von der Belastung durch Kirche, Staat, Theologie, Amt und Metier hinaustragen in die Not unserer Zeit und sie, soweit es mir gegeben wird, in neuen Formen verwirklichen. Was ich bisher getan habe, werde ich weiter tun, aber von den Orten, wo der geistige und, zum Teil, materielle Besitz und damit auch ein gutes Teil Sattheit und Erstarrung herrschen, wende ich mich dorthin, wo in geistigem und materiellem Sinne Armut und Hunger wohnen. Es ist ein schwerer Entschluß und ein schwerer Weg. Ich entsage damit einer Wirksamkeit, deren Möglichkeiten mir wohlbekannt sind, in die ich vielleicht den größten Teil meiner Lebenskraft gelegt habe, die auch im Laufe der Zeit beständig gewachsen ist und weiter hätte wachsen können und die für mich eine große Anziehungskraft besitzt. Wenn ich trotzdem dies alles aufgebe, so geschieht es im Gehorsam gegen die Stimme des Gewissens und das, was ich als Willen Gottes betrachte.

In diesem Sinne also bitte ich meine vorgesetzte Behörde, auf das nächste Semester meine Demission zu genehmigen.

Zu diesem Schreiben möchte ich einige Erläuterungen fügen. Wie man sieht, ist es vor allem meine Stellung zu Kirche und Theologie, die meinen Schritt bestimmt hat. Ueber diese Stellung ist in den Neuen Wegen wiederholt und gründlich geredet worden.[1]) Darin hat sich eigentlich grundsätzlich nichts geändert, nur ist mein Glaube an die Erneuerungsfähigkeit unserer Kirchen infolge der Erfahrungen der letzten Jahre immer kleiner geworden. Das hat dazu beigetragen, mein Problem zu verschärfen. Es bestand darin, daß es mir immer schwerer, und zuletzt unmöglich wurde, für diese Kirchen und auf Grund des heutigen Systems Pfarrer heranzubilden.

Ich bitte, diese Formulierung genau zu nehmen. Sie enthält nicht eine absolute Verurteilung der Kirchen und des Pfarramtes. Es muß zur Klarstellung dessen, was ich meine, das Kirchenproblem noch einmal wenigstens gestreift werden. Die Leser der Neuen Wege wissen seit langem, daß ich „unkirchlich" bin, das heißt, daß ich von den Kirchen als solchen, zum mindesten von den heutigen Kirchen, wenig erwarte, sondern meine Hoffnung auf das gestellt habe, was größer ist als die Kirche, das Reich Gottes. Das ist im Großen und Ganzen die Stellung der überwiegenden Mehrheit der sog. Religiös-Sozialen. Einige von ihnen meinen, dieses Größere werde inmitten der Kirchen selbst aufbrechen, Andere lassen dies dahingestellt, glauben aber jedenfalls, durch ihre Arbeit in den Kirchen dem Reiche Gottes dienen zu können. Wir Alle hielten und halten dies für einen auf

[1]) Ich erinnere bloß an die großen Aufsätze: „Kirche und Gottesreich", und „Los von der Theologie und den Theologen!" im Jahrgang 1917. Es sei bei dieser Gelegenheit bemerkt, daß die ganze Reihe, zu der sie gehören, nebst einigen Ergänzungen, nächstens als besonderes Buch erscheinen wird.

dem Boden des Protestantismus erlaubten, ja sogar gebotenen Standpunkt. Denn für den Protestantismus spielt die Frage der Kirche, d. h. der religiösen Organisation, keine wesentliche Rolle. Er ist in diesem Sinne prinzipiell unkirchlich.

Auf diesem Boden stehend habe ich die künftigen Pfarrer angeleitet, als solche nicht der Kirche, sondern dem Reiche Gottes zu dienen und habe ihnen alle Aufgaben des Pfarramtes und der Kirche in dieses Licht zu stellen gesucht. Das ging lange Jahre ganz erträglich und ich habe in mancher Beziehung gerade an diesem Teil meiner Arbeit eine besondere Freude gehabt. Wenn sie mir zuletzt immer schwerer, ja unmöglich wurde, so waren daran verschiedene Umstände schuld. Ich hatte auf Entwicklungen innerhalb und außerhalb der Kirche gehofft, die nicht eintraten. Das Provisorium schien ein Definitivum zu werden. Damit trat ein sittlicher Konflikt in den Vordergrund: *Durfte ich den Studenten das ganze Kirchen- und Pfarramtsproblem, so, wie es sich mir darstellte, auflegen?*

Ich bitte wieder, diese Form des Problems zu beachten. Es handelt sich nämlich nicht darum, ob ich selbst Pfarrer sein könnte. Ich halte das immer noch für möglich, wie denn viele meiner nächsten Freunde und Gesinnungsgenossen auf diese Weise im Pfarramt stehen, ohne daß es mir einfiele, sie darob zu tadeln oder zu erwarten, daß sie das Amt aufgeben sollten. Ich würde als Pfarrer das ganze Kirchen- und Pfarramtsproblem *persönlich* tragen, es mit *meinem* Gewissen vor *meinem* Gott lösen. Aber ein Professor der Theologie, besonders der praktischen, ist ein potenzierter Pfarrer. Er muß eben Pfarrer heranbilden. Und nun empfand ich immer stärker die Schwierigkeit, auf meinem Boden stehend recht zu tun. Ich mußte, um dies in voller Ehrlichkeit und auf fruchtbare Weise tun zu können, sie in das ganze Kirchen- und Pfarrerproblem einführen. Aber wollten sie das? Waren sie darauf vorbereitet? Einige gewiß, aber ich war für *Alle* da, wenn auch nicht Alle verpflichtet waren, zu mir zu kommen. Und da kam es mir immer mehr als eine Art von Vergewaltigung vor, Menschen, die von ganz anders woher kamen, die vielleicht sich dagegen sträubten, in eine Fragestellung einzuführen, die zunächst ja bloß die *meinige* war. Denn wenn eine rastlose Hetze von außen her (und nicht nur von außen her!) glauben machen wollte, daß ich meine Stellung zu irgendwelcher Agitation benütze, so darf ich bei diesem Anlaß wohl bekennen, daß das genaue Gegenteil meine innere und äußere Haltung war. Wenn irgend ein starkes Empfinden mir eigen ist, so ist es die Achtung vor der inneren Freiheit des Andern, und wenn dieser Andere ein junger Mensch und gar ein Schüler ist, so steigert sich dieses Empfinden noch. Selbstverständlich habe ich meine Ueberzeugungen *vertreten*, wie Andere die ihrigen, aber *geworben* habe ich nie mit einem Hauch darum. Dafür habe ich zu fest an sie

geglaubt. Noch weniger habe ich je darnach getrachtet, jemanden zu meinem Schüler oder Anhänger zu machen. Aber wenn ich so schon von Natur aus eine starke Zurückhaltung üben mußte, so brachte jene Hetze von außen zu der Schwere, die das Problem an sich hatte, noch eine gewisse Befangenheit auf Seiten des Lehrers wie wohl auch mancher Studenten. Ich mußte immer mehr einsehen, daß die Wahrheit, die ich vertrete, mit einem akademischen Amt nicht recht zusammengehe. Es schien mir besonders auch, daß die Studenten vermöge ihrer ganzen Vorbereitung für die Aufnahme dieser Botschaft zum guten Teil nicht in der rechten inneren Verfassung seien, daß sie in diesen ganzen Zusammenhang nicht gehöre.

Dazu kam die immer wachsende Einsicht in die ganze Verkehrtheit dieses Systems der Vorbereitung auf das Pfarramt überhaupt. Ganz besonders war mir immer die Theologie als solche ein Problem. Daß ich damit nicht das religiöse Denken und die Kenntnis der Bibel und der Geschichte meine, brauche ich den Lesern der Neuen Wege nicht zu sagen. Ich darf auch hinzufügen, daß entgegen allerlei tendenziösen Behauptungen von mir und meinen Schülern eine sehr große und ernste Arbeit geleistet wurde, eine Arbeit, die freilich nicht gerade im Sinne herrschender Strömungen war, aber darum nicht weniger Wert gehabt haben muß. Was ich hier unter Theologie verstehe, was ich als solche bekämpft habe und weiter bekämpfen werde, war und ist das religiöse Gedankensystem, das an Stelle des unmittelbaren Tuns und Erlebens tritt. Ich glaube, daß dies eine der schwersten Gefahren ist, die unser Christentum überhaupt belasten, hatte aber immer das Gefühl, daß es besonders bedenklich sei, junge Menschen in ein solches zu stecken, ja, daß dies das sicherste Mittel sei, sie von dem wirklichen Gotte und seinem Reiche abzulenken. Mir selbst hat es die tiefsten Schmerzen bereitet, meinen Glauben immer wieder in dieser systematischen, vom unmittelbaren Leben notwendig abgelösten Form darstellen zu müssen. Es kam mir manchmal wie Verrat, wie Komödie vor gegenüber dem unmittelbaren praktischen Ernst der Wahrheit Christi. Die Irrealität, die der ganzen Kirche und dem ganzen offiziellen Christentum so stark anhaftet, kam mir in dem theologischen Betrieb besonders schmerzlich zum Bewußtsein. Ich konnte zuletzt nicht mehr, ich mußte meine Seele retten.

Das Problem von Kirche und Theologie ist mein weitaus schwerstes Lebensproblem gewesen. Man darf mir glauben, daß ich damit durch Jahrzehnte unter tiefsten Schmerzen gerungen habe. Wahrhaftig, ich habe es damit nicht leicht genommen! Mit der religiösen Sophistik, wodurch Andere es etwa verhüllt haben, konnte ich mich nicht zufrieden geben. Ich kann nicht mit Posaunenstimme rufen: „Wir brauchen keine Kirche" und dann ruhig in der Kirche weitermachen. Dazu bin ich zu einfach. Ich wiederhole aber: nicht jeder, der im allgemeinen denkt, wie ich, muß nach meiner Meinung die

Kirche verlassen, und füge hinzu: ich will zusehen, ob die Kirchen nicht doch noch zu einem neuen Leben erwachen und mich darnach richten. Nur ich mußte an meiner Stelle den Schnitt machen und mußte, so wie nach meiner Ueberzeugung das Reich Gottes muß, aus der Kirche in die Welt. Und in Schmerzen danke ich Gott, daß er mir dazu die Kraft gegeben hat. Sollte ich geirrt haben, so will ich lieber in voller Wahrhaftigkeit einen falschen Weg gehen — falls dies möglich sein sollte — als vor mir selbst mit dem Verdacht belastet sein, das Letzte und Schwerste aus Mangel an Kraft und Glauben nicht gewagt zu haben.

Es wäre mir aber nicht recht und entspräche auch nicht der Wahrheit, wenn man meinen Schritt und meine Haltung in diesen Dingen überhaupt als vorwiegend negativ verstünde und das Moment der Opposition gegen die Kirche aus seinem ganzen Zusammenhang loslöste. Wie mein Demissionsschreiben zeigt, sind es in viel stärkerem Maße positive Gedanken, die mich bewegten und bewegen. Jenes Moment wurde freilich insofern entscheidend, als es mich aus meiner bisherigen Stellung verdrängte, aber es ist nicht das, was mein ganzes Denken und Wollen beherrscht. Vielmehr ist ja auch mein Verhältnis zur Kirche aus einem durchaus positiven Wollen und Glauben erwachsen. Was mich an der Kirche und darum auch und erst recht in meiner Stellung so tief beunruhigte, ist — ich habe es schon angedeutet — das Irreelle daran, ich meine: der Widerspruch zwischen der Wahrheit, die die Kirche und das offizielle Christentum vertreten oder doch zu vertreten behaupten, und der Art, wie sie es tun; es ist der Umstand, daß aus einer großen, todesernsten und dann freilich auch unendlich beseligenden Wirklichkeit Systeme, Formen, Worte ohne Ernst werden — Systeme, Formen, Worte, die die Wahrheit zum Spiel, zur Komödie, zum Spotte machen. Nicht daß ich nicht willig anerkennte, was die Kirchen Gutes tun, daß ich allen reinen und hohen Willen so vieler Pfarrer und Nichtpfarrer nicht kennte und ehrte, aber diese wissen selber am besten, wie schemenhaft und unwahr das ganze System ist. Was die Kirche richtet, ist das Reich Gottes. Was uns heute weiter drängt, ist auf der einen Seite die Weltnot, die geistige, politische, soziale, auf der andern aber die neue Erkenntnis der Kräfte, Wege und Möglichkeiten einer wirklichen Nachfolge Christi. Wir spüren, daß die ganze Existenz des heutigen offiziellen Christentums, diese durchaus weltliche oder bloß formal-religiös orientierte Existenz, dem Sinne der Sache Christi nicht entspricht und der Aufgabe der Weltüberwindung durch den Glauben nicht gewachsen ist. Wir fühlen, daß ein Gericht darüber waltet, daß keine Kraft darin ist. Wir sehen aber auch, daß die Welt auf ihre furchtbaren Irrwege geraten ist, weil es an jenen Wirklichkeiten des Reiches Gottes mangelt; ja, daß die Welt gewisse Wahrheiten entstellt zur Geltung bringen will, weil ihre rechte Darstellung aus dem Geiste Gottes heraus fehlt. Die Revolution der Welt, ja

manchmal des Teufels, ist vorhanden, weil es an der Revolution Gottes fehlt — das ist meine auch in den Neuen Wegen oft ausgesprochene Ueberzeugung von dem Sinn der heutigen Weltzustände und Weltbewegungen. Wir alle wissen es eigentlich schon lange, daß neue Wege nötig sind, wenn die Wahrheit Christi siegreich vorrücken soll, Wege großen Glaubens, großer Liebe und, wenn nötig, schwerer Opfer. Wir blicken auf einen ganzen großen Teil des Evangeliums, der der Verwirklichung durch glaubende und liebende Menschen harrt. Das läßt uns Allen keine Ruhe; das hat auch mich in meiner ganzen Existenz beim Blick auf die Zeit und das Evangelium unaufhörlich gequält. Wissen wir es nicht Alle: es kann nicht mehr so weiter gehen; wir müssen durchbrechen — durchbrechen auf einen neuen Weg der Vertretung der Wahrheit Gottes?

Gilt es aber nicht, dafür auf Gott zu warten? — Ich kann diese Losung, die im rechten Zusammenhang auch eine große und notwendige Wahrheit bedeutet, hier nur für verhängnisvoll halten. Es ist umgekehrt: Gott wartet auf uns. Er ist bereit, uns neue Kräfte, neues Licht zu schenken, uns Quellen, Ströme wunderbarer Hilfe zu erschließen, wenn wir wagen, im Glauben einen Schritt in seine neue Welt hinein zu tun — ihm entgegen! Er bedarf der Menschen, um sich kund zu tun. Nur mit ihnen zusammen will er sein Reich bauen. Auch die religiöse Not unserer Tage wird nur in dem Maße durch neues Licht überwunden werden, als wir es wagen, aus dem Bestehenden herauszutreten und den Fuß auf Seinen Boden allein zu setzen. Nicht eine Reichs-Gottes-Theologie hilft uns, und sei sie noch so geistreich und schlagfertig, sie schadet vielmehr erst recht und lenkt von Gott und den wahren Kräften seines Reiches ab, sondern bloß Taten, Tatsachen — Taten Gottes, zu denen glaubende und liebende Menschen ihm Gelegenheit geben, Tatsachen, die auf diese Weise allein zustande kommen, die einer Welt, die aus Verzweiflung nur an Gewalt, Geld und Genuß glaubt, aber im Grunde so gern an etwas anderes glauben möchte, zeigen, daß Geist, Glauben und Liebe Wirklichkeiten sind und sie darin die Wirklichkeit Gottes erleben läßt. Es wird nicht gehen ohne einen Auszug aus dem Land der Welt in das Land Gottes, es wird nicht gehen, keine Lösung unserer Probleme, besonders nicht des sozialen, wird gelingen, wenn nicht durch Tatoffenbarung von Kräften Gottes der Bann zersprengt wird, der heute die Menschen gefangen hält: der Bann des Egoismus, des Machtstrebens, der Herrschsucht, des Eigentums, der Sorge, des Mammonismus. Das ist die Umwälzung, die kommen muß; sie ist die Vorbedingung aller andern, die nötig sind. Die neu verstandene Wahrheit Gottes, die neu dargestellte Wirklichkeit Gottes unter den Menschen allein kann und wird uns helfen. An dieser Stelle entstand unsere Not, ihr wird auch unsere Heilung entströmen.

Das ist — ich sage es in aller Demut — auch das tiefste Motiv meiner Stellung zu Kirche und offiziellem Christentum. Es ist aber —

das ist meine Gewißheit — auch die Unruhe der Welt. Sie drängt ob sie es weiß oder nicht, auf diesen Punkt hin. Ich weiß, daß es die Unruhe aller Redlichen ist. Mich hat meine besondere Entwicklung und Lebensführung auf meinen Weg gedrängt; es ist mein Weg, Andere brauchen ihn nicht zu gehen, aber ich bin gewiß, daß ich bloß einer Notwendigkeit gehorche, die gewaltig hinter der heutigen Entwicklung steht und an alle ernsten Seelen pocht.

Ich habe gerade in bezug auf diese innersten und letzten Motive meiner ganzen Haltung nur andeutend reden können, aber die Leser, die ja, Jeder auf seine Weise, das Gleiche erleben, werden mich auch so verstehen können.

Bevor ich nun zu zeigen versuche, wie ich mir meinen künftigen Weg denke, muß ich noch eine Rechenschaft ablegen. Als meine Demission bekannt wurde, da wurden überraschend zahlreiche und energische Versuche angestellt, sie rückgängig zu machen. Dies wollte man dadurch ermöglichen, daß man mir die praktischen Fächer abnähme und mir bloß „systematische" übergäbe, in Gestalt einer außerordentlichen Professur. Das war der Vorschlag der Mehrheit der Fakultät (eine Minderheit empfahl der Regierung die Genehmigung der Demission, aus eigenartigen Gründen); ihn unterstützte einstimmig die theologische Studentenschaft und dazu eine Petition von zirka 150 Pfarrern aller Richtungen. Wenn die Regierung auf diesen Vorschlag eingegangen wäre, was ihr ein Leichtes gewesen wäre, da eine Neuordnung der Fakultätsarbeit schon lange nötig war, so hätte ich meinen schweren Kampf noch einmal durchmachen müssen. Es lag infolge dieser Erklärungen in der Tat eine wesentliche Veränderung der Lage vor. Die Behörden haben mir diesen Kampf erspart. Sie waren froh, mich los zu werden. Etwas Anderes war ja auch nicht zu erwarten.

Ich meinerseits war froh, das Ergebnis aus Gottes Hand nehmen zu dürfen, der ja auch ein an sich wenig feines Tun der Menschen zu seinen Zwecken benutzen kann. „Ihr gedachtet es böse zu machen, Gott aber gedachte es gut zu machen." Ueber die Art und Weise, wie die Behörden in dieser Sache sich benahmen, ließe sich freilich Verschiedenes berichten, das einen allgemeinen Wert hätte, weil es unsere Zustände beleuchtet. Es mag ein andermal geschehen. Der Glaube an die Schweiz wird dadurch nicht gestärkt. Aber was meine Person betrifft, so hat es mich nicht tiefer berühren können. Diese Politiker, die über ein so schweres religiöses Problem zu entscheiden sich anmaßten, haben, ohne es zu wollen, mir den besten Dienst erwiesen — und werden sich im übrigen, so Gott will, gründlich täuschen, wenn sie meinen, mich los zu sein. Aber jene Bemühungen, mich an der Universität zu halten, sind deßwegen nicht vergeblich gewesen. Sie ermöglichen mir, ohne Bitterkeit zu scheiden. Sie zeigen mir, daß doch ein gemeinsamer Boden vorhanden ist, auf dem wir arbeiten können. Das erleichtert mir, meinen Weg, so wie ich

ja selbst wünschte, möglichst in positivem Sinne zu gehen und da, wo Kampf nötig sein sollte, ihn doch aus einem Geiste der Gemeinschaft heraus zu führen.

Und nun mein Weg — der, nebenbei bemerkt, nicht nur der meinige sein wird, sondern den Andere mit mir gehen werden. Hier kann ich nun erst recht auf die Zukunft verweisen und mich kurz fassen.

Zuerst das Selbstverständliche: Ich lasse mich von Gott führen.

Sodann: Man soll doch nicht meinen, ich lasse mich von irgendwelchen Illusionen locken; kenne ich doch alle Schwierigkeiten und Gefahren dieses Weges gut genug, vielleicht doch noch besser, als irgend jemand sonst.

Endlich: Ich bitte, sich keine falschen Vorstellungen zu machen. Wir haben nicht im Sinne, eine „Gemeinschaft" zu gründen, oder eine „Bewegung" zu veranlassen, oder irgend ein Personenkultus zu errichten, sondern frei und unabhängig, nach allen Seiten offen, der Sache Gottes und der Menschen zu dienen und im übrigen, wie gesagt, uns von Gott Weg und Arbeit im Einzelnen zeigen zu lassen. Es wird jedenfalls an Arbeit nicht fehlen.

Als eine der Formen unserer Arbeit schwebt uns zunächst etwas vor, was man als eine Verbindung von Settlement („Siedelung") und „Volkshochschule" bezeichnen kann. Dazu können wir wohl auch die Mitarbeit an dem Rotapfelverlag, von dem anderwärts in diesem Heft die Rede ist, rechnen. Dieser möchte ja gern ein Organ jener ganzen geistigen Erneuerung werden, an der wir mitwirken wollen, soweit es uns gegeben ist.

Wir möchten uns also einfach dem Werk und Willen Gottes in unseren Tagen und in unserem Geschlechte zur Verfügung stellen. Wie weit uns dafür Leben, Kraft und Geist geschenkt wird, hängt von unserer Treue ab. Wir möchten unsere Arbeit neben die vieler Andern stellen, die in ähnlichem Sinn und Geist am Werke sind. Es ist unsere Hoffnung, und unser Glaube, daß heute Viele auf einen Ruf warten. Einige von ihnen stoßen vielleicht zu uns, Andere helfen uns vielleicht von ferne, und seis auch nur durch Verständnis und Fürbitte.

* * *

Damit habe ich die Rechenschaft abgelegt, die ich für Pflicht hielt. Ich habe es getan, so gut ich's konnte. Der freundliche Leser wird durch alle Unzulänglichkeit des Ausdrucks hindurch fühlen, um was es sich handelt. Ich habe redlichen Herzens und — das darf man mir glauben — mit Herzblut geschrieben und so werden redliche Herzen es aufnehmen.

Wir gehen einen schweren Weg. Das wissen wir nur zu gut. Wir wären ihn nie gegangen, wenn wir ihn nicht hätten gehen müssen. Wie Abraham ziehen wir von „Freundschaft und Vaterland" aus in ein Land, das Gott uns zeigen wird. Es ist —

man darf mir auch dies glauben — ein Weg nicht der Schwärmerei, sondern des Gehorsams. Wir hätten ihn nicht gehen können, wenn uns nicht bedeutsames Erleben dafür gestärkt hätte. Und so vertrauen wir dem treuen Gott! L. Ragaz.

Die Kirchen und der Militarismus.

In Bezug auf die Stellung unserer Kirchen zum Militarismus liegen aus der neuesten Zeit drei Kundgebungen vor, die freilich recht verschiedener Natur sind und die großen Unterschiede in dieser Stellung illustrieren.

I. Aus St. Gallen.

Die Motion der acht st. gallischen Pfarrer zuhanden der Synode haben wir schon im letzten Heft abgedruckt. Nun bringen wir einen uns freundlich zugestellten Bericht über die Verhandlungen der Synode und deren Ergebnis.

„Aus der evangelischen Synode des Kt. St. Gallen.

An der evangelischen Synode war eine Motion eingereicht worden, über deren grundsätzliche Bedeutung sich die wenigsten Synodalen klar geworden zu sein scheinen; es ereilte sie daher auch das Schicksal, das heute immer wieder solchen Gedanken zu Teil wird und das zeigt, wie wenig man durch den Krieg gelernt hat; bedauerlich, ja traurig und betrüblich ist es aber, daß es eine evangelische Synode gewesen ist, die dieser Motion dieses Schicksal bestimmte. Der Wortlaut dieser Motion wurde bereits im Juniheft der „Neuen Wege" bekannt gegeben.

Die Debatte, darüber geriet, wie es fast vorauszusehen war, ins Kompromißfahrwasser, und schließlich wurde alles auf die lange Bank geschoben: die Reform des Feldpredigeramtes wurde dem schweiz. evang. Kirchenbund überlassen, der sich diesbezüglich an den Bundesrat wenden soll; von den pazifistischen Aufgaben der Kirche in unserem Vaterland soll später geredet werden. Es kann also bis auf weiteres alles beim Alten bleiben.

Es ist kein gutes Zeichen, daß eine evangelische Synode mit dem Evangelium so wenig Ernst zu machen wagte, wie es hier tatsächlich geschah. Daß das Feldpredigeramt ein wunder Punkt ist, nicht im militärischen System, denn dieses vermag sich alles anzupassen, sondern im evang. Pfarramte, das kann nicht bestritten werden, und das hat auch, wer es wirklich sehen konnte, der Grenzdienst gezeigt. Der Feldprediger war ein Fremdkörper im militaristischen

System, er repräsentierte eine ganz andere Welt, die zu der bestehenden in schroffstem Gegensatze stand und heute noch steht; es stoßen im Feldprediger zwei Geistesrichtungen zusammen, die sich nie und nimmer vereinen können, wo es nur ein entscheidendes Entweder-Oder gibt, nicht aber das bequeme Sowohl-Als auch.

Militär, mit allem, was drum und dran hängt, und das Evangelium gehen nie und nimmer zusammen; wem es wirklich ganz Ernst ist mit dem Evangelium, mit der Gottes-Wirklichkeit, die in Christus erschienen ist, nicht halb, nur so weit dieses Ernstnehmen uns nicht aus den liebgewordenen Gewohnheiten und Bequemlichkeiten aufstört, oder nur so weit, als es uns nicht in Gegensatz bringt mit den herrschenden Mächten und Gewalten, wer mit dem ganzen Christus ganz Ernst machen will und muß, da dies der alleinige Weg zu einer grundlegenden Neuordnung seiner selbst und damit der Welt ist, der muß, er kann gar nicht anders zum Militär, als der reinsten Verkörperung des Glaubens an den Geist der Gewalt, in grundsätzlichem Gegensatze stehen; es scheint das selbstverständlich zu sein, es tut einem weh, daß es einer evangelischen Synode nicht so selbstverständlich erschien. Wenn die verbi divini ministri, vielleicht oft mehr magistri so am «verbum divinum» vorübergehen wo soll das hin führen? Wir wollen nicht mehr klagen, daß unsere Kirche nicht mehr Volkskirche im schönsten und edelsten Sinn des Wortes ist. Wir haben unsere Schuld noch nicht erkannt, daß wir mithalfen, den Glauben an die Gewalt zu säen; selbstverständlich nicht nur an die militärische, sie ist nur eine Verkörperung dieses Glaubens. Ists nicht gerade das Feldpredigeramt, das durch seine bloße Existenz an der Festigung dieses Glaubens mitwirkte? Durch seine Anwesenheit und Mitwirkung gibt doch der Feldprediger ganz stillschweigend seine Zustimmung zum militärischen System. Kirche und Militär in schönem Bunde helfen so dem Kommen des Gottesreiches Hindernisse entgegenstellen.

Wir können die Geister, die wir durch unsern Glauben an die Gewalt riefen, nicht mehr bannen; von diesem Glauben hat sich trotz Krieg und Revolution die Kirche bis heute nicht frei machen können, sei's, daß sie es nicht wagte gegen diesen Glauben Sturm zu laufen, sei's, daß sie stillschweigend im Feldpredigeramt ihre Zustimmung dazu gab, daß mit Gewalt die Welt erlöst werden könne. Der Entscheid der st. gallischen evangelischen Synode ist mir von neuem der Beweis dafür: das Feldpredigeramt kann nicht reformiert werden, es muß verschwinden, Kirche und Militär, in welcher Form es auch geschehe, können nicht miteinander gehen.

Wenn dann nur die «verbi divini ministri» konsequent wären! Entweder stehen wir auf dem Boden des Evangeliums, entweder nehmen wir den ganzen Christus Ernst, auch den, der gegen die Gewalt und den Glauben an sie unerbittlich kämpfte, dann müssen auch wir gegen alle Gewalt, komme sie von unten oder von oben, von

links oder rechts, als gegen etwas Widergöttliches kämpfen, unerbittlich, rücksichtslos. Wäre das nicht die schönste Aufgabe unserer Kirche, diesen Kampf gegen alle Gewalt, in welcher Form sie auch angewendet werde, aufzunehmen, und sie zu besiegen, wie sie Christus überwunden hat: durch den mutigen Willen zum Opfer? Und dieser Wille fehlt uns, das hat die evang. Synode klar gezeigt: man fürchtet sich, unterzugehen für das Reich Gottes; man fürchtet sich, die Gewalt und den Haß auf sich zu nehmen und durch dieses Auf-sich-nehmen sie zu überwinden, dem Reiche Gottes zum Durchbruch zu verhelfen: wir sind an Christus vorbeigegangen, das ist die Schuld der Kirche, die berufen ist, mit ihm heilig Ernst zu machen. Sie hat die Schuld noch nicht erkannt, sonst könnte kein V. D. M. verbi divini ministri Feldprediger sein.

Wenn wir aber mit dem Widergöttlichen — und Gewalt ist widergöttlich — paktieren, dann hat unsere Kirche ihre Existenzberechtigung verloren, dann wollen wir schließen und die Welt Welt sein lassen.

Und der Grund, warum auch an dieser Synode nicht gewagt wurde mit Christus Ernst zu machen und die Konsequenzen mutig daraus zu ziehen, er liegt darin, daß wir das Vertrauen auf den lebendigen Gott verloren haben. Gott ist uns nicht mehr die große, selbstverständliche lebendige Wirklichkeit, wir trauen unserem Gott keine neuen, großen, schöpferischen Taten mehr zu.

Es kam in dieser Synode klar und deutlich unsere falsche Einstellung auf Gott zum Ausdruck; auch unsere Kirche lebt von dem Glauben, daß Gott der Menschen, resp. der Kirche, Mitarbeiter sein soll, sie spannt ihn gewissermaßen vor ihre Interessen — und aus dieser Geistes-Welt heraus ist es ganz begreiflich, daß sie durch das Feldpredigeramt ihre Zustimmung zum Militär gibt.

In Tat und Wahrheit ist das Verhältnis umgekehrt: wir sollen Gottes Mitarbeiter sein, wir sollen uns von dem lebendigen Gott überwältigen lassen, in seiner schöpferischen Wirklichkeit untergehen und uns darin verlieren; dann müssen wir gegen alles Widergöttliche kämpfen, dann werden wir Reich-Gottes-Arbeiter.

Die synodale Debatte zeigt aber furchtbar deutlich den Kleinmut und den Kleinglauben, der von den verbi divini ministri vertreten wird; wir wagen es nicht mehr, mit dem lebendigen Gott ganz Ernst zu machen, wir wagen es nicht mehr, alle Brücken hinter uns abzubrechen und unser ganzes Leben auf unsern schöpferischen Gott zu setzen, unbedingt, rückhaltlos; wir glauben nicht mehr an die Wahrheit des Wortes: trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch alles andere hinzugetan werden"; wir treiben eine Mißtrauenspolitik Gott gegenüber, die in der evang. Synode sich zu einem Mißtrauensvotum dem lebendigen Gott gegenüber verdichtet hat.

Wir glauben an die Gewalt, weil wir dem lebendigen Gott nur halb trauen, wir bauen nicht am Reiche Gottes, sondern an menschlichen Dingen; durch unsern Kleinglauben, durch unser Mißtrauen Gott gegenüber helfen wir den Glauben an die Gewalt mehren; das ist unser Elend, unsere Schwäche, unsere Schuld." Victor W ißß.

Wir erlauben uns, zu diesem Thema auch noch folgenden Artikel aus dem „Religiösen Volksblatt" (Nr. 30) abzudrucken:

„In der evangelischen Synode des Kantons St. Gallen kam es bei der Behandlung der Motion Dieterle und Genossen zu einer Redeschlacht, wie sich eine solche vor diesem Forum noch selten entwickelt hat." So stand einige Tage nach der Synode in der politischen Presse. Es wird also wohl so sein. Da nun in der weltlichen und kirchlichen Presse die Gegner der Motion ihre Sache reichlich vertreten haben, darf wohl im „Religiösen Volksblatt" ein Freund der Motion auch noch ein paar Gedanken Ausdruck verleihen. Vorerst: Die Motion, die zuerst grundsätzlich sich gegen alle Militär- und Gewaltpolitik ausspricht, ist zustande gekommen durch das, was wir in den letzten sieben Jahren erlebt haben. Sie wäre vielleicht vor wenigen Jahren noch nicht möglich gewesen. Nun aber haben wir das Riesenelend des Weltkrieges und die Riesenschande der abendländischen Christenheit miterlebt. Und wir haben das Röcheln der Hunderttausende, die in kalten Wintertagen in den Karpathen und an den masurischen Seen erschlagen worden sind, das millionenfache Sterben in der Champagne, an der Loire, in den Vogesen, in Belgien, Galizien und im Trentino, den Jammer der Frauen und Kinder, das Hungerelend ganzer Völker bis weit in die Nachkriegszeit hinein und viele andere Dinge: das haben wir noch nicht vergessen können. Wir haben gesehen, daß die Kanonen und Bajonette, die Bomben, Granaten und Militärwerkzeuge ohne Ende über die Völker gar nichts anderes haben bringen können als ein namenloses Elend, ein schier endloses Meer von Blut und Tränen. Diese Tatsachen sind der Hintergrund, auf dem die Motion entstanden ist. Und wenn die Motion auch ein ganz schwacher und unvollkommener menschlicher Versuch wäre, einer Welt, in der solche Dinge möglich waren, entgegenzutreten, so wird sie doch in weiten Kreisen unseres Volkes verstanden werden. Und wenn sie auch nur ein Tröpflein wäre gegen einen ganzen Felsen menschlichen Wahnsinns und Unrechts, so wäre das Tröpflein immer noch besser als die geistige Sattheit, die allen Dingen einfach nach wie vor ihren Lauf läßt!

Zum andern: Die Motion ist herausgewachsen aus einem Versprechen, das man von der Kirche aus in den letzten Jahren oft gegeben hat. Hat man nicht immer wieder gesagt: Ganz anders als bisher müsse jetzt dann der Kampf gegen den Krieg selbst, der Kampf um die Völkerversöhnung und die militärische Abrüstung geführt werden? Feldprediger Schmid, weiland Pfarrer in Zürich-Unter-

straß, hat 1918 geschrieben: „Seien wir, die wir uns Gläubige nennen, nicht ungläubiger als die Millionen Kämpfender, als die Politiker und die sogen. glaubenslosen Sozialisten. Kämpfen wir tapfer und entschlossen den Krieg gegen den Krieg, der, wenn einmal die Friedensglocken durch die Lande läuten, mit einer Macht anheben muß, wie ihn so die Welt noch nie gesehen. Wehe dann unserer Kirche, wenn ihr auch dann dieser Kampf wieder zu weltlich scheint." Wenn nun all diese Versprechen, alle Klagen und Lamentationen über den dummen Gewaltfrieden von Versailles, alle Ermahnungen, den Kampf gegen den Krieg nun so aufzunehmen, „wie ihn die Welt noch nie gesehen hat", nicht bloß grandiose Phrasen sind, mit denen man die Welt etwa zu täuschen sucht — und sie dürfen nicht mehr bloß Phrasen sein —, dann gilt es, jeden Versuch, jede Möglichkeit zu wagen, die die Menschen und Völker auch nur ein Schrittlein aus den unseligen jetzigen Zuständen herausführen können. Von diesem Gesichtspunkt aus darf sich die Motion ganz wohl sehen lassen. Und wenn der Versuch auch hundertmal noch nicht zum Ziele führt, er ist immer noch besser als weiterschlafen und den Dingen einfach ihren Lauf lassen! Die christlichen Kirchen aller Parteien und Konfessionen haben eine große Mitschuld, daß, sozusagen ohne ihren ernsthaften Widerstand, die Zustände der Welt so geworden sind, wie sie sich in den den letzten Jahren offenbarten. Wie weite Kreise über diese Sache denken, hat das zündende Votum von Dr. Bächler in St. Gallen an der Synode gezeigt. So stark ist die Nachlässigkeit der Kirche der Friedenssache gegenüber von Seite eines „Laien" wohl selten betont, und so scharf ist mit den Kriegstheologen und ihren Freunden, deren es scheints immer noch welche gibt, wohl selten ins Gericht gegangen worden. Kennzeichnend aber ist, daß die Worte Dr. Bächlers, die in ihrer Bedeutung weit über die der Politiker hinausragten, in der Berichterstattung kaum erwähnt wurden.

Wenn Dekan Rothenberger im „Religiösen Volksblatt" (Nr. 28, 1921) schreibt: „Das nötige Umdenken im Geiste Christi wird nur durch unermüdliche, treue Arbeit in der Erziehung von Jugend und Volk zu lebendiger christlicher Gesinnung erreicht," so stimmen ihm die Motionäre aufs Haar genau und aus vollem Herzen zu. Zur Lösung der Abrüstungsfrage und zur Förderung der Friedenssache braucht es unermüdliche Arbeit an der Jugend und am Volk. Auch am kirchlichen Volk und seinen Führern! Gerade darum ist die Motion in die evangelische Synode hineingestellt worden. Hier tut unermüdliche, treue und unerschrockene Arbeit erst recht bitter not!

Schließlich lief die Motion aus auf zwei Forderungen, erstens, daß das Feldpredigeramt unvereinbar sei mit dem Evangelium Jesu Christi und zweitens, daß auch bei den inneren Kämpfen unserer Landespolitik von keiner Seite Waffengewalt verwendet

werde. Ueber das Feldpredigeramt ist ja nun viel geschrieben worden. Ich will mich ganz kurz fassen. Wer solche Dinge auch fernerhin mit seinem Gewissen vereinbar findet, mag es tun. Vor ein paar Wochen schrieb eine Frau: Wer vor Christus sich beugt und nicht nur mit ihm spielt, der weiß, was er tun muß. Ich denke nur: Wenn der Feldprediger vor seinen Soldaten das absolute Ideal des Evangeliums hinstellt, daß man nicht töten, nicht Gewalt anwenden und nicht den Menschen mehr gehorchen dürfe als Gott, dann müßte es doch sonderbar sein, wenn nicht bald in der Zeitung zu lesen wäre: der Herr Feldprediger Soundso hätte „aus Gesundheitsrücksichten" seine Entlassung genommen. Es ist gesagt worden, ob die Motionäre denn nicht wissen, daß die Kommunisten und andere Leute auf Gewalt sinnen. Ganz sicher wissen wir, daß noch viele Leute in unserem Volk, oben und unten, rechts und links, Regierungen und Regierte, immer die Gewalt und die Gewaltpolitik anbeten. Aber soll nun deswegen eine Kirchensynode nicht mehr ein Bekenntnis zum Evangelium Jesu Christi aussprechen dürfen? Und nicht mehr der Erkenntnis Ausdruck verleihen, daß das Evangelium alle Gewalt ablehnt? Soll am Ende das als christliche Wahrheit gelten, was man am Stammtisch zum „Rößli" oder im Restaurant zum „Frieden" als solche gelten lassen will? Und sollen die alten großen Windbeuteleien die Menschen und Völker nach wie vor ihrem Wahnsinn und ihrem Untergang entgegentreiben, ohne daß die Kirche ihre Stimme erhebt?

Und nun noch ein Wort vom Erfolg, den die Antragsteller in der Synode hatten! Die Gegner haben schier ohne Ende vom „erdrückenden" oder „niederschmetternden" Mehr berichtet, mit dem die Motion abgelehnt wurde. Wer allein die Zahl und den Erfolg anbetet, mag sich dabei beruhigen. Wem die Wahrheit und das Gewissen noch höher stehen, der wird sich dadurch nicht beirren lassen. Auch deswegen werden sich die Motionäre durchaus beruhigen, daß die Wasser des Erfolges in kluger Weise zuletzt noch rasch auf die entgegengesetzte Mühle geleitet worden sind. Fragen wir aber nun wirklich, was die Motionäre erreicht haben, so könnte man auch sagen: merkwürdig viel! Die Synode hat sich fast wörtlich für die in der Einleitung der Motion ausgedrückte Erkenntnis ausgesprochen. Die Synode hat sich für die Förderung der Abrüstung, der obligatorischen internationalen Schiedsgerichtsbarkeit und für die Anhandnahme der großen pazifistischen Aufgaben der Kirche ausgesprochen, lauter Dinge, die ohne die Motion nie angenommen worden wären. Ja, die Synode hat sich sogar für die Reform des Feldpredigeramtes ausgesprochen. Bald vor Jahrefrist ist im „Religiösen Volksblatt" von Pfarrer Zinsli in Schönenwerd eine solche Reform auch angeregt worden, aber mit wenig Aussicht auf Erfolg. Und heute? Beschließt eine Synode, daß das Feldpredigeramt dringend einer Reform bedürfe. Es freut mich, daß

Dekan Rothenberger, gewiß ein Freund dieses Amtes, selber schreibt: „Degen und Revolver und noch einiges andere, das nicht zum Feldprediger gehört, dürfen denn auch wirklich in tunlichster Bälde verschwinden.“ Und noch vor wenigen Jahren hat man für diese Dinge an den Bundesrat Eingabe um Eingabe gemacht. Sic transit gloria mundi! So vergeht der Ruhm dieser Welt. Im übrigen aber: Wer für diese Sache, für die ich jetzt schreibe, kämpfen will, der darf nicht auf Augenblickserfolg ausgehen, der muß dabei, wenn es nötig ist, „zum Narr werden vor der Welt und von jedermann gehaßt werden.“ Es gilt, was Frau Chappmann-Catt am diesjährigen amerikanischen Frauenkongreß über die Abrüstung sagte: „Wer für diese Sache einstehen und ihr wirklich auf den Grund gehen will, muß den Mut haben, unpopulär zu werden und die ganze Welt gegen sich zu haben.“ E. Etter.

II. Aus Graubünden.

Zur Unterstützung der Forderung der „Frauenliga“ haben 35 bündnerische Pfarrer folgende Eingabe an den Bundesrat gerichtet:

„Die unterzeichneten im Dienst der bündnerischen Landeskirche stehenden Pfarrer gelangen an den Bundesrat mit dem Ersuchen, der Eingabe von Seiten der „Frauenliga für Frieden und Freiheit“ (schweiz. Zweig) Folge zu geben und die Einführung eines Zivildienstes für Solche, die aus Gewissensgründen den Militärdienst nicht leisten können, in die Wege zu leiten. Wir verweisen dabei auf die Erwägungen der Eingabe und fügen noch folgende hinzu: Für viele ist der Waffendienst mit den Forderungen des Evangeliums unvereinbar. Diese Ueberzeugung sollte, wenn sie auf ernsten Gründen beruht, respektiert werden bei einem Volke, das ein christliches sein will. Geschieht dies nicht und wird ein Gewissen, das sich vom Evangelium will leiten lassen, nicht geachtet, so muß das zu einem schweren Schaden für unser Volk ausschlagen. Darum soll den Dienstpflichtigen die Möglichkeit geboten werden, anstatt in einem militärischen Dienst in einem Zivildienst durch aufbauende Kulturarbeit ihre Pflicht gegenüber der Volksgemeinschaft zu erfüllen.“

Zu dieser Eingabe seien einige Erläuterungen angebracht. Sie ist nicht bloß an den Bundesrat sondern auch an die bündnerische Synode gerichtet. Nach dem in Graubünden geltenden Instanzenweg geht sie zu diesem Zwecke zuerst an den kantonalen Kirchenrat. Dieser kann sie zur Verhandlung an die Kolloquien, d. h. an die kleinen Synoden der verschiedenen Bezirke, in die das protestantische Graubünden eingeteilt ist, weitergeben. Auf Grund dieser Verhandlungen berichtet dann der Kirchenrat an die Synode.

Die Unterzeichner sind keineswegs alle Antimilitaristen, ein Teil von ihnen möchte vielmehr bloß die Rechte des Gewissens

gewahrt wissen, was, wenn man damit die Haltung gewisser welscher Theologen vergleicht, von der nachher berichtet wird, doch schon etwas ist.

Unser Berichterstatter schreibt u. a.:

„Es ist meine Meinung, daß jetzt die Zeit da ist, um mit aller Wucht gegen das Militär vorzugehen. Wenn es nicht jetzt geschieht, so kann es zu spät werden." Er fügt hinzu: „Mir scheint immer, daß die Anregung zur Abrüstung, überhaupt der ganze Kampf gegen den Militarismus, in erster Linie von den Kirchen ausgehen sollte; denn es gibt keine andere Begründung des Antimilitarismus als das Evangelium. Aber unsere Kirchen sind tot und werden wohl kaum wieder zum Leben erwachen."

Der letzte Satz scheint nur zu sehr bestätigt zu werden, wenn man die Affäre verfolgt, von der wir nun berichten wollen.

III. Aus der welschen Schweiz.

An dem letzten Kongreß unserer Freunde in der welschen Schweiz, die zu den „Chrétiens-socialistes" gehören, wurde u. a. der Beschluß gefaßt, einen Hilfsfonds zur Unterstützung solcher zu schaffen, die aus Gewissensgründen den Militärdienst verweigerten. Es ist das eine ebenso notwendige als harmlose Sache. Denn es handelt sich sehr oft um Menschen, von deren Verdienst ganze Familien abhängig sind. Darum ist es denn schon das Geringste, was Gesinnungsgenossen tun können, wenn sie hier einspringen, so gut sie können. Ja, man brauchte dafür eigentlich nicht einmal Gesinnungsgenosse zu sein. Wenn ein Mensch um des Gewissens willen leidet, so darf auch Einer, der anders denkt als er, seiner notleidenden Familie zu Hilfe kommen. Einen solchen Fonds haben wir in der deutschen Schweiz auch gehabt und viel Not damit lindern können.

Nun geschah es aber im Waadtland, daß ein Bericht über jenen Kongreß von einem Theologiestudenten unterzeichnet war. (Es ist vielleicht gut, wenn ich hinzufüge, daß es sich nicht um einen „Schüler" von mir handelt!) Darob ein großer Entrüstungssturm! Man stellt die Sache so dar, als ob es sich um eine Art Agitationsfonds für Dienstverweigerung handelte. Und daß gar ein Theologe dabei ist! Man sieht bei solchen Anlässen immer wieder, wie naiv unsere bürgerliche Welt die Pfarrer als Stütze *ihrer* Ordnungen betrachtet und darf sich nicht wundern, wenn die Arbeiterschaft das Gleiche tut, nur mit umgekehrter Wertung. Das Traurigste aber ist wohl folgende Erklärung der Lausanner theologischen Studentenschaft, die in den Blättern erschien:

„Der Bericht über den internationalen Kongreß der sozialistischen Christen französischer Sprache, der im „Semeur vaudois" vom 2. Juli veröffentlicht worden und von Theophil Grin, Student der Theologie, gezeichnet ist, hat zahlreiche Proteste her-

vorgerufen. Leider hat man zu viel Gewicht auf den Umstand gelegt, daß der Unterzeichner des Berichtes ein Student der Theologie ist, als ob eine Anzahl Pfarrer sich an der Schaffung des Fonds für Dienstverweigerer beteiligt hätten.

Im Namen meiner Studiengenossen erkläre ich, daß wir die Ideen Th. Grins nicht teilen und ihm die volle Verantwortlichkeit für sein Tun überlassen.

Wir glauben, daß die nationale Verteidigung aufs engste mit dem Patriotismus verbunden sei. Wenn wir auch gegen eine Armee wären, die bloß ein Werkzeug der Eroberung bildete,[1]) so begreifen wir doch, daß unsere Armee gegenwärtig eine Notwendigkeit ist, als ein legitimes Mittel der Verteidigung, das sicherer ist als ein „Papierfetzen".

Wenn unser Land angegriffen wird, dann werden wir Theologiestudenten seinem Rufe folgen und unsere Pflicht tun, wie jeder Bürger, der dieses Namens würdig ist.

Im Namen der Studenten der theologischen Fakultät:
Henry Monnier."

Bravo und Hurrah! Niemand wird euch brave Jünglinge künftig im Verdacht haben, daß ihr die Welt erschüttern könntet; niemand so naiv sein, zu meinen, ihr könntet vielleicht gerade als Theologiestudenten euch an das Wort erinnern, daß man Gott mehr gehorchen soll als den Menschen. Vielleicht wird da und dort ein unerleuchtetes Weltkind sich einen Gedanken darüber machen, ob ein wenig Ritterlichkeit gegenüber einem um seiner Ueberzeugung willen schwer angegriffenen Kameraden dem Geiste des Meisters eigentlich nicht doch besser entsprochen hätte, als diese ängstliche Erklärung, daß man anders als jener und für die herrschende Ordnung ganz ungefährlich sei. Mir aber kommt vor allem etwas anderes in den Sinn: Der größte Lehrer, den die Lausanner theologische Fakultät gehabt hat, Alexander Vinet, ist auch der größte Verteidiger des individuellen Gewissens gewesen, den die neuern Zeiten gesehen haben. Aus Gewissensgründen hat er seine Stelle niedergelegt. Gerade dieses individuelle Gewissen, das sich im Namen Gottes unter Umständen allen geltenden gesellschaftlichen Ordnungen entgegenstellt, hat er immer wieder auf klassische Weise als die festeste Grundlage der Gesellschaft geschildert. Es will manchmal beinahe scheinen, als ob man — ehrenvolle Ausnahmen abgerechnet — gerade in der welschen Schweiz an diese Hauptwahrheit, die ihr größter Sohn verkündigte, am wenigsten mehr denke und den Staat an Stelle des Gewissens setze — ganz wie

[1]) Welche Armee würde das von sich gelten lassen? Sie sind alle nur zur „Verteidigung" da, alle Kriege sind nur „Verteidigungskriege"!

einst in Preußen und trotz aller Deklamationen gegen den Etatismus. Wir empfehlen jedenfalls den Lausanner Studenten der Theologie das Studium Vinets und der — Bibel! R.

Rundschau.

Zu den Weltereignissen.

I. Der Weltfriede im Osten. Wir haben in diesen Betrachtungen zur Weltpolitik wiederholt darauf hingewiesen, wie entscheidend wichtig die Stellung Japans zum Problem des Weltfriedens sei. Denn solange die Gefahr besteht, daß aus den riesigen Volksmassen des Ostens ein neuer Militarismus sich erhebe, scheint man dem Westen keine Abrüstung zumuten zu dürfen. Freilich könnte man vielleicht auch umgekehrt argumentieren, daß man von Japan keine Selbstentwaffnung verlangen dürfe, solange der Westen seinen Panzer noch nicht abgelegt habe. Es muß einmal jemand anfangen! Vielleicht, daß wir Japan mit unserer Anklage auf „ostasiatisches Preußentum" Unrecht tun. Mir hat sehr zu denken gegeben, wie Tagore, der immerhin von östlichen Dingen etwas verstehen dürfte, Japans Haltung aus dem Willen erklärt, das Recht des Ostens gegen die Anmaßung der westlichen Macht und Zivilisation zur Geltung zu bringen; wobei er allerdings nicht vergißt, davor zu warnen, dies mit den Mitteln des Westens zu tun.[1]) Jedenfalls spielt die Rassenfrage in dieser Auseinandersetzung zwischen Osten und Westen eine entscheidende Rolle, und zwar nicht nur in ihrer wirtschaftlichen Form, als japanische, chinesische, indische Einwanderung ins europäisch-amerikanische Gebiet, sondern vor allem auch in Form der Rassenehre. Darum scheint mir bezeichnend zu sein, wenn Japan (wie China) so großen Wert darauf legt, dem Völkerbund anzugehören. Gerade diesem wird durch den Rassengegensatz eine große Aufgabe gestellt. Er hat die Ehre der Rasse, und zwar aller Rassen, gleichmäßig zu wahren; dann allein ist er seines Namens würdig und hat er Aussicht, seine Ziele zu verwirklichen. Es ist schon oft darauf hingewiesen worden, welch ein Fortschritt es sei, daß wenigstens in der Völkerbundsversammlung Weiße mit Negern, Chinesen, Japanern und andern Rassen zusammensitzen, aber aus diesem Zusammensitzen der Vertreter muß ein von Achtung, Verständnis und Gerechtigkeit getragenes Nebeneinander- und Beieinanderwohnen der Rassen selbst werden, wobei immer noch die Natur ihre Rechte

[1]) Vgl. Tagore, „Nationalismus".

behaupten darf! Uebrigens vernimmt man aus Japan selbst, wie dort der Völkerbundsgedanke guten Boden habe. Von China versteht sich dies von selbst; aber ob nicht auch die japanische Seele ziemlich anders beschaffen ist, als wir, sie nach westlicher Art deutend, uns etwa einbilden?

Das Rassenproblem werden wir in jeder Form (besonders auch in der sog. Judenfrage) noch viel stärker als bisher ins Auge fassen müssen. Dabei ist klar, daß es auf der einen Seite mit dem sozialen, auf der andern mit dem religiösen aufs engste zusammenhängt. Die „Rasse" ist zum guten Teil Religion. Religion (im gewöhnlichen Sinne) scheidet die Menschen am meisten, Religion (im höchsten Sinne) vermag am ehesten, die Schranken zwischen ihnen niederzulegen. Daß aber das Problem der „Einwanderung" nur unter der Herrschaft des kapitalistischen Profit- und Lohnsystems eine solche Schärfe gewinnen kann, wie das heute der Fall ist, liegt auf der Hand.

Was nun den Hardingschen Vorschlag einer Art Weltkonferenz zur Verhandlung der Abrüstung zu Wasser und zu Land betrifft, so weiß unsereins ja nicht, was hinter den Kulissen geht und wieviel Aussichten eine solche Konferenz vom rein diplomatischen Standpunkt aus zu haben scheint. Aber unser Recht, über diese weltpolitischen Dinge zu reden, ruht ja auf der Voraussetzung, daß es geschichtliche Tendenzen oder sagen wir lieber: Gedanken Gottes, gibt, die über die Gedanken der Diplomaten, und Journalisten hinweg ihren Weg nehmen. Und da scheint uns nun dieser Hardingsche Vorschlag doch eine Antwort Gottes auf die bange Frage und Bitte Vieler zu sein. Das Licht des Gottesfriedens fällt auch auf den Teil der Welt, wo gegenwärtig die dunkelsten Wolken lagern und wo doch ein wichtiger Teil der Menschenzukunft sich abspielen wird. Möge es ein gutes Zeichen sein, daß gerade dieser Ozean, der größte von allen, der friedliche (pazifische) heißt! Im übrigen erweckt dieses Hardingsche Vorgehen allerlei wertvolle und zum Teil tröstende Gedanken. Harding hat, um zur Macht zu gelangen, Wilsons Völkerbundspolitik bekämpfen müssen. Das konnte er nur tun, indem er Wilsons Gedanken aufnahm. Denn wenn er eine „Völkerverbindung" an Stelle des „Völkerbundes" setzen will, so muß man es ihm überlassen, diesen Unterschied in der Endung des Wortes für wichtig zu halten! Uns zeigt dieser Vorgang, wie groß die Macht einer Idee ist, der man Treue hält und reinen Herzens dient. Man kann sie nur bekämpfen, indem man ihr gerecht wird. Darum soll man Ideen nicht gering schätzen, auch wenn sie direkt nicht sofort große Siege erringen. Ihre indirekte Wirkung ist noch größer als die direkte.

Freilich entsteht nun eine gewisse Furcht, daß das Hardingsche Unternehmen dem Völkerbund vollends das Wasser abgraben und

das Zentrum der Welteinheit von Genf nach Washington verlegen könnte. Was das Erste betrifft, so kann es uns ziemlich gleichgiltig sein, ob das, was den Weltfrieden schafft, so oder so heißt. Zum Völkerbund rechnen wir alles, was die Völker zu einem sittlichen Organismus verbindet. Dagegen hat das Zweite allerdings eine Bedeutung, die für ganz Europa und insbesondere die Schweiz gewissermaßen Leben oder Sterben heißt. Es handelt sich, wie mir scheint, darum, ob der Völkerbund oder die angelsächsische Rasse künftig die Weltgeschicke regeln. Das macht für uns einen sehr großen Unterschied aus. Wenn der Völkerbund lebt und sich richtig entfaltet, dann werden wir einen Weltföderalismus haben, worin die Kleinen eine vielleicht ebenso wichtige Rolle spielen werden als die Großen und Europa seine politische Weltbedeutung behält, im andern Fall wird dieses, besonders das Festland, auf die Seite geschoben, die Kleinen werden bedeutungslos, sie lösen sich auf im angelsächsischen Imperium. Mit der Schweiz wird es vollends aus sein.

Wenn man dies bedenkt, dann kann man nicht genug danken für die Gnade, die der Völkerbund für Europa und besonders für die Schweiz bedeutet, dann aber auch nicht genug staunen über die Verblendung jener vielen Schweizer, die sich nicht genug tun können im Haß eben dieses Völkerbundes. Sie treiben, soviel an ihnen liegt, die Schweiz, deren „Unabhängigkeit" sie verteidigen wollen oder zu verteidigen vorgeben, direkt in den Tod. Und die Ironie der Geschichte will dann, daß sie erst recht jener Herrschaft der angelsächsischen Welt verfällt, die diese Völkerbundsgegner so wütend hassen. Davor wird uns weder Potsdam noch Moskau, noch ein Bündnis zwischen beiden bewahren. Jedenfalls wird die Schweiz verloren sein.

Aber sie wird wieder einmal gerettet werden auch gegen die Schweizer, die wirklichen und jene alldeutschen oder allrussischen im Schweizerkleid. Der Völkerbund wird leben, trotz Harding, vielleicht mit seiner Hilfe. Und Amerika wird davon bloß Gewinn haben.

II. Panem et circenses! Die Schatten senken sich freilich immer tiefer auf das Abendland. Verfallserscheinungen schlimmster Art zeigen sich überall. Geld gewinnen um jeden Preis und genießen — das scheinen die Tendenzen zu sein, die immer mehr das Leben der Massen beherrschen.

Geld gewinnen! Der Krieg und was damit zusammenhängt, hat die materiellen Fragen erst recht in den Mittelpunkt des Denkens gerückt. Das wäre ja nun an sich noch nichts Falsches; es könnte in einem Sinne geschehen, daß für den Geist dabei nur Gewinn herauskäme. Aber das ist nun nicht der Fall, sondern es verläuft alles in Elend, Rohheit und Gemeinheit. Die große Masse

der Menschen muß daran denken, wie sie das Brot gewinnt; die Freiheit muß in die zweite Linie rücken, wenn sie nicht ganz vergessen wird. Darüber aber erhebt sich die Klasse, die die heutige Weltverwirrung zu maßloser Bereicherung benützt. Sie ist darin ebenso zynisch, wie es auf der andern Seite das Elend ist.

Für beide Schichten bedeutet der Trost: Genießen! Man muß die stille Verzweiflung irgendwie betäuben. Der Alkoholismus nimmt in manchen Formen wieder zu. Das sexuelle Laster überflutet alle Dämme. Vor allem aber ruft man nach „Spielen". Sportereignisse beschäftigen die Welt mehr als politische und soziale Entscheidungen von größter Tragweite. Daß damit die Verrohung Hand in Hand geht, ist selbstverständlich. Die Tatsache, daß ganze Völker atemlos auf den Ausgang eines Faustkampfes, also eines Schauspiels der Rohheit, ja Gemeinheit, harren konnten, hat diese Lage blitzartig beleuchtet. Wer aber die Augen offen hat, der kann in allerlei Formen die Zunahme der ungescheuten Brutalität und des fesselosen Egoismus beobachten. Man schämt sich nicht mehr. Das üppige Wiederaufleben all des Sänger-, Turn- und Schützenfestschwindels gehört natürlich in dieses Bild.[1])

„Panem et circenses — Brot und Spiele" — das war einst der Schrei einer Welt, die dem Untergange verfallen war. Es wird heute das Gleiche bedeuten. Aber als einst jener Schrei erscholl, da ging ganz in aller Stille schon eine andere Losung durch die Welt: „Christ ist geboren." Eine Menschenart und Menschengemeinschaft trat auf den Plan, die diese ganze verfaulende Welt ablehnte und die Luft eines neuen Aeons atmete. Sie verweigerten den Götzen dieser Welt, auch dem Zäsar, jede Huldigung, treu bis in den Tod. Sie warfen sich eines Tages zwischen die Schwerter der Gladiatoren, sodaß die „Spiele" aufhören mußten. Durch sie kam die Welterneuerung. Auch heute wird dies der Weg sein.

Auch die Schweiz wird nicht durch den 1. August erneuert werden!

III. Einiges Licht im Dunkel. Wenn man im Angesicht der heutigen Welt etwa an der Menschheit verzweifeln möchte, so können Einen, neben der letzten Quelle alles Trostes, dem Glauben an Gott und sein Reich, doch auch allerlei Zeichen dafür, daß das Göttliche im Menschen noch lebt, ermuntern.

Die Liebe ist nicht gestorben. In einer Rechenschaftsablage hat der Amerikaner Hoover, dem die Welt die Rettung von Millionen von Menschen verdankt, nachgewiesen, daß von Amerika aus während des Krieges und nachher für ungefähr 15 Millionen Menschen gesorgt werden mußte und gesorgt wurde. — Eine furcht-

[1]) Wir haben nun ja auch Pferderennen bekommen. Genau das fehlte uns noch! Man lese darüber das Nötige in Ilgs „starkem Mann" nach!

bare Hungersnot bedrohte die nördlichen Provinzen Chinas. Viele Millionen Menschen schienen dem Hungertod verfallen. Da stellte sich Hilfe ein, so groß, wie man sie nie zu hoffen gewagt hatte, vor allem von angelsächsischer Seite her. Ungeheure Mittel wurden aufgebracht, 5½ Millionen Menschen durch diese Hilfe ernährt. Das alles durch den opfervollen Heroismus einer Anzahl von Menschen, die riesige Schwierigkeiten überwanden und ihr Leben einsetzten — und das alles nur um Gottes und der Menschen willen.[1]) — Nach Armenien gehen immer wieder Helfer, Männer und Frauen (auch aus der Schweiz), die keine Opfer, keine Gefahr scheuen und dem Tod jeden Augenblick ruhig ins Auge schauen. — Und das sind nur einige Züge aus einem viel umfassenderen Bilde. Die Welt ist noch nicht von Gottes Licht verlassen.

Ein anderes Bild! Die Zeitungen melden:

Der Abbau der Kriegsindustrie.

Turin, 2. Juni. Wie die „Stampa" berichtet, hat der Ministerpräsident selbst in einer Unterredung mit dem Generalsekretär des Metallarbeiterverbandes die Abtretung der Zeughäuser von Neapel und Venedig, sowie der Waffenfabriken von Terni, Genua und Gardone durch den Staat an das Metallarbeiterkonsortium vereinbart. Das Konsortium werde die nötigen Umarbeiten vornehmen, um sie der Erstellung von Ackerbaumaschinen, Eisenbahnmaterial usw. anzupassen. Die Zahl der Arbeiter wird von 7000 auf 23,000 steigen. Das Konsortium umfaßt schon 18 mitgliederreiche Arbeitergenossenschaften. Im Jahre 1919 haben sie für fünfzig Millionen Lire Arbeiten auf eigene Rechnung ausgeführt. Es wurden besonders Eisenbahnwagen gebaut. Zudem hat das Konsortium jetzt fünf Dampfer im Bau und sorgt für die Umwandlung der ehemals feindlichen Dampfer und der früheren Kriegsschiffe in Handelsschiffe. Das Konsortium ist bestrebt, die Produktionsmittel zu verbessern und zu entwickeln, die Arbeit fachmäßig in den verschiedenen Werken zu spezialisieren und sich gegenseitig zu ergänzen. Die Arbeiter erhalten Produktionsprämien. Eine gleichmäßige Verteilung der Gewinne unter das gesamte Personal schien nicht ratsam.

Ist dies nicht wenigstens ein Stückchen Erfüllung des Wortes: „Und sie werden ihre Schwerter zu Hacken umschmieden und ihre Spieße zu Winzermessern"?

Endlich sei nicht vergessen, daß das irische Problem der Lösung entgegenzugehen scheint und damit ein jahrhundertealter Fluch getilgt wird.

Was wir so im Einzelnen beobachten können, mag vielleicht von der ganzen heutigen Weltnot gelten: sie soll „die Werke Gottes offenbar machen." (Joh. 9, 3.). R.

Kongress der „Socialistes-Chrétiens".[2])

Samstag und Sonntag vor Pfingsten war in Lausanne die Jahreszusammenkunft der christlichen Sozialisten französischer Sprache. Der Kongreß, der Samstag nachmittags im Volkshaus

[1]) Es ist dringend zu wünschen, daß für die russische Hungersnot sich ebenso gewaltige Hilfe finde. Hier könnte der Völkerbund ein großes Werk tun!

[2]) Aus dem „Aufbau" abgedruckt.

eröffnet wurde, um den ganzen Sonntag über in einem zur Verfügung gestellten Garten weiter geführt zu werden, war von etwa 70 Teilnehmern besucht. Ohne die an den beiden Tagen gebotenen Berichte der Reihe nach zu erwähnen, sei hier an ihrer Hand einiges über die gegenwärtige Lage des religiösen Sozialismus im französischen Sprachgebiet ausgeführt.

Im Unterschied von den „Religiös-Sozialen" der deutschen Schweiz, die im großen Ganzen keine geschlossene Organisation besitzen, sind deren Gesinnungsgenossen in der welschen Schweiz und Frankreich in einem Verbande zusammengeschlossen. Die Zahl der Mitglieder ist zwar sehr gering; es sind in der französischen Schweiz höchstens deren 200 und in Frankreich werden es kaum mehr sein. Gerade weil die Zahl so gering ist, so ist ein fester Zusammenschluß, der zur aktiven Tätigkeit ermuntert, notwendig und gut. Der Kongreß hat internationalen Charakter getragen, indem seine Bestimmungen auch für Frankreich und Belgien gültig sind. Doch waren aus Frankreich nur vier Delegierte anwesend, aus Belgien ein einziger. Es ist auch nur eine einzige Bestimmung von allgemein internationaler Bedeutung getroffen worden; sie betrifft den finanziellen Beitrag des Einzelnen an die Zentralkasse.

Die Genossen in Frankreich und Belgien haben einen sehr schweren Stand, da sie sich dort in katholischem Lande befinden und zudem der Krieg ihrer Bewegung sehr geschadet hat. So ist in Belgien die Organisation völlig zusammengebrochen, und die Genossen haben große Mühe, neue Gruppen zu bilden. In Frankreich, wo früher etwa 500 Mitglieder der Vereinigung waren, hat die durch den Krieg heraufbeschworene Krise erst noch eine Spaltung gebracht. Der letztjährige Kongreß der „Union" der Chrétiens-Socialistes in Paris hatte die patriotisch-nationalistische Richtung des offiziellen Organs, l'„Espoir du Monde"[1]) mißbilligt und eine Zimmerwald-bolschewisierende Linie verlangt. Der Redaktor des „Espoir du Monde" ist Paul Passy, der alte Führer des religiösen Sozialismus in Frankreich; er steht auf dem äußersten rechten Flügel der Sozialdemokratie und kann so natürlich die neue Richtung nicht einschlagen. Es war damals in Paris beschlossen worden, daß zukünftig „l'Espoir du Monde" sein eigenes privates Blatt bleibe und die Union sich ein neues Organ schaffe. Um eine Spaltung zu vermeiden, hatte die Mehrheit beschlossen, die „Union" in eine „Förderation" zu verwandeln und der Titel der Organisation ist jetzt „Fédération Internationale des Socialistes-Chrétiens de langue française". So hoffte man, trotz der verschiedenen Färbungen, mit den Patrioten und Formal-Demokraten vereinigt bleiben zu können; doch trennte sich die Minderheit trotzdem von der Fédération. An der schriftlichen Abstimmung, welche den Entscheid jenes

[1]) Die Hoffnung der Welt.

Pariser Kongresses bestätigte, hatten nur etwa 150 Mitglieder teilgenommen. Wenn man bedenkt, daß vor dem Krieg die Union 6—700 Mitglieder zählte, ersieht man daraus, wie verheerend der Krieg für sie gewesen ist. Besondere Berichte lagen an der Tagung in Lausanne aus Paris vor, von wo der gegenwärtige Sekretär des französischen Zweiges, Genosse Roumiguier, nach Lausanne delegiert war, und aus Marseille, wo eine rührige Gruppe an der Arbeit ist.

In der vom Kriege verschonten Schweiz liegen natürlich die Verhältnisse günstiger und die Fédération ist trotz der Kleinheit des Gebietes bei uns so stark wie in Frankreich. Doch auch hier sind in den katholischen Gebieten des Wallis und Freiburgs überhaupt keine Gruppen vorhanden, und sind doch auch in den protestantischen Landesteilen die Gruppen herzlich klein an Mitgliederzahl. Neuenburg zählt nur ganz wenig Getreue und in Genf ist die Gruppe einem auslöschenden Flämmchen vergleichbar. In Chaux-de-Fonds hat die Gruppe dadurch viel gelitten, daß Humbert-Droz, der vorher sie ganz geführt hat, nun jenen Kreis verlassen hat. Etwas erfreulicher waren die Berichte von Lausanne und Locle, und auch von Renens, wenn schon dort keine eigentliche Gruppe besteht. Organ der Föderation sind die während des Krieges geschaffenen „Voies Nouvelles", ein kleines Blättchen, das monatlich in Chaux-de-Fonds erscheint, und welches nun auch von der französischen Sektion als offizielles Blatt statt des „Espoir du Monde" gewählt worden ist. Die Tatsache, daß dieses Blättchen in der Schweiz 500 Abonnenten zählt, beweist, daß die Bewegung immerhin größer ist, als die Zahl der dem Verbande angehörenden Glieder den Anschein erweckt.

Die Chrétiens-Socialistes der französischen Schweiz besitzen einen kleinen Wohltätigkeitsfonds, den „Fonds Bujard". Es ist grundsätzlich beschlossen worden, eine weitere Kasse zu schaffen, um Dienstverweigerer in der Not zu unterstützen. Die Frage muß der Ausführung wegen noch von den Gruppen studiert werden, weil die Vereinigung als solche den religiösen Antimilitarismus nicht vertreten kann. Sie macht es sich nämlich zum Grundsatz, jedermann in ihren Schoß aufzunehmen, welcher sich zum Christentum bekennt und Sozialist ist, mag er nun für oder gegen die Dienstverweigerung sein, mag er den rein legalen Weg vertreten oder zur direkten Aktion schreiten, mag er Tolstoianer, Sozialdemokrat oder Kommunist sein. Da die Vereinigung keine direkten politischen Ziele verfolgt, sondern gewissermaßen eher eine Kulturbewegung ist (das Wort Kultur in seinem besten Sinne verstanden), so braucht sie nicht ausschließlich zu sein, sondern kann die verschiedensten Elemente in sich vereinigen. Der Kongreß bestätigte diese letztes Jahr gefaßten Prinzipien in einer längeren Diskussion ausdrücklich anläßlich des von Humbert-Droz eingesandten Austrittes. In dem Antwortschreiben heißt es unter anderem: „Wohl verstehend, daß Deine Entscheidung durch Dein Bestreben, wahr zu sein („souci de sincérité") bedingt ist, und wohl

verstehend, daß dadurch die Lage der Gruppe in Chaux-de-Fonds geklärt wird, möchten wir Dich doch darauf aufmerksam machen, daß die Bestimmungen der letzten Kongresse, so wie sie von der großen Mehrheit unter uns verstanden werden, nicht in ausschließlichem Sinne gegen irgendwelche Tendenzen, besonders nicht gegen die kommunistische Richtung dürfen ausgelegt werden." Man beschloß auch, an Prof. Ragaz ein Sympathieschreiben wegen seines kürzlich veröffentlichten Aufsatzes „Die Schweiz als Zuchthaus" zu schicken.

Im großen Saal des Volkshauses fand Samstag abends ein öffentlicher Vortrag statt, den Léon Revoyre aus Melun in Frankreich hielt. Revoyre ist früher katholischer Priester gewesen, schied aus dem Katholizismus aus und gibt zurzeit, von jeglicher Kirche unabhängig, ein sozialistisch religiöses Blatt heraus, den „Chrétien Libre" (Der freie Christ). Er sprach in Lausanne über das Thema: „Die kommende Religion" und trat in seinem Vortrag für spiritualistisches Christentum ein, das, auf der Selbstgewißheit des Glaubens ruhend, dem der Verkirchlichung des Katholizismus und dem toten Buchstabenglauben des Protestantismus entgegen steht, für eine Religion des Geistes, wie die Quäker in England sie vertreten. — Der Sonntagmorgen wurde durch einen freien Gottesdienst in der Art der Quäker eingeleitet. Nachmittags las Genosse Bersot, ein Mediziner, eine gelehrte Arbeit über die Entwicklung des religiösen Gefühls, worin er zum Schluße gelangte, daß die wesentliche religiöse Haltung in der Unterordnung der Sonderinteressen unter das Gemeinwohl besteht. In einer zweiten Arbeit betonte J. Simon die Notwendigkeit, neue Formen des religiösen Lebens zu schaffen, weil die Kirchen in greisenhafter Verknöcherung ihre Aufgabe nicht mehr erfüllen. Ansätze dazu sind in Locle und Lausanne mit den von christlichen Sozialisten geleiteten Kinderschulen und Besprechungsabenden vorhanden. Eine lebhafte Diskussion setzte auf diese Arbeit hin ein. Im wesentlichen wurde dabei darauf hingewiesen, daß die Föderation der christlichen Sozialisten zwar ihren Mitgliedern völlig freie Hand läßt, neben den Kirchen zu arbeiten, aber nicht als Föderation eine Sonderkirche neben den bestehenden Kirchen und Sekten gründen will. Als Synthese des sich äußerlich scheinbar entgegenstehenden Christentums und des Sozialismus sieht die Föderation ihre Aufgabe vor allem darin, in der Umwälzung der kapitalistischen zur sozialistischen Gesellschaftsordnung die Fackel des Glaubens der Zukunft weiter zu reichen; die Mittel dazu sind vielerlei und kein festgelegtes Programm soll uns in bestimmte Bahnen festlegen.

Der Abend vereinigte die Teilnehmer der Tagung zu einem Mahle im Nebenbau des Volkshauses. Der offizielle Delegierte der sozialistischen Partei in Lausanne übermittelte die Grüße der Partei und betonte dabei, daß der Sozialismus nie zum Siege zu gelangen vermöge, wenn nicht ein Geist der Solidarität und der Opferbereitschaft

stark werde. Diesen Sinn zu wecken ist die Aufgabe der christlichen Sozialisten, und um dessen willen begrüßt die Partei den Kongreß.

Den Bericht schließend, füge ich noch hinzu, daß die Tagung von Leuten der verschiedensten Stände besucht war; nur die Bauern fehlten. Büroangestellte, Arbeiter, Näherinnen, Lehrerinnen, Intellektuelle sassen in bunter Abwechslung beieinander. Im Gegensatz von „religiös-sozialen" Konferenzen in der deutschen Schweiz waren verschwindend wenige Theologen anwesend. Im Welschen ist der religiöse Sozialismus bisher eine Laienbewegung. Ueberrascht hat mich der wahrhaft brüderliche Geist, welcher die Genossen miteinander verbindet. Möge er in alle Zukunft sich bewähren, so dürfen diese Menschen wohl den Anspruch erheben, Träger der kommenden Religion zu sein. E. B.

Die Reichenauer Konferenz. Am 14. und 15. August findet in Reichenau die alljährliche Konferenz der religiösen Sozialisten Graubündens statt. Wir beginnen Sonntag um halb 5 Uhr abends. Berichten wird Herr Berlepsch-Valendas über Volkshochschule und Jugendbewegung. Am Montag Morgen wollen wir uns über die Frage der Erlösung vom Uebel aussprechen. — Diese Anzeige gilt als Einladung für alle, die kommmen wollen. Pfarrer Holzer in Sils im Domleschg gibt gern noch nähere Auskunft.

Die Beauftragten.

Der Kongress des Internationalen Genossenschaftsbundes, der erste wirklich „internationale" seit Kriegsausbruch, der vom 22. bis 25. August in Basel stattfinden soll, weist einige Verhandlungsgegenstände auf, die unser besonderes Interesse verdienen. Vor allem wird es von Bedeutung sein, daß die Frage einer internationalen Großeinkaufsgesellschaft, die schon im vorigen Jahr in einer Konferenz in Genf vorbereitet wurde, durch die Behandlung auf dem Kongreß ihrer Verwirklichung näher gebracht werden soll, und daß über eine weitere Lebensfrage der Bewegung, nämlich über die Beziehungen zwischen Gewerkschaft und Genossenschaft, gesprochen werden wird.

Das vorläufige Programm lautet folgendermaßen:

Montag, den 22. August:
Morgens: Sitzung des Zentralvorstandes.
Nachmittags: Begrüßung durch schweizerische Vertreter.
Begrüßungsansprache des Präsidenten.
Bericht über die Tätigkeit des Internationalen Genossenschaftsbundes seit dem Kongreß in Glasgow.

Dienstag, den 23. August:
Revision der Satzungen des Internationalen Genossenschaftsbundes. Referent: G. J. C. D. Goedhart (Holland).

Denkschrift von Professor Charles Gide (Frankreich) über „Die Revision der vom Glasgower Kongreß beschlossenen Friedensresolution und die Grundsätze des Internationalen Rechtes im Lichte der Genossenschaftsidee".

Mittwoch, den 24. August:

Bericht über „Die von den interalliierten und neutralen Konferenzen in Paris skizzierte Politik der internationalen Genossenschaftsbewegung", von Albert Thomas und Anders Oerne (Schweden).

Bericht über „Die Beziehungen zwischen dem Internationalen Genossenschaftsbund und einer Internationalen Großeinkaufsgesellschaft", von Heinrich Kaufmann (Deutschland).

Donnerstag, den 25. August:

Bericht über „Die Beziehungen zwischen den Gewerkschaftern und den Genossenschaftern", von Viktor Serwy (Belgien).

Resolution über „Das Internationale Arbeitsbureau", von F. Hayward (Großbritannien).

Resolution über den „Völkerbund", eingebracht von Dr. A. Suter (Schweiz).

In der Woche vom 15. bis 20. August veranstaltet die Erziehungsabteilung des britischen Genossenschaftsverbandes in Basel eine „Sommerschule", die an den Vormittagen Kurse und Vorträge (meist in englischer oder französischer Sprache), an den Nachmittagen Besichtigungen und dgl. umfassen wird.

Wir möchten dem Kongreß, über den wir später berichten werden, einen guten Verlauf wünschen, daß er vor allem getragen sein möge von dem Geiste der Brüderlichkeit, dem ja die Genossenschaftsbewegung die Wohnung auf Erden bauen will und soll. Wir warten ihrer und der Erfüllung ihrer höchsten Mission heute mehr denn je, wir erhoffen für sie und uns, daß dies Zusammenkommen ihrer Vertreter aus allen Weltgegenden einen Schritt vorwärts bedeuten möge, der genossenschaftlichen Ordnung, dem wahren Bund der Völker, entgegen.

Schweizerische Frauentagung in Bern. Das Organisationskomitee des II. Schweiz. Kongresses für Fraueninteressen, der vom 2.—6. Oktober nächsthin in Bern abgehalten werden wird, gestattet sich hiemit, mit Hilfe der schweizerischen Presse die Aufmerksamkeit der ganzen schweizerischen Frauenwelt auf diese, für uns Frauen so wichtige große nationalschweizerische Frauentagung hinzulenken.

Diese Zusammenkunft ist die zweite ihrer Art. Im Jahre 1896 sind bei Anlaß der Landesausstellung in Genf die Schweizerfrauen

zum ersten Mal zusammengetreten und haben diejenigen Fragen besprochen, von denen sie annahmen, daß ihre Förderung und Lösung die Arbeit, die den Frauen unseres Landes in der Familie, in Beruf und Staat zufällt, zu einer gedeihlichen und gesegneten machen müßte. Es waren Fragen der Erziehung und der weiblichen Berufsbildung, insonderheit der Wunsch nach möglichst tüchtiger hauswirtschaftlicher Bildung der Schweizerfrau, und Fragen gesetzgeberischer Art, die damals die Frauen beschäftigten.

Seit jenen Tagen ist ein Vierteljahrhundert verstrichen; die Stellung der Frau hat sich auch in unserem Lande namentlich durch den Weltkrieg in rascher Entwicklung verändert und in den weitesten Kreisen der schweiz. Frauenwelt lebt der Wunsch nach erneuter gemeinsamer Umschau und Aussprache.

Von einem Initiativkomitee, in dem 11 große schweizerische Frauenvereine vertreten sind, ist deshalb im verflossenen Winter schon die Abhaltung eines II. Schweiz. Frauenkongresses beschlossen worden. An der Spitze dieses Komitees steht eine der treuesten Pionierinnen der Frauensache in der Schweiz, Mme Chaponnière-Chaix in Genf, die bereits im Jahre 1896 dem Organisationskomitee des I. Kongresses angehört hatte.

Dieses Jahr wird nun die Bundesstadt die Schweizerfrauen empfangen. Den Vorsitz des Organisationskomitees hat Frl. Dr. Graf in Bern übernommen und die bernische Regierung hat die licht- und sonnenerfüllten Räume der bernischen Universität dem Kongreß zur Verfügung gestellt.

Das Arbeitsprogramm umfaßt 5 Gruppen: Die Frau in 1. Haus- und Volkswirtschaft, 2. im Berufsleben, 3. in der Erziehungsarbeit, 4. in der sozialen Arbeit und 5. im öffentl. Leben.

Der Kongreß wird eröffnet Sonntag, den 2. Oktober 1921, vormittags, durch einen Festgottesdienst in einer der Hauptkirchen der Stadt Bern (Predigt: Frl. Vikarin Pfister aus Zürich), sowie durch einen Festakt Sonntag, den 2. Oktober, abends 8 Uhr im Bürgerratssaal des Kasino Bern. Schluß der Kongreßarbeit Donnerstag, den 6. Oktober mittags. Der bernische Frauenbund hat die Sorge für freundlichen Empfang und Unterbringung der Gäste auf sich genommen. Es sei darauf hingewiesen, daß eine große Anzahl von Freiquartieren zur Verfügung steht, um die man sich frühzeitig bewerben möge beim Sekretariat des Kongresses, Frau Dr. Leuch, Falkenweg 9, Bern, wo auch Programme und Auskünfte jeder Art zur Verfügung stehen. Die Kongreßkarten zu Fr. 10.— können bestellt werden bei Frau Dr. Lüdi, Gutenbergstraße 10, Bern (Postcheckeinzahlung auf III/1658), die auch freiwillige Beiträge mit bestem Dank entgegennimmt.

Büchertisch.

Fr. W. Foerster:[1]) Mein Kampf gegen das militaristische und nationalistische Deutschland. Gesichtspunkte zur deutschen Selbsterkenntnis und zum Aufbau eines neuen Deutschland. (Verlag Friede durch Recht, Stuttgart 1920). Aus dem Inhalt: Persönliches. Die Schuldfrage. Schuld und Mißgriffe während des Krieges. Wahre deutsche Weltpolitik. Neue deutsche Innenpolitik.

Der Verfasser ist den Lesern der Neuen Wege zu bekannt, als daß noch besonders betont werden müßte, daß in diesem Buch ein Beitrag zur Kriegsliteratur von ganz besonderem Wert vor uns liegt. Wurde es auch, wie der Titel ja schon sagt, vor allen Dingen für und an Deutsche geschrieben, so ist es doch ebenso ein Buch für Alle, für Angehörige der Ententevölker wie auch besonders für uns in der Schweiz. Daß es aber doch bei recht vielen Deutschen Eingang und vor allem Widerhall fände! Denn hier spricht ein Mann aus der tiefsten Liebe und im größten Ernst der Wahrheit zu seinem Volke, um es erkennen zu lassen, warum die Welt sich beinah einmütig gegen es verbündete, warum sie ihm auch jetzt noch nicht mit offenen Armen begegnet. Er deckt schonungslos und oft mit äußerster Schärfe alle Fehler auf, die, aus dem Bismarck-Treitschke'schen Geiste entsprungen, nicht nur von den regierenden Schichten, sondern auch vom gebildeten deutschen Volke selbst begangen wurden. Die Haltung Deutschlands an den Haager Konferenzen, die verfehlten „Lösungen" der vorkriegerischen Konflikte zwischen Deutschland einerseits und Frankreich, England und dem Slaventum andererseits, und vor allem die verhängnißvolle Irreführung des deutschen Volkes während des Krieges, — dies alles wird als die „besondere deutsche Schuld" dargestellt, die eingesehen werden muß und die zugestanden werden muß, damit eine Atmosphäre des Vertrauens und des Friedens entstehen kann. Der Verfasser fordert Umkehr zu einer völlig andern Politik, nicht weil Deutschland nun einmal der Besiegte ist und nicht anders kann, sondern weil es durch seine einstige Tradition, durch seine Lage in Mitteleuropa und durch seine ursprüngliche Mentalität vor allem berufen ist, einen übernationalen Geist zu pflegen, zu dem Prinzip des Selbstbestimmungsrechtes der Völker, das wir dem Westen verdanken, das „Interesse des einen für die Bestimmung des anderen" hinzuzufügen, und gemeinsam mit den anderen Völkern zu einer „Weltpolitik" heranzureifen, die „nicht das eigene Eindringen in die Welt und das Beiseitestoßen der andern ist, sondern die Organisation eines gerechten Zusammenarbeitens mit der übrigen Welt, die weitblickende Förderung fremder Interessen und dadurch deren solide Verknüpfung mit den eignen Ideen und Unternehmungen."

Das ist überhaupt das Große des Förster'schen Buches, daß es aus der schroffen und schonungslosen Kritik heraus hoffnungsvolle und fruchtbare Gedanken für den Aufbau eines neuen Deutschland sowohl wie eines wahren Europa entwickelt. Dabei ist der Föderalismus das Grundprinzip. Föderalismus zwischen den Völkern, als Grundlage eines Völkerbundes, und vor allem Föderalismus zwischen den einzelnen deutschen Stämmen. Hier ist nicht etwa an einen rückschrittlichen Partikularismus gedacht, wie er vielleicht für Manche erstrebenswert erscheinen mag, die sich nach dem „alten" Deutschland zurücksehnen, sondern an ein durchaus fortschrittliches und demokratisches Prinzip, „durchgeführt von der Werkstatt bis zum Völkerbund."

Von der Werkstatt bis zum Völkerbund. Hier berühren wir uns noch auf einem besonderen Gebiet mit dem Verfasser. In den Kapiteln über die Lösung der sozialen Frage, worin er auch wieder die Kritik mit Gedanken zum Aufbau verbindet, finden wir Ideen, wie sie in diesen Blättern schon oft vertreten worden sind. Bei allem Verstehen für die treibenden Kräfte im Bolschewismus doch natürlich eine strikte Ablehnung des sozialistischen Militarismus und ein Hin-

[1]) Die Veröffentlichung dieser Anzeige ist leider wegen Mangel an Raum sehr lange verzögert worden. Die Red.

weis auf den Weg zum Sozialismus, der in der „freien Vereinigung" im Genossenschaftswesen, „in der Organisation der Wirtschaft aus dem Geiste der Wirtschaft" liegt. Im Gegensatz zu Verstaatlichung also auch hier Föderalismus.

Es würde hier zu weit führen, alle die vielen und fruchtbaren Gedanken des reichen Buches auszubreiten. Recht stark muß betont werden: es ist wirklich auch ein Buch für Schweizer. Es enthält allgemeine Wahrheit. Was hie und da über politische Pädagogik gesagt ist, über verhängnisvolle Fehler in der Menschenbehandlung zwischen den Staaten, — wie oft muß man da beim Lesen an die Pädagogik innerhalb jedes Volkes selbst denken, an die Menschenbehandlung zwischen den Klassen; wie oft möchte man statt „Weltkrieg" „Bürgerkrieg" setzen, und wie sehr wünschte man dies Buch in die Hände derer legen zu können, die heute auf beiden Seiten die Verantwortung tragen für die immer mehr zunehmende Spannnng, die zur Entladung kommen muß, wenn nicht jene „Liebe für das Fremde", jener Geist der Verständigung, um den Foerster in seinem Volke ringt, überall zum Durchbruch kommt.

Daß er in Deutschland sich durchsetzen könne, dazu muß nun freilich nicht nur der Deutsche das Seine tun. Wenn doch darum auch bei recht vielen Angehörigen der anderen Völker dies Buch gelesen würde! Wenn doch von dort her die Bruderhand noch sichtbarer dem Volk entgegengestreckt würde, das den schweren und harten Gang der Umkehr vor allem zu gehen hat — ihn aber nicht allein gehen sollte und kann. Daß es ihm schwer fallen muß, zeigt der Verfasser in einem besonders wertvollen Abschnitt über „die beiden Deutschland", worin er die verhängnisvolle „Solidarität der idealen Elemente des Volkes und der Seele mit den materiell orientierten, gewalttätigen Elementen" schildert, die Gründe aufdeckt, warum gerade der Deutsche vor allen anderen zu einer solchen Staatsvergötterung kommen konnte und warum er sich nur langsam aus diesem ganzen Irrtum herauslösen kann. „Heraushelfen aus dieser Situation können ihm nur diejenigen, die einerseits die edlen und großen Motive erkennen, die jene Verirrung möglich machten, andererseits ihm drastisch klar zu machen wissen, wohin diese Aufopferung des Menschenrechtes und des persönlichen Gewissens zugunsten des Staats unausweichlich führen, und wie ihn das von der ganzen Welt isolieren mußte."

Darum wird es vor allem die Mission dieses Buches bei uns sein, in uns dies Verständnis und diese Fähigkeit zu wecken und sie weiterzugeben, wo wir nur können, nach beiden Seiten hin. Jeder kann, aber jeder muß auch heute in diesem Sinne „politisch mitarbeiten", nach außen wie nach innen und im Geiste der neuen Zeit, im Dienste der einen Macht, die jetzt einzig helfen kann: „Liebe allein ist jetzt politisch, alles andere versagt gegenüber der Größe der Wunden, der Stärke der Leidenschaften, der Tiefe der Entfremdung."

Dora Staudinger.

Mitteilung.

Wir müssen den Lesern der Neuen Wege von einigen äußeren Veränderungen, die mit unserer Zeitschrift vorgehen werden, Bericht geben.

Die Neuen Wege werden mit dem Ende dieses Jahrganges an den Rotapfelverlag übergehen. Es ist dies eine Wendung, von der wir überzeugt sind, daß sie der Zeitschrift nur zum Vorteil gereichen wird. Wir werden dadurch vom Geschäftlichen entlastet, es kommt in dieses eine größere Einheit und Ordnung, zugleich aber wird auch das Geistige, das die Neuen Wege vertreten, beim Rot-

apfelverlag gut aufgehoben sein. Verfolgt dieser doch die gleichen Ziele, wie wir. Es ist mit dieser Verbindung auch ein Wunsch erfüllt, dessen Verwirklichung uns bisher nicht gelingen wollte: wir besitzen am Rotapfelverlag nun ein Organ für die Verbreitung der Wahrheit, der die Neuen Wege dienen.

Mit dieser Veränderung geht eine neue Organisation der Arbeit der Zeitschrift Hand in Hand. Es hat sich als wünschenswert erwiesen, diese auf der einen Seite etwas straffer zu gestalten, auf der andern aber ihre Basis zu erweitern. Eine fünfgliedrige Redaktionskommission war ein zu schwerfälliger Apparat. Darum sollen in Zukunft die Freunde Lejeune und Ragaz die laufenden Redaktionsgeschäfte allein besorgen. Aber es soll ihnen ein weiterer Kreis zur Seite stehen, in Form einer Kommission, die an der Arbeit der Neuen Wege engern Anteil nimmt und über alle wichtigeren und prinzipielleren Fragen berät und entscheidet. Auch dieser größere Kreis soll seinerseits nur eine Vertretung eines noch weiteren sein: aller derer, die sich mit den Neuen Wegen verbunden fühlen. Ihnen gehören diese, moralisch betrachtet; sie sollen nach unserer Meinung das Werk dieser ganzen Gemeinschaft sein. Durch Vertrauensmänner, gelegentliche Zusammenkünfte und andere Mittel hoffen wir mit der Lesergemeinde in immer engere Verbindung zu kommen. Vielleicht mag diese eines Tages auch die Form einer Genossenschaft annehmen, was der Uebergang in den Rotapfelverlag nicht hindern würde; vorläufig aber wird eine lebendige geistige Gemeinschaft, eine Gemeinschaft des Wahrheitsuchens und der Arbeit und des Kampfes für die Wahrheit das Ziel unseres Strebens sein müssen.

Diese Veränderung der Organisation hat zur Folge, daß die Freunde Matthieu, Straub und Stückelberger aus der Redaktion ausscheiden. Die beiden letzteren werden in der weitern Kommission mitarbeiten. Wir möchten aber nicht versäumen, allen dreien für das, was sie in der bisherigen Arbeit für die Neuen Wege geleistet haben, aufs wärmste zu danken, besonders den Freunden Matthieu und Stückelberger. Diese haben durch viele Jahre — und was für Jahre! — mit dem dritten Redaktor zusammen die Last der Neuen Wege aufs treueste getragen und ihren Kampf aufs tapferste gestritten. Die Arbeit, die sie für die gemeinsame Sache geleistet, haben die Leser zum Teil selbst schätzen können, zum Teil freilich ist sie in der Stille getan worden. Wir hoffen, daß sie, ohne direkt an der Redaktion beteiligt zu sein, doch das Werk auch künftig als ihr eigenes betrachten und durch ihre Beiträge unsern Heften erhöhten Wert verleihen werden. Es ist in dieser Arbeit Raum für allerlei Gaben und auch eine gewisse Verschiedenheit der Ansichten innerhalb der gleichen Grundrichtung des Denkens kann ihr nur zum Vorteil gereichen. Der Geist der Freiheit und Brüderlichkeit soll darin herrschen.

Wir hoffen, daß auch diese neue Organisation unserer Arbeit dazu beitragen werde, den Neuen Wegen wieder zu einem vollen Leben zu verhelfen. Es sei ausdrücklich bemerkt, daß der Uebergang in den Rotapfelverlag die Aufgabe, unsere Zeitschrift durch die heutige Krise zu bringen, nicht erledigt ist, im Gegenteil: sie sollte gerade den Anlaß zu neuer Anstrengung bieten. Es läßt sich aus den Neuen Wegen viel mehr machen, als gegenwärtig möglich ist, wenn uns wieder mehr geistige und materielle Mittel zur Verfügung stehen. Die Arbeit an der Ausbreitung ihres Leserkreises darf nicht stille stehen. Wir dürfen aber wohl auch die Erwartung hegen, daß die neuen Aufgaben, die sich heute vor uns auftun, unserer Zeitschrift frisches Leben und Interesse verleihen werden, wie wir sie anderseits gerade um dieser neuen Aufgaben willen nicht entbehren können.

Die Redaktion: R. Lejeune und L. Ragaz.

Für den Rotapfelverlag: Emil Roniger, Rheinfelden.

Die Kommission:

Alfred Bietenholz-Gerhard, Fürsorgebeamter, Basel;
Josephine Helbling, Sek.-Lehrerin, Luzern;
Dr. Hugo Kramer, Redaktor, Zürich;
Marie Lanz, Sek.-Lehrerin, Bern;
Paul Martig, Pfarrer, Chur;
Anny Peter, Sek.-Lehrerin, Schönenwerd;
Dorothea Staudinger, Zürich;
Karl Straub, Zürich-Leimbach;
Lukas Stückelberger, Pfarrer, Winterthur.

Redaktionelle Bemerkung.

Wir haben uns wieder einmal etwas erlaubt, was wir früher hin und wieder getan, nämlich zwei Hefte in eins zusammenzuziehen. Es schien uns wichtig, gewisse Beiträge diesmal bringen zu können. Dafür werden wir dann darnach trachten, das Septemberheft früher herauszubringen und werden ihm allfällig auch einen etwas größeren Umfang verleihen dürfen. Wir hoffen, daß unsere Leser diese Anordnung nicht mißbilligen werden.

Druckfehler. In dem Aufsatze „Streiflicht auf die religiös-soziale Bewegung Deutschlands" im Juniheft der „Neuen Wege" stehen einige Druckfehler. Auf Seite 232, Zeile 10 von oben muß es heißen: „Das Reich Gottes, die Verwirklichung höchster Werte" (nicht Worte), Seite 233, Zeile 23 von oben, „um ihre Entbindung zu gesteigertster (nicht gesteigerter) Wirksamkeit", Seite 234, Zeile 15 von oben, „Diese lebendigen Impulse aber gerade suchen wir, (nicht lebenden)," Seite 234, Zeile 17 von oben, „das ist auf die Weltgestaltung gesehen eine Wahrheit (nicht nur Wahrheit)."

Redaktion: **R. Lejeune**, Pfarrer in Arbon; **L. Ragaz**, in Zürich. — Druck und Expedition **R. G. Zbinden & Co.** in Basel.

Leitsprüche.

Es ist umsonst, daß du dem Armen sagst: „Es ist ein Gott", und dem Waislein: „Du hast einen Vater im Himmel"; mit Bildern und Worten lehrt kein Mensch den Andern Gott kennen. Aber wenn du dem Armen hilfst, daß er wie ein Mensch leben kann, so zeigst du ihm Gott; und wenn du das Waislein erziehst, wie wenn es einen Vater hätte, so lehrst du es den Vater im Himmel kennen, der dein Herz also gebildet, daß du es erziehen mußtest. Pestalozzi.

*

Es gibt nur einen Gottesdienst auf Erden, den, den Kindern Gottes zu dienen. Lagarde.

Bildungsziele.

Mehr und mehr bricht sich die Erkenntnis Bahn, daß mit der Ausbildung einzelner Seelenkräfte dem lebendigen, wirklichen Menschen nicht gedient sein kann, wenn darüber andere verkümmern und insbesondere das Ganze der Seele, deren innerlich aufbauendes und bildendes Prinzip, in Verwahrlosung gerät. Ob nun Verstand, ob Gedächtnis, Phantasie oder Wille zu einseitiger Entwicklung gebracht werde, der Mensch als solcher bleibt Stückwerk, solange er jene Kräfte nicht planmäßig beherrscht, zusammenfaßt und im Dienst seiner höchsten sittlichen, kulturellen und metaphysischen Bestimmung verwendet.

Die Erfahrungen der Kriegsjahre haben dies mit voller Deutlichkeit bewiesen. Wenn man heute bloß von einem wirtschaftlichen

Zusammenbruch der Intellektuellen redet, so ist das oberflächlich; vorausgegangen ist ihm ein intellektueller Zusammenbruch selber. Wir haben mit Schaudern wahrgenommen, daß die Gelehrten und Gebildeten sämtlicher kriegführenden Kulturnationen, die zu den Hütern der idealsten Güter Berufenen, im entscheidenden Augenblicke sich in den Dienst des Machtgedankens und eines ungezügelten Völkerhasses gestellt haben. Ich will zwar nicht behaupten, daß der Gang der Ereignisse durch sie in wesentlicher Weise mitbestimmt wurde; jedenfalls aber haben sie mit spärlichen Ausnahmen nichts unternommen, wodurch das Verderben einer Welt hätte abgewendet werden können, was imstande gewesen wäre, den Krieg abzukürzen und zu mildern.

Zweierlei ist hier klar zutage getreten. Fürs erste der erschreckende Mangel an humanen Empfindungen, der in den Aeußerungen der Intellektuellen sichtbar wurde, sodann ihre im Tiefsten verantwortungslose Haltung. Humanität ist der zentrale Gedanke der Aufklärung gewesen, also eben jener Bewegung, die in den vergangenen Jahrhunderten den Sieg und die Herrschaft der Vernunft bis zur Einseitigkeit gefördert hat. Es war der Gedanke, der mehr und mehr die Stelle der in den Hintergrund gedrängten dogmatischen Religionen einnahm; der die großen Denker und Künstler von Spinoza und Leibniz bis Schiller und Goethe zu dem Besten ihrer Leistungen begeisterte. Alle diese Erzieher und Führer der Menschheit sind darin einig gewesen, daß vom Intellekt keine Klarheit, also auch keine wahre Aufklärung ausgehen kann, insofern er nicht von idealer Gesinnung erfüllt und gelenkt wird. Schon Platon hatte erkannt, daß jede höhere Erkenntnis einem Liebesaffekt entspringt; und so war es auch die erhabene Idee der Aufklärung, daß man die Menschen lieben muß, um sie zu voller geistiger Entfaltung zu bringen. Wo es daran mangelt, ist alle Arbeit am Intellekt für das Heil der gesamten Persönlichkeit ohne Erfolg, ja geradezu von Nachteil. Der Begriff der Bildung bedeutet dann auch für diejenigen, die ihn im echten und ursprünglichen Sinne anwenden, etwas ganz andres als bloße Schulung des Verstandes. Gerade der einfache Mensch verbindet damit einen weit höheren Sinn. Mir ist dies niemals so deutlich zum Bewußtsein gekommen wie auf einer Eisenbahnfahrt, als ein Halbtrunkener grundlos einen mitreisenden Knaben beschimpfte und ein den unteren Volksschichten angehöriger Soldat sich des Geschmähten annahm und seinem Beleidiger mangelnde Bildung vorwarf; es ist doch offenbar, daß er hierunter nicht allzu geringe Belesenheit oder überhaupt Schulweisheit verstand, sondern Mangel an Haltung, Takt, an Beherrschung der Empfindungen und ihrer Ausdrucksform. Der Volksinstinkt urteilt hier elementarer, unmittelbarer, unbeirrter als der Durchschnitt der „Gebildeten"; jener nämlich geht auf die allgemeine Gesamtwirkung, die vom Menschen ausgeht, während dieser alle

möglichen Standesvorurteile und Einseitigkeiten dazwischenschiebt. Unzweifelhaft indessen ist Bildung ein ethischer, ja sogar religiöser Begriff, der moralische, aesthetische und intellektuelle Motive in sich vereinigt; es ist Seelenplastik, Form der Seele, ja deren formgebende Kraft selber; bilden kann allein derjenige, der eben Bildner ist, der jene Kraft in sich und andern wecken kann. So haben es schon die Griechen verstanden; so üben es seit dem grauen Altertum noch heute die Chinesen; so haben es die Religiösen und Weltweisen aller Völker und Zeiten gewußt. Was den Amerikanern, bei allen sonstigen Schwächen ihres Systems, einen Vorsprung vor Europa gibt, ist die richtige Erkenntnis und Realisierung dieser Notwendigkeit; auf dem Kontinent wiederum erscheint das politische Uebergewicht der Engländer im Verhältnis zu den übrigen Völkerschaften auf dem gleichen Umstand begründet. In Deutschland neigte man zu einer einseitigen Schätzung der intellektuellen Erziehung und die schädlichen Wirkungen dieses Systems sind nicht ausgeblieben. Sie mußten zu einer Gleichgewichtslosigkeit des inneren Menschen führen, die in entscheidenden Augenblicken erschreckend zutage tritt. Dazu kommt noch, daß die außerordentliche Veranlagung des Deutschen, zumal des Norddeutschen, zur Abstraktion und verstandesmäßigen Betrachtung umso gebieterischer eine Ergänzung nach entgegengesetzter Richtung erheischt. Letzten Endes gilt das freilich vom ganzen Abendlande; auch die Westvölker — wenngleich, wie gesagt, einheitlicher geprägt — sind vorwiegend nach dem Verstande orientiert. Sonst hätte der europäische Krieg nicht so grausame Formen annehmen können, er wäre wohl überhaupt kaum zum Ausbruche gelangt. Was war er denn anders als die furchtbarste Objektivierung einer einseitigen und deshalb mit Notwendigkeit entartenden Intellektualität? Es ist oberflächlich und bedeutet noch immer eine Ueberschätzung, wenn man in ihm eine Entfesselung und Entladung zügelloser Masseninstinkte erblickt. Die Haßaffekte, die er zweifellos in Erscheinung treten, ja in erschreckendem Maße überwuchern ließ, sind sekundärer Natur gewesen. Sie hätten sich nach organischen Gesetzen der Psyche schneller verbrauchen müssen; aber das kalte, berechnende System des Verstandes, das die Weltzerstörung organisierte und leitete, sorgte dafür, daß sie gründlich, ohne Schonung und Einschränkung, bis zum letzten Reste vollzogen wurde. Noch niemals ist ein Krieg so ganz Ergebnis des Kalkuls und der Organisation gewesen, so ganz versachlicht worden wie dieser. Das erdrückende Uebergewicht, das Maschine, Technik, Industrie in ihm über alles Persönliche gewannen, diese unerbittliche Wucht des wertindifferenten Objekts gaben ihm — dem trügerischen Schein der romantischen und der heroischen Geste zum Trotze — vom Anfang bis zum Ende sein Gepräge. Nichts — auch die schwersten Frevel und Laster nicht ausgenommen — entmenscht den Menschen so sehr wie die Tatsache, zum Objekt neutralisiert, ein Bestandteil des Mechanismus zu wer-

den, der ihm zu dienen bestimmt war. Auch der Haß wirkte im Vergleich damit erlösend. Kein Begriff ist so entsiegelnd für diesen Krieg wie der des Menschenmaterials, der hemmungsloseste Anwendung gefunden hat. Was Material genannt wird, erscheint ja so vollkommen entpersönlicht, es besitzt keinen eigenen Wert und Zweck, es ist Mittel und Werkzeug geworden. Vor allem ist es eine berechenbare Größe, es muß in Ziffer und Zahl gestellt werden, um seinen Sinn zu erfüllen. Material ist immer ein solches für den Verstand, es ist ein Nutzungswert, der von ihm fixiert und verwendet wird. Es ist undenkbar, daß das Tier, so brutal seine Instinkte sein mögen, mit gleicher Bestialität zu Werke gehe als der Mensch, weil allein er die Bestialität mit Hilfe seines Intellektes in Methode und System bringt. Je höher nun die Seelenkräfte ausgebildet sind, in umso höherem Maße können sie sich dem Guten wie dem Bösen zur Verfügung stellen. Ist eine derselben einseitig und auf Kosten der andern entwickelt worden, dann ist in der Regel zu befürchten, daß weil mit ihr das seelische Gleichgewicht gestört ist, ein Mißbrauch getrieben werde. So erklärt es sich, daß das Zeitalter der raffiniertesten Verstandestechnik zugleich dasjenige gewesen ist, das sich ihrer zu den niederträchtigsten Zwecken bedient hat.

Diese Haltung weist auf etwas noch Tieferes hin. Nicht bloß daß der Verstand der edleren Empfindungen sich entäußert hat, als deren Organ er Wertvolles hervorzubringen imstande ist, und den Instinkten des Hasses und der Zerstörung nachgab, er hat noch tiefer darin gefrevelt, daß er überhaupt keine Verantwortung an den Tag legte. Der extreme Intellektualismus ist stets verantwortungslos. Ihm wird sein Inhalt von der Gunst des Tages, von den Bedürfnissen des Augenblicks zugeschoben. Er kann sich für und gegen alles entscheiden, weil er in Wahrheit überhaupt keiner Entscheidung mächtig ist, sondern einfach den Forderungen entgegenkommt, die von außen an ihn gerichtet werden. Er war dem Hasse willfährig, weil der Haß ihm von der Macht der Verhältnisse auferlegt wurde, weil der Haß gleichsam das Stichwort eines vom Weltkrieg heimgesuchten Zeitalters war. Das eigentliche Merkzeichen des modernen Intellektes ist sein mangelnder Sinn für die Realität überhaupt gewesen. Er mußte sich deswegen an ihrem Stoffe gänzlich vergreifen. Daraus ist es zu verstehn, daß das Viele, was eben in geistigen Kreisen über den Krieg gesprochen und geschrieben wurde, abgesehen davon, daß es die Ideale echter Menschlichkeit verleugnete, völlige Desorientierung den Tatsachen gegenüber vertrat. Dergestalt entstand jene Ideologie und Phraseologie der Kriegsliteratur, die die Schrecknisse des Krieges überbot, weil ihr das Elementare und Schicksalsschwere desselben abging. Sie war ein Phänomen der Anpassung an die Zeitverhältnisse; aber einer ganz oberflächlichen Anpassung, die die menschliche Substanz unberührt ließ. Sie sprach von einer großen Zeit, ohne zu bedenken, daß Größe allein

von innen kommt und der Zeit vom Menschen, nicht aber umgekehrt dem Menschen von der Zeit gespendet werden muß. Außerdem handelt es sich nicht darum, etwas vermeintlich Großes, sondern das Wesentliche und Notwendige zu tun; denn die Dimensionen einer Handlung zu beurteilen, ziemt nicht dem, der sie ausführt; dazu ist erst imstande, wer vor ihr als einer vollendeten Tatsache steht. Es ist wiederum der Intellekt, der hier den Ereignissen vorgreift und zu einem Zwecke verwandelt, was höchstens eine Wirkung sein könnte. So wichtig es ist, alles Erlebte mit Bewußtsein und das heißt ja, mit Verantwortung zu durchdringen, so schrecklich ist es, in schwere und furchtbare Begebenheiten berechnende Absichtlichkeit und Effektsucht hineinzulegen.

Die Unmittelbarkeit darf dort am wenigsten durch den Verstand verkümmert werden, wo die Wucht und Schwere der Schicksale die Menschenseele ungeteilt und ganz zu innersten Entscheidungen nötigt. Was würde man zu einem Menschen sagen, der im Anblick eines brennenden Hauses, anstatt zu löschen und zu retten, die Erhabenheit des Schauspieles priese? Oder zu einem, der anläßlich des Todes ihm Nahestehender ausriefe: Wie tragisch sind die Linien meines Schicksals! Man würde sie mit Verachtung und Abscheu strafen und völlig von der Unechtheit des Empfindens, seiner Verfälschung durch einen vorwitzigen, ehrfurchtslosen Verstand überzeugt sein. Ist dies aber nicht der Fall der meisten Intellektuellen während des Weltkrieges gewesen? Bloß daß hier nicht *ein* Haus, sondern das Gebäude der Kulturmenschheit in Flammen stand; und der Würgeengel die Erstgeburt Europas und mehr als sie mit seinem Schwerte vertilgte.

Es ist sonach weniger die Verschuldung des Intellekts gewesen, daß er sich dem Hasse verschrieb, als daß er Leichtfertigkeit und Verantwortungslosigkeit an den Tag legte. Er war leichtfertig im wörtlichen Sinne; *leicht* mit einer Wirklichkeit *fertig*, deren Stoff spröder und zugleich blutiger war als jemals zuvor. Einseitiger Intellektualismus wird stets zu dieser Haltung führen. Der Verstand, sich selbst überlassen und zu höchster Verfeinerung gebracht, artet in geschickte Begriffstechnik aus; er wird raffiniert und zugleich steril; er beginnt mit allen Dingen zu spielen und kennt alsbald keinerlei Schwierigkeiten des Stofflichen mehr. So vergißt er, daß hinter Begriffen Probleme, hinter den Problemen Aufgaben stehn. Er vergißt, daß er nicht um seiner selbst willen da ist, sondern in höchster Bedeutung *praktische* Zwecke zu fördern hat; daß er nicht der Inhalt, sondern lediglich ein Werkzeug des Lebens ist. Gemeiniglich verbindet er sich dann einem ebenso reibungslosen und schmiegsamen Aesthetizismus. Die Idole der „großen Zeit", der „heroischen Generation", des „heiligen Krieges" sind denn auch ebenso durchsichtige *aesthetisierende* Phantome und Geberden. Die Haltung des Aesthetizismus ist ja aufs nächste der

des Intellektualismus verwandt. Beiden ist gemeinsam, daß sie sich nicht in ihren Gegenstand zu innerst einsenken, sondern von ihm Distanz nehmen und festhalten. Er ist ihnen Objekt, an dem sie die Künste des Witzes, des Scharfsinnes, der Kombination, des Stiles und Geschmackes spielen lassen. Spielen lassen! Denn dies ist die zersetzende Wirkung in beiden, daß sie, des Ernstes unfähig, sich ihrer Fähigkeiten zu nichts anderem als zum Spiele bedienen. Eine einseitig intellektuelle und aesthetische Bildung des Menschen muß ihn notwendig zur Verantwortungslosigkeit verleiten. Denn sie hängt alle soliden Inhalte der Sache aus und läßt ihr nichts als die Möglichkeit, in leere Formen sich zu verlieren.

Verstand und Einbildungskraft, Begreifen und Anschauen erhalten erst vom Ethischen her ihre feste Grundlegung. Dies ist der wichtige Kern des modernen Aktivismus. Bloß darf die ethische Erziehung wiederum nicht als einseitige Dressur des Willens aufgefaßt werden. Dem modernen Menschen mangelt es gar nicht an willensmäßigen Energien, ohne die der Weltkrieg nicht so lange hätte geführt werden können. Aber es mangeln die Kräfte klarer Zielsetzung und deswegen auch der Richtung. Dieser Mangel erklärt sich wiederum aus dem geringen Sinn für die Wirklichkeit. Das erschreckendste Phänomen, das uns die Kriegsjahre enthüllt haben, ist ja das Unverständnis dessen gewesen, was in der Welt eigentlich vorging, die Unberührtheit von den furchtbaren Leiden der kämpfenden Menschheit, das Fehlgreifen in den Instinkten in Bezug auf alles, was im wahren Sinne der Krieg gewesen ist. Es hat sich insbesondere in der völligen seelischen Trennung des Hinterlandes von der Front geäußert, die weit über die räumliche hinausging und besonders in tiefer gestimmten Naturen zu schweren Erschütterungen und Entfremdungen führte. Hier handelt es sich um etwas noch Wesentlicheres als um ein ethisches Manko: nämlich um ein Versagen des religiösen Empfindens. Denn wie immer man Religiosität definiere, es ist sicher, daß sie von nichts weiter entfernt ist als von allem, was Spiel, Phantom, Idol und Illusion heißt: daß sie sich zunächst und unmittelbar in einer gesteigerten Kraft des Mitlebens kundgibt.

Einsatz, Verantwortung, Wachsamkeit sind ja lediglich wechselnde Bezeichnungen für eines und dasselbe: für ein einheitliches, aktives, dem Wesentlichen zugewendetes Leben, das der inneren und äußeren Wirklichkeit unablässig die höchsten Kräfte der Aufnahme und Mitteilung zur Verfügung stellt. Wie muß indessen einem Geschlechte das Organ für das Wesentliche, das, worauf es zuerst ankommt, verkümmert sein, wenn es unter dem Eindrucke des furchtbarsten aller Weltereignisse in dieses klügelnd, intellektualisierend, stilisierend und historisierend alle ordentlichen Deutungen hineinlegte und bloß eine außeracht ließ, diejenige, die einem unbeirrten Gemüt zuerst und unmittelbar sich aufdrängen mußte: daß der Krieg

organisierte Tötung der Menschen durch den Mitmenschen ist. Es wäre verfehlt, heute Anklagen und Beschuldigungen zu häufen; es ist aber unerläßlich, sich die schwersten Verirrungen der Menschheit ins Bewußtsein zu erheben, um hilfreich einzugreifen. Religiosität des Lebens, Erfüllung der Wirklichkeit und ihrer Aufgaben ist das erste, was gefordert werden muß, weil es der Quell alles Wahren, Schönen und Guten ist. Aus ihm gehn erst echte Gedanken, echte Kunstwerke, echte Kulturschöpfungen hervor. Mit dem Irrwahn, daß Realität und Ideal in einem Verhältnis gegenseitiger Ausschließung stehen, muß endgültig aufgeräumt werden. Es ist der Ausdruck jener Verantwortungslosigkeit, die unsrer Kultur und Gesittung zum Verhängnis wurde. Ideale, mit denen sich nicht die Ueberzeugung verbindet, daß sie verwirklicht werden müssen, verdienen ihren Namen nicht mehr; es sind Idole, von denen keine heilbringenden Kräfte ausgehn. Im Reich des Geistes kann es keine doppelte Buchführung geben, keine Teilung zwischen Idee und Alltag, Theorie und Praxis. Wie die Realität verroht, wenn sie nicht vom Ideal beherrscht wird, so verflüchtigt sich das Ideal zu einem Dunstgebilde, wenn es nicht in die Realität eindringt. Der „weltfremde Idealist" ist eine Konstruktion, die am wenigsten in unsre Zeit hineingehört. Denn die Welt ist zerstört und muß vom Grunde wieder aufgebaut werden; wie könnte sie jedoch derjenige aufbauen, der in ihr ein Fremdling ist?

Voraussetzung wahrer Kultur und Menschlichkeit ist also die Durchdringung von Ideal und Realität. Diese ist allein aus der ungeteilten Natur des Menschen möglich. Sämtliche Anlagen müssen zur Ausbildung gebracht werden. Ich wiederhole, daß eine Entwicklung des Intellektes, mit der die des Gemüts und Charakters nicht gleichen Schritt hält, dem Individuum eher zum Schaden als zum Gewinn gereicht. Es ist notwendig, ganz anders als bisher die Mittel zu entdecken, durch die dieser harmonische Ausgleich der Seelenkräfte selber ermöglicht wird. Von innen heraus erscheint er mir unvollziehbar, da wir im Seelischen nicht über Macht und Gewicht verfügen, um die Verhältnisse der Grundelemente gegen einander abzuschätzen. Auch wäre ein derartiges Verfahren viel zu mathematisch und mechanisch, es würde zu keinem haltbaren Ergebnis führen. Es müssen außerseelische Mächte sein, die, indem sie die Totalität der Menschenseele in Bewegung versetzen, von selber eine gleichmäßige Entfaltung ihrer Elemente erzeugen. Diese Wirkung stellt sich jedesmal ein, wenn uns irgend etwas in der Tiefe unsres Wesens ergreift, etwas, das für uns Entscheidungen in sich trägt. Vor allem erinnere ich an den jedermann vertrauten Zustand angespannten Wachens; da gibt es keinen Seelenteil, der nicht von der allgemeinen Schwingung ergriffen würde, keinen, der sich nicht im notwendigen Augenblick zur Verfügung stellte. Wer wirklich wacht, der wacht nicht mit dem Verstande, dem Willen, dem Gefühl,

der Einbildungskraft allein, sondern mit seiner ganzen Seele und diese einzelnen Kräfte treten dort in Funktion, wo sie gerade unentbehrlich sind. Es kommt also darauf an, dies menschliche Gemüt in einen Zustand fortwährender Wachsamkeit zu versetzen; und das ist ja die höchste religiöse und ethische Forderung, die Jesus und alle Religiösen erhoben haben. Wie ist dies in der Breite des Lebens durchführbar? Ich will mich heute hierüber ganz kurz fassen, lediglich die allgemeine Wegrichtung andeutend. Von zwei Seiten denke ich mir diesen sammelnden und gestaltenden Einfluß auf die Seele ausgeübt: von unten und von oben her, von der Materie aus und vom Geiste. Die disziplinierende Bedeutung körperlicher Arbeit hat niemand in unsrer Zeit so richtig erkannt wie Tolstoi. Sie bezähmt wirksam die ausschweifende Willkür der Seele, indem sie dieselbe nötigt, sich der strengen Gesetzmäßigkeit der Materie zu unterwerfen. Zugleich zeigt sie, daß durch diese Unterwerfung allein geistige Freiheit möglich ist, die ja jeder planmäßig betriebenen manuellen Tätigkeit Sinn und Richtung gibt. Der gute Architekt sollte sich mit der Natur des Ziegels vertraut gemacht haben, bevor er daran geht, Häuser zu bauen. Dann erst ist er ein Architekt auch im höchsten Sinn des Gedankens, ein wahrer „Freimaurer" nach der ursprünglichen Idee, die diesem Bunde zugrunde lag. Ernste körperliche Arbeit, von jedem Nebensinn des Spiels und Sportes geläutert, gibt dem heranwachsenden Menschen ein gediegenes Fundament jener Innenarchitektur, die die Bildung der Persönlichkeit bewerkstelligt. Die Ordnung und Gesetzlichkeit der materiellen Welt ist die beste Schule der Verantwortung, die die Menschenseele auf sich nimmt, indem sie sich in die geistige Späre der eigentlichen Kulturwerte, die Sphäre der Religion, der Kunst, der Forschung begibt. Mangelt ihr diese Zucht, dann schweift sie gerade im Geistigen aus und verfälscht seine hohe Bedeutung. Dann wird ihre Religion zu einer Ekstase des Gefühls, Kunst zu einem Spiel der Stimmungen, Philosophie zu einem Gehirnrausch, die ganze Kultur zu einem Götzendienst. Jener wüste Dilettantismus ist die Endfolge, der das Unterste zu oberst kehrt, alle Ordnungen und Regionen in Verwirrung stürzt, den Affekt mit der Erleuchtung, das Geschlechtliche mit dem Spirituellen, das Spirituelle mit dem Geschlechtlichen verwechselt und schließlich, wie wir es erfahren haben, den Weltkrieg als eine packende Tragödie, eine Heldenepopöe oder gar als spannendes Kinodrama erlebt. Es kommt also darauf an, die Seele, bevor man sie mit Geistesinhalten übersättigt, für den Geist überhaupt reif zu machen. Es kommt darauf an, ihr die Macht über ihre verschiedenen Kräfte und damit zugleich die wahre Freiheit zu geben. Dann kann man sicher sein, daß sie jene nicht mehr eigenwillig und anarchisch anwendet, sondern dem Göttlichen zur Verfügung stellt: denn bei wahrer Freiheit ist ein Mißbrauch derselben unmöglich.

Dr. Oskar Ewald.

Der Nussbaum.[1]

1.

Zu Frauenfeld im Thurgau, unter dem weitschattenden Nußbaum vor dem einfachen Bürgerhaus am Rande des Landstädtchens, ist die erste „Volkshochschule" der Schweiz erwachsen. Dort lebt und schafft sie, in Haus und Garten, in der Laube unter den Aesten des Nußbaums und dann draußen auf dem Acker im Felde. Wer sie da einmal gesehen, der weiß freilich wieder, wie wenig der Name „Volkshochschule" für die Sache, die er bezeichnet, paßt. Wer einen besseren findet, erwirbt sich ein Verdienst. Aber Name hin Name her, die Sache ist jedenfalls vom Wichtigsten, was jetzt als Weg und Aufgabe vor uns liegt. Ganz ungenügend verstünde ihren Sinn, wer da meinte, die Volkshochschule bedeute bloß eine neue Einrichtung neben den vorhandenen pädagogischen Institutionen aller Art, etwas wie ein neues Erkerchen im Heimatschutzstil an dem Fabrikgebäude unseres ganzen Bildungssystems; sie ist vielmehr die Zerstörung dieses Gebäudes, das Nein zu unserer ganzen Schule von der Volksschule bis zur Hochschule und das Prinzip einer völlig anders orientierten Bildung, einer Bildung nämlich, die von einer neuen geistigen Orientierung aus, besonders an die Arbeit und das Gemeinschaftsleben des Menschen anknüpfend, das Leben selbst beseelen und so eine einheitliche wirkliche Volkskultur schaffen will. In diesem Sinne ist sie etwas durchaus Revolutionäres, nicht ein kleiner Anhang, sondern ein neues Ganzes. Aber sie ist ein Prinzip, nicht eine feste Form; eine neue Orientierung, nicht ein System; ein Weg, nicht eine Einrichtung; darum ist sie der allermannigfachsten Gestaltung fähig und ist weder an bestimmte Formen gebunden, noch wird sie durch solche unbedingt verhindert.

Jedenfalls haben wir in diesem Prinzip nicht bloß *eine*, sondern *die* Schulreform, vielmehr die Schulrevolution; denn es handelt sich tatsächlich um eine völlige Umwälzung. Es ist die „pädagogische Revolution", die man sich eben nicht gewaltsam und plötzlich vorstellen muß, die vielleicht bloß durch stillen Aufbau umstürzt.

---

[1]) Fritz Wartenweiler-Hafter: „Von der dänischen Volkshochschule, Ein Erlebnis." „Aus der Werdezeit der dänischen Volkshochschule." „Blätter vom ‚Nußbaum'." Alle 1921 im Rotapfel-Verlag, Erlenbach-Zürich erschienen. Dazu die ältere Schrift desselben Verfassers: „Ein nordischer Volkserzieher." Die Entwicklung N. F. Grundtvigs zum Vater der Volkshochschule (Bern, F. Wyß).

Zur weiteren Orientierung über die dänische Volkshochschule sei auch das ausgezeichnete Buch von Hollmann: „Die Volkshochschule und die geistigen Grundlagen der Demokratie" (Berlin, Parey 1910) erwähnt.

2.

Diese Bewegung mußte auch in der Schweiz kommen. Und da ist uns nun Fritz Wartenweiler eine rechte Gottesgabe zur rechten Stunde. Ohne ihn hätten wir höchst wahrscheinlich wieder bloß nachgemacht, was uns jenseits des Rheins vorgemacht wurde. Es wäre aus der Volkshochschul-Bewegung etwa das geworden, was man in Zürich, Basel und Bern im Anschluß an die Universität oder in deren Nachahmung daraus gemacht hat, das heißt: wir hätten wirklich bloß einen Anbau zum bisherigen, ohnehin schon unförmlich angeschwollenen Bildungshaus bekommen und dies nicht einmal in wirklich neuem Stil. Man hätte die Aufgabe darin erblickt, „Bildung" über das „Volk" auszugießen um damit sowohl die Bildung als das Volk nur flacher zu machen. Einzelne begnadete Lehrer, die die Sache in besserem Stil erfassen, hätten das ganze System schwerlich verändert. Da ist nun Fritz Wartenweiler gekommen und hat uns zum Quellort des Volkshochschulgedankens geführt — zur frischen, lautern Quelle in der Höhe. Er hat das schon vor vielen Jahren getan, bevor bei uns ein Mensch von der Volkshochschule redete. Denn er hat uns das erste deutsche Buch über den Mann und die Bewegung geschenkt, von denen die Volkshochschule ursprünglich ausgegangen ist: über den Dänen Grundtvig, den Seher im Norden. So standen wir vor der bedeutsamen Tatsache, daß die größte Revolution in der Erziehung seit Pestalozzi von einem prophetischen religiösen Mann und der durch ihn entfachten Erweckung ausgegangen ist. Das wäre uns freilich weniger auffallend, wenn wir mehr bedächten, daß auch Pestalozzi ursprünglich kein pädagogischer Methodiker und Heiliger der „Schulmeister" gewesen ist, sondern daß ihn „des Volkes jammerte", daß auch eine religiöse Erweckung, nämlich der in ihm erwachte Geist der Christusliebe, und daneben die politische und soziale Not, ihn in die Erziehung hineintrieb, wobei dann allerdings von gewissen geistigen Zeitströmungen, wie Rousseau eine war, auch ein starker Anstoß dazu kam. Pestalozzi und Grundtvig, die ja bis zu einem gewissen Grade Zeitgenossen waren, können sich wohl die Hand reichen. Dem Schreibenden wenigstens ist es so gegangen, daß zu einer Zeit, wo ihm Pestalozzis Bild neu aufstieg, weil er einsah, daß all unsre Not, besonders die soziale, auf eine neue Erziehung hindränge, und in ihm der Wunsch erwachte, sein Leben und Wirken mehr in diesem Sinne zu orientieren, Grundtvig ihm ein Führer auf dem Weg wurde, der heute die Fortsetzung des von Pestalozzi selbst betretenen ist.

Doch zurück zu Wartenweiler. Er führte uns, nachdem wir bei Grundtvig in die tiefe Quelle der neuen Bildungsrevolution geschaut, zu einer andern bedeutsamen Gestalt; er zeigte uns, wie nicht ein akademisch geschulter Pädagoge oder so etwas diese Quelle in das Volk hineinleitete, sondern ein — Schuhmacher, Buchbinder, Bauern-

knecht, der sich zufällig oder vielmehr durch Gottes Fügung in das erstarrte Schulwesen Dänemarks verirrt hatte, und wie nun das neue Wesen in ganz neuer Form, nämlich nicht wieder als Schule, sondern als Zusammenleben junger Menschen mit andern jungen Menschen, ihren Kameraden und Helfern, urwüchsig aus der Bauernerde erstand. Auch die Gestalt von Christen Mikkelsen Kold[1]) müssen wir uns immer wieder vor die Augen stellen, wenn wir uns das Prinzip der Volkshochschule klar halten und es vor der Entartung in das alte System hinein bewahren wollen.

Und endlich hat uns Wartenweiler gezeigt, wie der an dieses Erdreich gepflanzte und von dieser Quelle benetzte Baum heranwuchs, ein ganzes Volk überschattete ihm die Frucht eines neuen geistigen Lebens und damit auch politischer und wirtschaftlicher Erhebung spendet. Denn die Volkshochschule hat Dänemarks Volk, besonders das Bauernvolk, aber von ihm aus auch das übrige verwandelt, und es in die Vorhut der Völker gestellt.

Das alles hat uns Wartenweiler vermittelt und uns damit eine große Hilfe geleistet. Das Allerbeste ist freilich, daß er in seiner Person, in seiner Schlichtheit, seinem urwüchsigen, durch und durch klaren, gediegenen, ehrlichen, realistischen Wesen, das sich mit dem höchsten Idealismus verbindet, Art und Sinn verkörpert, die eine schweizerische Bewegung dieser Art haben muß und in den „Blättern vom Nußbaum" kann man ja auch lesen, wie der schweizerische Baum wächst.

3.

So ist uns unser eigener Weg, der rechte, der wahrhaft neue Weg, gezeigt worden.

Aber da erhebt sich nun ein Einwand. Taugt es uns, daß wir in der Schweiz einfach Dänemark, und dazu noch das Dänemark der vierziger und fünfziger Jahre, nachahmen? Sollten wir nicht, wie einst mit Pestalozzi, einen schweizerischen Weg haben, und einen Weg, der der neuen Zeit entspräche?

Wir antworten: Selbstverständlich kann es sich nicht um Nachahmung handeln, sondern bloß um Vorbild, Anregung, Anstoß, Bewahrung vor Falschem. Es ist aber Zweierlei hervorzuheben.

Einmal: Die Verhältnisse, aus denen in Dänemark die Volkshochschul-Bewegung erwuchs, waren denen, worin wir heute bei uns leben, doch recht analog. Es war eine neue Zeit angebrochen mit gewaltigen Umwälzungen des Lebens auf allen Gebieten, aber das geistige Leben der Volksmasse lag in den alten Fesseln der Stumpfheit oder Flachheit. Eine Welle der Begeisterung, die bei Anlaß politischer Ereignisse darüber hingegangen war, drohte ohne Nachwirkung sich zu verlaufen. Religion, Kirche, Schule waren in ausgefahrenen Geleisen erstarrt, natürlich ohne es zu merken. Die Seele des Volkes

[1]) Vgl. den Aufsatz Wartenweilers über ihn im Februarheft des Jahrgangs 1920 der Neuen Wege.

hungerte, auch ohne es recht zu wissen, nach Geist und Leben, nach Kultur im besten Sinne. Es war auch klar, daß ein kleines Land wie Dänemark nur etwas bedeuten konnte, wenn es durch geistige Erhebung ersetzte, was ihm an Masse und äußerer Macht abging. Besonders wurde dies nach jener nationalen Katastrophe, die die Niederlage im Kampf mit Preußen und Oesterreich bedeutete, Vielen klar. Diese geistige Erhebung mußte aber anknüpfen, an das, was früher in Dänemark Großes gelebt und das Volk groß gemacht hatte. Seine Geschichte, seine Poesie, sein Glaube mußte erweckt werden. Das wars, was Grundtvig brachte. Es gereicht aber dem Schreibenden zu besonderer Freude und ist überhaupt bedeutsam, daß auch ein Mann wie Kierkegaard, Grundtvigs größerer Gegner, zu der neuen Bewegung dadurch, daß er Kold tief beeinflußte, sein Teil beitrug.

Sind wir nicht — mutatis mutandis — in einer ähnlichen Lage?

Aber das Prinzip muß sich freilich unseren schweizerischen und gegenwärtigen Zuständen anpassen. Das liegt in seinem Wesen selbst, da es ja, im Gegensatz zu dem vorhandenen Bildungssystem, nicht eine allgemeine Bildungsschablone — eine sogenannte „allgemeine Bildung" oder „allgemeine Volksbildung" — jedem beliebigen Material aufprägen, sondern das jeweilige Material auf besondere Weise beseelen will. So muß unsere Volkshochschule, gerade wenn sie recht dänisch ist — schweizerisch sein! Sie ist es wohl auch schon; denn was unter dem Nußbaum in Frauenfeld, im „Neuen Werk" in Bern und anderwärts, dazu in verwandten Formen da und dort,[1]) getrieben wird, ist doch recht anders als was Christen Mikkelsen Kold mit seinen Bauernburschen anstellte. Es entspricht auch der veränderten Sachlage, daß hier vorwiegend das Arbeitervolk Träger der neuen Bewegung ist. Freilich ist das Bauernvolk nicht davon ausgeschlossen; es ist sehr zu hoffen, daß es recht von ihr ergriffen werde. Die Gemeindestube mag wohl auch ein gutes Gefäß für den neuen Inhalt abgeben, die Gemeindebibliothek ein gutes Werkzeug für die neue Arbeit. Ich meine auch, es werde bei uns weniger darauf ankommen, daß im Lande herum eine größere Anzahl von Volkshochschulen im Sinne von geschlossenen eigentlichen Schulen entstehen, als daß das Prinzip in der mannigfachsten und reichsten Form unser ganzes Volksleben und vor allem das Bildungswesen ergreife und umgestalte. Zu dem Nußbaum, der ja das Sinnbild des fruchtbaren Mittellandes ist, mag die Arve an der Alpenhalde und die Roßkastanie des Arbeiterviertels der Tiefe kommen — und zu ihnen eine ganze grünende und blühende Welt.

Bei dieser Arbeit, die nun Viele unter uns — und ja nicht etwa bloß Fachleute! — an die Hand nehmen müssen, können uns Wartenweilers Schriften einen großen Dienst tun. Sie sind uns unentbehrlich. Ueberhaupt sollte jeder zu ihnen greifen, der sich um das

[1]) Auch wir haben in Zürich schon seit zweieinhalb Jahren in diesem Sinne gearbeitet.

Erziehungsproblem kümmert. Denn es steckt in dieser anschaulichen Darstellung mehr von pädagogischer Weisheit als in vielen systematischen Werken.

Aber es ist vor allem auch notwendig, daß wir Wartenweiler nicht allein lassen, sondern ihm bei seinem Werke helfen. Denn es geht ihm nachgerade fast wie jenen Dichtern, die man zwar viel lobt, aber wenig liest. Es ist notwendig, daß den jungen Männern, die in Betracht kommen, also vor allem städtischen Arbeitern, im Alter etwa von 17, 18 Jahren an, die Möglichkeit verschafft werde, ein Vierteljahr oder halbes Jahr frei zu bekommen, um im Verkehr mit gleichgearteten Kameraden und Helfern, in der Vertiefung in die großen Lebensprobleme, die ihre eigenen sind, und umgekehrt, dazu in der täglichen Berührung mit der Natur, der Erde, der Arbeit an der Erde, eine Lebenserneuerung und einen Lebensanstoß zu erhalten, die für ihr ganzes Wesen entscheidend werden können. Zwar ist auch eine Volkshochschularbeit denkbar und notwendig, die den Teilnehmer nicht aus seinem täglichen Tun herausnimmt, sondern bloß seine freie Zeit ausfüllt, aber wer auch nur einmal erfahren hätte, was für eine Lebenserhöhung und Lebensreinigung es ist, der verderbten geistigen Atmosphäre der Stadt entnommen in der Stille des Landes die Probleme der höheren Kultur zu verarbeiten, der muß von dem tiefen Wunsch erfüllt sein, diesen Segen recht Vielen zu verschaffen. Was für eine stark strömende Quelle der Erneuerung könnte das werden! Und wie wäre es dadurch, daß es den Arbeiter mit dem Boden in Berührung bringt, auch ein Weg sozialer Versöhnung! So müssen wir denn auf Mittel und Wege sinnen, Wartenweilers Arbeit zu Hilfe zu kommen. Er (und seine Frau!) sind nun einmal ganz besonders berufen, der neuen Bewegung Bahn zu brechen. Ihr Unternehmen darf auch nicht einmal äußerlich und vorübergehend ein Fiasko erleiden. Aber die Zeit ist schlimm, welcher Arbeiter wagt es, seine Arbeitsstätte aufzugeben, auf die Gefahr hin, sie nachher von einem Andern besetzt zu finden? Sollte sich nicht ein Fonds, eine Vereinigung finden lassen, die hier einspränge? Könnten nicht die Gewerkschaften in der Sache etwas tun? Und wäre nicht auch sonst Geld dafür vorhanden? Für so viel andere, zum Teil sehr zweifelhafte Dinge, ist es in Fülle vorhanden, sollte es für das Werk einer geistigen Erneuerung des Volkslebens von den Wurzeln her nicht auch zu finden sein? — Daß das Werk auch für die jungen M ä d c h e n aufgenommen werden muß — und dann am besten wohl von Frauen — sei noch hinzugefügt, obschon es sich von selbst versteht.

In diesem Sinne setzen wir Wartenweilers eigenen Appell her:

> Daraus ergibt sich, was als Versuch der „Nußbaum" sein will: Eine Stätte, wo junge Leute im Alter von zwanzig Jahren und darüber aus allen Ständen, vor allem aus dem Arbeitsleben, sich zusammenfinden können zu gemeinsamem Werchen auf dem Acker des Geistes;
> wo sie in gegenseitigem Umgang und im Verkehr mit älteren Mitstreitern Hilfe erhalten können im Kampf um die Reinheit ihres persönlichen Lebens;

wo sie sich einleben können in die Welt unserer größten und besten Mitmenschen in Vergangenheit und Gegenwart;
wo sie Gelegenheit bekommen zur feineren Ausbildung ihres Denkens, Fühlens und Wollens und sich vorbereiten können darauf, auch im wirtschaftlichen und politischen Kampf mit reinen und eigenen Waffen zu streiten;
wo sie — ebenso fern von Stadtgetümmel und -zerstreuung als von den Sorgen ums tägliche Brot und den zerstörenden Wirkungen der „Bude" — reines Glück empfinden und daraus Kraft schöpfen können für den Lebenskampf in ihrem Kreis;
wo sie durch Vertiefung in das oder jenes Bruchstück einer Wissenschaft den Weg finden lernen zur Beurteilung der Wissenschaften überhaupt;
wo sie einige Stunden des Tags den Boden bebauen und dadurch wieder in ein natürliches Verhältnis zur körperlichen Arbeit kommen können.

Um ihnen zu helfen, sind wissenschaftlich gebildete Menschen mit brennendem Herzen für die Not unserer Tage bereit, sie einzuführen in die Fragenkomplexe und die Wissenschaften, die im Vordergrunde ihres Interesses liegen. Sie wollen ihnen helfen, den Weg von der Oberfläche zum Mittelpunkt zu suchen, und in ihnen die Kräfte stärken, welche ihnen ermöglichen, später selbständig weiter zu forschen.

Sie wollen durch edle Kunst zur Verschönerung ihres Lebens beitragen.

Sie wollen im gemeinsamen Leben das Beste, das ihnen zugefallen, mit ihnen teilen, und wollen von ihnen lernen, was ihnen fehlt.

Findest Du es nicht natürlich, daß wir danach dürsten, das angefangene Werk fortzusetzen?

Die ersten Gehversuche zu machen haben uns einige treue Freunde geholfen. Ihr Vertrauen und ihre Unterstützung haben uns über die ersten Hindernisse hinweggetragen:

Heute stehen wir vor der Frage: Können wir auf dem eingeschlagenen Wege weitergehen? Wir hätten dafür folgenden Plan:

Wir richten uns ein, jedes Jahr von Mitte Februar bis Mitte November in zwei Abteilungen je ungefähr zwanzig junge Leute bei uns zu empfangen. In der eigentlichen Winterszeit müssen wir unsere Bude noch geschlossen halten, vor allem, weil uns keine Werkstätten für körperliche Arbeit zur Verfügung stehen.

Gewiß gibt es viele junge Leute aus dem Arbeitsleben, die heute die Mittel für den Aufenthalt nicht aufbringen können, zum mindesten nicht auf einmal. Aber den meisten wird es möglich sein, früher oder später den größten Teil der Kosten zu bezahlen.

Gerne würden wir auch Ferienkurse einrichten für solche, die sich aus irgend einem Grunde nicht für solange freimachen können und doch auch etwas dabei sein möchten.

Aber ohne Hilfe können wir nicht weiter. Und zudem: wir brauchen Gewißheit, ob wir mit unsern Absichten einem *gefühlten* Bedürfnis der jungen Welt entgegenkommen.

Darum frage ich euch, junge Schweizer:

Wer von euch hat den Willen, allen Hindernissen zum Trotz einige Zeit mit uns gemeinsam nach dem Höchsten zu streben?

Darum frage ich euch, Arbeitgeber:

Wer von euch macht es seinen Gehilfen, Gesellen, Arbeitern oder Angestellten möglich, zu uns zu kommen, ohne daß ihnen von der Arbeitslosigkeit nachher Angst zu sein braucht?

Darum frage ich euch, Männer und Frauen, die ihr weit mehr besitzet, als ihr zum Leben braucht:

Wer von euch hilft einem jungen Menschen, seinem Menschheits-Ziel näher zu kommen?

Darum frage ich euch alle, die ihr nicht in den Tag hineinleben wollt:

Wer von euch ist dabei, wo es gilt, ein Leben in Wahrheit, Freiheit und Liebe zu bauen?

4.

Es entspricht aber dem Sinn und Geist Wartenweilers selbst, wenn wir von der besonderen Form, die diese Sache bei ihm angenommen hat, wieder zu der Bewegung überhaupt zurückkehren. Ueber diese möchte ich noch zwei allgemeine Bemerkungen machen.

Es gehört zu der Genialität der dänischen Bewegung, daß sie nicht daran dachte, dem Volke in erster Linie eine bessere Schulbildung zu verschaffen, etwa zu dem Zwecke, ihm damit den Broterwerb oder den Weg zum Wohlstand zu erleichtern. Dieser utilitarische Zweck ist's ja, der bei uns nur zu sehr alles Bildungswesen beherrscht. Wer etwas Anderes vorschlägt, gilt von vornherein als unbrauchbarer Phantast. Da ist es nun eigenartig, daß diese Bewegung des dänischen Volkes, das ja auch im Rufe steht, nüchtern und praktisch zu sein, sich durch einen scheinbar ganz utopischen Idealismus auszeichnet. Keine Rede von mehr Wissen, mehr Ausbildung für den Erwerb, nein, die Bauernburschen sollen in die Geschichte, Poesie und Religion, die Dänemark groß gemacht haben, eingeführt werden, sie sollen hören, lernen, wo das Große verkündigt wird, sollen das Leben tiefer auffassen, sollen „sich begeistern". Das Uebrige wird dann schon kommen. „Erst beleben, dann aufklären" lautet Kolds tiefe Losung. Sie ist ja nur eine andere Form des Wortes: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch das Uebrige zufallen" — dieses Wortes, das allüberall den Weg bedeutet. Fügen wir hinzu, daß Pestalozzis Meinung die gleiche ist. Zuerst die Seele wecken, dem Leben Bedeutung, Tiefe, Freudigkeit geben, dann wird der Mensch von selber strebsamer, wissensgierig, tüchtig in allen Dingen. Dieser unpraktische Idealismus hat sich in Dänemark nicht nur als die höhere pädagogische Weisheit, sondern auch als praktischer erwiesen. Die dänische Bauernschaft ist in erster Linie durch dieses rein idealistische Werk der Volkshochschulen nicht nur die wohlhabendste, sondern auch die gebildetste, politisch und sozial fortschrittlichste der Welt geworden, während das Schweizervolk nachgerade an seinem „praktischen Sinn" zu Grunde zu gehen droht!

„Zuerst beleben, dann aufklären", das wird auch bei uns der Weg sein müssen. Ohne eine tiefe geistige Erweckung, ohne ein neues Dürsten nach den Quellen des Lebens und ein neues Strömen dieser Quellen wird die ganze Revolution der Bildung, die wir meinen, ebenso bald versanden, wie andere Revolutionen. Auch hier müssen wir vom Zentrum ausgehen. Dabei darf uns aber, da alles Leben eine Einheit bildet, auch die politische, soziale, nationale Notlage antreiben. Wie einst die Dänen, so drängen sie uns Schweizer gebieterisch zu neuen Lebenskräften und neuen Lebensformen hin.

Aber auf der andern Seite ist die Volkshochschul-Bewegung auch eine wundervolle, ich möchte fast sagen: gottgegebene Form für einen großen Teil unseres bisherigen Wollens. Für das religiöse: auf dem Boden der Volkshochschule können wir in ganz freier, unkirchlicher, laien-

hafter, weltlicher Form die tiefsten Lebensprobleme verhandeln. Für das soziale: dieser Boden liegt über den Parteien, hier können jenseits des Streites die Menschen guten Willens sich finden; hier können die Kräfte entbunden werden, die eine wirkliche Volksgemeinschaft ermöglichen; hier können Stadt und Land sich treffen und sich helfen. Für das nationale: hier mag unser schweizerisches Leben sich aus seinen eigensten Wurzeln erneuern; hier mag man zurückgreifen auf das Größte, was unsere Geschichte aufweist und es fortbilden in die neue Welt hinein, sodaß wir, wenn wir die neue Schweiz bauen, an ihr zugleich ein Gefäß schaffen, das Segen für die Welt aufnehmen und weitergeben kann.

Wohlauf denn, ans Werk!

L. Ragaz.

Die pädagogische Revolution.

Die große Gärung, die alle Lebensgebiete erfaßt hat, macht sich immer mehr auch im Bildungs- und Erziehungswesen geltend. Wie im wirtschaftlichen, sozialen, politischen, kirchlichen, geistigen Leben, so ist auch hier das Bestehende im Tiefsten erschüttert worden. Daß unser Bildungswesen, auf das wir uns zwar nicht wenig eingebildet haben, in mancher Hinsicht dringend der Reform bedürfe, ist freilich längst von vielen erkannt worden und seit Jahren schon wird eifrig über Schulreform diskutiert. Doch die große Erschütterung, die in den letzten Jahren unser gesamtes Leben traf und den ganzen Bau unserer Kultur bis auf die Fundamente ins Wanken brachte, offenbarte auch auf diesem Gebiete, wie auf den andern, das Ungenügende bloßer Reformbestrebungen. Nicht um Verbesserungen des bestehenden Bildungswesens, nicht um ein bloßes Flicken, kann es sich jetzt handeln, sondern nur um eine Erneuerung von Grund aus, die vor allem auch eine völlig neue Orientierung bringt. So wie uns im wirtschaftlichen und sozialen Leben keine bloße Sozialreform mehr helfen kann, sondern eine bis auf den Grund gehende Revolution erforderlich ist, wenn wir aus unserer furchtbaren Notlage herauskommen sollen (wobei übrigens das Wort Revolution eben diese Gründlichkeit, die wahrhaft radikale und totale Art der Umwälzung bezeichnen will, nicht aber die Gewaltsamkeit und Plötzlichkeit derselben) so macht sich auch auf dem Gebiet der Erziehung und Bildung die Einsicht geltend, daß das Ganze unseres Bildungswesens falsch ist und darum einer völligen Umgestaltung bedarf. Nicht die Schulreform, sondern nur die pädagogische Revolution wird der Forderung dieser weltgeschichtlichen Stunde gerecht, wo mitten aus dem Zusammenbruch einer ganzen alten Welt eine neue ans Licht drängt.

Freilich dürfen wir nicht erwarten, daß diese Erkenntnis bei den eigentlichen Schulmännern und pädagogischen Fachleuten sich Bahn

gebrochen habe. Die zünftigen Pädagogen, die uns ja vielleicht auf Grund ihrer methodischen Gewandtheit, psychologischen Geschicklichkeit und pädagogischen Fertigkeit (die oft freilich nur auf die „Beherrschung der einschlägigen Literatur" hinauszulaufen scheint) manchen klugen Reformvorschlag machen können, pflegen im allgemeinen einfach das Handwerk nach den alten Zunftregeln weiterzutreiben und sind oft die erbittertsten Gegner jeder gründlichen Neuerung. Je und je empfing auch die Pädagogik ihre entscheidendenden Anstöße von Männern, die mitten in den großen Bewegungen ihrer Zeit standen und erkannten, wie diese auch der Erziehung neue Aufgaben stellten. Pestalozzi zum Beispiel wurde doch gerade dadurch zum Bahnbrecher für eine neue Pädagogik, daß er die Not seiner Zeit verstand und es fühlte, wie der siegreiche Durchbruch des Neuen, das sich regte, auch eine neue Erziehung der Menschen voraussetze. Oder ein Fichte wurde mit seinen „Reden an die deutsche Nation" zu einem Volkserzieher großen Stils, weil er mit innerster Anteilnahme mitten in Not und Kampf seiner Tage stand und um die Erneuerung seines Volkes rang. Und so treffen wir die entscheidenden pädagogischen Erkenntnisse und Forderungen auch heute bei Menschen, die die Zeichen der Zeit zu deuten wissen und es innerlichst erleben, was unsere Zeit an Gericht und Verheißuung in sich trägt. Zu diesen Menschen gehört für uns vor allem Leonhard Ragaz, weshalb in diesem Heft der „Neuen Wege", das wir zu einem Teil der pädagogischen Frage widmen, wohl kurz auf seine pädagogischen Grundgedanken hingewiesen werden darf[1]).

Ragaz vor allem ist es, der in unseren Tagen eben jene Erkenntnis geltend machte, daß nur eine pädagogische Revolution der großen Not, in der auch unser ganzes Bildungswesen steckt, Hilfe bringen könnte. Er steht mit seinen Ausführungen auf dem Boden der Ueberzeugung, daß unser ganzes Bildungssystem veraltet und entwertet ist. Dieses Bildungssystem ist nicht ein Gebilde, das bei allen Mängeln im Einzelnen doch im großen und ganzen den letzten Zwecken echter Bildung entspräche, sondern umgekehrt ein Gebilde, das trotz mancher trefflicher Einzelheiten gerade als Ganzes, in seinem Gesamt-

[1]) Wenn wir im Folgenden in aller Kürze einige der pädagogischen Grundgedanken von Ragaz darlegen, so halten wir uns dabei natürlich in erster Linie an sein Buch über die „Pädagogische Revolution", das eine zusammenfassende Darstellung der wesentlichen Gedanken enthält, möchten aber doch ausdrücklich auch auf die früheren pädagogischen Arbeiten Ragaz' hinweisen, in denen allen wir die wesentlichen Gesichtspunkte bereits antreffen. Es sind dies: „Zeitkultur, Bildungsideal und Schule" (Basel, 1905), „Von Universitäten und akademischer Bildung, Bedenken und Anregungen" (im „Freistudent" Dez. 1916), das Kapitel über „Nationale Erziehung" in der „Neuen Schweiz" (1917), der Artikel „Zur Methode der Schulreform" (in Nr. 69 und 70 der „Neuen Schweizer Zeitung" 1919) und den Aufsatz über „Arbeiterbewegung und Arbeiterbildung" (Neue Wege, 1916). Diese früheren Arbeiten, insbesondere gerade der letztgenannte Artikel, weisen in ihrer knappen und prägnanten Art Vorzüge auf, die ihnen auch neben der zusammenfassenden Darstellung in der „Pädagogischen Revolution" einen besonderen Wert bewahren.

geist falsch ist. Drum erörtert Ragaz auch nicht etwa Detailfragen der Schulreform — erst nachdem einmal die neue Orientierung gewonnen ist, kommt die nähere Gestaltung der Schule zur Sprache — sondern behandelt die Erziehungsfrage im Zusammenhang mit den andern großen Lebensfragen unserer Zeit. So wird vor allem einmal das große Kulturproblem aufgerollt, denn unser Bildungswesen ist ja selber ein Teil unserer Kultur und es sind dieselben Grundübel, an denen unsere Bildung wie unsere gesamte Kultur kranken, wie es auch dieselben letzten und höchsten Wahrheiten sind, die sowohl für die Erneuerung der Kultur wie für die Neuorientierung des Bildungswesens wegleitend sein müssen. Unserer gesamten Kultur wie unserer Bildung im besonderen fehlt es an einem einheitlichen höchsten Ideal, in dessen Dienst sie stünden — es fehlt an einem einheitlichen Ziel, an dem sich alles orientieren könnte — es fehlt an einer sittlichen Weltanschauung, aus der allein ein ethisches Lebensideal erwachsen kann — es fehlt der Glaube an Gott und sein Reich, in dem unsere Kultur allein wahrhaft verankert werden könnte. So stehen unsere Kultur und Bildung gleichsam in der Luft; sie weisen ein buntes und zusammenhangsloses Gemenge von allen möglichen, im Grunde sinnlosen Elementen auf; allerlei Götzen — wie Mammon, Staat, Technik, „Wissenschaft", „höhere Bildung" — haben sich an die Stelle Gottes gesetzt und heischen ihre Opfer. So muß die Erziehungsfrage vorerst einmal zu den letzten grundlegenden Fragen des Lebens führen, denn wie soll man bilden und erziehen, solange man sich über Ziel und Sinn der Bildung und Erziehung nicht Rechenschaft gegeben hat? Die pädagogische Revolution setzt eine geistige Revolution, insbesondere eine religiöse Erneuerung voraus, die uns erst wieder den Sinn alles Menschenlebens enthüllen muß und uns für unsere Kultur eine letzte religiöse Orientierung gibt.

Bei diesem Versuch, unsere Kultur und Bildung in einem letzten, absoluten Sinn zu verankern, handelt es sich aber nicht etwa um lebensfremde philosophische Spekulationen. So viel Gemeinsames Ragaz' Forderungen mit dem früheren idealistischen Kultur- und Bildungsideal haben, so unterscheiden sie sich von demselben gerade dadurch, daß sie nicht nach der Art des Intellektualismus die Einheit in einer abstrakten Idee suchen, sondern in jener lebensvollen christlichen Idee des Gottesreiches, die ihre Verwirklichung im Menschen und der menschlichen Gemeinschaft findet. Im Gottesreich findet das tiefste Streben alles echten Humanismus, der den freien, geistigen, persönlichen Menschen bilden möchte, seine Erfüllung, aber auch der Sozialismus, der eine neue, von der Gemeinschaftsidee getragene Arbeitskultur will, vollendet sich in ihm. Ragaz stellt uns denn auch sofort mitten hinein in die brennendsten Probleme der menschlichen Gemeinschaft, vor allem in die große soziale Frage unseres Geschlechtes. So wie die pädagogische Revolution eine geistige Revolution voraussetzt, die uns wieder eine sittliche Weltanschauung bringen muß, so auch

eine soziale Revolution, die jene wahre menschliche Gemeinschaft schafft, in der die Arbeit ihren Sinn findet, zum Dienst an der Gemeinschaft wird und in der alle materiellen und geistigen Güter allen zugänglich sind. Nur im Zusammenhang mit einer sozialen Umwälzung, nur auf Grund einer neuen sozialen Lage kann sich die pädagogische Revolution durchsetzen und sie selber wird durchaus sozialistisch orientiert sein. Ragaz' pädagogische Grundgedanken sind ja auch in ihrem Werden und ihrer Ausgestaltung von seinem Sozialismus bestimmt worden; mit Recht nennt er sein pädagogisches Buch eine Ergänzung dessen, was er bisher vertreten hat. So wie bei ihm selber die pädagogischen Forderungen aus den sozialistischen hervorgewachsen sind, so wächst auch die pädagogische Revolution notwendig aus der sozialen hervor und wird sogar zur notwendigsten aller Revolutionen werden. Denn wenn auch das neue Erziehungsideal nur in einer neuen Gesellschaft möglich sein wird, so wird — in steter Wechselwirkung — die neue Erziehung ihrerseits helfen, die neue Gesellschaft zu schaffen. Die soziale Frage mündet schließlich in eine Erziehungsfrage: der neuen Bildung wird die große Aufgabe gestellt, den Menschen für die neue sozialistische Gemeinschaft zu erziehen.

Diese sozialistische Orientierung der neuen Erziehung deckt sich aber durchaus mit dem höchsten Sinn aller Erziehung, wie ihn die neue sittliche Weltanschauung klarstellt. Diese neue Weltanschauung und die soziale Bewegung haben dieselbe Wurzel und führen beide zur selben Forderung eines neuen Menschentums und einer neuen menschlichen Gemeinschaft. Ragaz hat scharf erkannt, daß unser bestehendes Bildungssystem eng verquickt ist mit jener ganzen Welt, die wir um ihres wesentlichsten Zuges willen die kapitalistische nennen. Es sind drum auch dieselben sittlichen Motive, die Ragaz zum Kampf gegen dieses Bildungssystem und gegen die bestehende wirtschaftliche und soziale Ordnung auftreten ließen. Wie der Kapitalismus als wirtschaftliches und soziales System den Menschen völlig aus dem Auge verloren hat, so ist auch unsere Bildung nicht mehr am Menschen orientiert. Die Bildung dient nicht — was doch ihr wahrer Sinn wäre! — der Menschwerdung des Menschen, sondern lediglich der Berufsvorbereitung, dem Gelderwerb, oder auch der Herstellung von vollbehängten Bildungsständern. Allerlei unpersönliche Mächte bestimmen sie: das Erwerbsleben, das konkurrenzfähige Kämpfer für den wirtschaftlichen Kampf heischt — der Staat, der Staatsbürger nach dem Sinn der herrschenden Klasse will — ein falsches Bildungsideal, dem es auf eine möglichst große Anhäufung von Kenntnissen und Wissen ankommt, auf den oberen Stufen insbesondere jene „höhere Bildung", die den Privilegierten mit dem Rang eines „Gebildeten" oder „Intellektuellen" zugleich eine soziale Erhöhung verheißt. Drum finden wir in der heutigen Schule so frappante Parallelen einerseits zu der Fabrik — beide sind eben Kinder des industriellen Zeitalters — andererseits zu der Kaserne — beide sind eben Einrichtungen des auf

seine Macht erpichten Staates und schließlich auch zum Warenhaus, das in buntem Vielerlei alles Mögliche anbietet und so gut zur heutigen Herrschaft des Quantums statt der Qualität paßt. Dieses Bildungssystem mit seiner Ueberschätzung des Wissens erzeugt auch auf allen Stufen, und am meisten auf den höchsten, jenen Intellektualismus, der den Menschen dem Leben entfremdet, seine seelischen Kräfte lähmt und die Bildung selber „akademisch" werden läßt, mit welchem Wort bezeichnender Weise der Sinn des Weltfremden, Spielerischen, nicht ernst zu Nehmenden, verknüpft ist. Da muß es nun der tiefste Sinn der pädagogischen Revolution sein, daß der Mensch und zwar der volle, sittliche, persönliche, als Glied in eine Gemeinschaft hineingestellte Mensch, wieder zum Orientierungspunkt der ganzen Bildung werde. Ragaz schreibt unserem Geschlecht wieder jene vergessene Wahrheit ins Gewissen, deren Verkündigung ein Pestalozzi sein Leben weihte: „Jede Bildung, die nicht auf der Grundlage der Menschenbildung gebaut ist, führt irre", und seine Verkündigung erhält besondere Wucht dadurch, daß furchtbarste Erfahrungen uns belehrt haben, wie sehr uns unsere nicht am Menschen orientierte Bildung bereits irregeführt hat.

Gerade weil unser bestehendes Bildungswesen nicht den Menschen im Auge hat, kann es auch nicht der Gemeinschaft dienen. Es hilft sogar mit, die Klassengegensätze zu vertiefen und zu verschärfen, indem es die höhere Bildung zu einem Privileg der Besitzenden macht. Die pädagogische Revolution will drum die Bildung wieder in den Dienst der Gemeinschaft stellen, indem diese die Menschen für die Gemeinschaft und ihren letzten Sinn erziehen soll. Besondere Bedeutung hat hier die neue Losung von der „Volkshochschule", womit die Forderung ausgesprochen werden soll, daß alle Güter des Geistes zum Gemeinbesitz aller werden müssen. Es handelt sich hier also nicht um Popularisierungen der Wissenschaft, wie sie heute unter demselben Namen z. B. in Zürich versucht werden, und die einerseits bloß eine gewisse Erweiterung des alten falschen Prinzipes bedeuten, andererseits auch allzusehr an jene Brosamen, die von des Reichen Tische fallen, erinnern. Nein, mit der „Volkshochschule" soll das neue Prinzip aufgestellt werden, daß höchste Bildung in keiner Weise mehr das Privileg einer Klasse sein darf, sondern zum Allgemeingut, zu einem der natürlichen Menschenrechte werden soll. Die Volkshochschule will die Demokratie, den Sozialismus, den Kommunismus des geistigen Besitzes. Daß diese Bildung aber in ihrem ganzen Bestand eine totale Aenderung erfahren wird, ist selbstverständlich. Es sei nur noch angedeutet, daß sie in engster Verbindnng mit dem Leben, vor allem mit der Arbeit, die der Mensch im Dienste der Gemeinschaft tun wird, stehen muß und den Menschen an seiner Arbeit und für seine Arbeit erziehen wird. Daß Ragaz hier noch eine ganze Fülle bedeutsamster Anregungen bietet, ergibt sich schon aus dem hohen Gesichtspunkt, von dem aus er das ganze Bildungsproblem behandelt.

Das ist überhaupt das Bedeutsame an Ragaz' pädagogischer Verkündigung, daß er sowohl das bestehende Bildungssystem mit einem höchsten Ideal von absoluter Geltung mißt, wertet und richtet, als auch von diesem Ideal aus die Richtlinien für die pädagogische Revolution und deren neuen Aufbau gibt. Es wird zwar nicht an solchen fehlen, die ihm gerade dies zum Vorwurf machen, da sie das Heil nicht in großen Ideen, letzten Prinzipien und Idealen, sondern in der schrittweisen Einzelreform sehen. Und doch kommt es jetzt für unser Geschlecht vor allem einmal darauf an, daß es die Wurzeln des gegenwärtigen Uebels erkennt und die neue Orientierung gewinnt, die allein aus unserer Not hinausweist. Das ist das Entscheidende, daß das neue Ideal in uns lebendig wird: das Ideal weckt dann die Kräfte und führt zur notwendigen Revolution mit ihrem Abbruch und Aufbau. Das Ideal ist auch das Licht, in dem allein fruchtbare Einzelreformen — die, nebenbei gesagt, absolut nicht als unnütz oder überflüssig hingestellt werden — durchgeführt werden können. Erst muß doch auch für die Einzelreform eine prinzipielle Orientierung gegeben werden. Indem uns Ragaz zeigt, daß die tiefste Wurzel auch unserer Bildungsnot im Mangel einer sittlichen Weltanschauung und in unseren sozialen Verhältnissen liegt, zeigt er uns, daß wir auch um einer wahren Bildung willen an der geistigen und sozialen Umgestaltung mitarbeiten müssen und auch alle unsere Erziehungsarbeit im Licht dieser Erkenntnis getan werden muß. Jede Einzelreform, die dem nicht Rechnung trägt, bedeutet eine wertlose Flickarbeit — wer aber von dieser Einsicht durchdrungen ist und das neue Ideal im Herzen trägt, dem wird jede Einzelreform (und welcher ernsthafte Erzieher ist nicht in seiner täglichen Arbeit solch ein Einzelreformer, gerade wenn er von der Notwendigkeit einer gründlichen prinzipiellen Neuorientierung überzeugt ist?) zu einem Schritt dem erstrebten Neuland entgegen werden. Wer irgendwie mit der großen Bildungsarbeit Ragaz' vertraut ist, weiß wie er selber mit den neuen Prinzipien in die heutigen pädagogischen Einrichtungen eingedrungen ist, soweit das bei dem falschen Aufbau derselben irgend möglich war. Auch sein Rücktritt als Universitätslehrer (der übrigens noch eine viel schärfere Kritik am heutigen Hochschulwesen enthält, als sie der schärfste Satz seines Buches ausspricht) zeigt uns, daß er, erfüllt vom neuen Ideal, selber gewillt ist, in aller Stille und Bescheidenheit mit andern in jener Pionierarbeit voranzugehen, von der er am Schluß seines Buches spricht, um auch hierin sein Tun mit seiner Erkenntnis zu verbinden. Umso ernster und eindringlicher ertönt an alle sein Ruf, an dieses Werk zu gehen, „jene seelenvollere, frohere, menschlichere, göttlichere Welt zu erobern, die im Morgenlicht einer gewaltigen Schöpfungsepoche der Geschichte vor uns aufsteigt". R. Lejeune.

Blumhardt, Vater und Sohn.

12. Die neue Offenbarung.

Wir lenken wieder in die Gedankenbahn ein, die wir mit dem Abschnitt über das Kommen Christi verlassen haben. Dem Glauben daran lag die Annahme zu Grunde, daß die in Christus begonnene Bewegung nicht fertig sei. Das bezieht sich aber nicht bloß auf das Hervortreten der in ihm erschienenen Kräfte, sondern auch auf die in ihm verkörperte Wahrheit überhaupt. Diese ist noch keineswegs vollkommen enthält. Wohl ist sie *im Prinzip* klar geworden, aber sie ist auch einer unendlichen Entfaltung fähig und bedürftig. *Auch die Offenbarung ist nicht fertig.* Das ist ja auch ein Sinn des Glaubens an den heiligen Geist. Es gibt *neue* Offenbarung, wir dürfen auf sie warten.

Wir *müssen* auf sie warten; sie ist nötig. Denn neue Zeiten bringen neue Verhältnisse, und damit neue Probleme und neue Nöte. Für diese brauchen wir immer wieder neues Licht. Sonst wären wir verloren. Es liegt aber auch in der Natur dieser Wahrheit selbst, daß sie nur nach und nach hervortreten kann. Denn sie kann nur *verstanden* werden, einmal, wenn die Menschen darnach *suchen*, sodann, wenn sie in ihrer Geschichte einen *bestimmten Punkt* erreicht haben und endlich, wenn sie diese Wahrheit *brauchen* für die Bewältigung bestimmter Aufgaben, theoretischer und vor allem praktischer. Denn für die fromme Neugier wird die Offenbarung nicht gegeben; sie ist kein bloßes Wissen an sich. Auch läßt sie sich nicht aufstapeln. Sie ist lebendig wie Gott und das Leben selbst. Sie ist nicht Theorie, sondern Leben und Erleben, nicht Lehre, sondern Kraft. So muß sie lebendig sein, wie der lebendige Gott, stets neu, nie fertig, bis Gottes Werk mit der Menschheit fertig ist.

Diese neue Offenbarung wird in zwei Formen erfolgen: Sie wird, als Entfaltung und Fortführung der schon hervorgetretenen, *neue Wahrheit* ans Licht stellen, und sie wird *neue Gotteskräfte* und *neue Gottestaten* bringen, auch diese als Fortsetzung, und zuletzt Vollendung, der bisher erlebten. Der Gesamtsinn der neuen, wie der alten Offenbarung wird das volle Hervortreten und Wirklichkeit-Werden Gottes in Christus sein.

Was aber ihr jeweiliges Erscheinen betrifft, so ist an das darüber soeben Gesagte zu erinnern. Es geschieht nach dem Maße der übrigen Entwicklungen der Geschichte und kommt immer, „wenn die Zeit erfüllet ist". Aber es mag noch ausdrücklich hinzugefügt werden — was eigentlich schon darin liegt —, daß es gewöhnlich verbunden ist mit gewaltigen Krisen und Katastrophen.

Das alles ist wieder Ketzerei. Denn tief wurzelt im Denken der offiziellen Christenheit die Anschauung, daß die Offenbarung innerhalb des Neuen Testamentes abgeschlossen sei. Es gehört das zu ihrer

ganzen Auffassung vom Fertigsein der Welt und vom Fertigsein Gottes. Sie läßt darum auch die „Wunder" und das Walten des heiligen Geistes mit dem Neuen Testament abgeschlossen sein. Wenigstens tut so der Protestantismus, während der Katholizismus, allerdings in falschen Formen, die ursprüngliche Wahrheit eher bewahrt hat. Es ist klar: wenn wir an den lebendigen Gott, die fortgehende Schöpfung, den heiligen Geist und den lebendigen Christus glauben, dann folgt daraus von selbst auch der Glaube an neue Offenbarung. Weil aber die Geschichte des Reiches Gottes nicht ins Endlose verläuft, sondern sich im Kreis zusammenschließt, so wird die neue Offenbarung nicht die Aufhebung, sondern die Vollendung der bisherigen sein. Daß dies die biblische Art und Meinung ist, brauchen wir jetzt nicht mehr zu zeigen. Es soll nur an jene Lehre vom Parakleten („Tröster") erinnert werden.

Welch eine Befreiung ist dieser Ausblick! Jene offizielle kirchliche Auffassung, die die geistige Welt mit Mauern abschloß, erzeugte dumpfe Luft und wurde, wie das ganze Christentum in dieser Form, Bundesgenosse und Werkzeug alles Konservatismus, ja aller Reaktion. Es wurde allem vorwärtsdrängenden Wahrheitssuchen verhaßt. Es errichtete dafür Gefängnisse, Galgen und Scheiterhaufen. Wenn diese Mauer einmal niedergelegt ist, dann werden Christus und das Reich Gottes die Losung der Helden und Pioniere der Wahrheit werden und der Glaube an den heiligen Geist das letzte Wort der Freiheit. Denn nur der Glaube schafft Freiheit, nicht etwa die Wissenschaft, und nur der Glaube an den lebendigen Gott.

Blumhardt-Worte.

Fortgang der Offenbarung. Es hat mich deine Frage ordentlich gefreut: „Geht's auch uns an, was vor so und so langer Zeit zu jenen Leuten so und so gesagt wurde?" Ja, das war auch meine Lebensfrage, deren Beantwortung mir auch sauer geworden ist. Diese Frage wird auch nicht theoretisch sondern praktisch gelöst, so daß also ein Tun Gottes vorausgesetzt wird, daß wir dann sagen können: „Jetzt geht's uns an, und wenn's gar nicht in der Bibel stünde, so habe ichs jetzt so." Es kann darum auch Dinge geben, die heute uns etwas angehen, während es einen Abraham und Mose, oder selbst einen Apostel, noch nichts anging. Das Reich Gottes bringt alte und neue Forderungen, je nach dem Bedürfnis, und alte und neue Verheißungen, zum Vorschein. Es ist nichts starr und nichts mechanisch im Reich unseres Gottes, sondern alles ewig neu, lebendig, sach- und zeitgemäß. Unsere Aufgabe aber ist, stets zu verstehen, was jedem heute zukommt. Ich glaube, wir haben einstweilen zu suchen — auf Grund des Gewissen, daß Jesus die Wahrheit Gottes ist — zu suchen, was heute lebenswahr ist und lebensverheißend von Gott. Darum ist dein und vieler Menschen Zweifel mir verständlich. Das Alte weicht und neue Bedürfnisse fordern neue Gnaden; bis letztere fest sind, schwanken wir. Dabei kannst Du nun doch getrost ein, denn wer sucht, findet, weil Gott nie verloren ist, wie eine Stecknadel; aber

gefunden wird er nur da, wo Er ist, nicht läßt er sich finden, wo er nicht sein will. Darum müssen wir ihn suchen.

Neue Offenbarung ist nötig. Ohne Erlebnisse geht es nicht; wir dürfen ganz dreist sagen: Es ist auch heute noch Offenbarung nötig und die Offenbarung ist nicht abgeschlossen mit der Bibel. Ich weiß wohl, daß sich viele Leute an dem Wort „Offenbarung" ärgern und sogar meinen, aus Frömmigkeit müssen sie alles direkt von Gott Wirkende und oft wunderbar Wirkende weggestritten haben. Aber ich sehe nicht ein, warum wir uns das Höchste rauben lassen sollen durch Schulmeinungen. Christus lebt und wenn er lebt, so gibt es auch Offenbarung und Offenbarung ist nötig in den Herzen, welche sollen Aufklärung bekommen von Gott.

Ueber die Bibel hinaus. Auf diesem Boden [sc. einer neuen Entwicklung des Reiches Gottes in die Welt hinein] ist es uns nun erlaubt, allerlei wie Neues zu denken. Und wenn z. B. früher die Apostel gesagt haben: „Wer glaubt, der wird selig, wer aber nicht glaubt, wird verdammt; wohl denen, die glauben, wehe denen, die nicht glauben", so hat sich das im Lauf der Zeiten ein wenig geändert. Heute heißt es: „Seid selig! Seid selig auch für eure Feinde, für eure Widersacher, auch für die Ungläubigen!" Und wir müssen ein Volk der Seligkeit sein für die ganze Welt; denn das Reich Gottes kommt mit Seligkeit.

Das Göttliche tritt bescheiden auf. Ja, ihr Lieben, etwas sehen dürfen, was Gott vorher gesagt hat, ist doch das Schönste, und wisset ihr, wir Alle haben die Verheißung: Wer Göttliches einmal gesehen hat, der bekommt eine Verheißung gleich auf den morgenden Tag oder vielleicht schon heute. Irgend etwas darfst du erwarten, das dir wohltut, etwas, das du sehen darfst — einfache Sachen, denn dazu ist das Göttliche geoffenbart, daß es auf Erden etwas ausrichte, Das Göttliche ist äußerst bescheiden, es zeigt keine Großtuereien in der Welt. sondern einfache, liebliche Erfahrungen, von denen die Herzen gewisser werden, an denen man auch fortspinnen kann.

Alle von Gott gelehrt. Das Himmelreich kommt und dann kommen alle Leute unter den lebendigen Gott selber und dann werden alle nicht von einem Menschen gelehrt sein, sondern von Gott selber gelehrt sein, alle! Horchet einmal, ob ihr nicht auch die Stimme des Herrn höret! Ihr höret sie so gut, wie ich auch, aber aufpassen muß man. Halte sich keins für zu gering! Ihr seid wie die Apostel und Propheten. Selig seid ihr Armen! Ihr Hungernden! Hat Gott die Weisen erwählt? Nein, die Geringen hat er erwählt, die armen Tröpfchen, die meinen, sie seien von Gott verstoßen. Horchet nur: es ist keins zu schlecht, zu gering, zu arm!

13. Die Bibel.

In diesem Lichte — nämlich daß es eine fortlaufende Offenbarung des lebendigen Gottes gibt — muß auch die Bibel gelesen werden. Man hat sie zur Urkunde einer fertigen Wahrheit gemacht und damit zu einem Mausoleum dieser Wahrheit, zu einer Burg der geistigen Knechtung und einer Hemmung der Wahrheit Gottes. Dies ganz gegen den ursprünglichen Sinn der Reformation, für die der Rückgang auf die Bibel die Abkehr von Menschenzwang und Hinkehr

zur unmittelbaren Wahrheit Gottes, zum „Wort Gottes“ d. h. zu Gott selbst, bedeutete. Auch im Gegensatz zur Bibel selbst. Denn diese ist, wie wir gezeigt haben, gerade das Buch des lebendigen Gottes; sie ist gleichsam das Lehrbuch, das uns diesen verstehen lehrt. Die Bibel selbst weist darum über sich hinaus, vom Buchstaben, der tötet, auf den Geist, der lebendig macht, von dem gekommenen Reich Gottes auf das kommende, von der begonnenen Erlösung auf die zu vollendende, vom geschichtlichen Jesus zum lebendigen Christus, von der geschehenen Offenbarung auf die neu zu erwartende, von der fertigen Wahrheit zu dem heiligen Geist, der sie immer neu aufschließt.

Daß die Bibel dies tut, das ist eben ihr unvergleichlicher Wert. Darum ist sie das Buch der Freiheit. Von Gott, dem wirklichen und lebendigen aus befreit sie den Menschen. Gerade dadurch, daß sie über sich hinausweist, zu dem Lebendigen allein, ist sie uns unentbehrlich. Aber in Freiheit. Es versündigt sich an ihr, wer uns an sie knechtisch binden will.

Im übrigen ist es gerade die Einsicht, daß die ganze Bibel nur Eins verkündigt, das Reich des lebendigen Gottes und seines Christus, was uns ihren Sinn wieder aufschließt und sie uns lebendig macht. Man hat, dies vergessend, aus ihr ein Dogma gemacht. Man hat das übernatürliche Leben, von dem sie zeugt, in ein falsches Licht gerückt. Man hat eine falsche Einheit in sie gebracht, indem man sie überall eine zusammenstimmende Theologie lehren ließ. Man hat sie mit einer falschen Irrtumslosigkeit bekleidet. Man hat ihre Inspiration durch den heiligen Geist schriftgelehrtenhaft verstanden. Dann kam die Geringschätzung und das teils wirkliche, teils scheinbare Zerstörungswerk der sogenannten Kritik.

Aber neues Leben kommt in sie vom Lichte unserer Auffassung her. Sie bleibt das Werk des heiligen Geistes. Denn sie ist der Niederschlag seines Waltens in Christus, den Aposteln und Propheten. Sie ist das Bild und die Urkunde seiner Welt. Aber dies ohne äußerliche Unfehlbarkeit. Das Reich Gottes offenbart sich darin in menschlicher Schwachheit. Daß es den einzigen Inhalt der Bibel bildet, das gibt ihr die Einheit. Es entwickelt sich aber darin; darum redet das Alte Testament anders, als das Neue. Das Reich Gottes kämpft mit Gegnern, die in der Bibel selbst zu Worte kommen. Es findet eine Menge von Ausdrucksformen: anders zeugt Paulus von Christus und anders Johannes, anders wieder der Hebräerbrief und anders die Offenbarung Johannis. Aber diese ganze Mannigfaltigkeit ist doch in eine große Einheit befaßt. Auch Irrtümer fehlen nicht, aber es sind freilich nur solche in sekundären Dingen. Kurz, es ist als Zeuge Gottes ein menschliches Buch, es trägt, wie das Leben Jesu, alle Züge der Menschwerdung Gottes

Und das ist gut so. Denn gerade dadurch ist es ein Buch für uns Menschen. Gerade dadurch wird es unendlich lebendig und unendlich interessant wie die Schöpfung selbst. Gerade dadurch befreit

es uns auch von sich selbst. Denn nicht auf die Bibel kommt es an, sondern auf den lebendigen Gott, der immer neu sein Wort spricht. Nicht ein Buch leitet uns in alle Wahrheit, sondern der schöpferische heilige Geist. Wir müssen von aller Bibelknechtschaft frei werden — und erfüllen damit den Sinn der Bibel! Wir werden die Bibel auch nur recht verstehen in dem Maße, als wir Gott und sein Reich wieder lebendig verstehen, indem wir sie erfahren und schauen.

So löst sich der Gegensatz auf, der durch die neuere Zeit geht; das Streben, alle Wahrheit auf die Bibel zu gründen, aus der Bibel zu entnehmen, und das andere, sich um der Freiheit willen von ihr loszureißen. Wir sind an die Bibel gebunden, weil sie allein uns Freiheit gibt. In ihr erscheint das Reich Gottes in seiner Wahrheit wie nirgends sonst. Die biblische Welt ist die Welt Gottes und seines Christus, die Welt des heiligen Geistes. Aber diese Welt ist doch nicht grundsätzlich auf die Bibel begrenzt, im Gegenteil: sie will vorwärts gehen, sich erweitern, vollenden. Gott spricht weiter: er spricht frei zu jedem, der hören will. Er spricht immer neue Worte. Seine Wahrheit ist Wahrheit, auch wenn sie nicht in der Bibel steht. Es ist das Gleiche mit andern Worten, wenn wir sagen: wo das Reich Gottes waltet, da erhält die Bibel ihre stets neue Fortsetzung. So soll es sein!

Es ist keine zu kühne Behauptung, daß dies in Möttlingen und Boll, wenn auch wohl nicht dort allein, geschehen ist. Es ist nicht bloß eine Wiederentdeckung der Bibel, wie in der Reformationszeit, sondern ein Wiedererwachen des biblischen Lebens selbst. Darum ist es denn freilich auch eine wunderbare Erläuterung der Bibel. Wer Blumhardt gesehen und gehört (besonders den Sohn), der verstand Jesus und das Neue Testament, dem konnte keine „Kritik" mehr etwas anhaben. Darum konnten sie auch die Bibel aufschließen, wie niemand sonst. Sie taten es mit Vollmacht, als solche, die selbst gesehen nnd gehört.

Es ist aber bedeutsam, daß wir von ihnen nur verhältnismäßig wenig Schriften oder sonstige Aeußerungen über die Bibel als Buch haben. Sie haben Bibel gelebt, nicht über die Bibel geschrieben. Ueber die Bibel oder einzelne Teile davon dicke Bücher zu schreiben, ist das Werk der Schriftgelehrten, d. h. derer, die nicht mehr Bibel erleben, sondern bloß das Erleben Anderer ausarbeiten und, ohne es zu wollen oder zu merken, verfälschen. Diese Schriftgelehrten werden dann, auch wenn sie an Blumhardt anschließen sollten, ihren Sinn, und damit den der Bibel, mißverstehen, und werden aus ihr wieder irgend ein „Gesetz" machen.

Damit berühren wir einen gar wichtigen Zug im Verhältnis Blumhardts zur Bibel. Es ist hochbedeutsam, mit welcher Freiheit Blumhardt, schon der Vater auf seine Weise, besonders aber der Sohn, der Bibel gegenüberstehen. Es ist eine wahrhaft königliche Freiheit, die Freiheit der Söhne, anstatt der üblichen Furcht oder Frechheit

der Knechte. Sie schöpfen aus der Bibel, aber sie binden sich nicht an sie. Frei treffen sie mit ihr zusammen. Sie reden aber auch selbst aus dem heiligen Geist „Bibel". Sie führen gleichsam die Bibel weiter. Sie ist ihnen die gewaltige Urkunde der Vollmacht der Söhne Gottes, der Fels der Hoffnung auf deren kommende Freiheit und Herrlichkeit. Und darum ist ihnen auch das Wort nicht zu kühn, daß wir zu der alten neue Bibel brauchen.

Das Verhältnis zwischen der Bibel und der fortgehenden Offenbarung, oder zwischen dem geschriebenen Wort Gottes und dem, das immer neu aus seinem Munde geht, ist also so zu deuten: Die Bibel selbst weist, wie wir gezeigt haben, über sich hinaus auf den lebendigen Gott und seine stets neue Offenbarung. Sie selbst bleibt freilich Gottes feste, klare Wahrheit. Wir tun gut, uns daran zu halten, ja wir müssen es tun, wenn wir nicht in tiefe Finsternis und Unsicherheit geraten wollen. So oft wir unter oder neben die Linie der Wahrheit geraten, die durch die Bibel behauptet wird, verfallen wir in schwere Irrtümer. In diesem Sinne bleibt die Bibel der Kanon[1]) für die Erkenntnis Gottes und seines Reiches. Denn nur mit ihrer Hilfe können wir den lebendigen Gott mit Sicherheit verstehen. Aber — und dies Aber bedeutet viel! — auf den lebendigen Gott kommt es an und nicht auf die Bibel. Und das Ziel ist, daß wir in der Schule des lebendigen Gottes auch über die Bibel hinauskommen — über jede Bibel! In den Zeiten, wo Gott am klarsten heraustrat, gab es keine „Gschrift" (im Sinne eines Kanons), weder bei Moses, noch bei den Propheten, noch bei Jesus und den Aposteln. Und es bleibt ganz besonders bedeutsam, daß Jesus selbst von seiner Botschaft weder etwas aufgeschrieben hat, noch hat aufschreiben lassen. Daß jeder schließlich seine Bibel in sich selbst trage, das ist der Ausblick der Bibel selbst und ein Teil des Glaubens an den heiligen Geist.

Wir können es auch so sagen: Unter die Bibel oder neben sie dürfen wir nicht, aber wir sollen über sie hinaus. So wie Jeremia sagt: „Fürwahr es kommt die Zeit, — spricht der Herr — da will ich mit dem Hause Israel und dem Hause Juda einen neuen Bund schließen. . . Ich lege mein Gesetz in ihr Inneres und schreibe es ihnen ins Herz, und so will ich ihr Gott sein und sie sollen mein Volk sein! Fürderhin sollen sie nicht mehr Einer den Andern, oder ein Bruder den andern, also belehren: Erkennet den Herrn! Denn sie werden mich allesamt erkennen, Klein und Groß."[2]) Im Neuen Bund aber heißt es: „Wir haben ein festes prophetisches Wort und ihr tut gut, darauf zu achten, als auf ein Licht, das an einem dunklen Orte scheint, bis der Tag anbricht, und der Morgenstern aufgeht in euern Herzen."[3])

---

[1]) Kanon = Richtschnur.
[2]) Jeremia 31, 31—34.
[3]) 2. Petri 1, 19.

Blumhardt-Worte.

Das Biblische. Warten wir auf ein Neues, dann müssen wir in unseren Herzen auf ein Zion hin uns rüsten und abgesehen von der Stellung, die wir augenblicklich haben in irgend einer Konfession, in unseren Herzen uns bereit machen, Gott allein zu dienen. Damit werden wir Mithelfer am Fortschritt; denn wir werden wieder biblisch. Es ist keine feine Rede von gewissen Frommen, wenn sie es nur biblisch heißen, wenn man ihnen folgt und für Konfessionen eifert. Das Biblische hält sich frei; aber wie zu allen Zeiten, so ist's auch heute schwer, das Göttliche zu suchen und dem Göttlichen Ausdruck zu geben, wenn so viel Menschliches Ausdruck gefunden hat und zwar so, daß das staatliche und soziale Leben daran eine Art Schutz zu haben scheint. Da kann es werden, daß man schließlich mit einer biblischen Wahrheit als ein Verderber des Staates und der Kirche sich ansehen lassen muß. Aber ewig bleibt eben doch der Eckstein Christus, und aus diesem Eckstein werden und müssen immer wieder Neuheiten herauskommen, bis Himmel und Erde neu ist und das Alte muß vergehen vor dem neu anströmenden Reiche Gottes.

Inspiration. Man spricht heutzutage viel von der „Inspiration der Schrift". Nun gut. Ich spreche aber lieber von inspirierten Menschen. Gott sei Dank, daß wir Schriften haben von Menschen, in denen Gottes Geist die Wahrheit sagt, aber der Prophet ist inspiriert, nicht der Buchstabe. Und sollen Buchstaben dir Wahrheit zuführen, so mußt auch du vom Geist Gottes getrieben sein, wenn du liesest; denn der natürliche Mensch vernimmt bis heute nichts vom Geiste Gottes und er kann sich selbst an Worten inspirierter Propheten verwirren. Darum kann auch ein Mann wie Luther, der für seine Zeit die von Gott gewollte Wahrheit persönlich bezeugen soll, für anderes Geschriebenes, welches für seine Zeit keine Bedeutung hatte, keinen Sinn haben; es regiert aber Gott und Sein Geist, kein Bibelspruch. Achten wir aber nur alle auf das erschienene Leben Gottes und eifert mir jeder nach seinen Gaben für das Wahre und Bleibende Gottes, so brauchen wir keinen Streit über die Inspiration der Schrift. Wir werden uns dann nur gegenseitig ausgleichen . . . Die, die in Christus sind, werden nicht die Dümmsten in der Welt bleiben, sondern sie werden in Beziehung auf das Wissen der Dinge und der Menschen, die vor Gott bekannt sind und darum auch auf Erden immer wieder bekannt werden müssen, zur eigentlichen Wahrheit kommen: denn der Geist Gottes führt auch in dieser Beziehung in die Wahrheit, selbst wenn uns alle menschliche Ueberlieferung im Stiche ließe.

Wie Gott in der Bibel Mensch wird. Schon in alter Zeit war es ein Unterschied: Gott in Jehovah und Gott im allgemeinen in der Welt. Auch die Heiden stehen unter Gott, aber Israel steht unter Gott in Jehovah und Jehova ist der Mitlebende, der mit den Menschen Lebende. Ursprünglich ist der Name ein Ausruf: Er ist da! Wenn da etwas geschehen ist vom Wohltun Gottes, hat es geheißen: Er ist da! Als Jakob auf dem Stein lag und die Himmelsleiter sah: Er ist da! Und da bildete sich ein überaus liebliches Wohltun Gottes aus in Jehova. Es gibt ja in dieser Beziehung nichts Herrlicheres, als das alte Testament. Gerade darin, daß Gott mit den Menschen lebt, liegt das tiefere, wunderbare Wohltun Gottes. Man bedenke einmal, wie arm wir dastehen würden, wenn wir

von diesem Wohltun Gottes nichts wüßten; wenn wir immer philosophisch über Gott nachdenken müßten — wie wollten wir dann von Gott reden? Aber jetzt weiß jedes Kind: Gott ist wie ein Vater, der seinen Kindern wohltut, der menschlich bei den Menschen sein will. Auf dieses Wohltun Gottes dürfen wir nun besonders gespannt sein in Christus. Da ist ja Gott ins Fleisch gekommen. Gott hat sich geoffenbart im Fleisch . . . Jesus will menschlich Mensch sein und heißt sich deswegen den Menschensohn und in ihm naht sich Gokt dem Menschen.

Die Bibel von unten und oben her. Da kommt Moses daher gebraust wie ein Wettersturm, und Blitze fahren hernieder auf die Erde, und die bleiben, stehen als ewige Worte. Wer ist's denn, der da redet? Ist's Moses, ein Israelit aus dem Stamm Levi? Nein, der ist's nicht, Gott ist's, der durch ihn redet: Ich bin der Herr, dein Gott, und du sollst meinen heiligen Namen nicht mißbrauchen, und weil ich dein Gott bin, sollst du nicht töten und nicht ehebrechen, sollst du nicht stehlen und nicht lügen. Da legt Gott durch den Mund eines Menschen die ersten Ordnungen in die Welt der Menschen. Gott redet durch ihn und darum sagt Gott auch zu ihm: „Du bist mein Mann". Und dann kommen sie alle, diese Männer, und immer wieder möchte man fragen: „Wer ist's denn, der da steht? Ist's Elias, der Thisbiter? Ist's Amos aus Thekoa? Ist's Jesajas aus Jerusalem? Ist's Jeremias aus Anathot? Ja, sie sinds, von unten gesehen und wir dürfen fragen, wo sie herstammen und fragen, was sie sind, aber dann sehen wir sie immer von unten. Von oben gesehen sind sie Worte Gottes, Menschen, denen Gott sein Wort in den Mund legt. — Und dann kommt der Letzte, durch den Gott redet, und wieder fragen wir: „Wer ist's? Ist's Johannes, der Sohn des Zacharias und der Elisabeth?" Ja, wir sehen sein Leben, wie er predigt am Jordan und wie zuletzt sein Haupt fällt unter dem Schwert des Königs. So sehen wir ihn von unten, dann aber fragen wir ihn selber: „Wer bist du? Bist du Elias? Bist du Christus?" und er sagt: „Nein, das bin ich alles nicht, ich bin kein Mensch — äußerlich wohl, aber das, was ich bin, das ist nicht menschlich. Ich bin nur eine Stimme" . . .

Die Kraft des Bibelwortes. Manchmal, wenn man ein Bibelwort liest, dann ist es wie ein gar nicht menschlich geschriebenes Wort, dann löst sich dieses Wort los von allem menschlichen Reden und es ist wie eingehüllt in eine Wolke von göttlicher Kraft, von göttlichem Tun, und es geht in unser Herz hinein, wir begreifen es gar nicht, daß es möglich ist. Wir haben es kaum verstanden oder haben geglaubt, es sei für uns gar nicht der Mühe wert, es nur noch zu lesen, es sei uns ja so bekannt, schon von der Schule her. Und auf einmal kommt so ein Wort daher wie ein starker, mächtiger Engel, der mit heiliger Hand unser Herz berührt, und es geht Leib und Seele auf und wir atmen etwas vom himmlischen Wort, von dem Wort, das Wunder tut, Wunder an unserem Herzen, Wunder im Gefühl, in unserem Denken, Wunder in allem, was wir sind.

Bibel und lebendiges Gotteswort. Es wäre freilich wünschenswert, daß die Verheißung an uns in Erfüllung ginge: es wird jedermann von Gott gelehrt sein. Aber wenn wir einstweilen die direkte Sprache Gottes zu uns nicht so ohne weiteres zu hören bekommen, so können wir doch danach trachten, indem wir auf Wahrheit lauschende Menschen werden, und nicht so gedankenlos alles, was Zeit und Welt bietet, auf uns wirken lassen . . . Dabei

haben wir doch am Worte Gottes, das geschrieben steht, eine Art Begleiter, etwas zu vernehmen. Wir können gleichsam das Ohr an die Bibel legen und es ist dann, wie wenn wir das Ohr an ein Telephon legen, wie wir die Stimme eines Andern, der in der Ferne ist, hören. So horchen wir durch ein Telephon, das in den Himmel geht, auf die Stimme Gottes, so daß durch diese geschriebenen Worte etwas von Gott an uns kommen kann. Aber ein Ohr muß man haben über die Buchstaben hinaus zu dem lebendigen Gott. Wer bloß in Buchstaben hineinstiert, der bekommt kranke Augen und ein krankes Herz. Wer aber das Ohr hinhält, um den lebendigen Gott zu vernehmen, der wird auch etwas merken, und bald sind ihm diese Stimmen der Wahrheit ein Schild und ein sehr großer Lohn.

Die Schriftgelehrten. Was können wir tun, damit das Göttliche in uns leben kann. Was steht ihm entgegen? Das Schriftgelehrtentum. Wie sie den Heiland mit dem Alten Testament tot gemacht, schlagen sie ihn jetzt mit dem Neuen. Wir müssen dem folgen, was in unserer Brust Gottes Geist spricht und wenn es gar nicht in der Bibel steht. Freie Menschen sollen wir sein, frei von Formen und Büchern und Menschen, hörend und handelnd, nachdem, was Gottes Geist in uns spricht.

Christus die Norm für die Bibel. Auch für die Bibel muß man seine Norm haben und die ist Christus, wie ihn die Apostel geben. Wo ich die nicht hineintragen kann, da ist's nicht für mich, bis ichs kann. So steht manches einstweilen nur da und ich muß warten, bis die Belehrung kommt, die zuletzt doch gegeben wird. Aber was schadets, etwas in der Bibel zu haben, das nur zu seiner Zeit verstanden wird? Warum will ich's mit Gewalt vor der Zeit verstehen? So ist's besonders mit der Offenbarung Johannis. Vieles verstehe ich eben noch nicht, aber muß ich denn eine Erklärung haben und darum eine machen vor der Zeit? Warte! heißt es, bis es Zeit ist und laß dichs nicht stören, und seiner Zeit wird man froh daran sein, daß es da steht."

Bl. Vater.

Wie man die Bibel lesen soll. [Im Anschluß an das Wort: „Sie werden sich setzen zu deinen Füßen und werden lernen von deinen Worten." 5. M. 33, 3].

Setz dich hin vor das, was der liebe Gott gesprochen hat — dann bist du vor den Füßen Gottes. Es kommt nur darauf an, daß man es glaubt. Viele nehmen es nicht persönlich genug, dann entschwindet Gott und das Wort bleibt zurück, aber dann ist's nicht mehr die Kraft. Dann nehmen es Viele nicht mehr als das Wort Gottes und haben nichts mehr davon. Man muß sich sehr hüten, daß man das Wort Gottes nicht menschlich nimmt, nicht zu äußerlich. Das, was Gott gesprochen hat, repräsentiert seine Person und ich möchte fast sagen: Nicht dieses Wort gibt mir da jetzt etwas, nicht die Bibel, sondern Gott in der Bibel ... Man kann die Bibel furchtbar abergläubisch gebrauchen, wenn man nur an dem Aeußeren, was sie sagt, buchstäblich hängen bleibt und nicht einfältig das nimmt, daß Gott darin ist. Wenn ich also die Gesetze lese, so rede ich mit Gott, dadurch versteht man die Bibel ganz einfach, weil man Gott mit sich reden hört; da bekommt man ein ganz anderes Verständnis. Aber wenn man es in diesem Sinne auslegt, dann heißt man es unbiblisch, weil man selber die Bibel nicht versteht, d. h. weil man nichts nimmt; als von Gott gesagt. Wenn wir

alles von Gott aus übersetzen ins Menschliche, dann gibt es ein System und das heißt man biblisch und die eigentliche Bibel geht darüber verloren . . .

So geht es durch Alles hindurch, bei Allem, was man zu sagen und zu hören hat: wenn man es als zu den Füßen Gottes sitzend hört, ist es ein total anderer Effekt, als wenn man ein Buch liest. Das hat keinen Wert . . . Nicht das Buch hat Wert, sondern die Personen haben Wert, Gott darin hat Wert. Ich will zu den Füßen Gottes sitzen, da will ich lernen — heute so morgen so, wie es sich macht . . .

Umgekehrt! Man muß beim Bibellesen auf das merken, wie die Dinge bei uns auf Erden zugehen sollten. Und da findet man allerdings, daß es nicht ist, wie's in der Bibel steht und kommt dann leicht dazu, zu sagen: Weil wir's nicht haben, so muß es auch nicht sein. Das ist aber falsch. Wir sollen so ehrlich sein zu sagen: Wenn wir's nicht haben, so soll und muß es werden.

Direkte Anweisung Gottes. Nun haben wir ja gewisse Stimmen Gottes in der Bibel, nach denen können wir vergleichen, ob jemand im Gehorsam der Stimme Gottes bleibt; aber für den Fortgang des Reiches Gottes . . brauchen wir — verzeihet mir den Ausdruck — mehr als die Bibel, da brauchen wir direkte Anweisungen.

Eine neue Bibel. Wir müssen eine neue Bibel bekommen.

Die Kirchengeschichte darf nicht das letzte Wort reden, das letzte Wort spricht Jesus. Wir werden noch einmal eine Bibel bekommen; es wird uns noch einmal gesagt, wie die Zeit verlaufen ist und so wird uns einmal Licht gegeben werden vom Tod der Apostel an bis dahin, wohin wir dann gekommen sein werden.

Gottesgeschichte kennt keine Vergangenheit. Die Weltgeschichte die geht vorüber; eine Gottesgeschichte geht nie, nie, niemals vorüber. Was tun zweitausend Jahre! Sie haben gar keine Bedeutung. Wir sind heute gerade dort im Geist, mit Leib und Seele dort, wo Gott einen Befehl gegeben hat, daß er hineindringe in alles Volk. L. Ragaz.

(Fortsetzung folgt.)

Zu Matthieus Hingang.

Der unter so schmerzlichen Umständen erfolgte plötzliche Hingang unseres Freundes und vieljährigen Mitredaktors Matthieu ist für uns ein Schlag von furchtbarer Schwere. Wohl niemand unter den ihm am nächsten Stehenden hat von seinem Zustand eine Ahnung gehabt. Wir wußten ihn leiblich und seelisch angegriffen, und zwar seit längerer Zeit, aber keinem von uns wäre wohl je der Gedanke gekommen, daß er in so tiefe Finsternisse der Schwermut geraten könnte. Der Schreibende hatte durch eine dreivierteljährige Abwesenheit von Zürich, der dann eine des Freundes folgte, dazu durch Kampf und Mühsal der letzten Monate, die seine Kraft und Zeit ohnehin überstiegen, den persönlichen Kontakt mit ihm

stark verloren und kann darum über das letzte Stadium des Weges, der nun zu diesem dunklen Ausgang geführt hat, nicht urteilen. War es äußerste körperliche Erschöpfung, die ihm zuletzt alle Herrschaft über sich selbst raubte, waren es mehr seelische Bewegungen, die zu tiefster Verdüsterung und endlich zu momentaner Verzweiflung führten? Das Rätsel dieser Tragödie wird wohl, wie in den meisten dieser Fälle, ungelöst bleiben. Mehr oder weniger leidend haben wir ihn stets gekannt. Seine außerordentliche seelische Empfindlichkeit, verbunden mit einer tiefen, wenn auch auch in der Aeußerung fast immer beherrschten Leidenschaftlichkeit des Erlebens, mußten ihn von innen her aufreiben. Dies um so mehr, als diese letzten anderthalb Jahrzehnte für ihn, wie für uns, durch schwerste, ja furchtbarste Kämpfe aller Art ausgefüllt waren. Ein Zug pessimistischer Weltbeurteilung trat bei ihm stets wieder hervor und stellte ihn zu vielen unserer eigenen Gedanken in stille oder offene Opposition. Freilich war er daneben auch des größten Enthusiasmus fähig, aber wenn dann die Enttäuschung eintrat, mußte sie um so tiefer sein. Nicht umsonst spielte das Wort „tragisch" in seiner Sprache eine so große, fast allzugroße Rolle. Und nun haben wir ja Zeiten durchgemacht und sind noch darin, wo uns Allen, die wir in der Weltbewegung mit unserem Hoffen und Glauben standen und stehen, die Versuchung zum Verzweifeln manchmal nahe genug treten und ein Glaube, der durch ein so starkes Schwergewicht pessimistischer Stimmung belastet war, wohl zeitweilig von Verfinsterung bedroht werden konnte. Auch beobachteten wir in dem Wesen und Verhalten unseres Freundes seit Jahren eine auffallende Veränderung, die auf eine sehr starke Spannung der in ihm arbeitenden Kräfte deutete und eine tiefe Krise fast notwendig machte.

Diese wurde wohl durch Erfahrungen mehr persönlicher Art, die doch mit der allgemeinen Sache im Zusammenhang standen, verschärft. Bestrebungen, an die er seine ganze Seele setzte, ja, an die er einen fast ungeduldigen Eifer wendete, der uns nun wie eine Vorahnung frühen Endes erscheint, wollten nicht so gedeihen, wie er und wir es gewünscht hätten. Es scheiterte Vieles, auf das er Hoffnungen gesetzt, und die durch jene tragische Grundstimmung beschwerte und von der Gesundheit und Kraft des Körpers verlassene Seele besaß offenbar nicht mehr die Fähigkeit, jenes Stürzen vorläufiger und menschlicher Hoffnungen nur als Auftakt zu der wahren und letzten zu verstehen, deren Erfüllung von Gott her kommt, anders, aber nur größer und schöner, als wir etwa erwartet hatten.

Aber das alles hätte ihn wohl nicht auf den Weg der Schwermut treiben können, wenn nicht noch etwas anderes dazugekommen wäre, das vielleicht das übrige wieder erklären hilft. Es war dies der Zwiespalt zwischen einem hochgestimmten Wollen und einem gewissen

Versagen derjenigen Kräfte, die dieses Wollen hätten verwirklichen können. Es mangelte ihm für das Größte freilich nicht etwa an der Begabung — diese war stark und vielseitig genug dafür — aber an dem Temperament, um es durch die Tat zu verwirklichen. Nicht daß er vor Kampf und Wagnis zurückgeschreckt wäre, aber es fehlte ihm hiefür wenn auch nicht die Kühnheit des Gedankens, so doch die Selbstgewißheit des Handelns. Ein rücksichtsloses, vielleicht etwas blindes persönliches Hervortreten war ihm unmöglich, eine unüberwindliche Scheu hielt ihn davon zurück. Das Selbstvertrauen versagte und ein höheres Vertrauen scheint infolge jener tragischen Grundstimmung an dieser Stelle nicht genügend eingesetzt zu haben. Wie bei allen Naturen von unsicherem Selbstgefühl wechselten kurze Erhebungen mit langen Depressionen. Es hemmte an diesem Punkte etwas in seiner Natur. Groß und kühn im Erfassen von prinzipiellen Wahrheiten und Zusammenhängen, war er weniger fähig, die Tragweite von aktuellen Ereignissen, Bewegungen, Taten zu erkennen oder über das Gegenwärtige weg etwas scheinbar ganz Unsicheres zu erfassen, dem doch die Zukunft gehört. Er pflegte dies selbst so auszudrücken, daß er mehr in der Ewigkeit lebe als in der Zeit. Uns wollte diese Art oft als ein Hangenbleiben am Abstrakten und eine fast nervöse Scheu vor dem Konkreten erscheinen. Alles Konkrete in Sprache und Tun erschien ihm leicht als banal und dem großen Letzten gegenüber als zu klein. Aber dieses Letzte hätte, um im Handeln verwirklicht zu werden, Wege erfordert, die notwendig in jene Einsamkeit geführt hätten, wo infolge jenes seltsamen Mangels an Selbstvertrauen und praktischem Hellblick die Fähigkeit seiner Natur versagte. So warf sich der gehemmte Drang nach dem Höchsten auf ihn selbst zurück, wurde Kritik und Verzweiflung an sich selbst und Andern. Die Reflexion und Analyse trat an Stelle der Unmittelbarkeit der Tat. Keiner von uns hat wie er theoretisch nur das Absolute wollen gelten lassen — das war immer ein gewisser Unterschied zwischen uns —, aber gerade dadurch wurde das Handeln erschwert und so verzehrte das Feuer des Absoluten ihn selbst, statt ihn vorwärts zu treiben und ihm auf dunklem Weg Licht und Wärme zu sein. Der tieftragische Tod war das Ende einer Selbstquälerei von tieftragischer Art.

Wir wollen nicht versuchen, den allerletzten Ursachen dieser Tragödie nachzuspüren, sondern lieber die Frage stellen, wieweit wir selbst daran mitschuldig sind. Dieser Frage wollen wir durchaus nicht ausweichen. Und da müssen wir rücksichtslos gestehen, daß es an Schuld auf unserer Seite nicht fehlt. Wir haben zwar den tragischen Konflikt in der Seele unseres Freundes und Mitarbeiters wohl gesehen. Auch dürfen wir bekennen, daß wir um seine Auflösung zu Licht und Kraft lange und schwer gerungen haben. Aber haben wir die Aufgabe in ihrem ganzen furchtbaren Ernst erfaßt? Haben wir dafür den Scharfblick gehabt, den solche haben

sollten, die der Sache Gottes dienen wollen? Haben wir uns nicht zu oft an seinen Schwächen und Eigenheiten gestoßen, statt das Gute, Große, Schöne an seinem Wesen und Wollen, das ja so reichlich vorhanden war, stets im Auge zu behalten? Hätten wir nicht in der letzten Zeit, als das Verhängnis nahte, dafür geöffnetere Augen haben sollen? Wäre nicht einem gesammelten und gemeinsamen Ringen eine Rettung vielleicht doch möglich gewesen? Hätte nicht der ganze Geist unseres Kreises einen solchen Ausgang verhindern müssen? Vor diesen Fragen müssen wir standhalten. Und wie so oft an Gräbern, müssen wir wohl besonders an diesem uns anklagen, daß wir ein viel zu geringes Maß dessen gehabt haben, was doch die Hauptsache im Reiche Gottes ist.

Aber wenn wir auch dieses Gericht über unsere Personen willig anerkennen, so sehen wir darin doch nicht etwa eines über unsere Sache. Deren Wahrheit bleibt davon völlig unberührt. Es ist eine Niederlage unserer Sache an einem Menschen, der darin eine größere Bedeutung hatte, gewiß, wir empfinden das in aller Schwere; aber Niederlagen können eine Sache nicht ohne weiteres entwerten. Sie könnten es höchstens dann, wenn sie kampflos geschehen waren; hier aber ist gekämpft worden! Gewiß, wenn die Kräfte des Reiches Gottes, an die wir glauben, siegreich unter uns walteten, dann wären sie auch solchen Geistern, den Geistern des Trübsinns und ihren Verbündeten, gewachsen, wie sie dann auch Krieg, Laster, dämonische Mächte aller Art überwänden. Aber wann haben wir behauptet, daß wir diese Kräfte besäßen? Wir haben bloß erklärt, daß wir an sie glaubten, daß in ihnen aller Sieg läge, daß sie allein der Welt helfen könnten, daß sie im Reiche Gottes, in Christus, bereit lägen; wir haben um sie gerungen und was wir nun erlebt haben, wird uns nur veranlassen, dies mit neuem Ernst, neuer Sammlung, neuer Demut, neuer Klarheit zu tun. Erst recht strahlt in unserer persönlichen Niederlage die Wahrheit unserer Sache.

Ich möchte überhaupt davor warnen, gegen diese oder gegen unsern Freund Steine aufzuheben, diese könnten sich, wie manches Beispiel zeigt, leicht strafend gegen die Werfer wenden. Es waltet über solchen Wegen viel Geheimnis. Wie oft schon haben wir allerwertvollste Menschen, ja, Menschen, an deren aufrichtiger Verbundenheit mit Gott kein Zweifel war, in solche seelische Finsternis verfallen und diesen irdischen Ausgang nehmen sehen! Christus selbst hatte nicht immer Gewalt, Seelen, die mit ihm nahe verbunden waren, zu retten. Der Schreibende hat über jenen Weg prinzipiell stets streng urteilen müssen. Seine Unrichtigkeit zeigt sich auch an seinen furchtbar verwüstenden Folgen. Er ist, soweit nicht physische Krankheit mitspielt, immer eine Folge der Verzweiflung, Verzweiflung aber ist Fahrenlassen der Hand Gottes. Aber so stark man dies gegen jede Abschwächung betonen muß, so stark doch

auch das Andere, daß es sehr oft gerade die Edelsten, ja sogar Frömmsten sind, die diesen Weg gehen. Sie tragen eben oft den tiefsten Zwiespalt in sich, leiden am stärksten am Leben, besonders an sich selbst, werden am leichtesten dem Dämon der Schwermut zur Beute. Es ist immer so: das Beste ist am meisten der Verderbnis ausgesetzt und seine Verderbnis ist dann auch die folgenschwerste. Im Angesicht dieser Tatsachen gilt es, den ganzen heiligen Ernst des prinzipiellen Urteils über diesen Weg mit der größten Zurückhaltung im einzelnen Fall zu verbinden.

Gerade im Falle unseres Freundes dürfen wir sagen, daß es zwar auf der einen Seite ein tiefer Mangel, auf der andern aber doch auch wieder etwas Großes gewesen ist, das ihn auf diesen Weg getrieben hat. Wäre er überhaupt einen leichtern Weg gegangen, so wäre der Konflikt in ihm nie so scharf geworden. In der Tat war dies, wie schon angedeutet worden ist, einer der hervorragendsten Züge seines Wesens: das Gefühl des Verpflichtetseins gegenüber dem Großen, ja Größten. Nie versagte in dieser Beziehung ein Appell an sein Wollen. Gewiß ist er wohl gerade aus einem unbewußten oder bloß halb bewußten Gefühl einer Schwäche heraus etwa in Wort und Haltung über sich selbst hinausgegangen, aber den Kampf hat er gekämpft, in bitterem Ernst, in tausend Qualen, und es gereicht weder ihm, noch seiner Sache zur Unehre, daß er auf diesem Kampffeld gefallen ist. Am wenigsten dürfen ihn die verurteilen, die sich dem Kampf hübsch zu entziehen wissen. Er steht jedenfalls über ihnen!

Darum braucht auch das, was er trotzdem gewesen ist und geleistet hat, durch dieses Unterliegen nicht verdunkelt zu werden. Wir wollen darauf wenigstens in Kürze hinweisen, in der Erwartung, daß es sonst noch Gelegenheit geben werde, sein Werk ausführlicher darzustellen.

Das Größte, was der Geschiedene nach dem Urteil des Schreibenden bedeutet hat, liegt auf dem Gebiete der Arbeiterbewegung. Seine Einordnung derselben in den Gesamtzusammenhang unserer Kultur, besonders aber die Ueberbietung der Sozialdemokratie durch umfassendere, tiefere Gesichtspunkte, ist eine durchaus eigenartige und bedeutsame Leistung. Hier kam ihm jene Großzügigkeit zu statten, die da, wo sie sich in Abstraktheiten verlor, uns etwa zum Aergernis wurde. Seine kleine Schrift über die „Hauptströmungen der Arbeiterbewegung", die alle Vorzüge dieser Art ohne ihre Schattenseiten aufweist, wird ein Juwel der sozialen Literatur bleiben. Der Schreibende gesteht, daß er in diesen Dingen viel von dem Verstorbenen gelernt hat. Namentlich ist es dessen Verdienst, das Wesen und den wahren Sinn des Anarchismus und Syndikalismus ins rechte Licht gestellt zu haben. Proudhon und Bakunin, dazu Tolstoi, waren ihm sehr viel mehr als Marx und Engels. Daß er bei dieser Denkweise der Steigerung des Marxismus, die im Bol-

schewismus hervortrat, nicht zustimmen konnte, war klar. Seinen Aufsatz über den „russischen Zusammenbruch[1]) habe ich immer als eine seiner wertvollsten Leistungen betrachtet und es stark bedauert, daß er für eine weitere Verbreitung nicht zu haben war.[2]) Und so hat er in allen Formen und allen Lagen für den besseren Sozialismus gekämpft und die Freiheit gegenüber der Partei, der er aus Liebe zum Proletariat angehörte, wahren helfen.

Nicht völlig zur Entfaltung ist namentlich der Pädagoge Matthieu gekommen. Große Pläne, ja sein eigentlicher Lebensplan, sind in den Anfängen geblieben. Vielleicht daß sein Nachlaß uns noch größere Werke dieser Art beschert, sonst sind wir dafür im Wesentlichen auf den Extrakt seiner pädagogischen Gedanken, den sein Anteil an dem „Sozialistischen Programm" darstellt, dazu auf die Aufsätze: „Richtlinien und Keimzellen" im letzten Jahrgang der Neuen Wege, angewiesen. Hier, in der Pädagogik, kam Bergsons, des von ihm — mit Recht — sehr Hochgestellten, Wort von der schöpferischen Entwicklung besonders zu Ehren. Aus der Jugend, die heute durch ein System, das sie zum Mittel für die Erhaltung des Bestehenden braucht, unterdrückte neue Welt hervorzulocken, war ihm die Quintessenz aller Erziehungsarbeit. Diese Gedanken rechtzeitig und unbekümmert zu verkündigen, hat ihn leider wieder jene Scheu vor dem persönlichen Kampf und Hervortreten verhindert. Aber er ist am Gymnasium von Zürich ein Lehrer gewesen, der den Religionsunterricht dazu benützte, die Seelen der jungen Menschen in alle großen Probleme der Geisteswelt einzuführen und sie damit mächtig zu begeistern und zu erheben. Die tiefe, zarte, verständnisvolle und ehrfürchtige Liebe zur Jugend war ja überhaupt ein Grundzug seiner Natur.

Auch in der religiös sozialen Bewegung im engern Sinne hat er eine besondere Stellung eingenommen. Sein Buch über „das Christentum und die soziale Krise der Gegenwart" ist die einzige zusammenfassende Darstellung größeren Stils, die es davon gibt. Sie zeigt freilich neben den Vorzügen einer umfassenden Betrachtungsweise auch deren Nachteile, besonders in einer allzugroßen Abstraktheit, die das Buch zum Teil schwer verständlich macht. Seine Stellung zu der Bewegung war besonders darin eigenartig, daß er ihre religiösen Voraussetzungen nur teilweise anerkannte. Er hatte in dieser Beziehung immer seine stillen oder offenen Vorbehalte. Man hatte das Gefühl, daß er hierin sich weniger

[1]) Vergleiche Jahrgang 1918, Seite 112 ff.

[2]) Jenes Telegramm an Lenin, das vor dem Brest-Litowskerfrieden warnte und das seither von der Geschichte so sehr bestätigt worden ist, hat er, wie ich selbst, nicht etwa deswegen mit unterzeichnet, weil er dem Bolschewismus zugetan gewesen wäre; die Verfasser und Unterzeichner waren damals ausnahmslos Antibolschewisten. Wir redeten, was damals noch möglich schien, im Namen der sozialistischen Solidarität. Mit Trotzky stand der Schreibende in einem gewissermaßen freundschaftlichen Verhältnis, solange jener noch Gegner des Bolschewismus war; nachher hat er ihm nur noch zwei warnende Briefe geschrieben, die ohne Antwort blieben. Lenin hat er nie gekannt

auf eine gegebene Wahrheit stelle, als nach einer noch zu findenden hinausstrebe, für die ihm besonders Nietzsche weithin Wegweiser war. Es war schwer, in dieser Beziehung sein innerstes Denken zu erkennen. Nur das Eine war sicher, daß dessen letztes Wort doch Christus blieb. Den Theologen freilich merkte man ihm, dem Lizentiaten und Pfarrerssohn, am wenigsten von uns Allen an und ein Problem der Kirche gab es für ihn gar nicht mehr.

Auch sonst traten ja immer mehr jene Unterschiede des Denkens und der Stimmung zutage, die schon angedeutet worden sind. In Sachen des Völkerbundes kam es zu einer ernsten Entfremdung. Gegenüber Matthieus Einschätzung des Proletariates und gewisser Formen und Gedanken der Jugendbewegung machten sich bei uns Vorbehalte geltend; diese hingen wohl in letzter Instanz mit unserer etwas verschiedenen religiösen Orientierung zusammen. Daß die Stellung der Neuen Wege zu diesen Dingen, wie sie in den Blumhardt-Aufsätzen und Anderem zum Ausdruck kommt, seinen Beifall nicht hatte, ihm fremdartig war, haben wir Anlaß anzunehmen. Freilich hatten nach unserer Meinung solche Unterschiede auf dem Boden einer gemeinsamen Arbeit sehr wohl Platz. Denn wir sind doch immer nicht bloß Besitzende, sondern auch gemeinsam Suchende. Matthieus Eigenart durfte neben andern gelten und wirken.

Wenn nun noch mit einigen Worten seiner Arbeit an den Neuen Wegen gedacht werden soll, so ist ja zu sagen, daß sie all diese Züge des Matthieuschen Wesens und Werkes wiederspiegelt. Die Neuen Wege bildeten einen wichtigen Teil seines Wirkens. Er hat ihnen ein großes Stück seiner Lebenskraft geweiht. Eine Anzahl seiner Beiträge — ich nenne besonders seine Kritik der Sozialdemokratie, seine Abhandlung über den Anarchismus, die schon erwähnte über die russische Revolution, dazu Artikel wie den „Kampf um den Frieden", die „Furcht vor Christus" — gehören zum Besten, was darin erschienen ist und haben zum Teil eine bedeutende Wirkung gehabt. Die von uns oft beklagte und getadelte Abstraktheit und Umständlichkeit des Stils, die dann besonders in der letzten Aufsatz-Reihe hervortrat, hat leider diese Wirkung ein wenig gehemmt; aber wir werden immer dankbar bleiben für all die Kampfgemeinschaft schwerer Jahre, all die Bereitwilligkeit zur Mitarbeit, all die Mühsal, die er an dieses Werk gesetzt hat. Die Neuen Wege bleiben mit ihrem Besten ein Teil seines eigenen Lebenswerkes.

Aber ich will ja keinen Nekrolog schreiben, — ein solcher wäre mir jetzt unmöglich — ich wollte nur das Große, Gute, Schöne zeigen, das in diesem Leben war und das durch seinen irdischen Ausgang nicht vernichtet werden kann. Wir könnten zur Ergänzung auf die entsprechenden Züge am Bilde seines persönlichen Wesens hinweisen, auf seine warme Teilnahme am Leben der

Freunde, seine große, nie versagende Dienstwilligkeit, seinen aufgeschlossenen Sinn für alles Schöne, Gute und Hohe, seine Freiheit der Seele, seine Fähigkeit zu leidenschaftlicher Sympathie und Antipathie, den Zug von Vornehmheit und Ritterlichkeit in seiner Art, seine weiche Liebe und Freundschaft. Aber das sei alles nur gestreift, denn wie gesagt, zu einem Nekrolog bin ich jetzt nicht gestimmt, zu mächtig bewegt uns Alle das Rätsel dieses Geschickes.

Aber wenn ich es nun im Zusammenhang betrachte, so will mir darin doch etwas wie Versöhnung entgegenkommen. Dieser ganze Kampf mit seiner Tragik — entspricht er nicht im Grunde der Idee dieses Lebens? Drückt er nicht eine mächtige Wahrheit aus? Ist er zuletzt nicht doch auch etwas von jenem Heldentum, nach dem seine Seele so sehr dürstete? Gewiß, wir wollen das Dunkle nicht hell machen, aber auf der andern Seite ist es uns auch nicht das letzte Wort, wie uns der Tod selbst nicht das letzte Wort ist. Diese Tragik reicht für uns hinein in einen Gesamtzusammenhang, wo sie sich schließlich in Licht und Sieg auflösen muß.

Danach wollen wir ringen. Auch das Bild dieses Looses muß mit dem fortschreitenden Sieg der Sache Gottes sich verändern. Unsere Bewegung aber kann aus dieser Niederlage allerlei lernen. Sie wird vor allem das lernen, was ihr immer zu sehr gefehlt hat: Liebe, persönliche Liebe, und in der Liebe Freiheit, und in der Freiheit Fähigkeit zu gemeinsamer Arbeit. Sie kann lernen, immer mehr an Stelle der Worte die Wirklichkeiten zu setzen, immer mehr jene einzige Wirklichkeit zu gewinnen, von der aus allein alle Siege errungen werden können. Wenn wir dies erkennen, dann hat ihr unser Freund, an ihr vielleicht manchmal verzweifelnd, einen großen Dienst getan und wird sein Tod — der nicht hätte sein sollen — ihr zuletzt auch ein Mittel zum Aufstieg. Alles, alles, auch das Schwerste, muß aufwärts drücken, Sieg werden!

L. Ragaz.

Rundschau.

Aus Deutschland. I. Die deutsche Krisis II.[1]) Je mehr das Phantom eines innerlich einigen Deutschland, das auf Grund einer gemeinsamen „Weltschauung" den berühmten starken Mann, den politischen oder geistigen Führer hervorbringt, unseren Augen entschwindet, umsomehr machen wir die seltsame Erfahrung, daß unsere besten Freunde im Ausland nach dem neuen, dem wahren Deutschland ausschauen und sich über jedes Anzeichen eines solchen freuen. Sie tun das

[1]) Vergleiche den ersten Teil im Maiheft.

ganz gewiß nicht, um ein Phantom sehen zu wollen, das ihnen ja eben so schnell zerinnen müßte wie uns, sondern sie tun es, weil sie aus dem schicksalshaften Chaos der jüngsten Zeit etwas heraufsteigen sehen müssen, das zwar kein Kosmos, aber doch ein Wille zur Gestalt und Neugestaltung sein könnte. Dieser Wille ist da. Wir können ihn bestenfalls in seiner prismatischen Brechung sehen, die, ganz unabhängig von der Farbenbetontheit, sei es das äußerste Rot links oder tiefes Blau rechts, dauernd stattfindet und uns dauernd beunruhigt.

Wenn ich nun doch einige von diesen Anzeichen eines total Neuen, das heißt natürlich nur: eines auf der Ebene der Relativitäten total Neuen, zu nennen mich anschicke, so bin ich gewiß der Letzte, der das in angreifendem Sinne tut. Ich will nichts gemein haben mit Erzeugnissen vom Schlage der „Weltwende" eines mythologischen Spiels von Gertrud Prellwitz (aus dem Fidus-kreise bei Berlin), das neulich auf einer sonst gehaltvollen und spannungsreichen Volkshochschulfeier in Witten in Westfalen aufgeführt wurde. Dies Stück von zwei Stunden Dauer, in dem ein Zuhörer binnen wenigen Minuten 38 mal das Wort „Deutschland" hörte (darnach hörte er auf zu zählen), entspricht der heute am meisten verbreiteten Ideologie, besonders leider auch unter der Jugend. Es scheint den Glauben an Deutschlands Sendung von der pathetischen Häufigkeit teutscher und arischer Worte abhängig zu machen, empfindet sich sicher als ganz neutral auch gegenüber dem Nationalismus und merkt ebensowenig wie die meisten Zuhörer, daß es auf einen ganz imperialistischen Gedankengang hinausläuft. Denn ob es auch heißt, daß nach dem Versinken im Mammon nur ein „gutes" Deutschland lebensberechtigt sei (als ob das so leicht wäre!), so ist doch die Hauptsache die: Deutschland, symbolisiert durch Wotan, war stark. Es ist gefällt durch England, das, vermeintlich naturgetreu, in Wirklichkeit unglaublich tendenziös, durch den „Blutsbruder" Loki, den unersättlichen Mörder, gezeichnet wird. Und nun soll Deutschland wieder, und zwar durch das Eingehen Lokis in Wotan (!!), groß werden und auf diesem Wege nicht nur sich, sondern alle Völker in „Weltwende" erlösen Da die deutsche Geistigkeit seit hundert Jahren nicht so gesteigert und bewegt war wie eben in diesen Zeiten und da eine Frau vom Schlage der Gertrud Prellwitz das unbedingt wissen muß, kann es sich nach aller äußeren und inneren Logik nur um eine imperialistische Einheit und Größe handeln, die da gefordert wird. Die ist natürlich, das hat man gemerkt, auf dem Wege des gierigen Mammons nicht mehr zu erreichen, also versucht man's auf „völkischem" Wege. Da trifft man denn mit allen seinen arischen Pfeilen nicht ins Schwarze der deutschen Sendung, sondern recht weit daran vorbei. Und so geht es hier mehr und mehr Menschen so, wie auch auf dem Gebiete der Gottesfragen: die Häufigkeit

des Redens von solchen Dingen wird zum Maßstab der wachsenden Entfernung von ihnen.

Ich wollte mit diesem ausführlichen Bericht gerade unseren Freunden außerhalb recht eindringlich zeigen, daß dies der Stempel unseres öffentlichen Lebens in Universitäten, Schulen, Volkshochschulen, Vorträgen und überall sonst ist. Mit welcher Wonne das Alldeutschtum diesen neugermanischen Idealismus für seine Zwecke ausnutzt, und zwar bis in die Arbeiterschaft hinein, kann man sich denken. Zur grotesken Utopie wird die Sache nur dadurch, daß man auch glaubt, unsere bewußten Sozialisten ließen sich für eine solche „wahre deutsche Volksgemeinschaft" einfangen.

Umso bedeutsamer werden auf solchem Hintergrunde die wenigen und bescheidenen, ohnmächtigen und verachteten Anzeichen eines neuen Deutschlands, nach dem auch unsere Freunde draußen ausschauen. Aus verschiedenen Lebensgebieten sei je ein Bild gegeben. Gegenüber dem Massenbetrieb (um kein schlimmeres Wort zu brauchen) bei unserer Lutherfeier wird Dante in einer tiefen, exklusiven Weise zu seinem 600. Todestage gefeiert. In einem Aufsatz in der führenden deutschen Zeitschrift „Die Tat" ist aufgezeigt, daß uns nicht mehr Historismus oder Romantik unsere Stellung gegenüber solchem Manne anweisen dürfe, sondern die Hingebung und Leidenschaft in der Erkenntnis der Vergangenheit „des Geistes, der uns selbst bedrängt; Aufhellung eigener Dunkelheit, Lösung eigener Wirrnis wird erhofft." Und so sind wirklich viele an der Arbeit, die Schleusen zu bauen (geöffnet werden sie noch nicht!), durch die der Strom brechen soll, der Wissenschaftlichkeit in Erkenntnis, Kühle der Betrachtung in persönliche Not, abstrakte Problemstellungen in warnende Finger Gottes aufhebt, auflöst und wandelt.

Eine Zeitschrift, die diesen Geist unter der Jugend lebendig macht, ist der neulich schon genannte „weiße Ritter" (zu beziehen vom Verlag Regensburg, Türkenstr. 3). Man könnte die hier konzentrierte Bewegung der Neupfadfinder das heimliche Salz der Jugendbewegung nennen. Einer der Führer, ein deutscher Pfarrer, wurde nach seiner Teilnahme an wichtigen Tagungen in Kärnten als die stärkste Persönlichkeit der deutschen Jugendbewegung bezeichnet. Solches laute Lob wirkt ja auf anständige Menschen immer peinlich. Aber trotzdem glaube ich, daß von dieser Seite noch Großes kommen wird. Die tiefe Erkenntnis unserer Gesamtnot in dem Hymnus auf Seite 125 dieses Jahrgangs, der aus Raummangel leider nicht zitiert werden kann, ist Symbol dafür.

Während hier in der Stille, in feierlicher Isolierung gearbeitet wird — und doch, wie ich es sehe, wirklichkeitserfaßter als in den Kreisen von Stefan George, Steiner, Müller, wagen sich andere hinaus in den Tumult des öffentlichen, entscheidungsschweren Ringens. Da haben wir zwei typische Kräfte am Werk. Einmal die von Christus bewegte Jugend der Kampfscharen, die als seine Ritterschaft

überall seinem Geiste zum Siege verhelfen will. Ich glaube, daß hier manche Verwandtschaft zur Schweizer Freischar statthat. Das, selten erscheinende, Blatt: „die Flamme", ist noch konzentrierter, weniger schweifend, mehr vom Gefühl einer ganz großen Berufung beseelt, klarer die Not und Unmöglichkeit der Lage erkennend als das sonst ganz in dieser Richtung liegende „Neue Werk". Ein Satz für viele: „Wir leben ja in solcher Begriffsverwirrung, daß uns anscheinend nur eine ganz neue Sprache helfen kann." Das ist doch geradezu ein drohender Finger für die vielen Fach- und anderen Theologen, auch im Neuen Werk, die meinen, sie hätten genug getan, wenn sie neue Wahrheiten in alte Worte, in alte Schläuche gegossen und mit ihnen in Vorträgen und Büchern das Absolute verkündigt — nein: auseinandergelegt haben. Wie weit die Kampfscharen (in deren Zusammenhang auch die ähnlich eingestellten „Erfurter Führerblätter" genannt seien), wirklich berufen sind zu verkünden und so reales Leben, unerbittliche Verhältnisse zu wandeln, steht dahin. Aber darauf kommt es schließlich, vom Wesentlichen her gesehen, nicht entscheidend an, sondern auf das, was sie sind und werden.

Aehnliches gilt von den Christlichen Revolutionären, die ihr neulich genanntes Blatt in „Weltwende" umtauften und mittlerweile eine aufregende Zusammenkunft in Stuttgart hatten. Ich konnte nicht zugegen sein, ich habe auch den Eindruck, als ob das Auftreten moderner Ich-Menschen und Propheten wie Häußer von der letzten Besinnung eher ab als hinführten, aber ich wünschte doch, daß unsere Schweizer Freunde sich einmal in das reißende Wasser dieses teilweise wirklich revolutionären, ganz von Christus ausgemeinten Stromes begeben (Lektüre: Nr. 7/8 der „Weltwende", Stuttgart, Lehmstr. 20, Christlich-revolutionärer Verlag). Freilich werden sie nachher das Gefühl haben, sich von diesen Hochströmungen, die dann leider wieder ihre stillen Seitenwässerlein in einem Wirtschafts-, Siedlungs- und Kirchenreformbund trieben, erholen und in geistig-gesammelter Ruhe und stiller Tat sich von jenem Bade wieder reinigen zu müssen.

Ein von vielen erkanntes wegweisendes Ziel ist der Bakenhof in Worpswede, eine vom umgebenden Kapitalismus fast freie Kampfsiedlung. Ihr geistiger Führer, der Maler Heinrich Vogeler, der neulich auch in meiner Kirche durch Vortrag und in der folgenden Aussprache entscheidende Anstöße gab, hat ganz tief erfaßt, daß, praktisch gesprochen, die Ernährungsfrage und die Eroberung des Brotes das Problem ist, daß aber nur durch das Minimum völligen Kulturverzichtes, völliger Kompromißlosigkeit mit dem verständnislosen Bürgertum, ja sogar der Bebauung des Landes von Erdlöchern aus, die also besseren Zwecken dienen als die Schützengräben, der wahre Kommunismus aufgebaut werden kann. Jener Kulturverzicht hindert übrigens nicht, daß die dreizehn Kampfsiedler (dazu zehn Kinder) nach 13stündiger Arbeit sich an Bachs Musik erbauen. Vogeler meint, daß

nur proletarische Schichten zu solcher Art Siedlung fähig seien, der „Bürger" bringe es nur bis zur Idyllsiedlung. Vogeler ist einer der ganz wenigen, die wir mit Recht als Tatmenschen bezeichnen können, und die — Tatmensch sein dürfen.

Von besonderer Wichtigkeit sind die internationalen Beziehungen der Deutschen, von denen heute nur einiges angedeutet, später mehr gesagt werden soll. Immer klarer wird die Problematik: entweder pazifistisch-demokratische Ideologie, die letzten Ende wirtschaftliche Blüte meint oder, vom Umfassenden her, Neuschöpfung der Dinge, mit Einschluß der internationalen Beziehungen. Daß die darin liegende Kritik am Bisherigen nicht in der Gegend des empirischen Sozialismus und seiner Ideologie stecken bleiben darf, die ja auch den Weltfrieden nicht schaffen kann, ist klar. Kommunismus ist eben doch etwas anderes als eine Landkarte von Sowjetstaaten!

Die internationalen Beziehungen der bürgerlichen Pazifisten sind wichtig zum gegenseitigen Kennenlernen, aber kaum wesentlich bedeutsam. Wichtig ist das, was einige Freunde der christlichen Internationale im Anfang dieses Jahres bei ihrer Reise durch ganz Deutschland an Beziehungen gewonnen haben. Gerade daß hier die verschiedensten Richtungen da sind, die seit der letzten Zusammenkunft in Bilthoven schon nicht mehr unter einen Hut gebracht werden können, ist ein tiefes Zeichen von Ehrlichkeit, Ernst und Reichtum. Es gibt bei uns Kreise, die mit allen diesen Richtungen dauernd Freundschaft halten.[1])

Neben diesen Beziehungen laufen aber noch starke Fäden zu den Quäkern, die z. B. in der Remscheider sozialistischen Lebensgemeinschaft, der vorwiegend Parteikommunisten angehören, oder in einer bürgerlichen Elberfeld-Barmer Gruppe, die sich soeben als Freunde der Quäker konstituierte, eine Rolle spielen. Von den Bestrebungen der „Eiche", die immer noch die Kirchen in die Einheit der Christenheit einbeziehen will und dabei manche schöne Erfolge aufzuweisen hat, kann hier nicht ausführlich die Rede sein.

Ein Gesamtbild zu geben ist unmöglich. Ebenso wie es unmöglich ist, in der zentralen wirtschaftlichen Frage, ob wir einer Konsolidierung oder neuen furchtbaren Kämpfen entgegengehen, irgend etwas Sicheres oder auch nur Belangreiches zu sagen. Der erste Weg würde entscheidende Siege aller Rückwärtsgewendeten, Antisozialisten, Militaristen mit sich bringen. Der zweite — im Lauf der Zeit vielleicht auch! Eine unmögliche Situation! Darum horchen wir, ob wir

[1]) Für Freunde in der Schweiz notiere ich hier die drei Blätter, die wichtig sind, und von denen vor allem das französische wirklich Wesentliches zu sagen hat, mehr als der blasse und auch nicht immer gut orientierte „Christianisme social". Für Frankreich: Chrétien libre (Léon Revoyre, Melun, S. et M. Rue des fosses-aux-Anglais 37). Für England: News Sheet of the Fellowship of Reconcilation (Oliver Dryer, 17 Red Lion Sguare, London WC 1). Für Amerika: The World Tomorrow (I. N. Sayre, The fellowssipp Press, 108 Lexington Avenue, New York, N.Y.F.

Goldadern finden, in denen das Bild eines lebendigen Deutschland vorgezeichnet und vorgeprägt ist. Wann seine Stunde kommt, kann niemand sagen.

Solingen-Foche. Liz. Dr. Hans Hartmann.

II. Die Kriegsverbrecher-Prozesse. In den Verhandlungen gegen die deutschen Kriegsverbrecher ist eine Pause eingetreten, die zu einer Beurteilung der ganzen Angelegenheit auffordert. Handelt es sich doch darum, ob und wie diese Prozesse fortgeführt werden sollen. Nachdem die französische Kommission von ihrer Regierung zurückbeordert und auch die französischen Zeugen zurückgezogen worden sind, sind zunächst weitere Verhandlungen, soweit sie Frankreich angehen, in der bisherigen Art unmöglich gemacht. Heute geht nun durch die Presse die Nachricht, daß der Oberste Rat der Entente auch für die andern Länder erneut die Frage prüfe, welcher Weg weiterhin zu beschreiten sei. Damit dürfte für uns die Zeit gekommen sein, auch ein Wort dazu zu sagen. Natürlich kann es sich bei unserer Beurteilung nur um einige grundsätzliche Gesichtspunkte handeln. Die Frage, ob die bisherigen Prozesse in unparteiischer und gerechter Weise „Recht" gefunden hätten, müssen wir den Juristen und Kennern der stenographischen Verhandlungsprotokolle zur Beantwortung überlassen. Nach unserer Auffassung jedenfalls, die ein im menschlichen religiösen Gewissen verankertes Recht kennt, ein höheres, als im sogenannten „Kriegsrecht" niedergelegt ist, ist vieles Unrecht und Verbrechen, was nach Kriegsrecht zulässig ist und infolgedessen straffrei ausgeht. Doch dies sei nebenbei gesagt. Für die Folge möchten wir nur folgende allgemeine Gesichtspunkte hervorheben.

1. Auf keinen Fall dürfen die Prozesse eingestellt werden. Deutschland ist es sich selbst schuldig, darauf zu dringen, daß genau festgestellt wird, wieweit von seinen Angehörigen gegen die Grundsätze des Kriegs- und Völkerrechts gefehlt worden ist, und wie weit grundlose Anklagen vorliegen. Deutschland muß darauf dringen, besonders im Hinblick auf die ungeheuerlichen Anschuldigungen, die während des Krieges durch die gegnerische Presse gingen. Die Geschichten von abgehackten Kinderhänden, abgeschnittenen Brüsten, Ketten aus Feindesaugen, die von deutschen Frauen getragen wurden, von massenhaften Vergewaltigungen und Deportationen in deutsche Bordelle sind kolportiert, geglaubt worden und werden vielleicht heute noch geglaubt. Ueber diese Dinge muß die Wahrheit ermittelt werden. In deutschen Zeitschriften sind sie z. T. schon als infame Presselüge festgestellt (Vg. „Eiche", VIII. Jahrg., Nr. 3/4, S. 123 ff.) Es ist aber Pflicht des Auslands, Deutschland die Rechtfertigung vor aller Oeffentlichkeit zu ermöglichen und die Zurückführung aller Vorwürfe auf das wirkliche Maß seiner Schuld. Das wird dann immer noch groß genug sein. Es ist auch Pflicht gegenüber den einzelnen Beschuldigten, die vor In- und Ausland als Verbrecher gebrandmarkt worden sind, daß

man ihnen die Verteidigung ermöglicht. Also: nicht Niederschlagung sondern Fortführung der Prozesse im eigensten Interesse der Beschuldigten und ihres Landes.

2. Auf keinen Fall aber dürfen diese Prozesse wie bisher einseitig vor dem deutschen Reichsgericht weiter fortgeführt werden. Der Krieg hat nicht nur deutsche Mannschaften und Offiziere zu Verbrechern werden lassen. Hunderte von Angehörigen der Länder, die gegen Deutschland zu Kampfe standen, sind derselben und schlimmerer Scheußlichkeiten durch Aussagen unter Eid beschuldigt. Was für Deutschland oben gesagt ist, gilt auch für Frankreich, Rußland, England und wer es sonst sei. Es dürfte kein Volk sein, das rein dasteht. Auch die andern Länder müßten sich durch ihr Weltgewissen verpflichtet fühlen, auf Richtigstellung ihres Schuldanteils zu dringen. Anders wird die politische Atmosphäre nicht entgiftet. Wenn Deutschlands einstige Gegner wirklich den Tod des Militarismus wollen, dann müssen sie auch ihre Schuldigen zur Rechenschaft ziehen. Von der einseitigen Behandlung, wie sie bislang erzwungen war, haben nur Nationalismus und Militarismus Gewinn. Die deutsche nationalistische Presse wütet über jedes Urteil mit Hinweis auf das Ausland, dessen Verbrecher straffrei ausgehen. Ihr sind die einseitigen Prozesse gerade recht als Anlaß zu immer neuer Völkerverhetzung. Und die ausländische Chauvinistenpresse wütet ebenfalls über jedes Urteil oder gar einer Freisprechung, weil ihr von vornherein die Schuld feststeht und die deutsche Gerichtsbarkeit verdächtig ist. So werden nur auf beiden Seiten die nationalen Leidenschaften erregt und aufgepeitscht, und das geht bis tief in die sozialistischen Kreise hinein. Das Ergebnis ist Haß und abermals Haß, Unglaube an ein Recht zwischen den Völkern, Glaube allein an die Gewalt: Militarismus. Daß die Auslieferung der Deutschen an die Entente nicht minder geeignet wäre, dem Frieden zu dienen, liegt so klar auf der Hand, daß darüber kein Wort weiter verloren zu werden braucht. So kommen wir nicht weiter. Es muß sich jedes Volk unter seine Schuld beugen. Nur so entsteht in den Völkern die Gesinnung, die vergeben und vergessen kann. Ohne die gibt es keinen rechten Völkerbund und kein internationales Miteinander. Der Völkerbund, der ein neues Europa und eine neue Welt schaffen soll, ist uns deshalb auch die allein geeignete Instanz, die Kriegsverbrecherfrage in die Hand zu nehmen. Er richte einen Gerichtshof ein, in dem alle beteiligten Länder durch Richter vertreten sind und suche allen gleichzeitig Recht und Gerechtigkeit zuteil werden zu lassen.

3. An den Verhandlungen gegen alle Kriegsverbrecher ist uns schließlich auch dies wichtig, daß sie das wahre Bild des Krieges enthüllen. Es ist die deutsche Kriegsführung nicht allein gewesen, die manchen Kriegsteilnehmer zum Tier gemacht hat,

wenn auch an der deutschen Kriegführung vielleicht am schärfsten die grundsätzliche Mißachtung aller seelischen Werte zum Ausdruck kam. (Notabene spricht das für das einfache deutsche Volk, das in seinem Kerne noch urgesund sein muß, wenn es bei der militaristischen Denkungsart seiner führenden Schichten sich nicht zu mehr Brutalitäten hat hinreißen lassen!). Welche Unsumme von teuflischem Wesen haben nicht die wenigen Prozesse, die bislang stattfanden, enthüllt, teuflisches Wesen, das kriegsrechtlich sanktioniert ist. Die einzelnen „Verbrechen", so schlimm sie sind, verschwinden uns hinter den Kriegsbildern, die in ihrem Zusammenhang sichtbar werden. Dieser brutale Anschauungsunterricht vernichtet allen romantischen Glorienschein, den die Kriegslobredner um das Kriegsgeschehen zu verbreiten pflegten. In abscheulicher Nacktheit stehen die Kriegstatsachen da. Man verwundert sich gar nicht, daß bei solcher Aufpeitschung aller Sinne und tierischen Leidenschaften, wie sie etwa die ganz gewöhnliche Kampfhandlung mit sich bringt, viehische Ausschreitungen Einzelner vorgekommen sind. Man lernt den Krieg hassen aus innerster Seele, man gewinnt tiefstes Mitleid mit seinen Opfern auch unter den „Kriegsverbrechern", und vielleicht kommt dem einen oder andern auch einmal der Gedanke, daß er auch einen Teil Schuld daran trägt, daß das alles hat sein können. Dann sind wir auf dem Wege zur Erlösung der Welt von Krieg und Kriegsverbrechen. W. Nesiler.

Die religiöse Erweckung in Russland. Wir haben vor einiger Zeit (vgl. das Maiheft der Neuen Wege) über die starke religiöse Bewegung berichtet, die in Rußland aus dem Schoße der „orthodoxen", d. h. der griechisch-katholischen Kirche entstanden sei. Heute möchten wir an Hand neuester Berichte von einer, wie es scheint, nicht minder großen, mehr „evangelisch" gefärbten Erweckung erzählen. Wir brauchen dazu wohl kaum zu bemerken, daß es uns nicht darauf ankommt, etwa den Protestantismus als solchen in Rußland verbreitet zu sehen. Aber auch diese „evangelische" Bewegung ist ein Zeichen des Erwachens, ein Zeichen des Gottesdurstes der russischen Seele, der durch die Revolution nicht ertötet worden ist, und sie mag dazu mitwirken, daß aus dieser von so viel Blut und Tränen getränkten russischen Erde ein neuer Gottesfrühling aufsteigt. Der uns freundlich zur Verfügung gestellte Bericht lautet:

Im Verlaufe von drei bis vier Jahren sind in Rußland und Sibirien mehrere tausend evangelische Kirchen erstanden. Gerade aus dem Uebermaß der Not des russischen Volkes geht eine religiöse Bewegung hervor, von der unser Volk nichts weiß. In dem Augenblick, wo das Mitleid für die Opfer der Revolution auf dem Gebiete des materiellen Lebens Früchte zu tragen beginnt, scheint es uns am Platze zu sein, daß die Christenheit von dem Werk erfahre, das sich durch die Kraft des heiligen Geistes vollzieht, trotz der unendlich geringen Zahl der Arbeiter und des Mangels an finanziellen Mitteln.

Drei Briefen, die aus Sowjetrußland am 15. Juni 1921 nach Chicago gelangt sind, entnehmen wir folgende Tatsachen:

„Von allen Punkten Rußlands her verlangt man Pfarrer, Helfer, Evangelisten. Es besteht ein noch nie dagewesenes Verlangen nach der Bibel und religiöser Literatur; hundert Personen klammern sich an eine einzige Bibel; die Gläubigen begehren heiß darnach, religiöse Belehrung zu empfangen, um dann ihrerseits lehren zu können; aber unglücklicherweise ist niemand da, der sie ihnen geben könnte ..."

Massen von Christen sind im Gefängnis; die Verfolgung ist viel schlimmer als unter dem zaristischen Regiment und hat sich um mindestens 500 % vermehrt".

„Die Haltung des Volkes uns gegenüber hat sich von Grund aus geändert. An gewissen Orten öffnen die orthodoxen Priester uns ihre Kirchen, damit darin das Evangelium verbreitet werde."

„Man hat die Arbeit der Bibelvereine der Moskauer Studenten verboten und ihre Leiter verhaftet, sie vereinigen sich nun heimlich und zeigen ihre Sitzungen nicht an."

„In Sibirien ist das religiöse Verlangen unbeschreiblich. Es genügt, daß wir in einem Dorfe erscheinen, und in Eile versammelt sich sofort die ganze Bevölkerung. Ein Mann war aus einem fernen Dorfe mit zwei Schlitten gekommen und bat, daß man ihm zwei Evangelisten mitgebe. Er wartete drei Tage, weil wir nicht Zeit hatten, sofort eine Entscheidung zu fällen. Endlich stellten wir ihm zwei Evangelisten und einen Chor von acht Stimmen zur Verfügung. Es sind nun drei Wochen her und noch sind sie nicht zurück, weil fünf andere Dörfer sie gebeten haben, sie zu besuchen.

In dem Dorfe wurden vor einiger Zeit zwölf Bekehrte in die Kirche aufgenommen und nun gibt es Vereinigungen in sieben verschiedenen Orten, weil die Leute weder Kleider noch Schuhe haben und wegen der großen Kälte nicht weit gehen können; alle Versammlungen sind überfüllt — Aber was können neunzig Evangelisten, auch wenn sie mit Aufgebot all ihrer Kräfte und der Mithilfe aller Kirchen arbeiten? Die Felder sind weiß zur Ernte; daß der Herr Arbeiter sende in die Ernte!"

Soweit der Bericht. Weitere Auskunft erteilt gerne der Sekretär der Evangelischen Missionsgesellschaft für Rußland, Rev. W. S. Hottel, 1844 W. Mouvre Street, Chicago, Ill. U.S.A. Der vollständige Text der drei zitierten Briefe ist zu haben bei Fräulein R. Demiéville, Montbenon 2, Lausanne, der wir auch den Bericht verdanken.

Wir fügen unserseits noch die innige Bitte hinzu, des körperlichen Hungers der Russen zu gedenken und nach Möglichkeit zur Hilfe beizutragen. Es ist eine unerhörte Not und wenn man in einem solchen Falle noch besondere Motive zum Helfen haben müßte,

so würden wir sagen: ein Volk, in dem so edle Kräfte schlummern, verdient wahrhaftig, daß man alles für es tut — trotz den Bolschewisten, ja erst recht! Für eine richtige, unpolitische Verteilung ist ja gesorgt. R.

Vom Internationalen Genossenschaftskongress (Basel 22. bis 25. August) ausführlich zu berichten, gestattet hier der Raum nicht. Die größeren Tageszeitungen haben die Verhandlungen wiedergegeben, und wer sich eingehend mit ihnen befassen will, wird in der Genossenschaftspresse genaue Berichte finden. (Vor allem im „Schweiz. Konsumverein.") — Ist unser Wunsch, den wir in der Rundschau des letzten Heftes äußerten, der Kongreß möge vom rechten Brudergeist getragen sein, in Erfüllung gegangen? Wir glauben es. Wenigstens atmeten die Verhandlungen für den Gast — als solcher nahm die Schreibende teil — einen Geist ehrlichen Entgegenkommens und Verstehens. Es mag vielleicht symptomatisch gewesen sein, daß die einzige Unruhe und heftigere Auseinandersetzung bei einer Gelegenheit eintrat, wo es sich nicht um nationale Gegensätze handelte, sondern um die Stellungnahme für den Budapester Arbeiterkonsumverein gegen die reaktionäre ungarische Regierung; wobei die Meinungen von rechts und links auf einander trafen. Das Lebensinteresse und das Grundwesen der Genossenschaft ruht ja auf Internationalität; daß dies heute nun nach zwei Richtungen bekundet und ausgebaut wurde, scheint mir vor allem die Bedeutung des Kongresses auszumachen: Der internationale Genossenschaftsbund hat sich ausdrücklich dem Völkerbund, der auch am Kongreß vertreten war, an die Seite gestellt, und in einer Resolution die Verbände aller Länder, die dem Völkerbund angehören, dazu aufgefordert, „mit allem Nachdruck darauf hinzuwirken, daß der gegenwärtige Völkerbund eine mehr demokratische Verfassung erhalte und ein wirklicher Völkerbund werde." Er wird danach streben, daß im internationalen Arbeitsbüro und in den Arbeitskonferenzen auch Genossenschafter vertreten sind. Und es wird nicht nur in Resolutionen ausgesprochen, sondern auch durch die Tat in Angriff genommen werden, was das Ziel der Genossenschaftsbewegung ist: „daß die wirtschaftlichen Reibungen unter den Völkern verschwinden und durch brüderliche Zusammenarbeit der Menschen auf wirtschaftlichem Gebiete die notwendige Ergänzung der politischen Friedensorganisation, die die Aufgabe des Völkerbundes ist, geschaffen werde." Ein wichtiger Schritt zu diesem Ziele wird es sein, wenn nun dem internationalen Genossenschaftsbund ein Verband der Großeinkaufs-Gesellschaften aller Länder an die Seite gestellt wird, der, in enger Beziehung zum Bunde stehend, die internationalen Handelsbeziehungen zwischen den Genossenschaften in Angriff nehmen soll. Eine gewaltige Zukunftsmöglichkeit und Hoffnung.

Voraussetzung für dies organisatorische Wachstum der Bewegung in die Weite und Breite ist aber ein gleiches Wachstum in die Tiefe.

Nicht zufällig tönte so oft das Wort „Erziehung" aus den Kongreßverhandlungen heraus. Und bei dieser Erziehung kommen wohl vor allem zwei Faktoren in Betracht: die Frauen und die Arbeiter. Daß es gelungen ist, nun auch die genossenschaftlich tätigen Frauen der verschiedenen Länder international zu vereinen, scheint mir für das Leben der Genossenschaften und für die Erziehung ihrer Träger sehr wichtig zu sein. Die Hauptaufgabe aber wird sein, bei den Arbeitern das Verständnis und die Aktivität für die Genossenschaftssache noch viel mehr zu erreichen, als bisher. Hier werden Resolutionen nicht viel helfen, und hier gilt, was bei aller Erziehung das Wesentlichste ist: Beispiel und Leben! Wenn die einzelne Genossenschaft das Problem löst, den Arbeitern wirklich eine neue und soziale Ordnung vorzuführen, in der die Arbeit ihre Würde und Heimat findet, dann wird die Einigkeit der beiden großen Zukunftsbewegungen, Gewerkschaft und Genossenschaft, am sichersten und mächtigsten erreicht werden. Und je mehr die genossenschaftliche Produktion fortschreitet, umso mehr wird sich bewahrheiten, was Anseele, der Pionier des belgischen Genossenschaftswesens, betonte: daß das Proletariat den Mut bekommt, seine Aufgabe zu ergreifen und die Produktion selbst in die Hand zu nehmen.

Ich glaube, der Kongreß hat uns das als Größtes geschenkt: den Glauben, daß wir auf dem Wege sind zum doppelten, großen Ziel, dem Frieden unter den Völkern und dem Aufstieg und der Befreiung des Proletariats. Es handelt sich aber nun darum, daß in jedem einzelnen und durch jeden einzelnen der Glaube zur Tat wird. Wir haben Vieles und Großes zu tun. D. St.

Redaktionelle Mitteilungen.

Wir haben versucht, diese Nummer, soweit es unsere Mittel erlaubten, zu einem pädagogischen Sonderheft zu gestalten und möchten die Leser bitten, sie in diesem Sinne in Kreisen zu verbreiten, die sich dafür besonders interessieren dürften. Einen Bericht über das „Neue Werk" hoffen wir im nächsten Heft bringen zu dürfen, wie auch einiges Andere, wofür der Raum nicht mehr langte.

Druckfehler.

Im Aufsatz von A. D. Müller Juli/Augustheft S. 275, Z. 22 von oben muß es heißen: „Ich kenne natürlich nur einen Teil."

Im Aufsatz von Hans Hartmann Maiheft S. 200, Z. 28, statt Wiederherstellung: Wiederholung, S. 200, Z. 33, statt zerissenen: gerissenen. S. 203, Z. 1, statt Zapleck: Zauleck.

Redaktion: **R. Lejeune**, Pfarrer in Arbon; **L. Ragaz**, in Zürich. — Druck und Expedition **R. G. Zbinden & Co.** in Basel.

Die Macht der Liebe.

Ein Kreis von radikalen Fabrikarbeitern saß am Sonntagnachmittag in einer Wirtschaft zusammen, um sich über die Lage auszusprechen. Ein Gewerkschaftler tadelte den schlechten Besuch der Gewerkschaftsversammlungen: Man müsse die proletarische Frauenwelt stärker revolutionieren, damit die Frauen ihre Männer begleiteten, statt sie in der Familie zurückzuhalten. Da rief ein junger Arbeiter dem Sprecher zu: „Ihr seht eben nicht, daß das Fernbleiben von den Versammlungen seinen guten Grund hat. Die Leute glauben nicht mehr an eure lahmen Mittel. Die herrschende Klasse ist euch wirtschaftlich ja doch immer überlegen, sie weiß jedem eurer Erfolge die Spitze abzubrechen, ein paar Bissen wirft man euch hin, damit ihr nicht den Glauben an eure ohnmächtigen Organisationen verliert, im übrigen aber bleibt eure Lage im wesentlichen ewig die gleiche. Die herrschenden Klassen werden niemals freiwillig ihre Vorrechte preisgeben, der Kapitalismus wird den Ast nicht absägen, auf dem er sitzt; wenn das Proletariat nicht durch eine revolutionäre Tat seine eigene Diktatur einsetzt, da kann es bis zum Jüngsten Tag auf die Expropriation der Expropriateure warten."

Am andern Ende des Tisches saß mit düsterem Gesicht ein etwa vierzigjähriger Arbeiter, der war kürzlich aus dem Gefängnis entlassen worden, wo er wegen schwerer Körperverletzung drei Jahre zugebracht hatte. Der letzte Redner hatte beim Sprechen oft zu ihm hinübergeschaut, als hoffte er von dorther die leidenschaftlichste Zustimmung zu finden. Nun aber rief der von seinem Platz herüber: „Also dreht ihr immer noch die gleiche Drehorgel weiter, habt ihr immer noch nicht genug von den ohnmächtigen Formeln? Bewundern muß man euch, wie ihr es ertragen könnt, Jahr um Jahr den gleichen trostlosen Katechismus von Kapitalismus und Proletariat herzusagen. Wahrlich, mich hat das Gefängnis gerettet, sonst wäre ich längst darüber verrückt geworden. Unsere Väter haben in diese harten und kalten Begriffe ihre ganze Sehnsucht nach einer menschenwürdigen Ordnung der großen Arbeitsfrage hineingetragen, darum

merken wir so schwer, wie furchtbar tot und tötend doch diese ganze Begriffswelt des Karl Marx in Wirklichkeit ist. Ihr beklagt euch, daß wir so gar nicht vorwärts kommen. Soll ich euch den wahren Grund sagen? Wir haben eine Litanei unter uns, die leiert uns allen die lebendige Seele aus dem Leibe, die surrt uns im Kopfe wie der Lederriemen in der Fabrik, die tötet in uns jedes lebendige Denken, die hämmert uns einen bloßen Fabrikverstand in den Schädel hinein, und dieser Fabrikverstand, der ist der allerschlimmste Feind des Proletariats, schlimmer noch als Kapitalismus und Militarismus, denn dieser Fabrikverstand, dieses eintönige Räderwerk eines maschinenmäßigen Denkens, das hindert uns, das lebendige Leben und alle seine lebendigen Kräfte im ganzen Ausmaße zu erfassen und für uns zu benutzen, die unselige Litanei da, die hält uns in ihren dürren Formeln gefangen und lähmt unsere beste innere Kraft, und so geschieht es, daß wir, die schaffenden Millionen, immer noch kraftlos beiseite stehen müssen und keine Weltgeschichte machen können. Und wenn uns irgendein Zufall an die Macht brächte, so würde unsere Diktatur nicht Weltgeschichte hervorbringen, sondern nur Fabrikgeschichte, das ganze Leben würde durch surrende Lederriemen regiert werden, und eines Tages stünden alle Betroffenen auf und zerschlügen den ganzen Bau in tausend Stücke!"

„Oho," rief hier der junge Redner von vorhin, „solch ein Renegat! Dich hat wohl der Gefängnispfarrer auf die Knie gebracht? Ein schöner Erfolg, alle Achtung! Nur hat man dir dabei, wie es scheint statt des Fabrikverstandes den Fabrikantenverstand eingesetzt!" Einige lachten, die Mehrzahl aber war von den völlig ungewohnten Ausfällen auf die überlieferte Lehre und von dem Ernst des Redners tief betroffen. Der aber rief seinem Gegner zu: „Nur ruhig, nur ruhig, mein Hitzköpfchen! Wart' nur ab, du wirst auch noch gesund werden! Und da du nun doch einmal auf meine Gefangenschaft anspielst, so will ich euch ganz offen eine kleine Geschichte von dorther erzählen.

Ihr könnt euch denken, wie mir zumute war, als ich in das Loch kam. Einige Tage saß ich dumpf auf meiner Pritsche und dachte überhaupt nichts als Wut und Groll gegen die ganze Welt. Dann sagte ich mir aber doch: Du darfst hier nicht verrückt werden, du darfst dich nicht unablässig um die gleichen Vorstellungen drehen. Du mußt an irgend etwas denken, was dich beruhigt und von dir selbst befreit. Da aber suchte ich vergebens. Weit und breit war nichts zu finden. Da merkte ich zum erstenmal, wie entsetzlich leer die ganze sozialistische Agitation unsere menschliche Seele gelassen hat. Nichts, gar nichts war da, woran ich mich trösten konnte. Ueberall nur bittere Gefühle, Haß gegen Menschen, Ausblick auf Gewalt und Gegengewalt und nichts, was mein Herz stille machte. Da sah ich erst, wie dieser ganze aufgereizte Gemütszustand den Menschen innerlich verzehrt, wie er ihn krank macht, und wie tief es uns selber

angeht, was für Gefühle wir in uns nähren. Ihr habt gut lachen, ihr konntet trinken oder tanzen oder Karten spielen oder euch sonstwie betäuben, wenn's euch leer wurde im Herzen, ihr habt noch nie wirklich erproben können, wie unterernährt wir sind im inwendigen Menschen. Dazu muß man in die Zelle geworfen werden, sonst glaubt man es nicht!"

„Du redest doch allzu geringschätzig von der Leistung der sozialistischen Agitation," entgegnete dem Redner einer der älteren Arbeiter, „sie hat doch die Massen aus dem Stumpfsinn geweckt und sie zu großen Opfern und zu geordnetem Aufstieg erzogen."

„So ist es," entgegnete der andere, ich aber habe von dem gesprochen, was jene Agitation *nicht* vermocht und was sie *vernachlässigt* hat. Auch ich habe nicht selten meinen halben Wochenlohn für unsere Kassen weggegeben. Das waren aber doch immer nur Opfer für unsere eigene Klasse und für deren gemeinsamen Kampf, es war nur das erweiterte Eigeninteresse, dem ich diente! Kann man da von einem wirklichen Siege über die Selbstsucht sprechen? Ich mag mir nichts vormachen! Aus Haß habe ich geopfert, nicht aus Liebe, und darum fehlte meiner Gabe auch der tiefste Segen für mich und für die andern. Von solchen Halbheiten aber kann der Mensch nicht leben. Er ist zu etwas Besserem geboren. Das Hassen tötet die Seele; sie will lieben und kann nur in der Liebe das Größte leisten — auch für den Aufbau einer neuen Ordnung auf der Erde. Hat unsere Agitation uns jemals im Namen einer künftigen, bessern Gesellschaft aufgefordert, wenigstens miteinander gut zu sein, uns selber von schlechten Leidenschaften zu reinigen und im persönlichen Leben Charakter zu zeigen? Nichts von alledem, so weit das Auge blickt! Ich kann euch sagen, als ich da hinter dem Gitter saß, da spürte ich zu meinem Schrecken, daß mich auch unser Ideal vom kommenden Bruderreiche der Menschheit nicht trösten konnte, denn wenn man so ganz mit sich selber allein ist, da wagt man sich selbst nichts mehr vorzulügen, da schaut man alles, wie es in Wirklichkeit ist — in sich und um sich. Darum stand es mir auch grell vor den Augen, daß aus dem selbstsüchtigen und haßerfüllten Zustand, in den sich die Menschen jetzt gebracht haben, nie und nimmer ein Brüderreich erwachsen kann. Je mehr mich nun aber jene ganze Leere in meiner Seele angähnte und je mehr mich meine eigenen Haßgefühle anfraßen, desto verzweifelter wurde ich und wußte nicht, wann ich für das Irrenhaus reif sein würde. Denn schon reizte es mich, zu toben und laut zu lachen und wilde Grimassen zu schneiden. Da geschah es an einem Sonntagnachmittag, daß aus einer Sonntagsschule in der Nähe des Gefängnisses ein Kinderchor zu mir herüberschallte, der mich bis ins innerste Herz erschütterte, so daß ich einfach in lautes Weinen ausbrechen mußte. Ich hörte nur immer wieder die Worte: „Ich bete an die Macht der Liebe". Ich stieg auf meinen Tisch und preßte den Kopf an das Fenstergitter, als wollte ich aus-

brechen aus meiner Zelle, und in Wahrheit, ich bin ausgebrochen, aber nicht aus der Zelle, sondern aus dem Gefängnis des Hasses, in dem ich so viele Jahre geschmachtet hatte, ich fühlte plötzlich mit Grauen, wohin uns doch der unselige Klassenkampf gebracht hat, er hat uns mit so viel Haß und Hohn, mit so viel Mißtrauen und Verneinung genährt, daß wir ganz vergessen haben, daß der Mensch zum Lieben da ist, und daß es der Tod der Seele ist, wenn man ganz und gar darin aufgeht, immer nur in harter Rede um das Seine zu rechten.

Genossen, ihr dürft mir glauben, mich hat kein Stündler auf die Knie gebracht, es kam aus meiner eigenen furchtbaren Not, ich wäre zerbrochen an meiner inwendigen Leere ohne jenes rettende Lied. Von jener Stunde an aber, da wichen alle die fressenden Vorstellungen, da begann ich, mich wenigstens in Gedanken Schritt für Schritt mit allen Menschen zu versöhnen, mit denen mich das Leben in Hader und Zwiespalt gebracht. Dann fing ich an, auch nach vorwärts hin lauter völlig neue Beziehungen aufzubauen, lauter neue Worte auszudenken, ganz neue Lösungen zu finden, und als ich so eine Seele nach der andern in meinen neuen Frieden zog und alle dunklen Gewalten von mir wichen, da wurde mir klar: Nur dieses ist Organisation, nur dieses begründet Sozialismus; ohne solche Vereinigung der Seelen ist jeder soziale Aufbau nur Lüge und Scheinwerk und wird morgen durch dieselben üblen Geister zerstört werden, die man heute gerufen hat."

Ein älterer Arbeiter mischte sich hier ein und sagte: „Genosse, wie willst du mit solchen Liebestheorien den Klassenkampf führen und unsere Rechte zur Geltung bringen? Wir sind hier doch auf der staubigen Erde und haben mit rücksichtslosen Gegnern zu kämpfen!" — „Du irrst dich schwer," war die Antwort, „wenn du meinst: um in dieser staubigen Welt unser Recht zu verteidigen, dazu müßten wir selber staubig bleiben und staubig werden. Nein, die Arbeit kann ihre Rechte nur dann sicherstellen, wenn sie ein ganz anderes Gesetz zur Herrschaft bringt, als es der bloße tierische Kampf des Menschen mit dem Menschen ist. Darum ist es ganz und gar falsch, unsere Kampfesweise dem Beispiel der Gegner anzupassen. Und auch für mich selbst muß ich dir sagen: Ich habe mich mein ganzes Leben nach den andern richten müssen — jetzt will ich meine Freiheit für meine lebendige Seele, ich habe das Hassen und Schimpfen mehr satt als jede andere Not unseres proletarischen Daseins, ich will mich jetzt nach Gott richten und nicht nach den Menschen. Ja, lacht nur, seit mir in jener dunklen Stunde das Kinderlied geschenkt wurde, da weiß ich, daß es einen Gott der Liebe gibt, für den ich geschaffen bin, so wie auch ihr für ihn geschaffen seid und nicht für den Unternehmer oder für den Klassenkampf oder für sonst etwas. Ja, wahrlich, ich bete an die Macht der Liebe, und ich weiß seit jener seligen Stunde, ich weiß es felsenfest: Wir werden die Arbeit niemals befreien, wir werden die Welt niemals erneuern, wenn wir nicht an die Macht der Liebe

glauben, statt an die Macht der bloßen organisierten Selbstsucht. Wir haben keine Gewalt über das Unrecht in der Welt, solange wir selbst den bösen Geist noch rufen, und glaubt es mir, der Arbeiter ist so elend, so ruhelos und so ohnmächtig nicht nur, weil er von den andern schlecht behandelt wird, sondern weil er sich selber so grauenhaft vernachlässigt und mit einer unterernährten Seele leben will und Steine statt Brot annimmt von seinen Führern."

„Dann willst du wohl nun zu den Christlichen hinübergehen," fragte einer der Anwesenden. „Nein," antwortete der Angeredete, „ich bleibe bei euch, so lange ihr mich nicht ausstoßet. Aber nur mit der Liebe werde ich euch dienen, nicht mit dem Haß und dem Haß und mit der Gewalt, ich werde eurer Sache meinen niederen Menschen gerade so zum Opfer bringen, wie ich ihr vorher meinen bessern Menschen geopfert habe. Kein hartes und trennendes Wort soll mehr über meine Lippen kommen, in mir selbst will ich mit der besseren Gesellschaft beginnen; das ist die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Liebe!"

„Ja, das könnte den harten Herzen da drüben passen," entgegnete wieder der junge Arbeiter, „wenn wir jetzt mit der Macht der Liebe kämen, statt mit der Macht der Arbeiterbataillone! Wahrlich, mit deiner Liebe fällst du unserm harten Kampfe schwer in den Rücken!"

„Ich bitte euch, Genossen," antwortete der Angegriffene, „macht euch die Auseinandersetzung mit mir nicht zu leicht. Ich komme aus der Hölle und habe dort einiges gelernt, das ihr wohl zu Herzen nehmen dürft. Ich bin ganz und gar nicht ein Gegner eurer Arbeiterbataillone. Im Gegenteil, ich meine, eure Organisationen müssen noch viel größer und fester werden, wenn wirklich etwas erreicht werden soll. Dazu aber braucht ihr eine ganz andere Liebe auch für einander, als unsere Bücher sie zu geben vermögen. Ihr braucht die vier Bücher der Liebe, die man die Evangelien nennt, dort herrscht die unumschränkte Diktatur der Liebe, dort wird Ernst gemacht mit dem Kampf gegen die Selbstsucht, dort wird der wahre Bruder geschaffen, den wir alle brauchen, dort ist die vollkommene Vergesellschaftung, dort allein wird das Menschenrecht zu Ende gedacht, auch das Menschenrecht des Sünders, dort sind die wahren heiligen Schriften der Gewerkschaft, des Konsumvereins, des Betriebsrates, ohne diese Schriften bringen wir das Sprengpulver nicht aus unseren Seelen, und das Wort sozial bleibt ein Spott und ein gebrochenes Versprechen. Und ohne die Feindesliebe des Evangeliums hat auch die Liebe gegen die Eigenen keinen Bestand, denn auch die Eigenen und Eigensten können hier oder dort, heute oder morgen plötzlich einmal unsere Gegner sein. Sie können unseren Interessen oder unseren Leidenschaften im Wege sein, unseren teuersten Ueberzeugungen widerstreben, unsere Eitelkeit verletzen. Wer da nicht geweiht und geübt ist in einer größern Liebe,

der bleibt ein schlechter Genosse, in der Familie, in der Organisation, im politischen Zusammenwirken!"

„Aus dem Gehörten", so antwortete der Gegensprecher, „sehe ich immer noch nicht, wie wir es mit der Macht der Liebe halten sollen, wenn wir dem unerweichlichen Starrsinn der besitzenden Klasse gegenüberstehen. Sollen wir unsere Waffen fortwerfen, damit der Habsucht und der Herrschsucht der Unbelehrbaren jeder Widerstand aus dem Wege geräumt ist?"

Der andere antwortete: „Daß ich euch nicht schwächen, sondern stärken will, das bewies ich doch schon, als ich sagte, ihr brauchtet eine größere Liebe, um eure eigene Organisation zu einer wirklich achtunggebietenden Mittlerin des sozialen Ausgleiches zu machen. Muß ich euch daran erinnern, wie ein kleiner Prozentsatz der Arbeiterschaft erst organisiert ist und wieviel fliegende Gäste auch unter denen sind, die heute zufällig mitmachen? Ihr habt eine zu schwache Kraftstation für ein so großes Werk, das ist die Ursache des Mißerfolges. Christus sagt: „Wer nicht mit mir sammelt, der zerstreuet!" Auch wir müssen mit ihm sammeln, oder wir werden nichts als Spaltung und Auflösung erzielen. Christus ist der größte Organisator, er läßt alle Kräfte beiseite, die zwar äußerlich und augenblicklich sammeln, ihrem tiefsten Wesen nach aber zerstreuend wirken. Er allein organisiert den innern Menschen, er allein überwindet die auseinander treibenden Begierden. Und was die andere Klasse betrifft, so vergesset doch nicht, wie viel euch bei jedem Streite an der Gewinnung der öffentlichen Meinung gelegen ist, und wie viel Mühe ihr euch gebt, eure Sache so darzustellen, daß alle besseren Elemente auf eure Seite hinübergezogen werden. Und dieses eben ist die Macht der Liebe, die ihr noch viel zu wenig erkennt und anwendet — daß sie euch nicht etwa die Waffen fortnimmt, sondern euch überhaupt erst die wahren wirksamen Waffen in die Hand gibt. Im Bunde mit ihr würde eure Sprache eine unwiderstehliche Gewalt über die Gewissen gewinnen, sie gewänne auch zahllose Ueberläufer, sie lähmte selbst die Verstockten und trüge eine ganz neue Glut und Wahrhaftigkeit in all eure Bestrebungen. Gern würde ich euch sagen: beginnt wenigstens einmal mit der einfachsten Gerechtigkeit. Man *kann* aber gar nicht gerecht sein, so lange man nicht durch Liebe sich selbst entrissen ist und helle Augen bekommen hat für fremde Rechte und fremde Bedingtheiten. Es muß eine wahre Leidenschaft über uns kommen, den Gegner aus seiner Verhärtung zu retten, ein gebundenes, besseres Leben in ihm frei zu machen, statt selber hart und starr zu werden. Wir müssen willig das Maß von Recht und Vernunft anerkennen, das auch auf der Gegenseite vorhanden ist, wir müssen das Maß von Unrecht und Unvernunft erforschen, das in unserm eigenen Auftreten zutage tritt. Wer aus solcher Erkenntnis und aus solchem Seelenzustande heraus redet, der wird gehört werden, glaubt es mir, und das eben ist es, was ich die Macht der Liebe nenne, was allein der Macht der Selbstsucht ge-

wachsen ist und was allein den Teufel austreiben kann, aus uns selbst und aus den andern!"

„Was du redest und forderst," antwortete der unermüdliche Gegner, „das klingt mir ganz und gar chinesisch, ich kann dich einfach nicht mehr verstehen."

„Das glaube ich dir gern," entgegnete der Befreite, „was ich gesagt habe, das kann auch nicht bloß von der Erde aus verstanden werden, wo einem Steine in die Fenster fliegen und man selber Steine in die fremden Fenster wirft. So lange man mit seinem Denken auf der Erde bleibt und bei den Steinwürfen, wird man nicht begreifen, daß aus diesem Hin und Her von klirrenden Fensterscheiben kein Fortschritt kommen kann. Ist es doch die Urgebärde jedes Lebewesens, zurückzuwerfen, wenn es selber beworfen wurde und zurückzuschlagen, wenn es selber geschlagen wurde. Unser ganzes Denken über die menschliche Frage ist noch vom Schlagen und Werfen beherrscht uud bleibt darin stecken. Und doch gehören wir nicht bloß der Erde an, nein, wir sind auch Bürger einer besseren Welt, und wir lösen die Fragen der Erde nur, soweit wir uns jener Bürgerschaft erinnern und von dort aus reden und handeln. Heute noch sind die Menschen so benommen vom Geräusch der hin- und herfliegenden Steine und stecken mit ihrer Wissenschaft von der menschlichen Frage noch so im Steinzeitalter, daß sie jede höhere Weisheit als Blödsinn betrachten. Aber wartet nur, mitten in eurem fieberhaften Schleudern wird es über euch kommen, wie es über mich kam. So kann der Mensch nicht leben, es ist zu armselig, es kann gar nicht sein, daß wir durch diese Steine gerettet werden, nein, es wird uns ein ganz anderes Hin und Her gezeigt werden, ein Hin und Her von guten Worten und segensreichen Beispielen, und je dunkler die Erde wird unter dem Steinregen, desto mehr wird sich der Himmel öffnen, die ausgehungerte Seele wird wieder wissen, daß es wahrhaftig einen Gott gibt, in dem wir leben müssen, damit wir nicht lebendig sterben und alles in den Tod reißen, was menschliche Kultur gebaut und geschaffen hat."

„Was ist Gott?" fragte ein Arbeiter, „wie soll ich an ihn glauben? Ebensogut könnte ich an den Abendstern glauben, daß er mir Hilfe bringt, und könnte um des Abendsternes willen meinen Mitmenschen lieben!"

„Ich verstehe dich ganz gut," antwortete der andere, „nur wer erfahren hat, wie er mitten im Staube und im Jammer von Gott gesucht und geliebt wurde, nur der weiß, warum er getrieben wird, selbst den Feind zu lieben, hinter all dessen Sünde und Häßlichkeit. Echte Menschenliebe ist Dank gegen Gott, ist ein Weitergehen der Liebe Gottes, die uns selber geholfen hat. Es soll aber niemand meinen, er werde nicht von Gott gesucht und geliebt und habe darum auch keinen Grund, zu lieben. Nein, ein jeder von uns wird gesucht, im Glück und Unglück, in Schuld und Unschuld, in Haß und Liebe. Aber unser Sinn ist taub und unser Wille ist abgewandt, darum vernehmen

wir es so lange nicht und viele überhaupt nicht. Eine gewaltige Zeit aber ist herangekommen, wo der Hunger der Seele so groß werden wird, daß der verschlossene Sinn wieder aufbrechen und daß man klar erkennen wird, wo das Brot des Lebens ist und wo nur Steine gegeben werden!"

Da war es einen Augenblick still. Und es winkte ein alter Bergarbeiter mit der Hand und sagte mit zitternder Stimme: „Ich bin einmal drunten verschüttet worden und kam wieder an das Licht; so war es mir heute, als ich dieses alles vernommen. Ein Kinderlied haben wir einst gesungen, das ist in mir verschüttet worden, da hieß es: ‚Er ist dein Licht, Seele, vergiß es ja nicht, lob ihn in Ewigkeit, Amen!'" Und langsam wiederholte er: „‚Er ist dein Licht — Seele, vergiß es ja nicht', ja es ist wahr, die Seele hat ihr Licht verloren, wir leben in der Nacht, und darum geht es nicht vorwärts, nicht mit uns und nicht mit den andern, ohne Licht kann man nicht schaffen, wir brauchen das Licht der Seele, das Brot der Seele, das Wasser des Lebens. Genossen, wir haben in unserer Seele zu viel Gedächtnis an gottvergessene Herren und zu wenig Gedächtnis an Gott den Herrn. Fürwahr, unsere Seele hat elenden Umgang gehabt, das ist kein menschenwürdiges Leben, nein, nein, es gibt einen Gott, und nur soweit wir mit ihm ins Klare kommen, wird alles andere klar werden, und nur soweit wir uns mit ihm vergesellschaften, wird die Vergesellschaftung auf Erden gelingen!" Fr. W. Foerster.

Blumhardt, Vater und Sohn.

14. Das Christentum.

a. Vom Geist zum Buchstaben.

Wir haben mit dem über die Bibel Gesagten eigentlich schon die Grenze des Gebietes überschritten, das wir bisher dargestellt, nämlich die Zeit, wo in der Gemeinde Christi das wunderbare Walten jener neuen Kräfte und Gaben, welches den Beginn einer neuen Schöpfung anzeigte, in seiner Vollkraft vorhanden war. Die Tatsache der Bibel ist eigentlich schon ein Beweis, daß es aufgehört hat. Denn man sammelte die Urkunde jenes Lebens erst, als es schon erloschen oder doch halb erloschen war. Solange der Geist waltete, bedurfte man keines geschriebnen Kanons. Man tritt dem Wert der Bibel nicht zu nahe, wenn man erklärt, daß sie als „heilige Schrift", als „Kanon" dem Erlöschen des Geistesfeuers ihr Dasein verdankt. Denn auf der andern Seite bewahrt sie jenes Feuer auch, so daß es aus ihr immer wieder auflodern kann.

Blumhardt-Worte.

Falscher Bibelgeist. Es gibt einen gewissen Bibelgeist, der nimmt alles mit fort, was etwa noch gehört werden sollte und so bleibt auch ein Wort, das seinerzeit direkt von Gott gesprochen und uns im Buchstaben aufbewahrt ist, wirkungslos.

b. Das Versagen.

Wir erinnern uns auch des Problems, daß die Hoffnung der ersten Christen sich nicht erfüllt hat oder doch nicht so, wie sie selbst es erwartet und daß wir als Erklärung für diese Tatsache ein Versagen der Christenheit angenommen hatten.

Daß ein solches in großem Maßstab stattgefunden, ist denn auch Blumhardts Meinung. Die Gemeinde Christi ist dem Auftrag, der ihr gegeben war, untreu geworden. Ihr großer Fehler war, daß sie auf dem, was ihr geworden, ausruhte, statt auf Grund davon weiter vorzudringen. Sie wiederholte damit einen Grundfehler, der schon in der Entwicklung des alten Bundes seine verhängnisvolle Rolle gespielt hatte. So blieb die erste Gemeinde in Jerusalem dort still sitzen, und hätte damit allen Fortschritt des Reiches Gottes preisgegeben, wenn nicht durch die Berufung des Paulus diesmal noch ein lange fortwirkender neuer Anstoß zu Weiterbewegung gekommen wäre. Aber später trat die Erstarrung doch ein. Zwar nicht ganz und gar. Es wirkte das, was mit dem in Christus geschehenen Durchbruch in die Welt gekommen war, immerfort nach. Die Welt war doch eine andere geworden. Auch kam es immer wieder zu gewissen Erhebungen des ursprünglichen Geistes in kleinen oder großen Bewegungen und Personen. Aber das Größte war vorläufig verloren.

Blumhardt-Worte.

Abfall nach der Apostelzeit. Die Apostel stehen heute als ein Wunder und Zeichen in der Welt; ein Feuer des allmächtigen Gottes ging von ihnen aus, apostolisch, nicht in Worten, sondern in Kraft.

Aber bis zu einem gewissen Grad war es aus mit diesem Apostolischen wie mit einem Schlag, als die Apostel starben . . . Der Grundstein konnte freilich nicht mehr aus der Welt weggeschafft werden . . . aber das unmittelbare göttliche Vorwärts in himmlischen Erweisungen auf Erden, in direkten Offenbarungen Gottes unter den Menschen, war aus. Man half sich mit Erinnerungen fort und dabei konnte es recht fromme Leute geben und manchmal auch einen Anflug von Zion, so daß wieder da und dort ein Licht aufging; aber im allgemeinen wird das Göttliche vom Menschlichen überwuchert . . . Es steigen menschliche Gescheidtheiten wie Pilze auf, heidnische Systeme vermischen sich mit christlichen Glaubenswahrheiten . . . Krieg und Blutvergießen schafft dem Christentum Bahn.

c. Vom Reich Gottes zur Religion.

Dieses Versagen ist wieder die Frucht eines, wenn auch unbewußten, Abfalls. Es ist die Folge eines Abkommens von Gott. Wo

dieses geschieht, da gerät man aus dem Reiche Gottes in die Religion.

Wir haben diese wichtige Unterscheidung, die unseres Wissens Blumhardt zuerst aufgebracht hat, öfters angewendet. Sie ist in der Tat von fundamentaler Bedeutung und man wird vieles anders ansehen und richtiger verstehen, wenn man sie einmal ganz verstanden hat.[1])

Was bedeutet der Unterschied? Es sei hier nur noch in Kürze gesagt. Reich Gottes ist da, wo die Wirklichkeit Gottes, des Lebendigen, selbst vorhanden ist, wo seine Heiligkeit und Güte Gestalt gewinnt und sein Wille geschieht; Religion aber, wo wir es mit menschlichem Machen, mit rein seelischen Zuständen zu tun haben, mit religiösen Gefühlen und Leidenschaften, oder religiösen Theorien, Systemen, Sitten, Einrichtungen. Gott wirkt in seiner Welt, in weltlichen Formen, die Stätte seines Reiches ist die Gesamtwirklichkeit, soweit sie seinem Gesetz gehorcht und seine neue Schöpfung darstellt. Religion aber schafft sich eine besondere, von der übrigen abgetrennte Welt und scheidet diese beiden Welten um so schärfer, je ernster sie es nimmt. Sie macht zu ihren Trägern besondere Menschen, Orte, Zeiten, m. a. W. Priester, Tempel, heilige Tage. Sie richtet einen besonderen „Gottesdienst" neben dem weltlichen Tun (den „Kultus") ein und umgibt ihn mit großer Heiligkeit. So scheidet sie auch zwischen Leib und Seele, Geist und Materie, innerem und äußerem Leben. So blickt sie nach dem „Jenseits" aus und pflegt einen Kultus des Todes. Vor allem aber pflegt sie sich selbst. Sie steigert sich selbst. Sie sucht ihre Ehre, sucht Macht, und wohl auch, als Werkzeug dafür, Geld, und wird, in der Meinung, ganz unweltlich zu sein, auf einmal sehr weltlich, vergöttert das Weltliche: Familie, Volk, Staat, soziale Zustände, weiht es und wird eine Macht des Beharrens und Verderbens, der Knechtschaft und des Streites. Dies namentlich auch dadurch, daß sie sich, ihrem Wesen gemäß, in sich selbst versteift, alle Entfaltung der von ihr vertretenen Wahrheit ausschließt und mit alledem tief in Menschenwerk und Menschenfluch gerät.

Umgekehrt das Reich Gottes. Hier kommt es auf Gott allein an. Darum zerbricht es fortwährend alles bloß weltliche Wesen. Es ist radikal, revolutionär. Es ist in steter lebendiger Wahrheitsbewegung, weil sein Gott selbst lebendig ist und es eine immer neue Offenbarung kennt. Es ist der tiefste Grund aller Freiheit in der Welt. Und indem es anders ist als die Welt, erlöst es sie und schafft in ihr Frieden. Diese Religion kann etwas Tiefes und Großes sein. Es kommt in ihr ja auf alle Fälle etwas von der Sehnsucht der Seele nach Gott, ihrem Drang nach dem Unendlichen, zum Ausdruck. Aber

[1]) Sie ist in den Aufsätzen: „Neue Wege" im Jahrgang 1917 dieser Zeitschrift ausführlich entwickelt.

sie kann auch etwas sehr Schlimmes werden, etwas Dämonisches, ja das Schlimmste, was es überhaupt gibt, und ist es oft genug geworden. Jedenfalls beweist das Vorhandensein von Religionen noch nicht das Vorhandensein Gottes. Es kann sehr viel Religion da sein und doch Gott ganz ferne, ja, das Viele der Religon kann sehr wohl dem Menschen, bewußt oder unbewußt, dazu dienen, Gott ferne zu halten. Darum kommt es geradezu zu einem Kampf zwischen Religion und Gott oder Reich Gottes und dieser Kampf ist die innerste Linie der Geschichte, auch der der Bibel. Es stehen auf der einen Seite die Vertreter der Religion: Priester, falsche Propheten, Schriftgelehrte und Theologen, auf der andern die Zeugen und Vertreter Gottes, die Helden Gottes, die Ketzer, die wahren Propheten und der, der mehr ist als sie.

Nun aber ist die Geschichte auch von der Tragik durchzogen, daß die Bewegungen des Reiches Gottes selbst, wenn sie zum Stillstand gelangen, Religion werden. Dann wird aus Göttlichem Menschliches, aus Freiheit Gesetz, aus Geist Buchstabe, aus Gegenwart Vergangenheit, aus Leben Tod. Religion ist geradezu stillstehendes Reich Gottes. Und das ist nun die Tragik, die sich durch die ganze Geschichte des Christentums zieht. Ja, es ist die Grundlage des Christentums selbst. Denn auch Christentum ist nicht Reich Gottes, es ist höchstens Reich Gottes in einer erstarrten oder doch unvollkommenen Form.

Blumhardt-Worte.

Gott und Religion. Du bist Gottes . . . Du brauchst nur das Selbstbewußtsein, daß Du Gott schauen kannst; Du brauchst keine Religion.

Religion machen. Es geht nicht an, daß wir Religion machen; machen wir es, so gibt es Mördergruben.

Religion, Reich Gottes und Fortschritt. Unsere Welten krachen zusammen, sie bleiben nicht, die Welt Gottes aber besteht im Wort Gottes; das ist ewig . . . Diese Welten, die die Menschen geschaffen haben, ob es chinesische oder europäische sind, die fallen alle zusammen, aber gottlob!, während sie zusammenfallen, können wir lachen, wenn wir den Rechtsgott auch im Sturz dieser Fleischeswelten festhalten und durchbehaupten und uns in keiner Weise abbringen lassen im Streben nach der Welt Gottes. Solch eine Stellung der Herzen und solch ein Streben unseres Geistes kann allein dahin führen, daß wir Fortschritte erleben im Reich Gottes. Ich bin kürzlich mit jemand zusammengekommen in der Fremde, und da streiften wir nur beiläufig die Religion im Gespräch, da fuhr jener ohne weiteres heraus: „In der Religion gibt es keinen Fortschritt! das haben wir erfahren; es ist immer dasselbe. In allen andern Gebieten menschlichen Geisteschaffens sind Fortschritte — die Religion bleibt sitzen." — Ich erschrak und mußte sagen: Ja, Du hast recht! Aber in der Wahrheit gibt es Fortschritt! Die Wahrheit gibt das Leben an und keine Erfindung der Welt kann uns einen Fortschritt des Lebens geben. In der Gerechtigkeit muß es Fortschritt geben und keine Erfindung der Welt macht die Menschen recht und gerecht. Darum

gibt es im Reiche Gottes Fortschritt. Im Reiche Gottes bleibt nichts auf dem alten Fleck sitzen, denn unser Reich Gottes besteht im Kommen der Wahrheit und der Gerechtigkeit unseres Gottes.

Nicht Religion, sondern Licht. Sie [sc. die Israeliten] hatten keine eigentliche Religion, sondern sie hatten bloß ein *Licht* und das leuchtete in der Finsternis, das gab Hoffnung, wo kein Mensch mehr hoffen kann, das führte durch Geschichten hindurch immer zu neuen Gestaltungen der Menschen, die um dieses Licht sich scharen konnten und „Israel" heißen. Sie hatten etwas unmittelbar von Gott und das erzeugte den großen Eindruck: Mit den Menschen kommt es nochmal zu einem ganz gewaltigen Guten, daß es zuletzt heißt: „Siehe, ich mache Himmel und Erde neu."

Religion und Christentum. Was würden wir sein, wenn wir irgend eine Religion hätten, in bestimmten Lehren ausgedrückt, und müßten sie unsern Nebenmenschen vorlegen und darin leben? Das Einzige, was wirklich lebendig ist, das ist die Hoffnung auf eine neue Daseinszeit der Menschen. Nehmt diese Hoffnung aus dem Christentum weg, dann ist es überhaupt nichts mehr, dann erhebt es sich nicht über irgend eine andere Religion.

Christentum und Reich Gottes. Christentum haben ist nicht schwer. Ueber einem Christentum — es gibt ja vielerlei — wird man kaum angefochten, man kommt so hinein, wie man eben geboren ist, das hält man fest und macht Einem keine Mühe. Es macht Einem zwar oft Mühe, in allem mitzutun, aber wer es einmal will, der kann es fröhlich treiben. Aber etwas anderes ist's, *das* auch so ins Herz zu schließen, was Reich Gottes auf Erden heißt so ins Herz zu schließen, daß man ganz fest und sicher weiß: „Das wird werden!" Das will uns manchmal Angst und Sorgen machen.

Die Frommen. Die Frommen sollen einmal im Himmel die schönsten Plätze bekommen, aber nur sollen sie nicht mit mir schaffen.

Die religiöse Lüge. Mir ist es recht, daß der Herr Jesus gesagt hat: Kinder, auf dem Boden des Christentums, auf dem Boden der Jesusnachfolge, da wird am meisten gelogen, da spielen am meisten die Kräfte der Finsternis, um uns zunichte zu machen.

Es ist nicht schön, aber es ist einmal so, daß auf dem Boden, wo um das Heiligste, um das Höchste gekämpft wird, um unsere Ewigkeit, da am meisten Täuschung, am meisten Irrtümer vorkommen. Das ist umso gefährlicher, als die Irrtümer auf diesem Boden den Schein der Wahrheit annehmen, weil die *Worte* so eine Rolle spielen können. Es ist immer gefährlich gewesen, daß auf dem Boden des religiösen Lebens, auch der Nachfolge Jesu Christi, Worte so viel gegolten haben. Auf die Worte kommt es gar nicht an . . . was schafft, ist immer *Tat*. Und wenn Gott seine Leute, die das eigentliche Ziel zu verfolgen haben, nicht zu Taten führen würde, dann käme nichts vorwärts.

Tiefsinn und Einfachheit. Jesus sagt,[1]) die vor ihm gewesen seien, seien Räuber und Mörder gewesen. Sie haben die Menschen weggenommen, infolge dessen sie jetzt die wahrhaftige Verkündigung nicht mehr hören mögen; die ist ihnen zu einfach. Man hat sie weggekapert für weiß nicht was für Vorstellungen und das ist das Unglück, daß man nun die einfache Verkündigung durch Jesus nicht

[1]) Vgl. Joh. 10, 1 ff.

mehr schätzt über dem vielen Wesens, das man sonst von Gott macht. Ueber den tiefsinnigen Lehren, die man von ihm sich einprägt, ist alles, was die Verkündigung Jesu ist, viel zu einfach. Und so kommts gerade an Menschen, die religiös sind so sehr schwer und zur Zeit Jesu wurde es auch nicht verstanden. Wer aber einfältig ist und das Einfache von Jesus wieder hören darf, ist glückselig, die Verkündigung von Gott zu schauen, wie sie in Jesus ist.

Das Fromme—Satanische. Gott ist gerecht über allem Fleisch und es empört mich oft, wenn Viele meinen, ihnen müsse der liebe Gott extra gnädig sein, Andern nicht. Wer aber nicht erst an andere Leute denken lernt, ist im Reich Gottes nichts nutz; wer irgend denkt: „Weil Ichs bin, muß Gott gnädig sein", der ist betrogen, er mag heißen, wie er will. Wir haben Alle Einen Gott, Alle Einen Herrn, Alle Einen Geist und dieser Geist wird einmal sichten, was menschlich und was göttlich ist bei uns. Der wird fragen, ob wir ein Herz gehabt haben für unsere Mitmenschen, ob wir sie angenommen haben oder von uns gestoßen. Er wird fragen, ob wir den Weg Jesu Christi gelernt haben, der uns gezeigt, wie wir des Andern Last und Sünde zu tragen haben, wie Einer den Andern höher achten soll, als sich selbst, wie Einer lieber unter den Sündern zugrunde gehen soll als sie verdammen. Das lehrt Jesus Christus und das Gegenteil lehrt unser heutiges Christentum und das wird der Fluch unserer Zeit — nicht die Sozialdemokraten und Nihilisten, sondern diese falschen religiösen Ansichten und diese verdammenden Richtungen, die wir in uns haben.

Davor soll sich jeder in Acht nehmen; es steckt so ein Pharisäerteufel in jedem Menschen; es ist das die eigentliche Verderbtheit, dieses Fromm-Satanische. Das Gottlos-Satanische ist nicht so schlimm; das fällt von selbst weg, aber das Fromm-Satanische hat selbst den Heiland gekreuzigt. Nun gottlob, daß doch einmal Licht werden wird nach heißen Kämpfen.

Christus und das Christentum. Wir haben uns Mühe gegeben, zu erkennen, daß wir unser Christentum nicht identifizieren dürfen mit Christus . . . Wir haben zu erkennen gesucht, wie das Christentum sozusagen eine Nebenwelt geworden ist, in welcher Christus als Gott verehrt wird, ähnlich wie die Welt von Gott redet. Aber wie die Welt von Gott redet, ohne göttlich zu werden, so die Nebenwelt, das Christentum, von Christus, ohne nach Christus zu werden. Man redet vom Glauben an Christus, findet aber keinen Glauben für Christus . . . Man glaubt an die Liebe Gottes, die in Christus erschienen ist, aber nicht für die Liebe Gottes. Man glaubt an das ewige Leben, man glaubt aber nicht für das ewige Leben. Man glaubt an das Reich Gottes, man glaubt aber nicht für das Reich Gottes. So ist Glaube, Liebe, Hoffnung dem Worte nach da, der Tat nach sterben die Dreie aus, und alles Geklingel in der Christenheit, dieser Nebenwelt, in der Christus noch angebetet wird, kann den jammervollen Tod nicht zudecken.

Die neuen Babelstürme. Sage ich zu viel, wenn ich sage: Christus ist in der Christenheit tot geworden und die Christenheit hat die Sünde des alten Volkes Gottes fortgesetzt? Nicht gerade mit fremden Göttern — obschon sie auch davon nicht frei geworden sind — aber mit sich selbst, mit sich selbst haben sie die Heimsuchung [Gottes] zunichte gemacht und es sind jetzt Christentumsarten in jeglicher Gestaltung, welche in die Höhe streben, und wenn früher die Menschen im Ganzen Babelstürme gebaut haben, so sehen wir jetzt die christlichen Kirchen Babels-

türme bauen. Sie wollen unfehlbar sein; sie wollen die Großen, die Gescheiten sein; sie klügeln die Sachen aus und sie wollen mit ihrem Menschenwort, mit dem sie das Gotteswort dämpften, das Reich Gottes machen.

Da darf man Christentum bringen, ja: so lange es den Menschen nicht packt; aber wenn es ihn packt und wenn es Leben schafft, so wird es unbequem und ungeschickt und man wünscht es sich lieber nach Sibirien weg, als daß man aufhorchen würde und sich nach dem Geist wendete und wieder Verlangen bekäme, daß Christus lebte in uns und herrschte in uns und seinen Sitz auf Erden bekomme. Auf dem Stuhl Gottes sitzen diejenigen, welche eigentlich sollten dem lieben Gott den Platz räumen. Die, welche zuerst berufen wären, alles in den Tod zu geben, damit nur Christus käme, ja, daß Gott selbst herniederführe und seine Hütte unter uns machte, sie setzen sich statt dessen ganz breit auf den Stuhl Gottes hinauf und verkündigen, sie seien Götter.

Statt Bethaus Mördergrube. So ist das Allerheiligste verstört, so ist das Bethaus zur Mördergrube gemacht . . . Mit dem Christentum ausgerüstet in der Welt bleiben, mit dem Christentum die Welt suchen — das geht weitaus den Meisten über alles und so ist Christus in Millionen und Abermillionen tot geworden und selbst in den sogenannten gläubigen Kreisen muß man die Laterne nehmen, bis man jemand findet, von dem man sagen kann: In dem lebt jetzt nicht seine Frömmigkeit, in dem lebt nicht sein eigener Verstand, in dem lebt nicht seine Ansicht, sondern in dem lebt Jesus Christus; der ist gestorben und nun lebt nicht mehr er, sondern Christus lebt in ihm . . . Ihr Lieben, wir können mit lauter Christentum Christus totschlagen! Was ist größer: Christentum oder Christus? Ins Christentum geht das Fleisch hinein! Und ich sage noch mehr: Wir können mit lauter Bibel Christus töten! Was ist größer: die Bibel oder Christus? . . . Ja, wir können sogar mit unserm Beten Christus totschlagen. — Da will man immer nur für irdische Sachen beten und an das Reich Gottes denkt niemand, nach der Ehre Gottes fragt man nicht.

Die Sache Jesu und die Gesellschaft. [Zu Matth. 11, 25—30]. Das war die Zeit, in welcher der Herr Jesus sich verlassen fühlte selbst in dem kleinen Ländchen Galiläa, wo eine naive Bevölkerung ihm anfänglich zugejauchzt hatte. Aber das, was herrschend war unter den Menschen, das hat sich bald von ihm abgewendet. Und das ist überall gleich unter den Menschen; die sind für das, was der Herr Jesus bringen wollte, zunächst nicht zu haben. Ob nun eine Bevölkerung gutmütig und lieblich ist oder stolz und übermütig (wie in Jerusalem), dieses Herrschende, die Gesellschaft der Menschen Beherrschende, ist überall da. Und die größte Gutmütigkeit und Liebenswürdigkeit, auch der beste Wille, in einer Bevölkerung nützt nichts für das, zu was Jesus gekommen war: den Menschen aus den bloß irdischen Dingen herauszuheben in eine göttliche Höhe, damit erst von dieser göttlichen Höhe aus auch die irdischen Dinge bezwungen würden. Die Gesellschaft läßt sich das nicht gefallen. So ist es bis auf den heutigen Tag. Man kann sozusagen das Christentum vergesellschaftlichen und zur Herrschaft bringen, dann ist es aber eben nicht mehr das, was Jesus wollte. Dann sind eben diese Mächte, die doch schließlich dem Geist Gottes widerstehen, an die Stelle der andern Mächte getreten oder sind mit diesen verbündet, und die ganze Welt geht wieder im alten Geleise fort. Wir haben keine Spur bezwungen durch das Christentum. 1909.

Das Christentum der Großen. Die Höchsten glauben heute an Jesus und glauben nicht nagelsgroß an [sein] Ziel.. Wo sind die Christen, die wirklich glauben, was Jesus will? Wo sind sie? Sie wollen ihre Kriegsgötter haben, sie wollen ihre Staatengötter haben, und wollen ihre Völkergötter haben und wollen so abscheuliche Menschen sein, wie die Heiden je gewesen sind und dann fromm in ihre Kirchen hinsitzen und an Jesus Christus glauben und am Ende noch den Heiland zu einem Kriegsgott machen, der alles zusammenschlägt: sie wollen ihn zu einem Menschen machen, der nur den Hohen dient und die Armen eben laufen läßt, wie sie von jeher haben müssen laufen, ohne daß *sie* zu einem menschenwürdigen Leben gekommen wären.

Was immerhin geleistet worden ist. Man tadelt es oft, wenn es in der vergangenen Christenheit so sehr übel ausgesehen hat und so vielerlei Greuel geschehen sind und unrichtige Lehren aufgestellt sind. Tadelt nicht! Es ist doch das Himmelreich gewesen, das auch die Kirchengeschichte gemacht hat; es ist doch der Eifer um Christus gewesen. Es ist zu allen Zeiten ein Eifer gewesen; zu allen Zeiten hat das Himmelreich die Menschen aufgestupft, daß sie suchen mußten. Sei es drum, daß sie etwas Verkehrtes gefunden haben, das Himmelreich hat doch geschaltet, hat immer wieder die Menschen berichtet, und unter den Menschen Neues hervorgebracht.

Glaubet mir, es ist alles anders geworden. Es ist in der Welt alles anders geworden damit, daß Jesus von Gott kam und zu Gott ging. Es ist jetzt bei allen denen, die Christus kennen lernen, eine neue Möglichkeit vorhanden, zu überwinden. Es ist nicht alles überwunden, nein, o nein! es ist noch viel zu überwinden, aber eine neue Möglichkeit ist da . . .

Ueber das Christentum hinaus! Das soll nicht aufgegeben werden, was wir schon so lange im Herzen tragen, daß nämlich der Heiland zur Ehre Gottes in *neuer* Weise sich möchte offenbaren. Es ist das zwar gerade Vielen ein großer Anstoß, weil sie im heutigen Christentum alles zu sehen glauben, was zur Erfüllung des Willens Gottes auf Erden not tut. Wie gerne wollte ich das auch tun und hoffnungsvoll die verschiedenen Christentumsgestaltungen ansehen. Aber es gelingt mir das nicht; denn überall ist Unwahres, und Ungewohntes, welches in irgend einer Weise abgetan werden muß, wenn das Reich Gottes in Wahrheit und Gerechtigkeit auf Erden sich kund tun soll. Freilich gibt es nun auch viele Leute, die dagegen einwenden, die Bibel berechtige uns gar nicht, mehr zu erwarten, als eben eine christliche Religion, infolge deren man nach dem Tode selig werde, und diese bestehe fort bis ans Ende der Welt. Doch wird es erlaubt sein, auch ein wenig anders zu denken nach der Schrift, und wer aufmerksam die Schrift liest, findet sowohl im Alten als im Neuen Testament den bestimmten Willen Gottes, *auf Erden* ein Volk zu haben, welches in Gerechtigkeit und Unschuld nicht sich, sondern Gott liebt und das Licht wird für die Völker der Erde . . .

Wenn die Zeit Gottes kommt, die Zeit des Endes und die Zeit des neuen Anfanges, so wird das, was im Christentum verdorben und menschlich geworden ist, ebenso ohne alle Schonung zerfallen, wie seinerzeit das Judentum . . . Wir müssen uns eben gewöhnen, nicht das Christentum selbst das Gute und Göttliche zu nennen, und unsere Dogmatik und Lehrformen für das Wahre zu halten, sondern das Gute und Göttliche, das Wahre und Gerechte ist allein Christus. So muß

denn wohl auch noch das ganze Christentum zerfallen, damit sein Gutes und Göttliches, nämlich Christus, als der Vollender und Erfüller sich offenbaren kann unter allen Völkern der Erde.

d. Die Kirche.

Ein Erzeugnis dieses Prozesses[1]) ist die Kirche. Sie ist menschlich organisierte Religion, oder Reich Gottes als menschliche Einrichtung.

Jesus hat das Reich Gottes verkündigt und vertreten. Dieses ist nicht irgend eine besondere Organisation in der Welt neben anderen, sondern es ist die überwundene und erlöste Welt, die wiedergeborene Schöpfung. Wohl ist es ein Organismus, eine lebensvolle innere Einheit, aber diese organische Einheit ist Gottes Walten und nicht ein Walten der Menschen. Das Reich Gottes hat darum auch ganz weltliche Formen. Es macht keinen Unterschied zwischen einer heiligen und einer profanen Welt. Es kennt keine Priester und keinen Kultus, keine besonderen heiligen Orte und Zeiten. Jeder Bürger des Reiches Gottes ist Priester. Gottesdienst ist alles Tun und heilig jeder Ort und jede Zeit. Die Gemeinde Christi ist laienhaft. Es gibt da keine Priester und keine Theologen, der Klerus sind alle. Sie haben keine Tempel, Sabbate, Gottesdienste. Sie sind eine Familie, die Familie Gottes inmitten der Welt, die sich zur Welt erweitern will, und ihr einziger „Gottesdienst" ist das gemeinsame Brudermahl der Familie.

Aber als der Geist nachließ, kam auch die Kirche. Sie war, wie gesagt, ein Teil des Vorganges, der vom Reich Gottes zur Religion führte, Aus dem Organismus wurde eine Organisation, aus der Familie ein Staat, aus dem allgemeinen Priestertum eine Hierarchie, aus der allgemeinen Gotteserkenntnis eine Theologie, aus dem freien Glauben ein Dogma und eine Orthodoxie, aus dem Brudermahl die Messe, aus dem Familienhaus der Gemeinde der Kirchentempel. Es kam wieder zu der Trennung von heiliger und profaner Welt, von Innen und Außen, von Leib und Seele, Geist und Materie, Diesseits und Jenseits, wie sie der Religion immer eigen ist. Nur alles in christlichen Formen, und vermischt mit der Wahrheit des Reiches Gottes, und darum besonders gefährlich. Es kam auch zum Bunde mit der Welt, besonders in Form des Staates, den die katholische Kirche zu ihrem Werkzeug zu machen trachtet, dabei selbst Staat werdend, während die protestantische sich zu seinem Werkzeug machen läßt, dabei ebenfalls selbst Staat werdend. Man verfällt aus der Askese in wilde Sinnlichkeit, aus der Demut in leidenschaftliches Machtverlangen, aus der Armut in den Mammonismus. Zwiespalt und Lüge entstehen, weil man sich von Gott und seiner Schöpfung eigenwillig entfernt hat. Die Wahrheit Christi geht zum großen Teil verloren, sie flüchtet sich vielfach zu den Ketzern. Es entsteht ein

[1]) Vgl. das im vorausgehenden Kapitel Gesagte.

Stillstand, eben jener Stillstand, der das Wesen der Religion zum Unterschied vom Reiche Gottes ausmacht. Immer tiefer gerät man ins „Menschenwerk" hinein, immer weiter von Gott weg. Da man aber doch tut, als ob man Gottes Reich vertrete — und das ist ja wirklich der Sinn der Kirche — so nähert man sich gerade in den glänzendsten Formen dieses Wesens, dem Papst-Cäsar als Stellvertreter Gottes auf Erden — dem Antichrist.

Blumhardt-Worte.

Christentum und Volkstum. Die christliche Volksreligion wird zu schanden werden.

Götzendienst. Es kommt die Zeit, da man sehen wird, daß ein gewisses Suchen Gottes in der äußeren Kirche etwas Götzendienerisches an sich hat.

Gott will neue Formen. Der Sinn Gottes ist . . . heute nicht, daß irgend eine menschliche Partei, sei's auch eine kirchliche, das Haus werde, für welches wir Leib und Leben einsetzen, wachen und beten. Es ist eher ganz umgekehrt; denn wie in Israel so ist auch in die Christenheit ein Bau hineingewachsen, welcher vom Fleisch der Menschen herrührt und dem Sinn Gottes nicht entspricht . . . Wir werden uns gewiß nicht täuschen, wenn wir aus den Erscheinungen der heutigen Zeit den Sinn Gottes herauslesen, welcher aus den alten Gebilden weltlich-kirchlicher Herrschaft herausführen will zu einem neuen, frischen Leben der Wahrheit.

Das Gericht. Es geht heute ein Gericht durch unsere Zeit; ein Finger der Wahrheit deutet auf diese und jene Lüge und Täuschung in Sitten und Religionen und ein Finger der Gerechtigkeit verlangt, wir sollen der Stimme der Wahrheit folgen und über manches uns besinnen, ob es nicht anders gemacht werden sollte. Wenn menschliche Geschlechter jahrzehntelang in Ruhe so fortleben, ohne durch starke Wasser der Geschichte gerüttelt und geschüttelt zu werden, dann lebt sich eine Menge Behaglichkeit ein in allerlei Gewohnheiten und Sitten. Schließlich nehmen diese Gewohnheiten und Sitten das Ansehen von Gott ein und da kann es kommen, daß alles nur darauf bedacht ist, diese menschlichen Einrichtungen zu verteidigen, weil in diesen die Gesellschaft ihren Bestand zu haben scheint; es sieht aus, als ob alles zusammenbreche, weil solche in der Zeit gewordenen Einrichtungen stürzen. Wer einmal in etwas Verkehrtem Fachmann geworden ist, ist dann oft auch zu feige, um das Recht Gottes zu behaupten an sich und gegen sich. Dabei sieht man wohl, daß eine Menge Unfug und Aberglauben sich auch ins Christentum eingeschlichen hat; in religiösen Einrichtungen kann man Mängel und Verkehrtheiten genug nennen. Nun hat man sich aber einmal daran gewöhnt, und da nimmt man alles in den Kauf, um die vermeintlich nötigen Einrichtungen behalten zu dürfen; und wenn noch so viel Verkehrtes dran ist und alles Volk darunter seufzt, dennoch, wenn eine Rechtsstimme Gottes kommt und fordert Wahrheit und Recht, so wird diese verdammt und den Unsinn verteidigt man.

Kirche und heiliger Geist. Auch wenn wir alles, was das Christentum und die Kirche Gutes hat, zusammenraffen und uns darin einkleiden, so bleibt doch das Dunkel über den Völkern und die Finsternis in Sünde und Tod in den Menschen und Nationen das charakteristische Merkmal des Menschenlebens, in Ansehung dessen die Einen Pessimisten, die Andern Optimisten werden, ohne aber in

der Wirklichkeit des Reiches Gottes Licht für die eine oder die andere Haltung zu gewinnen. Der Jesus, welcher spricht: „Ich bin die Wahrheit!" drückt sich nirgends in einer Gemeinde von Christen so aus, daß man bezüglich der Gestaltung des Lebens auf Erden Mut hätte zu sagen: Da schafft die Wahrheit Gottes, welche die Geschichte des Reiches Gottes zu entrollen vermag und das Ziel der Vollendung des Reichs Gottes in Sicht kommen läßt . . . Es fehlt uns der heilige Geist, der uns in alle Wahrheit führt . . .

Es ist kein Wunder, daß der heilige Geist schweigt, wenn wir alle andern Geister höher achten als den heiligen Geist, und wir haben uns darum schon längere Zeit sehr ins Gericht zu geben bemüht, um uns bewußt zu werden, was uns lieber ist: Gott oder die Welt, Christus oder das Christentum, Kirche oder Geist.

Der Keim. Es ist verkehrt, wenn die Christenheit den Lebenskeim des Reiches Gottes jahrhundertelang in dieser Schale bleiben läßt und meint, daß er als ein Mysterium angebetet werden müsse. Es ist offenbar, daß er hervorbrechen muß zu seiner Zeit, und daß er als das Naturnotwendige dem Geschaffenen eingepflanzt werden soll . . .

Das Leben verlangt neue Formen. Alle Kirchen können in den Boden versinken, deswegen verliert der liebe Gott gar nichts. Das sind bloß auf das Leben der Menschen drückende Institutionen. Und wenn wir darin weiter kommen in unserer Zeit; daß wir mehr merken, was das Leben fördert, dann geht's vorwärts im Reiche Gottes. Dann kann's aber nicht anders sein, als daß die Formen immer wechseln, immer dem Leben entsprechend, heut so, morgen so, immer wieder etwas Neues, dem Leben der Menschen Entsprechendes.

Steinklotz und Same. Nein, es ist kein Steinklotz, das Christentum! Man hat versucht, es zum Steinklotz zu machen; man hat gemeint, es müsse alles alle Jahrhunderte gleich bleiben; man hat in die sogenannte Kirche einen gewissen Leim zusammengestrichen, daß ja niemand mehr sich regen könne, als nur etwa nach dem, was frühere Jahrhunderte und Zeiten gewesen sind. Aber das nützt alles nichts — das Leben, das aus dem Samen herauskommt, infolge dessen auch äußere Verhältnisse immer wieder in die Höhe gehoben und auseinander gesprengt werden, es hört nicht auf, und wenn ihr auch nicht sehet, daß eben dadurch der Weizen Raum bekommt, das Gute, das Gott gepflanzt hat — es kommt die Stunde, da werdet ihr es sehen.

Das Predigen. Was ist ein beständiges Predigen ohne eine beständig erneute Offenbarung? Es ist und wird immer mehr ein schönes Menschengebilde, in dem kein Leben und kein Bewegen ist . . . Unter lauter Predigen, ohne vorausgehende Offenbarung, kann selbst das durch Offenbarung Gegebene wieder ganz verdorben werden . . .

Das Reich Gottes ist weltweit. Es ist hauptsächlich heute in die Erscheinung getreten, daß das Reich Gottes nicht bei einzelnen Frommen, bei einzelnen Kirchen und Gemeinden stehen bleibt. Heute ist die Welt aufgetan und die heutige Stunde hat den Charakter, daß wir sehen: Gott hat es abgesehen nicht auf Einzelne, sondern aufs Ganze. Alle geistige Entwicklung fürs Reich Gottes trägt heute dieses Zeichen an sich. Das Christentum soll weltweit werden und die Frömmigkeit soll weitherzig werden für die ganze Menschheit.

Kirche und Gottesvolk. Ich wundere mich, wie man z. B. in Kirche und Mission immer wieder so gern gleich fortmacht und tut, wie wenn man es gar nicht anders machen könnte; als man es seit Jahrhunderten gemacht hat. Da fährt man mit seinem eigensinnigen Kopf immer in den gleichen Geleisen herum, wo man doch merken könnte, daß Gott andere Wege gehen will. Das könnte doch einmal sehr verhängnisvoll werden, und da darf man nicht sagen: „Gott ist immer wieder barmherzig, er wird seine Kirche immer wieder erhalten." Ja, holla! ich möchte die Stelle in der Bibel lesen, die einer menschlichen Kirche eine ewige Dauer verheißt. Nach der Kirche fragt der liebe Gott nichts, wenn sie nichts mehr dient. Der Tempel Israels war etwas Höheres als unsere Kirchen; er war von Gott selbst gegründet, und doch hat er müssen aufhören. Wir haben keine Garantie dafür, daß man uns die Sache Gottes ewig in der Hand läßt. Der Heiland erzählt auch einmal ein Gleichnis von Weingärtnern, die schaffen immer, aber es kommt zu keinem Ziel. Schließlich holt der Herr in letzter Stunde noch ein paar Leute vom Markt und die machen es fertig, die bringen in einer Stunde die Geschichte vollends zum Austrag und werden so die Ersten, weil die Andern, die zuerst da waren, nicht im Stand dazu waren. So kann es auch wieder kommen, daß ganz andere Leute berufen werden müssen, als die sind, die es lange Zeit in der Hand gehabt haben, wenn diese nicht gewisse Fehler einsehen und anders machen: denn das Bessermachen ist die beste Buße.

Nur dann haben wir einen Gott, der hilft und der vom Tode errettet. Dann aber haben wir auch einen Gott, der vorwärts führt, nicht nur einen Gott, der uns behütet und unsere Füße nicht gleiten läßt, sondern einen Gott, der unsere Füße auf höhere Wege stellt, auf lichtvollere Gefilde führt, auf Bahnen zu bringen weiß, auf denen seinem Reiche auf ganz andere Weise vorwärts geholfen wird, als es bis heute geschehen ist. Heute können wir noch nirgends etwas im Namen Gottes durchsetzen; du mußt zuerst die Sache so drehen, daß Menschen ein bischen Gefallen dran finden; frei und schlankweg im Namen Gottes kommst du nicht durch. Aber dieser Weg muß auch noch kommen, auf diesen Weg muß noch ein Volk gehen, da es heißt: im Namen Gottes oder gar nicht! Denn nicht ewig geht es so fort. Gott hat wohl Geduld und ist barmherzig, aber er kann dich auch einmal in die Grube fallen lassen, wenn Du ihn hinderst. Darum kann es noch großes Wehe geben, wenn wir nicht aufmerken.

Aber sei es Wehe oder nicht, wir wollen auch für Wehe danken, wenn nur das Volk Gottes auf die Wege geführt wird, auf denen die Wahrheit und das Recht Gottes aufzutreten im Stand sind in der menschlichen Gesellschaft, so daß man es spürt: Jetzt greift in die menschliche Gesellschaft nicht bloß die Ueberlegung nach Sitten und Gebräuchen der Menschen ein, jetzt handelt man nicht bloß mit Rücksicht auf den historischen Zusammenhang, mit der Vergangenheit, sondern es greift etwas ganz Neues ein, etwas Unmittelbares von Gott. 1895.

e. Protestantismus und Katholizismus.

Die Reformation des sechzehnten Jahrhunderts bedeutete ein Wiedererwachen des Reiches Gottes inmitten dieses entarteten Wesens. Sie zerstörte im Grundsatz die Kirche und die ganze Welt der Religion, indem sie zu Gott selbst zurückkehrte und seiner Schöpfung wieder die

Ehre gab. Es ist aber am Eingang dieser ganzen Darstellung gezeigt worden, daß ihr Weg nicht bis zu Ende ging. Sie drang nicht durch bis zur Wiedergewinnung der Hoffnung und endigte deshalb im alten Pessimismus und seiner Lähmung. Sie konzentrierte sich auf das Heil des Einzelnen und führte zum religiösen Egoismus. Einseitig auf die „Rechtfertigung durch den Glauben" gerichtet, sah sie die ganze Welt, die wir Reich Gottes nennen, nicht recht, trotzdem diese Welt mit ihr wieder erwacht war. Sie klammerte sich an den Staat und wurde seine Dienerin.

Die ursprüngliche Bewegung aber, so ungenügend sie, trotz ihrer Größe, doch an sich schon war, entartete dann vollends in Stillstand. Es wurde wieder aus Reich Gottes Religion. Es kehrte die Kirche, die Theologie, die Scheidung von heiliger und unheiliger Welt, von Innerm und Aeußerm, Leib und Seele, Geist und Materie, Jenseits und Diesseits wieder und alles Andere, was mit Religion zusammenhängt, namentlich das Eine, daß man wieder eine fertige Wahrheit hatte, eine fertige Offenbarung, eine abgeschlossene Welt Gottes.

Es ist darum ganz falsch, wenn man bei jener einstigen Reformation stehen bleiben will als bei etwas Fertigem und für immer Genügendem, einer völligen Wiederherstellung der Wahrheit Christi. Sie ist vielmehr nur ein Anfang, ein Ansatzpunkt, eine Aufforderung zum Weitergehen, und in diesem Sinne freilich eine große und herrliche Gottestat von bleibendem Wert.

Doch ist zuzugestehen, daß der Katholizismus, gerade weil der Protestantismus seinen eigenen Weg nicht zu Ende ging, ihm gegenüber eine gewisse Wahrheit behauptet. Wir haben das wiederholt im Einzelnen angedeutet. Er vertritt das Recht des Reiches Gottes gegenüber aller Wirklichkeit durch das Prinzip der Kirchenhoheit über alles Leben; die Einheit der Gemeinde Christi durch das Papsttum; das übernatürliche Wesen des Reiches Gottes durch das Mönchtum; die Bedeutung des Priestertums durch die Hierarchie; den weltumfassenden Charakter des Reiches Gottes durch seinen Universalismus (= Katholizismus); das lebendige Walten des heiligen Geistes durch seine Betonung des Wertes der Tradition; das Geheimnis der Erlösung der Materie durch die Sakramente — und so fort. Das alles tut er allerdings auf eine Weise, die vielfach rein äußerlich, ja materialistisch wird und die Wahrheit wieder ins Gegenteil verkehrt, aber er bewahrt sie doch auch gegen ein völliges Vergessen durch den Protestantismus und er wird erst überwunden sein, wenn sie in höherer Form verwirklicht ist.

Das Reich Gottes führt, die Wahrheit beider auf höherem Boden verbindend, über Katholizismus und Protestantismus hinaus, wie es, selbstverständlich, über alle Parteien und Richtungen hinaus führt.

Blumhardt-Worte.

Konfessionen. So möchte ich auch nicht um Konfessionen eifern, obwohl in allen Konfessionen Wahres und Richtiges ausgesprochen ist und wir ihnen dankbar sein müssen, daß sie vieles konserviert haben, was sonst verloren gegangen wäre. Aber nicht die Konfessionen sind es, welche auf die Dauer mit Gewalt festgehalten werden müssen; denn es ist eine menschliche Herrschaft daraus geworden, und diese ist gefährlicher fürs Reich Gottes als viele andere Dinge in der Welt. Haben wir doch Glauben! Gott läßt seine Sache, die Sache der Wahrheit, nicht zu Grunde gehen. Die ganze Erscheinung des Heilands hat einen hohen Gottessinn, welcher allen Völkern in allmählicher Entwicklung innerlich gleichsam wie eine Sonne aufgehen muß; da ist alles voller Geist und voller Wahrheit und auf diesen Sinn müssen wir erst achten lernen und gleichsam in dem Namen Jesus wieder neu anfangen, den in Ihm enthaltenen Gottessinn neu herauszuschälen aus allem menschlich Herkömmlichen, um für diesen zu wachen und zu beten. Wer darin einmal fest ist, fürchtet sich in keiner Zeit und weiß, daß Jesus siegt und Jesus lebt, mögen Einrichtungen und Gesetze in der Welt sein, welche wollen. Ja, oft muß alles drunter und drüber gehen, daß der wahre Sinn Gottes wieder mehr Raum gewinnt.

Ueber Protestantismus und Katholizismus hinaus. Auf dem festen Grunde Jesus Christus gehen wir vollkommeneren Gestaltungen entgegen als diejenigen sind, welche sowohl die römische Kirche als die reformatorischen Kirchen uns gebracht haben. Das dürfen wir um so kühner behaupten, als eben diese kirchlichen Gestaltungen nicht die Frucht getragen haben und tragen, welche man erwarten muß gemäß den großen Tatsachen des Lebens Jesu und Seiner Apostel . . .

Weder Katholizismus noch Protestantismus. Wir dürfen nicht denken, es müssen die Katholiken protestantisch oder die Protestanten katholisch werden. Nein, Gott hat es verhindert, daß der Luther ganz durchgedrungen ist in Deutschland. Das sieht man heute als ein großes Uebel an, und Manche haben die Reformation für ein unglückliches Ding gehalten, weil eine Art Religionsverschiedenheit dadurch geworden ist und allerdings unser Vaterland in großen Streit und Kämpfe versetzt hat. Aber es ist doch Güte Gottes, daß nicht gleich alles umgestürzt wurde, daß auch das Alte noch seine Erhaltung halte. Es war Güte und Wahrheit; denn die Protestanten haben nicht in allem die Wahrheit gehabt. Sie haben vieles nicht wahr geführt, und deswegen hat es Gott so geführt, daß beides neben einander stehen blieb.

Die Wahrheit im Katholizismus. Die katholische Kirche hat in allen Sachen doch den Nagel auf den Kopf getroffen. Sie hat's nur vom Himmel herabgerissen und weltlich gemacht.

Die Verderbnis in der katholischen Kirche. Es ist Tempelraub, was die katholische Kirche tut: ins Heiligtum eindringen, was in Gottes Hand war, sich aneignen. Sie spielen mit dem Himmel und den in der Unterwelt Liegenden zu ihren Gunsten und darunter leben Jahrtausende im Irrtum.

Die Reformation und ihre Verderbnis. In der Reformation hat sich in der Seele Luthers ein Sehnen nach Zion gebildet. Er sucht ein Volk

frei der Gnade Gottes ergeben, ohne „Werke", und darin hat er recht und es bildet sich auch bis auf einen gewissen Grad ein Zionsvolk, durch welches der liebe Gott wenigstens Bresche schießen konnte in die ins Ungeheuerliche steigende Anmaßung menschlicher Herrschaft auf religiösem Gebiet. Aber was sollen wir sagen? Das klerikale Element hat auch die Reformation getrübt, es wollte auch geherrscht werden . . . Wir sind nicht losgekommen von dem Grundsatz, den die alte Kirche hatte, daß die Kirche herrschen müsse, und so gab es wieder Hader und Streit, Zerklüftung und Uneinigkeit . . . Das Herrschen Einzelner über die Andern, und das Regieren Einzelner nach gewissen Festsetzungen wurde auch in den reformatorischen Kirchen mehr und mehr wieder Regel und wir leiden bis auf den heutigen Tag darunter.

Ziele statt Stationen. Es ist zu allen Zeiten einer der größten Fehler des zum Knechte berufenen Volkes gewesen, daß es die jeweils erreichten Stationen für Ziele gehalten hat. Schwelgend im Erreichten verlor man das noch zu Erreichende aus den Augen.

Mehr als die Reformation ist nötig. Was den reformatorischen Geist betrifft, so brauchen wir mehr, als dieser war. Nichts Anderes, aber etwas Mehreres. Die Gedanken der Reformatoren leiden noch an einer Armut – nicht aus ihrer Schuld — sofern sie lange nicht die heilige Schrift erschöpfen. Deswegen ist das Hinaufsitzen auf die Symbole,[1]) bei dem man nicht weiter gehen will, nur schädlich in unserer Zeit. Beinahe allen Dogmen fehlt es an Allseitigkeit; manche sind gar nicht recht fixiert, wie z. B. des Amt der Schlüssel. Die Symbole schweigen fast ganz vom Kommen des Herrn und führen nicht zum Warten auf Ihn, die wir doch allzeit sein sollten als die auf ihren Herrn warten. Die Verwechslung seiner Zukunft[2]) mit dem Tod ist in ihnen durchweg. Kurz, noch vieles könnte ich anführen, nicht den Reformatoren zum Vorwurf, aber um zu beweisen, daß wir nach der Schrift noch viel Mehreres zu lehren und zu üben haben als sie geben.

Bl. Vater.

In der Reformation wurden die Netze d. h. die Lehre, geflickt.[3]) Wohl geschah noch mehr, aber ein durchschlagender Sieg über die Sünde, eine eigentliche Rückkehr im Großen zu Gott, trat nicht ein, wie auch anderseits nicht eine Wiederkehr der ersten Gaben.

Es blieb in mancher Beziehung und wurde auch teilweise wieder Nacht. Aber der Herr wird sich wieder zeigen, und es wird dann heißen: „Werfet das Netz zur Rechten des Schiffs!" und dann wird wieder ein großer Fang getan werden und für bleibend, denn „obwohl ihrer so viele waren, so zerriß doch das Netz nicht."

Bl. Vater.

Was die Reformation eigentlich hätte sein sollen. Nicht das, daß eben jetzt eine geeignetere christliche Anschauung oder Religion oder Konfession aufkäme, unter der man fortan leben sollte, war der Hauptzweck Gottes, als er das neue Licht kommen ließ, sondern in der Tat und Wahrheit sollte es eine Vorbereitung sein zur Zukunft des Herrn. Und wenn ich noch weiteres hinzusetzen will, so ist's das, daß mir die Reformation vor dreihundertundfünfzig Jahren von jeher

[1]) Symbole = Bekenntnisschriften.
[2]) Zukunft = Kommen.
[3]) Vgl. die Geschichten vom Fischzug, Luk. 5, 1—9 und Joh. 21, 1—11.

nichts Anderes gewesen ist als ein Vorbild von einer Erneuerung in geistlicher Hinsicht, die durch die ganze Welt sich erstrecken muß, von dem Anfgang des Lichts und der Herrlichkeit Gottes über alle Völker der Erde, zu deren Wiederbelebung in ein neues, göttliches Leben herein. Es ist ein Fehler, wenn wir bei Betrachtung der Reformation nur eben an die durch sie entstandenen Protestanten, Evangelischen, Lutherischen, Reformierten und wie sie alle heißen, denken. Der Herr hat viel größere und weitergehende Absichten mit der Reformation gehabt, und daß, wie es lange Zeit gewesen ist, alle Heilgedanken Gottes nur eben an den Evangelischen sich erfüllen müßten, wie wenn die andern Völker und Kirchen gar nicht da wären, da man sich als ein neues Israel dachte, das egoistisch und eigenliebig nur von sich träumt — das war nicht das Rechte. Bl. Vater.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der lauteren Quelle.

Wir schöpfen heut aus vielen Quellen; aus alten und aus neuen, aus tiefgründigen und seichten, aus bewegten und unbewegten und aus vielen trüben auch — wie selten aber aus der lauteren! Und doch ist unser tiefstes Sehnen auf solche Quellen gerichtet, und doch atmen wir auf, wenn wir einer solchen begegnen, schöpfen Erquickung aus ihr nach langer mühseliger Wanderung, schauen in ihrem klaren Spiegel altvertraute und doch seltsam neue Dinge, und spüren dabei das leise Heimweh zugleich mit der Freude des Gefundenhabens. Wir schöpfen aus ihr und tauchen hinein, wir nehmen sie in uns auf und wandern weiter, gestillter und ungestillter Sehnsucht voll.

Eine solche Quelle klingt und blinkt uns in den Werken Emil Ronigers entgegen. Wundersam vertraut und doch eigenartig neu quillt hier reines, lauteres und erfrischendes Wasser. Es mag noch größere Tiefen, noch klingendere Töne geben; groß und herrlich aber ist die Lauterkeit, und weit und warm wird uns das Herz, wenn uns in dieser Form geboten wird, wonach wir uns sehnen, was wir haben, und doch immer wieder suchen. Das ist es, was mich treibt zu versuchen, diese Dichtungen den Lesern der Neuen Wege nahezubringen.[1]) Sie kritisch zu beleuchten und ihren künstlerischen Wert abzuschätzen, wäre eine Aufgabe, der ich nicht gewachsen bin; sie ihrem Inhalt nach wiederzugeben, hieße, ihnen das Feinste rauben; denn die Tiefe und Zartheit der Kunst Ronigers liegt oft gerade in der Art, wie sie die Dinge gibt. Man sollte eben seine Werke selbst lesen. Und mir soll hier nur daran liegen, zu versuchen, den Freund zu den Freunden zu bringen, damit auch Anderen diese Freude des Findens zuteil

[1]) Sämtliche hier erwähnte Werke Ronigers sind im Rotapfel-Verlag erschienen.

werde, auch Andere dies erleben: da ist ja Einer, der zu uns gehört, der in neuer und anderer Sprache das ausspricht, was unseres Lebens und Sehnens Inhalt ist.

Er spricht es freilich nicht in allen Werken gleich laut und vernehmlich aus und bringt in einigen mehr dies, in anderen mehr jenes Stück der gemeinsamen Wahrheit zum Ausdruck; man spürt auch ein deutliches Reifen dieser Wahrheit selbst von Buch zu Buch. In diesem Sinn das reifste ist wohl die Märchendichtung: „Die lautere Quelle". Roniger hat auch Märchen im üblichen Sinne geschrieben,[1]) doch ist dies Buch dasjenige, das sein Bekenntnis wohl am meisten zusammengefaßt enthält; auch finden wir in ihm ganz besonders unsere Hoffnung — die Hoffnung auf eine erlöste Menschheit im Gottesreich — in neuer Form ausgedrückt. Darum möchte ich auf dieses große Werk etwas näher eingehen.

Die Erlösung muß auch hier — wie in jedem Mythus dieser Art — durch einen reinen, viel leidenden, duldenden und kämpfenden Menschen geschehen. Durch einen, der, wie der einige und ewige Erlöser selbst, bis zu den Tiefen des größten Elends und der ärgsten Verkommenheit hinuntersteigen muß, um „die Brüder" zu suchen und zu sammeln und in jenes Land zu führen, dessen Wahrheit er erlebt, dessen Zukunft er erschaut hat. Der Weg des Erlösenden, Waldemars, wird, oft in zarten märchenhaften Bildern und Episoden, oft in grotesken, phantasiereichen Schilderungen gezeichnet, wobei eine tiefe, wunderbar feine Symbolik sich dem Leser wohl etwa erst nach und nach völlig enthüllt; es ist ein Buch, das man nicht nur einmal lesen sollte und lesen mag. Durch das Bad in der lauteren Quelle (schon in diesem Bilde liegt ein Sinn, dem man immer wieder nachstaunt) gelangt Waldemar zur „grünen Insel", wo er an der Hand „Alraunens, des schwebenden Wesens" erlebt, was des Lebens ewige Grundwahrheit ist: daß aus dem einen tiefen Grunde der Liebe alles Leben strömt und wächst, daß aus ihr, gleich dem Baum aus dem Samen, auch „die Bäume unsres Innern" wachsen, unser ganzes persönliches Leben mit seinen endlichen Früchten, die wiederum, als für die Brüder zum Segen und zur Erquickung bestimmt, wie der Apfel des Baumes[2]), ihre Bestimmung nur in der Liebe und durch die Liebe erhalten. Darum muß Waldemar ausziehen, die Brüder zu suchen und zur „Stadt des freudig-tätigen Lebens" zu bringen, die er hinter der grünen Insel erschaut.

Sein Weg zu den Brüdern, der sich zu einem eigenartigen Leidensweg gestaltet, führt ihn vorbei an den grausigen Trümmern

[1]) Sieben Märchen, die einen für die Kleinen, die andern für die Großen.

[2]) Ich irre wohl nicht, wenn ich in dem roten Apfel, dem Geschenk der grünen Insel, der den verstreuten und sehnenden Brüdern und Schwestern Labung und Stärkung spendet, den Ursprung für den Namen des Verlags vermute, der uns ja Gleiches bieten möchte.

und Ueberresten einer „Händler-Kultur“ — an zerfallenen Hotels, abgerissenen Schienensträngen, ausgetrockneten Seen, geschändeter und verdorbener Natur, verödeten Fabriken, ausgestorbenen Städten vorbei — hin bis in die Welt „unter der Kuppel“, in eine eigenartige Märchenwelt, wie sie uns noch kein Märchenbuch geschildert. In die Welt einer bis zum Aeußersten, Gewagtesten gesteigerten Kultur und Technik geht es, in welcher alles, was wir heut etwa als Ansätze und Möglichkeiten sehen, zum spitzesten Ende gebracht ist, durch ein Menschenvolk, das freilich mit dem freien Himmel, mit Sonnenlicht und Regen auch seine Menschennatur eingebüßt hat und selbst zur Maschine geworden ist. Nur einige kleine Ueberreste sind geblieben, einige pochende Hrzen und fragende Seelen, die in der Oberwelt der Reichen und Geachteten unter der Kuppel gar selten, in der Unterwelt, da wo die Arbeitenden, die Verachteten, die „Verbrecher“ der Kuppelwelt hausen, reichlicher vertreten sind. Zu ihnen, in die dunkelsten und grausigsten Gründe, führt darum Waldemars Weg auf seltsamen Umwegen; und unter allen Bewohnern der Kuppelwelt, oben wie unten, wird er nun mit unsäglicher Geduld die Bruderseelen suchen, auf sie warten müssen und wird sie aus der Welt des Elends auf einem Weg, den er mehr ahnt, als fertig sieht, hinausführen zur lauteren Quelle und zur seligen Insel, um sie für immer dem freudig-tätigen Leben, das aus Reinheit und Liebe erblühen kann, zu weihen. Daß ihm auf diesem Wege eine Gefährtin wird, die ihn, der Kuppelwelt wie ein holdes Wunder entsprossen, begleitet, als Verkörperung all seines Sehnens und Glaubens und zugleich als Mitkämpferin, ist wohl ein zarter Ausdruck für die Wahrheit, daß die Erlösung der Menschheit nur geschehen kann durch Mann und Weib, und aus ihrem erlösten Verhältnis zu einander.

Der ganze Reichtum dieses Buches läßt sich nicht mit wenigen Worten sagen; es ist auf seine Weise ein Evangelium, das sich in vielen Stücken mit dem Evangelium berührt; so vor allem in seiner Grundstimmung und in der Wahrheit, daß die Erlösung gerade aus den verachteten Tiefen kommen soll. So herb die Kritik unseres heutigen Wesens auch aus der Karrikatur durch die Kuppelwelt herausstönt, am herbsten mutet sie uns wohl da an, wo wir vor keiner Karrikatur mehr stehen, wo uns in dem Geschilderten die nackte Wahrheit selbst und unser eignes alltägliches Erleben entgegentritt. So z. B. in jener Episode, wo Waldemar drunten beim Volk der Arbeiter in einer Versammlung von seinem Zukunftslande spricht und schließt: „Noch ist der Weg nicht gefunden, noch gebahnt; doch kenne ich das Licht, das ihn finden, die Kraft, die ihn bahnen wird; und das Licht, dem nichts verborgen bleibt und die Kraft, der nichts widerstehen kann, sie haben den einen und selben Namen und heißen: Liebe!“ Da wird die aufbegehrende, wütende und enttäuschte Masse durch einen „Führer“ beschwichtigt und belehrt: „Kameraden, wir alle wissen ein nahes und wirkliches Gut, ein nahes und wirkliches Glück, einen

nahen und wirklichen Weg! Das Gut heißt: die Scheine der Teilhaber![1]) Das Glück heißt: das Leben der Teilhaber! Der Weg aber, der Weg, der zu diesem Gute und zu diesem Glücke führt, heißt: Haß, Kampf, Blut!" — Wer kennte diese Stimme nicht! Und wer verstünde nun nicht die Mahnung: „Keiner wird die Stadt des freudigtätigen Lebens betreten, keiner, der nicht auf der grünen Insel die Tiefe seines Innern und die Räume, die sich über diese Tiefe ausspannen, fühlend durchmessen hat."

Ja, die lautere Quelle und das Erneuern des Lebens in der Liebe, das ist der Eingang zum Reiche des erlösten Menschen. Ohne dies wird eine neue Ordnung unter den Menschen nicht möglich. Diese Grundwahrheit scheint mir auch, freilich wieder auf ganz andere Weise, in Ronigers dramatischer Dichtung Agis IV, ausgedrückt zu sein.

Der Gegenstand dieses Dramas ist historisch: Der Versuch des jugendlichen Spartanerkönigs Agis, auf Grund der alten Gesetze des Lykurg „Bodenreform" einzuführen, d. h. Spartas Land von Schulden zu befreien durch einen einmaligen Akt der Schuldentilgung, den freien Boden zu Staatseigentum zu erklären und an die Bürger zur Bebauung zu verpachten. So ist dieser historische Gegenstand zugleich höchst modern und aktuell; modern vor allem das ganze gewaltige Problem: kann eine neue wirtschaftliche Ordnung, die tief eingreift ins Einzeldasein, auf politischem Wege erreicht werden? Modern und unendlich aktuell die Erscheinungen, die sich im Gefolge dieser Neuordnung zeigen: menschliche Schwäche, die Großes zu halten nicht im stande ist; menschliche Gemeinheit, die das Große für persönliche Ziele benutzt und dadurch vergiftet; menschlicher Wankelmut, der dem nachläuft, der den angenehmsten Weg verspricht — ach und vor allem: menschliche Heuchelei, die vorgibt, das Heilige zu heiligen, indem sie es verleugnet. Man ist versucht, im antiken Gewande gar sehr moderne „Fromme" zu sehen, wenn von Lykurg als von einem Gott geredet wird, dem gleich zu tun vermeßner Frevel wäre! Ihn sperrt man, wie heute Christus, in die Tempel ein, und „weislich hüten wir uns all, die Feiertage mit dem Werktag zu vermengen, die Stunden in dem Tempel mit dem Leben. Und wenn uns drinnen auch der Redner Brüder nannte in dem einen Geist, so gehen wir nun draußen weder hin und lassen diesen Brüdern Schulden nach und teilen unser Land mit diesen Brüdern, noch essen wir am selben Tisch wie sie." — Das Ergreifendste aber an dieser Dichtung ist wohl die Andeutung der Gefahren, die dem Neuen und Guten aus der Unvollkommenheit seiner eignen Träger erwachsen: aus der ungestümen, gewalttätigen Art Lysanders, dessen reines Wollen des Absoluten und dessen klarer Blick dadurch getrübt wird; und vor allem aus der allzu weichen, nachgiebigen Güte des Agis, die in entscheidenden Momenten zur Schwäche wird und alles aufs Spiel setzt. An ihr geht er selbst zu Grunde,

[1]) Die Herren und Herrscher (Kapitalisten) der Kuppelwelt.

an ihr scheitert darum in gewissem Sinne seine Sache, ja, an ihr muß immer wieder alles Große scheitern, weil es nur getragen werden kann von einer Kraft, die Lysanders und Agis' Natur gereinigt und geeinigt umfaßt, von einer Liebe, die, weil aus Gott stammend, Güte und Strenge, Weichheit und unerbittliche Herbigkeit in sich vereinigt. — So wird man diese dramatische Dichtung Ronigers nicht weglegen können, ohne von ihrem tiefen Ernst ergriffen und geläutert zu sein.

Moderne Probleme im Gewande historischen Stoffes bringt auch ein anderes seiner Dramen: Die Baglionen. Mir ist an dieser erschütternden Geschichte eines sich selbst zerfleischenden Geschlechtes die Gegenüberstellung zweier Prinzipien besonders deutlich hervorgetreten, zweierlei Art, den Frieden zu sichern: Das eine Prinzip, hier von der Frau vertreten, will ihn durch Einheit und Einigkeit der verschiedenen Glieder eines Stammes begründen — also durch Föderalismus, die Idee des Völkerbundes: „Brüderschaft und Stärke, Ueberwindung, Sieg!" Dagegen steht das andre, alte Prinzip der Herrschaft des Einzelnen, Einzigen auf, der durch seine Macht den Frieden hält; so entgegnet der Sohn jener Frau: „Drum muß ein Einziger seine Väter, Brüder, Vettern unter seinen Willen zwingen und als Einziger die Stadt beherrschen." Und wie immer und ewig dieses Prinzip „Verrat und Tücke, Mord und Blut, ohn Ende" hervorbringt, wird es hier zum Untergang eines Geschlechtes, wie es zum Untergang der Menschheit würde, wenn jenes andere sich nicht siegreich emporschwingen kann.

Von ganz anderer Färbung und Tonart wie seine Märchen sowohl als seine Dramen sind die „Drei behutsamen Geschichten" Ronigers, Geschichten „aus den Unterhaltungen der Maler". Sie behandeln alle drei das gleiche Problem, das zunächst vor allem eines der Künstler ist: das Erlebnis der menschlichen Schönheit, wie es dem bildenden Künstler werden sollte und wird, — vulgär ausgedrückt: das Problem des Modells. Die Art aber, wie hier der Dichter das Problem behandelt, macht seine Geschichten auch für uns nicht nur zu einem Genuß, sondern zum Anlaß weiteren und tieferen Nachdenkens, das sich mit dem Gefühl der Dankbarkeit vereint dafür, daß diese Dinge hier so rein und tief behandelt werden. Während die zweite der Geschichten — Candida — mit Zartheit und Duft das Verhältnis eines Künstlers zu einem Mägdlein zeichnet, eine Liebe, die gleichsam zu fein und zart für die rauhe Erde, nur kurze Zeit mit leisen Sohlen über sie hinschreitet und dann wieder entschweben muß, greift die dritte Geschichte kühn hinein in die Probleme, und löst sie in dem Glauben an ein ganz inniges, alle Elemente der Liebe umfassendes Verhältnis zwischen Mann und Frau, das die inneren wie die äußeren Gebundenheiten und Engigkeiten unseres heutigen Wesens gerade auf diesem heiligsten Gebiete überwunden und gesprengt hat, an das auch wir mit dem Dichter glauben, weil es zum Kern unsres Zukunftsglaubens überhaupt gehört. Diese Geschichte birgt

neben dem Hauptproblem noch andere, nicht minder wichtige Bekenntnisse des Dichters, künstlerischer wie vor allem auch sozialer Art. Was er hier sagt über die Notwendigkeit und das Ziel der Kunst, als Nährboden wie als Wirkungsfeld eine in freier Gemeinschaft arbeitende Menschheit zu haben, was er als Wege der Erziehung und sozialen Einigung andeutet, wird uns fühlen lassen, wie sehr wir auch hier in ihm einen Gleichgesinnten begrüßen.

Besonders deutlich aber leuchtet den Lesern der Neuen Wege wohl diese Gleichgesinntheit aus den Gedichten Ronigers entgegen, aus der Legende von „Gregorius auf dem Stein“ wie aus dem Gedichtbuch „Erschütterungen“. Dies letztere bietet eine Fülle poetischer Schönheit, aber auch tiefer religiöser Kraft. Wenn im „Gregorius“ der Glaube an die unmittelbare Verantwortlichkeit der Einzelseele gegenüber Gott, an die völlige Gebundenheit an Gott und Geborgenheit in Gott, der Glaube an die Heiligkeit und Autonomie des Gewissens, also der Glaube der Reformation, altem Religions-Wesen, altem Priester- und Kirchentum gegenübergestellt wird, so führen einige der religiösen Gedichte weiter in diesen Glauben hinein, ja über ihn hinaus, denn dort leuchtet uns der volle Glaube an das kommende Gottesreich entgegen, dort findet die in Gott befreite Seele den Weg zu den Brüdern, dort tritt die Gestalt Christi hervor, als Helfer der Elenden, aber auch als Bezwinger des Bösen, als Sieger über Sünde und Tod.

„Jesus Christus wird auch Satan heilen!
„Nach Ewigkeiten und Aberewigkeiten
Wird es aufschluchzen durch die Kehle Satans.
Tränen werden strömen aus den Augen Satans.
Dann wird Jesus Christus hinaufziehn
Mit den unübersehbaren Scharen
Der Geheilten,
Hinauf in die Glorie
Gott Vaters.“

So ist der Dichter Emil Roniger als Bruder und Mitkämpfer zu uns gekommen und als solchem möchten wir ihm dankbar die Hand reichen für alles, was er uns geschenkt, uns freuend auf alles, was er uns noch schenken wird. Er kommt als Bruder, der mit uns zum Einen Vater wandert, er kommt als Genosse, der mit uns dem Einen Reiche zustrebt und der uns darin einen großen Dienst erweist: er leitet den Strom unserer Hoffnung gleichsam in ein zweites Bett, verleiht ihr neben der Sprache der Religion nun die der Kunst und führt sie so zu Seelen, die dieser mehr erschlossen sein mögen, als jener. Er kommt zu uns als Mitkämpfer, denn wir wissen, daß es seine Sehnsucht wie die unsere ist, aus dem Wort die Tat werden zu lassen, und in stiller Arbeit erbauen zu helfen, was seine glaubende Seele geschaut.

Dora Staudinger.

Ein Buch schweizerischer Regeneration.

Daß wir mit unserem schweizerischen Wesen wieder bei einem jener Tiefstände angelangt sind, von denen die traurigsten Perioden unserer Geschichte berichten, kann keinem entgehen, der sich nicht durch den Weihrauchnebel verblenden läßt, den schlaue oder naive Schweizer und Nichtschweizer in solcher Masse unter uns aufsteigen lassen, oder ein für allemal entschlossen ist, das Schweizervolk als die Blüte der Menschheit zu betrachten, auch wenn wir eines Tages nur noch die eine Auszeichnung genössen, eine Hochburg dickköpfiger Rückständigkeit auf allen Lebensgebieten zu sein. Das Wort: „Die Letzten werden Erste sein und die Ersten Letzte" gewinnt für die Schweiz in den Augen der Sehenden mit jedem Tage mehr Geltung. Wir werden auf der ganzen Linie regiert von einem Haufen von Advokaten-Politikern oder Politiker-Advokaten, deren Stärke das Gschäftli-Machen jeder Art ist und bei denen an etwas wie politischen und andern Idealismus zu denken rein lächerlich wäre. Menschen von kleinlichster Schlauheit, ohne jeden Horizont, aber mit entsprechendem Hochgefühl ihrer Würde und Bedeutsamkeit leiten an oberster Stelle die Geschicke der Schweiz. Ihnen stehen zur Verfügung Parlamente und Zeitungen, deren intellektuelles und moralisches Niveau ihnen entspricht. Ausnahmen, die überall vorhanden sind, bestätigen nur zu auffallend die Regel. Von dem heutigen Volke aber werden sie nicht gestört, solange es *seine* Geschäfte machen kann und man ihm das Wirtshaus nicht antastet. Inzwischen geht der internationale moralische Kredit der Schweiz inmitten jenes Weihrauchnebels in aller Stille verloren; denn die Besten, Gescheidtesten und Lebendigsten aller Völker haben schon lange gemerkt, wie es mit uns steht. Unsere wirtschaftliche wie die geistige Unabhängigkeit aber geht noch rascher in die Brüche, als vor dem Kriege und während desselben. Denn wenn Geschäfte gemacht werden können, stellt diese Art von Schweizer den Patriotismus rasch in die Ecke, woraus sie ihn dann umso eifriger hervorholt, wenn es gegen die „Bolschewisten" geht oder die Festtrommel erdröhnt und ihr Advokat oder Oberst — gelegentlich auch etwa ihr Pfarrer — die patriotische Tompete bläst.

Eine Hauptursache aller Korruption, besonders was das politisch-soziale Leben betrifft, ist der Umstand, daß das arbeitende Volk, namentlich das der Bauern und Arbeiter, sich in zwei feindliche Heerhaufen hat trennen lassen. Daraus hat ein moralisch längst erledigtes System sich eine Festung gebaut, von der aus es seine Herrschaft fortsetzen kann. Das Bündnis des Geld-Freisinns mit dem Bauerntum, dessen Stützen einige unserer gerissensten Advokaten und Demagogen sind, die dadurch selbst zu Diktatoren unseres Landes werden, ist vielleicht die schlimmste Quelle unserer politischen und sozialen Vergiftung, seine Zerstörung die Vorbedingung und der Anfang einer Besserung auf

diesem Gebiete und einer Luftreinigung unseres schweizerischen Lebens überhaupt. Es ist aber klar, daß es nie so hätte kommen können, wenn nicht unser Sozialismus, statt die materiellen und geistigen Wirklichkeiten zu sehen, sich vom marxistischen Schlagwort verblenden und in eine Machtpolitik hätte hineinreißen lassen, die schließlich der bürgerlich-freisinnigen wieder einen Schein des Rechtes verlieh. Wir hätten dann zwar nicht eine „Diktatur des Proletariates", — dieses lächerliche Truggebilde — wohl aber an Stelle der Diktatur des Geldsackes eine Demokratie der Arbeit. Bauer, Arbeiter und Handwerker stünden zusammen, statt durch ihren Zwist ihren gemeinschaftlichen eigentlichen Gegner, die Herrschaft des Profites, auf dem Tron zu erhalten.

Eine tiefgreifende, radikale Regenerationsbewegung ist nötig, wenn diese riesigen Uebel überwunden werden sollen. Aber auch Menschen, in deren Wörterbuch das Wort „unmöglich" nicht steht, könnten aber wohl daran verzweifeln, daß für eine solche unter uns noch die Kräfte zu finden seien.

Und doch fehlt es nicht an Zeichen einer sich langsam vorbereitenden geistig-politischen Erhebung unter uns. Eines davon, und zwar ein ganz besonders erfreuliches, ist das Buch von Dr. Andreas Gadient in Klosters (Graubünden) über das Prätigau.[1])

Ein höchst eigenartiges Buch! Ich möchte es beinahe genial nennen, weniger in Bezug auf seine einzelnen Ausführungen, so trefflich diese auch sind, als wegen seinem ganzen Sinn und Aufbau. An einem der großen bündnerischen Alpentäler wird das Problem des Gebirgsbauern nnd an diesem dann, wohl ohne Absicht, ganz von selbst das ganze heutige Kulturproblem, nach seiner sozialen, politischen nationalen, sittlichen und religiösen Seite erläutert und verarbeitet. Der Verfasser, der in seiner Person den wissenschaftlich geschulten ausgezeichneten Geographen mit dem tüchtigen Pädagogen, praktischen Landwirt und scharfsichtigen Politiker vereinigt, beginnt seine Untersuchung mit den geographischen und klimatischen Verhältnissen, geht dann über zu den damit aufs engste zusammenhängenden wirtschaftlichen Problemen und führt diese weiter ins Politische, allgemein Kulturelle, ja Religiöse hinein. Es entsteht ein wundervoller Zusammenhang, eine einheitliche Welt. Ganz ungesucht wird so an einem konkreten Beispiel gezeigt, wie das Natürlichste und Materiellste mit dem Geistigsten und Innerlichsten unauflöslich zusammenhangen und wie man, indem man Steine und Wachholderbüsche aus den Alpen wegräumt und den Dünger richtig verwendet, nicht nur dem Vaterland, sondern auch Gott dient, insofern man damit nämlich den Grund legt für ein eigenartiges Gemeinschaftsleben, wie das des Gebirgsbauern eines ist und noch mehr sein sollte, und worin sich höchste sittliche

[1]) Das Prätigau. Ein volkswirtschaftlicher Beitrag. Im Selbstverlag des Verfassers erschienen. Preis Fr. 6. 50.

und religiöse Wahrheit verwirklichen kann. Es ist eine ungewollte Veranschaulichung des Gegensatzes von Religion und Reich Gottes. Und weil Beispiele mehr wert sind als Abstraktionen und konkretes Leben mehr als Theorie, möchte ich ein solches Buch als Quelle der Erkenntnis Gottes und seiner Ordnungen höher einschätzen, als einen Haufen von Reich Gottes-Literatur, so üppig sie sich auch geberde. Wir haben allen Anlaß, von einem solchen Buch gerade in den Neuen Wegen zu reden.

Damit stimmt denn auch, daß das Buch gelegentlich mit einer gewissen Religion der „Innerlichkeit", die sich so gar gut mit dem Unrecht, das jeweilen Macht und Einfluß hat, heiße er Dorfmatador oder Wirtshaus oder sonstwie, abzufinden vermag, mit erquickender Schärfe ins Gericht geht. Auch beleuchtet es scharf die demagogische Lüge gewisser „Bauernführer", die den Landmann ohne weiteres als Träger von alter Frömmigkeit und Sitte verherrlichen, ihn in Gegensatz zu dem ungläubigen Städter stellen und — das füge ich hinzu — sich dabei ins Fäustchen lachen.

„Der Dünkel", sagt Gadient, „den sogenannte „Führer" den Bauern immer wieder einimpfen, entbehrt jeder Berechtigung. Mögen unsere Bauern, statt pharisäerhaft auf andere Menschen herabzublicken, der Vorsehung danken und erkennen, daß mit [ihren] größeren Rechten und [ihrer] Freiheit auch größere Pflichten verbunden sind. Wie wenig eine solche Ueberhebung am Platze ist, zeigt ein Blick auf das Landleben; denn von körperlicher oder gar sittlicher Tüchtigkeit kann nur im Vergleich zur Stadt, nicht aber absolut gesprochen werden und die Verhältnisse lassen auch in unsern Bauerndörfern viel zu wünschen übrig; auch auf dem Lande sind nicht alles Engel. Vor allem muß man unserer Bauernbevölkerung offen und bestimmt erklären, daß viele Laster auf dem Lande einzig darum seltener sind, weil die Versuchung, die Gelegenheit fehlt."

Prof. Laur und seine Blätter werden sich freilich hüten, diese Aufgabe zu übernehmen; sie kennen dankbarere!

„So stellen", fährt Gadient fort, „die Führer mit Vorliebe und viel Geschick, besonders in den letzten Jahren, den Bauernstand als den Hüter der Religion hin und doch muß man feststellen, daß das religiöse Leben auch auf dem Lande in den letzten Jahrzehnten ungemein verflachte. Wenn man sich auch hütet, Kirche und Religion gleichzustellen, gibt es doch zu denken, daß der Kirchenbesuch auch auf dem Lande so kläglich ist. Zwar trägt die Kirche die Hauptschuld daran; denn sie ist lebensfremd geworden. Sie verlor vor allem jenen unerbittlichen Gerechtigkeitssinn der ersten Christen, jenen heiligen Zorn gegen alles Böse und Schlechte. Die Kirche wurde zum gefügigen Werkzeug des Staates, zur Hüterin und Stütze alles Bestehenden und so mitschuldig an all dem Elend, all dem Unrecht unserer Zeit . . . Und diese Kirche, nicht die Religion, haben jene im Auge, die den Bauernstand als Schutzwall gegen den Unglauben, als Stütze des Christentums preisen. Wie es aber mit wahrem Gottesglauben bestellt ist, davon kann man sich auch in unseren Bergdörfern überzeugen. Die „Aufklärung" scheint auf dem Lande erst recht nachzuwirken. „Es gibt nichts Uebersinnliches; wir glauben weder an Himmel noch an Hölle; tot ist tot!" — wie häufig kann man diese und ähnliche Aussprüche heute auch aus dem Bauernmund vernehmen."

Wie gut, daß einmal mit offenem Wahrheitswort in die frivolen Lügen der Bauernverführer hineingeleuchtet wird, daß an Stelle der Demagogen, die im Grunde nur sich selbst suchen und die Beschmeichelung des Bauerntums als Piedestal ihrer Macht benützen, einmal Einer die Stimme erhebt, der die Bauern liebt.

Denn das ist nun wieder das Bedeutsame an diesem Buche, daß hier Einer, der nicht im Bauerntum befangen ist, der auch ein Herz für die Arbeiterschaft hat, und in einem weiteren Sinne des Wortes Sozialist ist, für das Bauerntum und die Bauern so kraftvoll eintritt. Das ist es, was wir schon lange nötig hatten. Aus dem Munde von solchen Menschen müssen wir die Wahrheit über die Lage und die Bedürfnisse des Bauerntums erfahren. Wenn wir die Reden und Statistiken des Bauernsekretärs und seiner Gehilfen lesen, dann fürchten wir, daß wir es mit tendenziöser Mache zu tun haben und glauben vielleicht auch da nicht, wo er Wahrheit vertritt, aber wenn ein Mann wie Gadient zu uns redet, dann ist Herz und Ohr offen. Denn das soll bei dieser Gelegenheit wieder einmal laut gesagt werden: Für das Wohl des Bauerntums stehen wir ein, so gut als irgend jemand. Die gegenteilige Behauptung, die zu verbreiten sich besonders auch die Bauernpresse bemüht hat, ist krasse und manchmal bewußte Verleumdung. Wir haben auch immer gewußt, daß es sich hier um Probleme handelt, die nicht mit Schlagwörtern zu erledigen sind. Wenn Gadient in Bezug auf Zölle, Milchpreis, Konsumvereine andere Ansichten vertritt, als sie besonders in sozialistischen Kreisen üblich sind, so sollen sie aufs ernstlichste überlegt werden. Vielleicht gelangen wir in Bezug auf die Mittel da und dort zu abweichenden Ansichten, aber mit dem Ziele sind wir völlig einig: Die Erhaltung und Stärkung eines freien, seines Lebens frohen, kulturell hochstehenden Bauerntums, und ganz besonders eines solchen Gebirgsbauerntums, ist eine Aufgabe, vor der alle andern Rücksichten zurücktreten müssen. Wir müssen zwischen dieser Notwendigkeit und andern, vor allem denen der Arbeiterschaft, eben einen Ausgleich suchen und werden ihn finden, wenn an Stelle der demagogischen Verhetzung, die jetzt fast allein das Wort hat, die Verständigungs des guten Willens tritt.

Aus dieser wahren Liebe zum Bauerntum heraus sagt der Verfasser seinen Prätigauer Bauern eine Reihe von bittern aber notwendigen Wahrheiten. Die Bauern haben auch zum großen Teil verstanden, aus welcher Quelle sie stammen. Aber er sagt solche Wahrheiten auch deren Führern — die fast immer in Gänsefüßchen auftreten, obschon wohl eher ein anderes Zeichen aus der Zoologie nahe läge! Und das ist's nun, was ganz besonders dieses Buch zu einer Tat macht: der unter uns fast zum Märchen gewordene Mut, womit hier Einer gegen die Gewalten aufsteht, vor denen die Allermeisten, heißen sie nun Pfarrer oder Lehrer oder Beamte, sich beugen, gegen die „Führer", die speziell bäuerlichen oder die „freisinnigen", die aus parteitaktischen Gründen tun, als ob ihnen die Bauernsache am Herzen liege, und sie im Grunde für ihre Zwecke mißbrauchen; gegen die Presse mit ihrem Despotismus und ihrer skrupellosen Verlogenheit; gegen das Bemühen, die Bauernschaft zur Hauptstütze des

Militarismus zu machen. Dafür hat der Verfasser selbstverständlich die ganze uns wohl bekannte schmutzige Flut der Entstellung und Verleumdung über sich ergehen lassen müssen, deren Entfesselung ja der Regie dieser Gewalten ein Leichtes ist. Mit Injurienprozessen versucht man den Mann moralisch zu vernichten, weil man ihm sachlich nicht beikommen kann. Alles nur zu gewöhnliche Dinge! Wer aber noch ein Organ für die Wahrheit hat, muß die tiefe und echte Liebe dieses Mannes zu den Gebirgsbauern, deren Leben er innerlich und zum Teil auch äußerlich teilt, und weiter zu unserem ganzen Volk und allem, was menschlich gut und recht ist, aus jedem Satze herausmerken, und ganz besonders auch dann, wenn er uns jene kräftigen Wahrheiten sagt. Wann wird endlich unser ganzes schweizerisches Volk wieder soweit Echtes und Falsches unterscheiden lernen, um zu erkennen, daß diese Männer es sind, die es wahrhaft schätzen und lieben und nicht die Lobredner, die ja es im stillen verachten? Es muß eben wohl da und dort Einer sich in die Speere stürzen und sie in seine Brust drücken, bis allmählich diese Gewalten der Lüge und Gemeinheit den Tag des Sturzes erleben. Aber gerade dieses Buch zeigt, was ein einziger ganzer, lauterer und tapferer Mann vermag. Denn dies Buch wird leben und wirken. Man kann diesen Mann, der kein Sozialdemokrat ist und der die Nöte und Notwendigkeiten des Bauerntums von Grund aus kennt, nicht so leicht mit den üblichen Schlagwörtern von „Bolschewismus" oder „weltfremdem Idealismus" erledigen.

Aber wie schon angedeutet worden ist, sieht sich Gadient genötigt, auch der Sozialdemokratie Wahrheiten zu sagen. Sie ist es ja, die durch ihre Fehler und ihren falschen Geist jenem verhängnisvollen Werk der Bauerndemagogie die Möglichkeit verschafft und die stärksten Waffen geliefert hat. Durch Phraseologie und Dogmatik geblendet hat sie das Problem des Bauerntums entweder nicht beachtet oder schablonenhaft und utopistisch beurteilt und sich so aus ihrem natürlichen Bundesgenossen ihren grimmigsten Feind geschaffen. Aber trotzdem ist für Gadient ein in seinem Sinne verstandener Sozialismus, der im Genossenschaftswesen seinen Körper und in einem echten Christentum seine Seele findet, das letzte Wort der Rettung auch des Bauerntums.

„Auch auf diesem Gebiet braucht es einen neuen Geist, ein Umwerten und Umlernen, und dieses Hineintragen des genossenschaftlichen Gedankens in unser Volk, diese Erziehung zum Sozialismus im Sinn und Geist der ersten Christen, bildet die höchste, aber auch schwierigste Aufgabe der nächsten Zeit."

So weist dieses Buch den Weg, auf dem jenes fluchvolle Bündnis bürgerlicher und bäuerlicher Demagogie, das uns heute beherrscht, zerbrochen und das Bündnis zwischen Geist und Arbeit auf dem Boden einer neuen Demokratie geschlossen werden kann. Wer unter uns aus reinem Willen politisch arbeiten möchte, muß diesen Weg gehen.

Aber das Buch ist gar nicht vorwiegend negativer, sondern durchaus aufbauender Art und weist über den Kampf des Tages auf

die Arbeit einer neuen Epoche hin, die vor uns aus Blut und Wust und Schmutz aufsteigt. Es ist ein Stück tiefgreifender Regenerationsarbeit, besonders auch darin, daß es neue Bahnen weist, die im Grunde bloß die Wiederaufnahme von alten sind. Ich erblicke einen Hauptwert des Buches darin, daß es uns zeigt, welch ein Reichtum sittlichen Lebensgehaltes und wirtschaftlicher Möglichkeiten in den kleinen Einheiten liegt, auf denen sich das Leben der Völker aufbaut: in Familie, Hof, Gemeinde, Nachbarschaft, Talschaft, und daß es gilt, von hier aus unser verwüstetes Gemeinschaftsleben wirtschaftlich, politisch, kulturell wieder herzustellen. Es ist Föderalismus im besten Sinne. Wir Schweizer haben ihn absolut nötig, wenn wir nicht tötlich verarmen wollen; der Zentralismus macht uns klein. Aber die ganze Welt bedarf gegenüber der Gefahr einer imperialistischen Nivellierung die starke Betonung und Pflege des konkreten und individuellen Lebens der kleinen Gemeinschaften, die doch innerlich groß sein können. Welch eine Welt ist ein solches armes Alpental wie das Prätigau! Eine ganze Welt im Kleinen, aber vollkommen groß genug für die Entfaltung schönsten und tiefsten Menschentums! Das ist ja das so Erquickliche an dem Buche von Gadient, daß es uns offenbart, welch ein reiches, tiefes und bei aller Schwere tieffreudiges Leben in solchem kleinen Kreise möglich ist, wenn der Geist erwacht, wenn das Große in Gestalt eines echten Geistglaubens schaffend, segnend und die Herzen weitend darüber steht.

Daß dies nötig ist, wenn solcher Föderalismus nicht Kirchturmspolitik im schlimmen Sinne werden soll, ist dem Verfasser und uns natürlich klar. Auch in dieser Beziehung, wie in anderen, ist es vielleicht doch ein Mangel des ausgezeichneten Buches, daß es die Geschichte des Tales nicht auch im Zusammenhang herbeigezogen hat. Es hätte dann zeigen können, daß gerade von dieser Geschichte her, die ein Einstehen für eine höhere Wahrheit bis zur Preisgabe von Leben, Hab und Gut bedeutete — ich denke an die Annahme der Reformation und an die heldenhaften und furchtbaren Prätigauer Freiheitskriege gegen die katholische österreichisch-spanische Weltmacht für den evangelischen Glauben — in dieses Volk ein Geist des Ernstes, der Tüchtigkeit und höheren Kultur gekommen ist, der bis auf heute nachwirkt und die Vorbedingung dafür war, daß es aus diesem kargen Gebirgstal das machen konnte, was es daraus gemacht hat. Die Geschichte bestätigt des Verfassers These, daß nur eine geistige Erhebung uns die Vorbedingungen für die erhoffte soziale und politische Erneuerung bietet. Vielleicht werden spätere Auflagen diesen geschichtlichen Zusammenhang herstellen und dann auch dem Problem der neuen Bauernkultur noch größere Aufmerksamkeit schenken, es sei denn, daß er diesem eine eigene Schrift widmen wollte.

Von dieser geistigen Erneuerung sagt der Verfasser am Schluß des Buches sehr schön:

„Mag man also das Leben von der religiösen Seite betrachten, in seiner wirtschaftlichen oder kulturellen Erscheinung, in der Stadt oder auf dem Lande, immer wieder tritt Einem dasselbe Ergebnis vor Augen: kein Mittelchen und kein Pflästerchen kann helfen, kann uns vorwärts bringen. Ein neuer Geist ist nötig, oder besser: der uralte Geist der Liebe, des Verstehens und Helfens und Vergebens, ein Aufwärtsblicken zu den Sternen, ein Vertrauen und Glauben an ein höheres Ziel — das tut uns not! Ob wir, ob unsere im Materialismus erzogene und von ihm durchtränkte Generation fähig ist dazu? Ob wir Schrittlein für Schrittlein das große Ziel erreichen? Ob noch sittliche, göttliche Kraft genug im Volke schlummert, ob noch überall, in jedem Dorf, Menschen sich finden oder finden werden, die, allen Eigennutz vergessend, sich begeistern können für ein solches Ideal und versuchen, es auf ihrem Platz umzusetzen in die erlösende Tat? Das ist die bange Frage. Gebe uns darauf die Zukunft ein freudigeres Ja, als die Gegenwart es hoffen läßt."

Dieser Ausblick erscheint etwas pessimistisch. Wahrhaftig nicht ohne Grund! Aber ein solches Buch ist doch auch wieder eine Widerlegung des Pessimismus — ein solches Buch und ein solcher Mann! Und er steht nicht allein da im „Alt fry Rätien" des „Freien Rätiers", dieser Veranschaulichung der geistigen Dekadenz des Bündnertums. Aus der Urkraft dieses Bündnertums erhebt sich auch in andern Gestalten, und zwar gerade auch aus dem Bauerntum, die Opposition eines neuen Geistes gegen den Niedergang, den die letzten Jahrzehnte gebracht. Und da ist es denn wieder eine ungewollte Bestätigung der Grundthese des Buches, daß aus der auf tiefen geistigen Grundlagen gebauten Kultur dieser Bergtäler solche Menschen hervorgehen, die in einer an Rückgratslähmung leidenden Zeit als Männer aufstehen und das einstige Heldentum an der Kalvenschanze gegenüber den noch viel furchtbareren modernen Verhauen der Tyrannei beweisen. Möge auch diesen Männern Sieg beschieden sein.

Freilich ist das, was dieses Buch neuestens erlebt hat, eine Bestätigung dessen, was zu Beginn seiner Besprechung von unseren heutigen Zuständen gesagt worden ist. Nicht nur hat man es durch moralische Verleumdung des Verfassers und Anhängung von Injurienprozessen tot zu machen versucht, wie wir schon berichtet haben, sondern es ist auch das Ungeheuerliche geschehen, daß der Präsident des Bezirksgerichtes Plessur lange vor der Gerichtsverhandlung seinen Verkauf kurzerhand verboten hat. Soweit also wären wir gekommen? Anwendung der Lex Häberlin noch vor seiner Rechtsgiltigkeit! Wer dieses Buch liest, dessen Sprache manchmal scharf ist, aber bei weitem nicht an das heranreicht, was die gouvernementale Presse sich Tag für Tag gegen ihre Gegner ganz unbeschrieen leistet, der muß sich sagen: „Wenn man dieses Buch unterdrücken oder auch nur den Verfasser wegen Injurien verurteilen kann, dann ist bei uns die Inquisition wieder eingesetzt!" Ein „Freisinn" aber, der mit diesen Mitteln gegen das freie Wort vorgeht, sobald es sich gegen ihn selbst richtet, ist so recht das Symbol der ganzen Lüge der heutigen Situation.

Aber es hat sich auch inmitten der bürgerlichen Welt ein Sturm dagegen erhoben und dieser Sturm ist doch auch ein Zeichen des Erwachens.

So ist dieses bescheidene Buch mit seinem Inhalt und Schicksal eine Veranschaulichung des Kampfes zwischen der alten und der neuen Schweiz, der alten und der neuen Welt — was wieder eine Bestätigung seines und unseres Satzes ist, daß, wo nur Geist lebt und waltet, im Kleinsten das Größte zum Ausdruck kommen kann. Drum bleibt denn wieder die Bitte übrig: Veni, creator spiritus!

L. Ragaz.

Rundschau.

Zu den Weltereignissen.

I. Aktiva und Passiva des Völkerbundes. Die zweite Versammlung des Völkerbundes hat gut begonnen und übel geschlossen. Ihr größter Aktivposten ist die endgiltige Schaffung des internationalen Gerichtshofes. Das ist für solche, die ein wenig verstehen, die Dinge aus geschichtlicher Vogelperspektive zu betrachten und damit ihre Zukunftsbedeutung zu ermessen, ein Ereignis von gewaltiger Tragweite, ein Symbol der Ueberwindung der Gewalt durch das Recht. Wenn einmal die Mehrheit aller Völker das Obligatorium dieser Gerichtsbarkeit angenommen hätte, wäre das Hauptziel des Völkerbundes so ziemlich erreicht. Gegenwärtig ist es erst ein starkes Drittel der dem Völkerbund angehörigen, die diesen Schritt gewagt haben, und darunter befindet sich keine militärische Großmacht — wenn auch freilich China mit seinen dreihundert Millionen Menschen und dem Hintergrund seiner gewaltigen Kultur diesen Umstand einigermaßen wettmacht — aber die vierzehn Völker, die jeden Streitfall von Volk zu Volk diesem Gerichtshof unterbreiten wollen, bedeuten doch schon ein gewaltiges, dem Kriegsgedanken entrissenes Gebiet. Die klar umschriebene Aufgabe der Vorkämpfer einer neuen Ordnung ist nun, ihr eigenes Volk zu dem gleichen Entschluß zu bewegen, falls dies noch nötig ist. Von Bedeutung war ferner, daß sich für die Umgestaltung des Völkerbundstatutes ein Modus gefunden hat, der diese bedeutend erleichtert. Endlich gehört zu den Aktiven besonders die Rede des französischen Vertreters Noblemaire, die eine Deutschland zur Versöhnung entgegengestreckte Hand bedeutete.

Freilich sind auch starke Passivposten zu verzeichnen. Dazu rechne ich weniger den Umstand, daß das Abrüstungsproblem keinen wesentlichen Fortschritt zu verzeichnen hat — diese Dinge kosten Zeit, es ist kindisch, die spielend rasche Erledigung solch riesiger Aufgaben der Geschichte zu verlangen — und erst recht nicht andere weniger bedeutende Unzulänglichkeiten, als vor allem das Fehlschlagen des Nansenschen Versuches, den Völkerbund zu einer Hilfsaktion für Rußland zu gewinnen. Daß ich für die russischen Diktatoren nichts

übrig habe, wissen die Leser der Neuen Wege zur Genüge, aber ich glaube nicht, daß man Brutalität durch Brutalität besiege und bin gerade darum Gegner des Bolschewismus. Darf man Millionen von Menschen umkommen lassen, wenn man, wie Nansen vorrechnete, mit der Hälfte dessen, was ein Dreadnought oder der jährliche Unterhalt eines Regimentes kostet, helfen könnte? Und wenn dabei auch etwas für die Sowjetleute selbst abgefallen wäre, nun, so hätte das den Bolschewismus vielleicht eher entwaffnet als gestärkt. Ich glaube, daß Hochherzigkeit auch die beste Politik ist. Ich habe vor einiger Zeit den äußerst wertvollen Roman „Die schwere Stunde“[1]) von Panin gelesen, in dem u. A. das langsame Dahinsterben eines lieben Knaben an den Wirkungen des Hungers geschildert wird. Wie das Einem das Herz zerreißt! Man braucht nicht selbst Vater oder Mutter zu sein, um zu ermessen — falls man das überhaupt ermessen könnte — was das gleiche Loos von vielen, vielen Hunderttausenden solcher Kinder bedeutet. Ich fürchte, wenn wir diesem Sterben von Millionen Menschen, denen wir helfen könnten, mit einem durch Politik und moralische Kurzsichtigkeit kalt gewordenen Herzen zuschauen, eine furchtbare Nemesis über die Welt, besonders über Europa, kommen wird. Es ist mir darum dreifach schmerzlich, daß gerade ein Schweizer, Bundesrat Motta, als Hauptgegner Nansens aufgetreten ist. Er ist dadurch in krassen und tragischen Widerspruch zu den Worten von der „Liebe, die die Sterne bewegt“, womit er, Dante zitierend, die erste Versammlung eröffnet hatte, geraten. Es wäre überhaupt zu wünschen, daß der Idealismus dieses Mannes sich mit einer stärkeren Kraft der Verwirklichung verbände. Er würde dann nicht in Genf demokratische Grundsätze verkündigen und in Bern dafür eintreten, daß die Delegierten zur Völkerbundsversammlung vom Bundesrat, statt von der Bundesversammlung, gewählt und ihnen auch ausschließlich vom Bundesrat die Instruktionen erteilt werden. Aber dem Völkerbund darf man das freilich nicht anrechnen, sondern bloß unserem Volk und seinem Parlament, die es sich gefallen lassen. Wie gut täte diesem letzteren von Zeit zu Zeit eine Verhandlung über „äußere Politik“! Freilich müßten wir dazu auch die geeigneten Menschen haben, nicht bloß Gschäftliadvokaten und enghorizontige Interessenvertreter.

Lehrreich ist in diesem Zusammenhang der Fall des sozialdemokratischen Nationalrates Ryser, den die auf die Feindschaft gegen den Völkerbund festgelegten Genossen veranlassen möchten, sein Mandat niederzulegen, weil er eine Stellung beim Arbeitsamt des Völkerbundes innehat. Es zeigt sich deutlich, wie man sich verrannt hat, als man sich auf diese Bekämpfung des Völkerbundes einließ, weil man damals für Moskau gegen Genf stand und den Wind falsch berechnet hatte. Man wird eines Tages, ob man wolle oder nicht, auch hierin revidieren müssen, wie man in anderem revidiert

[1]) Bei Kassirer in Berlin erschienen. Sehr wertvoll ist auch der andere Roman des Verfassers, „Die Sühne“, der die Fortsetzung bildet.

hat. Inzwischen möchte ich diejenigen, die beständig behaupten, der Völkerbund sei ein „Organ zur Unterdrückung des Proletariates", auffordern mir auch nur einen einzigen Fall zu nennen, wo der Völkerbund diese Rolle gespielt hätte. Wenn sie das nicht können — und sie können es nicht — so sollten sie diese unwahre Phrase künftig vermeiden.

Man hört im übrigen von der Arbeit des Völkerbundes, besonders des Sekretariates, sehr viel Gutes, und zwar auch von Menschen, die am Anfang der Institution sehr kritisch gegenüberstanden. Daß sie Passiven aufweist, genügt noch nicht, um sie preiszugeben. Sie ist notwendig; Aufgabe aller Menschen guten Willens ist es, sie immer tauglicher zu gestalten.

II. Oberschlesien. Zu den starken Passivposten des Völkerbundes kann man auch die Lösung (oder vielmehr Nichtlösung) des oberschlesischen Problems rechnen. Ich muß, soweit meine Einsicht reicht, den Genfer Schiedsspruch für ein Weltunglück ersten Ranges halten. Gewiß ist er nicht formelles Unrecht; der Versailler Vertrag erlaubt dieses Vorgehen, fordert es vielleicht sogar bis zu einem gewissen Grade. Auch meine ich — und das ist auch die Ansicht von Kennern solcher Dinge — daß der Schaden, der Deutschland aus der Teilung erwüchse, nicht allzu groß sein dürfte. Die wirtschaftlichen Bestimmungen des Schiedsspruches sind geeignet, der deutschen Industrie, die der polnischen in jeder Beziehung so weit überlegen ist, für lange, vielleicht für immer, die Vorherrschaft und den Hauptnutzen zu sichern. Trotzdem werden die Folgen unter Umständen äußerst schlimm sein. Der deutsche Nationalismus wird diese Gelegenheit ausgiebig und skrupellos benutzen und die andern Nationalismen werden entsprechend reagieren. So werden in dem Europa, das sich ein wenig zu beruhigen begann, neue gefahrvolle Spannungen entstehen. Das Verständigungskabinett Wirth wird vielleicht verschwinden, die vereinigte Reaktion Mitteleuropas zu einer großen Aktion ausholen, während der Bolschewismus die Hände reibt, weil er aus der kommenden Katastrophe als Sieger hervorzugehen wähnt. Vor allem aber ist Deutschland nun wohl für den Völkerbund auf lange, wenn nicht auf immer, verloren. Das aber bedeutet für diesen einen furchtbaren Schlag. Vielleicht, daß es gar zu einer Gegenkoalition kommt. Jedenfalls kann Amerika auch weiterhin auf dessen Unvollständigkeit hinweisen und damit sein Wegbleiben begründen.

Es rächt sich auch hierin die französische Borniertheit, die Deutschland nicht im Völkerbund haben wollte zu der Zeit, wo es seine Aufnahme als Gewinn empfunden hätte, während man nun fast bitten mußte, daß es kommen und es doch nicht kam (aus Rücksicht auf Amerika und weil sein Außenminister dagegen ist), künftig aber erst recht nicht kommen wird. Nur ein Mittel gäbe es vielleicht, dieses Unheil einigermaßen gutzumachen: die Rückgabe der deutschen

Kolonien. Diesen Punkt sollten die Freunde des Völkerbundes aufgreifen.

Das Genfer Urteil mag „gerecht" sein, aber es zeugt von wenig staatsmännischer Weisheit. Wenn man seine wahrscheinlichen Folgen überlegt, dann könnte man beinahe auf den Verdacht kommen, seine Urheber hätten die machiavellistische Absicht gehegt, damit den Völkerbund zu zerstören. Man könnte auch an gewisse Machinationen der internationalen Finanz denken. Nehmen wir aber, wie wir schließlich verpflichtet sind, an, sie hätten optima fide gehandelt, so haben sie es doch an allem Weitblick fehlen lassen. An den Versailler Vertrag hätten sie sich gar nicht gebunden erachten sollen, der Völkerbund soll ihn im Gegenteil verändern. Mich dünkt, eine Lösuug hätte sich völlig aufdrängen müssen: die Zuteilung des ganzen Gebietes an Deutschland mit starken Schutzmaßregeln für die polnische Sprache und Kultur und Bestimmungen, die den Ertrag der oberschlesischen Bergwerke zu billigen Bedingungen auch Polen zugänglich gemacht hätten. Es ist eine große Verkehrtheit, das Prinzip der nationalen Selbstbestimmung so aufzufassen, daß Nation und Staat sich decken müßten. Im Gegenteil: eine gewisse Mischung der Nationalitäten in den Staaten dient dazu, den Nationalismus abzuschwächen. Notwendig ist bloß freie Bewegung der nationalen Kultur innerhalb der Staaten. Darum war die Entscheidung in der Frage der Aalandsinseln gut und ist die in der oberschlesischen schlecht.

So wird die neue Katastrophe, die über der Welt hängt, durch die Institution, die helfend wirken sollte, noch gefördert. Diese Katastrophe wirft in der Arbeitslosigkeit ihren gespenstischen Schatten. Den Völkerbund haben wir darum erst recht nötig. Aber einen größeren, weiseren. Das oberschlesische Problem aber sollten wir unter dem Gesichtspunkt betrachten, daß jetzt ohnehin alles nur provisorisch ist und wir einer neuen Ordnung zustreben müssen in der all diese Dinge ein anderes Gesicht bekommen. Im übrigen steht unsere Hoffnung wieder besonders deutlich allein auf der Macht, der wir zutrauen dürfen, daß sie die Welt nicht in einer neuen Sintflut wolle umkommen lassen. R.

Nochmals Dienstverweigerung und Zivildienst.[1]) Die Antwort des Bundesrates auf die Eingabe der 35 Bündner Pfarrer in Sachen Dienstverweigerung und Zivildienst lautet:

„Wir teilen Ihnen mit, daß diese Frage schon im Jahre 1917 und 1918 von verschiedenen Seiten aufgegriffen wurde. Auf Grund der damaligen Prüfung hat das eidgenössische Militärdepartement dem Bundesrat am 19. September 1918 den Entwurf zu einer Verordnung über die Behandlung der Dienstverweigerer aus Gewissensgründen unterbreitet. Dieser Entwurf sah für diese Dienstverweigerer, wenn sie sich im Rückfall befanden, die Möglichkeit vor, ihnen die Leistung eines Zivildienstes aufzuerlegen, statt sie erneut zu einer Freiheitsstrafe zu verurteilen. Durch Schlußnahme vom 1. November 1918 hat der Bundesrat die Vor-

[1]) Dieses und das folgende Stück mußten letztes Mal aus Mangel an Raum zurückgestellt werden.

lage an das eidgenössische Militärdepartement zurückgewiesen, um in Verbindung und im Zusammenhang mit anderen Revisionsfragen über die Militärorganisation geprüft zu werden. Eine derart einschneidende Aenderung könne nicht auf Grund der außerordentlichen Vollmachten ihre Erledigung finden. Damit ist die Angelegenheit vorläufig verschoben und wird seinerzeit bei den Revisionsfragen erneut in Prüfung gezogen werden. Inzwischen wird den Leuten, die aus Gewissensgründen nicht mit der Waffe Dienst leisten wollen, die Möglichkeit gegeben, sich bei der Sanitätstruppe einteilen zu lassen.

Eidgenössisches Militärdepartement:
Der Stellvertreter: sig. Chuard."

Die Antwort des Herrn Chuard, der seinerzeit sowohl, wenn wir nicht irren, im eidgenössischen Schulrat (in dem natürlich ein paar Obersten sitzen müssen — wo macht man es bei uns ohne einen Obersten?) als in der Bundesversammlung zu den eifrigsten Verfolgern der Dienstverweigerer am Polytechnikum gehörte, trägt den Stempel der Ausrede an der Stirn. Wenn man bedenkt, was alles in diesen Jahren der Bundesrat auf Grund seiner Vollmachten seelenruhig geordnet hat, Dinge, deren Tragweite sehr viel weiter reichte, so weiß man, was man von diesen Argumenten zu halten hat, noch ganz abgesehen davon, daß ja dem Bundesrat unzweifelhaft legitime Wege zur Lösung dieses Problems zur Verfügung standen. Daß die Verweisung zum Sanitätsdienst vielen konsequenten Dienstverweigerern nicht genügt, ist bekannt.

Einige Aufregung ist in unsere militaristischen Kreise nun doch gekommen. Es ist interessant, an Hand von Preßäußerungen zu verfolgen, mit welchen Mitteln sie sich zur Wehr setzen. Daß dabei die moralische Verdächtigung der Initianten eine Hauptrolle spielt, ist leider selbstverständlich. Wir reden nur von den wirklichen Argumenten. In erster Linie steht dabei natürlich die Berufung auf das höchste Heiligtum, das viele Leute heute, nach dem Geldbeutel, kennen, den Staat — wobei natürlich bloß der den Geldbeutel schützende Staat gemeint ist. So schreibt Einer in der „Züricher Post": „Das Reich der Religionsgemeinschaft, der Kirche, ist nicht von dieser Welt. An den Staat aber können nur Forderungen gestellt werden, die seinem Charakter eines rein irdischen Gebildes entsprechen. Staat und Staatsnotwendigkeit sind Religionen und Kirchen mit ihren Lehren nicht untergeordnet, sondern zum mindesten (NB.!) koordiniert." Unsere Staatstheologen werden guttun, diese typische Aeußerung zu überlegen.[1])

Wir entnehmen dieses Zitat einem Artikel der „Basler Nachrichten", in dem die Befürworter des Zivildienstes u. a. auch darum als wenig beachtenswert hingestellt werden, weil sie hauptsächlich aus Frauen und Pfarrern bestünden, die er offenbar in die Rubrik der „Unverantwortlichen" einreiht. Verantwortlich sind nach diesem Schreiber wohl nur „Obersten", den Frauen und Pfarrern aber werden folgende Aufgaben zugewiesen: „Frauen und Pfarrer können und sollen

[1]) Was für Blüten das Staatskirchentum treibt, mag u. a. das wundersame diesjährige Bettagsmandat der Bündner Regierung mit seiner Verherrlichung der Volksfeste, der Waffenübung und — der Farben der Kantonsfahne zeigen.

dem Gedeihen und der Wahrhaftigkeit (!) des Landes dienen, indem sie Kranken und Verwundeten-[die zu besorgen sich der „Oberst", der „Verantwortliche", Mühe geben wird!] Pflege, Hilfe und Trost bringen und sich der Verlassenen und Verarmten [die zu schaffen ja der Militarismus gut ist!] annehmen; nicht aber, indem sie den gesunden Geist und den wehrhaften Sinn unserer Armee mit idealistischem Träumergeist durchsetzen." Da haben Frauen und Pfarrer ja ihre Aufgabe nett vorgeschrieben! Sie werden sichs merken. Das ist die Art, wie der Militarismus seiner Natur nach sie einschätzen muß. Wobei er übrigens sehr für die Feldprediger ist!

Von den dreißig Millionen Toten des Weltkriegs und allem Andern wissen diese Leute natürlich nichts, nichts von der Abschaffung des obligatorischen Militärdienstes in England, Amerika, Deutschland, Oesterreich, um vom Völkerbund zu schweigen!

Wir aber wissen genau, welchem „Feind" heute die Armee gilt und die Andern wissens im Grunde auch und all ihr Patriotismus ist dafür nur heuchlerischer Deckmantel.

Alle diese Dinge sind Zeichen der Geistverlassenheit unseres Volkes. Und unten ist es nicht besser als oben. Ein vor kurzem zum Militärdienst Einberufener schreibt uns, es sei erstaunlich, wie wenig das Militärlen den Meisten zuwider sei. Sie hätten zuerst Angst vor schlechter Behandlung, wenn diese aber nicht eintrete, seien sie ganz beruhigt. Besonders scheine es, als ob viele Bauernsöhne direkt Freude an der Sache hätten. Und diese Leute Alle, sagen wir, die sich seelenruhig wieder an die Kanone und ans Maschinengewehr stellen und das Mordgewehr anlegen, nach den Dingen, die wir erlebt haben und erleben, haben die Taufe auf Christus empfangen, Religionsunterricht gehabt, sind konfirmiert worden — welch eine Umwälzung ist nötig, bis dies anders wird! Aber nötig ist sie! Und wie groß der Einfluß wäre, den die religiösen Kreise haben könnten, wenn sie einmal völlig erwachten, zeigt gerade wieder die Aufregung über die Erklärung der 35 wackeren Bündner Prädikanten. R.

Nachschrift. Inzwischen ist in dieser Sache noch einiges Neue gegangen. In den „Basler Nachrichten" hat ein nt. dem ff. auf ausgezeichnete, wenn auch vielleicht für das Gros der Leser nur allzu feine Weise geantwortet. — Im Nationalrat interpellierte Eugster-Züst in Sachen des Zivildienstes und bekam eine Antwort im Geist und Stil der Chuardschen. Interessant war auch die Verhandlung über den Spitzeldienst, den der Generalstab unserer ruhmvollen Armee unterhält. Daß unsere reaktionären Dickschädel, von denen einer der dicksten in der Schweiz im Besitz des Bundesanwaltes ist, Schweizer bespionieren lassen, nur weil sie keine Reaktionäre sind, wußten wir schon, aber daß sie sich dazu reichsdeutscher Agenten bedienen, war immerhin neu. Und der bürgerliche Nationalrat hat diese ganze dreckige Wirtschaft ausdrücklich gebilligt. Welch ein Morast!

Arbeiterschaft und Militarismus. Nächst der geistigen Erhebung ist eine unserer Haupthoffnungen im Kampf gegen den Krieg und alles, was dazu gehört, eine wieder gründlich antimilitaristisch gewordene Arbeiterbewegung. In dieser Beziehung gibt es doch manchen Licht-

blick. In Berlin haben am Jahrestage der Kriegserklärung (!) über 200,000 Menschen, vorwiegend Arbeiter, Vertreter aller sozialistischen Parteien, vor dem Dom und dem königlichen Schloß, gegen die Wiederkehr des Militarismus und den Gedanken eines Revanchekrieges protestiert, ähnliches geschah an vielen andern Orten. Die deutschen Unabhängigen sind ganz zum Pazifismus übergegangen und spielen in den Friedensvereinen eine große Rolle (während unsere Unentwegten noch immer gegen Pazifismus und Völkerbund Sottisen loslassen müssen!); der internationale Kongreß der Lederarbeiter hat eine Resolution angenommen, die gegen alle Munitionsindustrie geht. Man weiß, daß der so wichtige internationale Transportarbeiterverband seine Mitglieder verpflichtet, einen Krieg durch Resistenz zu verhindern. Aehnliches verlangt der Genossenschaftskongreß von Basel, während der für die Frage so entscheidend wichtige internationale Metallarbeiterverband neuerdings folgende Resolution angenommen hat:

„Der neunte Kongreß des Internationalen Metallarbeiterbundes erinnert alle Organisationen und alle Metallarbeiter der dem Bunde angeschlossenen Länder an die durch den achten Kongreß des internationalen Metallarbeiterbundes vom 22. August 1920 gefaßte Resolution, die damals schon die Pflicht der Arbeiter im Kriegsfall präzisierte, indem sie sagte:

„Wir erkennen die Gemeinschaft der proletarischen Interessen und der solidarischen Aktion an (Internationaler Gewerkschaftsbund).

Der achte Kongreß des Internationalen Metallarbeiterbundes ladet alle Länder ein, ihre Solidarität gegenüber ihren Klassengenossen dadurch aktiv zu bezeugen, indem sie die Fabrikation von Waffen, Munition und Kriegsmaterial irgendwelcher Art verweigern, indem sie die Bestellungen überwachen und die Eisenbahner und Transportarbeiter in ihrer Weigerung, Truppen, Waffen und Munition zu befördern, unterstützen."

Der am 10. August 1921 in Luzern versammelte neunte Kongreß bestätigt diesen Teil der Kopenhagener Resolution und fordert außerdem die Metallarbeiter aller Länder auf, in enger Verbindung mit der gesamten Arbeiterklasse den Kampf gegen den Militarismus und Kapitalismus fortzusetzen, so daß die in der Munitions- und Kriegsmaterialherstellung bisher tätigen Arbeiter in der Friedensproduktion, welche der Zivilisation und dem materiellen Wohl der Arbeiter dient, Beschäftigung finden.

Aus diesem Grunde verpflichtet der Kongreß alle angeschlossenen Sektionen, die Propaganda zu steigern, damit man dazu gelangt, die Kriegsfabrikation stufenweise durch die Friedensproduktion zu ersetzen.

Der Kongreß beschließt und beauftragt das Sekretariat des Internationalen Metallarbeiterbundes, eine Statistik einzuleiten, um die wirkliche Arbeiterzahl jeder Nation festzustellen, die mit der Herstellung von Waffen, Munition und jeglichem Kriegsgerät beschäftigt ist.

Der neunte Kongreß verpflichtet jede Nation, dem Sekretariat des Internationalen Metallarbeiterbundes diese Auskunft zu erteilen, indem gleichzeitig genau angegeben wird, wie viel Arbeiter in der Fabrikation von Munition, Gewehren, Geschützen, Flugzeugen, Kriegsschiffen usw. beschäftigt werden und das Kräfteverhältnis ihrer Organisation.

Ferner erinnert der neunte Kongreß daran, daß die Kopenhagener Resolution „die Metallarbeiter der ganzen Welt auffordert, jedem Aufruf des Internationalen Gewerkschaftsbundes gegen den Krieg Folge zu leisten."

Der Kongreß bestätigt neuerdings diese Resolution, in der Ueberzeugung, daß nur durch die Geschlossenheit und Entschlossenheit des Proletariats eine Wiederkehr des Krieges verhindert werden kann."

Hier zeigt sich eine Entwicklungslinie, die es bloß zu verstärken gilt. Sie wird eines Tages über den Militarismus hinausführen, so protzig er heute sich noch gebärdet. R.

Büchertisch.

Ave Maria, von Magali Hello.[1]) Imprimerie Courvoisier. La Chaux-de-Fonds 1921.

Das Buch könnte auch den Titel „Mater dolorosa" tragen; denn es schildert die ganze Leidensgeschichte der Mutter, die sich plagt, müht, sorgt für ihr Kind, die das Größte für es erwartet und das Größte von ihm erwartet und die es zuletzt nur hingeben muß für den Krieg. Es schildert freilich die Leidensgeschichte des zart- und tiefempfindenden Menschen überhaupt; denn auch der Sohn geht einen Leidensweg. Seine zarte, reine Seele scheut zurück vor allem Schmutz, aller Rohheit und Gemeinheit, die er unter seinen Berufsgenossen trifft. Ja sie wird sogar von dem ältern Bruder verwundet, der ihm zwar von Herzen zugetan ist, der aber — ohne alle böse Absicht — nur in tölpelhafter Ungeschicklichkeit an das ihm selbst noch verborgene Geheimnis einer ersten Liebe tastet. Eingeschüchtert, verschließt er seine Seele ganz und wagt auch nicht mehr, an das Problem heranzutreten, das der Gegenstand seiner bewundernden Verehrung und Liebe, eine junge Vortragende, ihm und seinen Dorfgenossen nahe gebracht hat: Das Problem der Umgestaltung der Welt durch die in der Welt, nicht nur im Hause, wirkende mütterliche Liebe. Er spürt, daß etwas Neues in die Welt kommen müßte, um sie vor dem Untergang zu retten; aber, wie er kein Verständnis findet in seiner Umgebung und wie auch seine Mutter nur müde darauf hinweist: „Les femmes qui ont des enfants ont trop de travail; elles n'ont pas le temps"; da entsinkt ihm der Mut, dem Gedanken weiter nachzugehen, und wie der Krieg ausbricht, weiß auch er nichts zu tun, als betäubt und stumpf dem Rufe zu den Waffen zu folgen, das Morden als ein furchtbares, aber unausweichliches Schicksal auf sich zu nehmen.

Es sind bescheidene Menschen aus kleinen, engen Verhältnissen, an denen sich die großen, schweren Schicksale der Zeit vollziehen, aber gerade die Hilflosigkeit, mit der sie in ihrer Kleinheit und Bescheidenheit den gewaltigen Ereignissen und Problemen gegenüberstehen, hat etwas Ergreifendes und schreit nach Lösungen und Erlösung. Künstlerisch ist das Buch von großer Eigenart, Tiefe und Kraft.

Clara Ragaz.

Adolf Maurer: Die stille Revolution. 95 Seiten, Preis Fr. 3.80, erhältlich bei allen Buchhandlungen und im Selbstverlag des Verfassers, Schwamendingen bei Zürich.

Das genannte Büchlein möchte man jedem in die Hand geben, vor allem den Kirchenleuten, welche die Kraft des Christentums im praktischen Leben nicht mehr recht kennen und nicht mehr recht wissen, wozu sie Christen heißen, ferner den Arbeitern, welche im Kampf gegen den Mammonismus den Boden unter den Füßen und die Hoffnung für die Zukunft verloren haben, vor allem aber den reaktionären Dorf- und Stadtmatadoren, welche beides, das Christentum und den sozialen Kampf mißachtend im alten Geleise weiterwirtschaften.

Das Büchlein enthält aber keineswegs nur eine weise Betrachtung, der verschiedenen kirchlichen und sozialen Probleme mit ermüdenden gelehrten Auseinander-

[1]) Man darf, weil große Zeitungen es schon verraten haben, wohl bemerken daß Magali Hello Pseudonym für Bertha Pfenninger ist.

setzungen, nein — im Gegenteil — wir finden hier ein Stück echtes Leben, hervorsprudelnd aus einem frommen, gerechten und wahrheitsliebenden Herzen, in der dem Verfasser eigenen volkstümlichen, packenden Weise geschildert, wobei treffende Kernworte nicht fehlen und bei allem Ernst der Sache Humor und Mutterwitz nicht ausgehen.

Es steckt mehr in der einfachen Erzählung, als es auf den ersten Blick und beim ersten Durchlesen scheint; man schaut hier nichts Geringeres als den großen Kampf zwischen Christus und der Welt in ihrer mannigfaltigen Gestalt, und man erlebt diesen Kampf so, wie er in Wirklichkeit auf der ganzen Front der Christenheit ausgefochten werden sollte, nämlich mit der einzigen Waffe unverfälschter und unverkürzter Treue etlicher charakterfester, mutiger Menschen, die Jesum verstanden haben.

Die führenden Personen sind ein städtischer Arbeiter und sein Freund und Gesinnungsgenosse, der Dorfschullehrer. Ersterer fällt bei Anlaß eines Tumultes als Opfer und Märtyrer seiner gegen alle Gewalt gerichteten Gesinnung. An seinem Sterbebette sagt ein politischer Führer: „Er war radikal, ich war oft erstaunt, wie radikal und — merkwürdig — doch religiös!" Da erwiderte der Lehrer: „Nicht merkwürdig! Nein, weil er fromm war, d. h. weil er Gott in der Welt am Werke sah und ihm traute, mehr als Götzen und vergänglichen Majestäten, gabs für ihn kein Fürchten und keine Halbheiten."

Dies Wort läßt den Geist der beiden befreundeten Helden der Erzählung am besten erkennen, ein Geist der die Herzen ergreift, aber auch stark genug ist, an allem Unechten in der Frömmigkeit und an allem Ungerechten und Verkehrten in der Kultur zu rütteln und etwas Besseres zu bieten. Kurz, was Maurer beschäftigt, das ist die Revolution im Namen Jesu.

Wenn man kritisch sein will, so kann man sagen, daß zwar die Arbeiterfrage den Gipfelpunkt der Erzählung bildet, aber von allen gestreiften Fragen am wenigsten eine praktische Lösung findet, obwohl man hierauf am meisten gespannt ist. Die Frage entsteht: Genügt eine Revolution von innen her zur Umgestaltung der ungerechten Erwerbsverhältnisse oder kann ein Christ in den bestehenden Verhältnissen Christ sein und bleiben? Am entscheidenden Punkt bricht die Erzählung nach dem Tode des Helden ab. Aber was nun? Gewiß aus dem Blut der Märtyrer wird das Reich Gottes gebaut, einige Umrisse desselben werden angedeutet. Es gibt neue Menschen, die das Salz ihrer Umgebung bilden und dieselbe allmählich umgestalten. Aber es ist damit nicht gesagt, ob es dann auch in den Fabriken anders aussehen wird. Wir haben eben nur ganz kleine Anfänge vor uns. Aber Maurer will ja nicht eine Konstruktion künftiger Dinge geben, sondern nur die Revolution im Menschen zeigen, aber die „stille Revolution". L. St.

Ernst Hauri: Frohe Botschaft der Gemeinde Turbental verkündigt, 47 Seiten, Preis 1.80. Zu beziehen bei E. Hauri Pfr., St, Leonhard, St. Gallen.

Was Maurer in einer Erzählung, das gibt Hauri in etlichen Betrachtungen, die von einem tiefen und frohen Glauben durchdrungen sind. Hauri ist bekanntlich als Abstinent, Antimilitarist und Sozialist von einflußreichen Persönlichkeiten aus seiner Gemeinde weggeekelt worden, so daß er es vorzog seine Pfarrstelle dieses Frühjahr zu verlassen. Die hier gebotenen Predigten Kinderlehren und Gedichte haben darum eine gewisse aktuelle Bedeutung. Wenn man dieselben liest, frägt man sich allerdings erstaunt, wie es denn in unserer Kirche möglich sei, einen solchen ernstgesinnten, geistbegabten Mann gerade um seines tiefgreifenden Wirkens willen, das besonders bei der Jugend fruchtbaren Boden fand, aus seinem Amt zu verdrängen. Die uns in dem Büchlein gegebene Probe Hauriſcher Predigtweise ist übrigens mehr als nur eine Rechtfertigung des Verfassers, nämlich in der Tat ein Stück „frohe Botschaft." L. St.

Redaktion: **R. Lejeune**, Pfarrer in Arbon; **L. Ragaz**, in Zürich. — Druck und Expedition **R. G. Zbinden & Co.** in Basel.

Reformation.

Ew'ger Schöpfergeist, Urgeist der Zeiten,
Geist der Kindschaft und der Frührotherzen,
tote Kirchen stürzt dein steghaft Schreiten,
dein Erlöserwind löscht ihre Kerzen.

Brachland willst du aus der Tiefe pflügen,
Quellenkraft durch Furchen rinnen lassen;
Menschen, die im Sarg der Satzung liegen
werden Rufer durch die dunkeln Gassen.

Sonnenkraft der Liebe glüht dein Wille
Seelen, die ins Meer der Sehnsucht tauchen,
dich erflehen in des Schweigens Stille,
willst du deinen Lebensodem hauchen.

Wir sind krank, zerbrich uns, daß wir leben.
Unruh schaffe, daß uns Ruhe werde.
Die wir zwischen Ewigkeiten schweben
laß uns Aussaat sein der neuen Erde!

Julie Weidenmann.

Die Bedeutung der Reformation.[1]

Johannes 4, 19—26.

Der Reformationstag stellt uns jenes gewaltige Geschehen vor Augen, welches vor vierhundert Jahren das Evangelium Jesu von den Fesseln menschlichen Religionswesens befreite und die Erstarrung wieder löste, die über die von ihm angebahnte Bewegung gekommen war. Aber nicht nur vor Augen stellen will uns dieser

[1]) Reformationspredigt, Arbon 1921.

Tag jenes Geschehen, sondern in dasselbe hineinstellen will er uns, daß wir selber von seiner Wahrheit ergriffen und vorwärtsgetragen werden. Denn es kann sich ja jetzt nicht darum handeln, daß wir einfach bewundernd vor der Reformation stehen und preisen, was damals geschehen ist, oder daß wir gar stolz auf das hinweisen, was aus jener Bewegung schließlich geworden und als ihr Erbe auf uns gekommen ist — nein, das ist unsere stete Aufgabe, die der Reformationstag uns nur besonders einprägen will, daß wir uns hineinleben müssen in die Wahrheit, die damals über der Christenheit neu aufleuchtete, und eintreten in die Bewegung, die jene Wahrheit neu eröffnete.

Die Wahrheit aber, die in der Reformation neu vor die Menschen hintrat, ist dieselbe, mit der Gott bereits früher die große Wendung in die Geschichte der Menschen brachte — auch jetzt heißt diese Wahrheit: Christus. Ja, in der Reformation ist Christus wieder sichtbar geworden, nachdem er so lange unter all dem Religionswesen fast völlig verdeckt oder doch in der kirchlichen Verkleidung bis zur Unkenntlichkeit entstellt worden war. Jahrhunderte lang war seine Stimme im Gemurmel der Priester und in der Beredsamkeit der Theologen fast untergegangen, aber nun drang er wieder mit seinem eigenen Wort zu den Ohren und Herzen der Menschen durch, sodaß der Wille Gottes, der sich in ihm verkörperte, den Menschen wieder offenbar wurde. Mit Christus wurde auch das Reich sichtbar, das er auf Erden angebahnt hatte. Freilich kam der ursprüngliche Gottesreichsglaube in der Reformation noch nicht zum völligen Durchbruch — aber auch große Bewegungen versteht man wie einzelne Menschen erst dann wirklich, wenn man auf ihr innerstes Wollen, ihren tiefsten Sinn schaut und nicht an dem haften bleibt, was zu klarem Ausdruck und sichtbarer Gestaltung gelangte. Mit ihrem tiefsten Sinn aber drängte die Reformation auf das Reich Gottes hin, dessen Kräfte auch in ihr zu spüren sind. Die Reformation bedeutete ein Wiedererwachen des Geistes, der mit Jesus in die Welt gekommen war, — eine Wiederentdeckung dessen, was der Christenheit auf ihrem tausendjährigen Weg der Verirrung und Entartung von der Wahrheit Christi verloren gegangen war.

Von selber mußte aber die Reformation inmitten des herrschenden Christentums zum Protestantismus werden: sie mußte protestieren gegen das, was man aus Christus und seiner Botschaft gemacht hatte, insbesondere dagegen, daß man das Königtum Christi in eine menschliche Priesterherrschaft verwandelte, die Hingabe an Gott und sein Reich durch einen neuen Tempeldienst verdrängte und an die Stelle des Gottesreiches ein religiös verbrämtes Weltreich setzte. Aus diesem furchtbaren Mißverständnis der Botschaft Jesu wollte die Reformation die Menschen herausführen zu einem Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit. Denn wie sich einst Jesus am Jakobsbrunnen dem samaritanischen Weibe offenbarte und seine Wahrheit in all den Irrtum und Wahn

hineinleuchten ließ, so trat er auch in den Zeiten der Reformation zu jenen Menschen hin, die in ihrer seelischen Not aufrichtig um die erlösende Wahrheit rangen und ließ sie die Wahrheit erkennen. Das führte zur Reformation, daß sie ihn wieder erkannten als den Christus, der kommen sollte, um die Menschen zur Wahrheit zu führen. Aus dem alten Religionswahn erwachend, wandten sie sich nun an ihn und stellten schon mit ihrem Fragen jenes ganze Religionswesen, das als Heiligtum in ihrer Zeit dastand eben in Frage; ihr Glaube an die Stätte, da ihre Väter angebetet hatten, war erschüttert und Christus soll ihnen, wie einst der Samariterin, in ihrer Unsicherheit und ihren Zweifeln helfen. Und es war die Geburtsstunde der Reformation, als sie jene Antwort Christi vernahmen und verstanden: „Es kommt die Zeit, daß ihr weder auf diesem Berge noch zu Jerusalem werdet den Vater anbeten — es kommt die Zeit und ist schon jetzt, daß die wahrhaftigen Anbeter werden den Vater anbeten im Geist und in der Wahrheit, denn der Vater will haben, die ihn also anbeten. Gott ist Geist, und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten".

Ja, mit Christus ist wirklich die Stunde angebrochen, da man Gott weder auf dem Berge Garizim noch in Jerusalem anbetet und da kein von Menschen aufgestelltes Bekenntnis mehr bestehen kann, denn Gott wohnt nicht in einem von Menschenhänden gebauten Tempel und weder die jüdische noch die samaritanische noch irgend eine menschliche Konfession — und welche „Konfession" wäre nicht menschlich? — bringt seine Wahrheit zu reinem Ausdruck. Ueber alles Tempel- und Kirchenwesen, über alle Konfessionen, über all das was die Menschen in ihrer kirchlichen und konfessionellen Befangenheit „Religion" nennen, will er sie hinausführen zu einer Anbetung und einem Dienste Gottes im Geist und in der Wahrheit. Daß sie sich Gott hingeben in lebendigem Glauben und Vertrauen, daß sie seinem Reiche dienen mit ganzer Seele und durch ihr ganzes Leben — das ist die Anbetung, die der Herr fordert.

So diente Christus seinem Vater und seine Apostel haben ihn darin verstanden. Bei diesem Gottesdienst wurde das Reich Gottes sichtbar. Weil sie Gott im Geist und in der Wahrheit dienten, konnte eben Gottes Geist und Gottes Wahrheit die Führung übernehmen. Ein Walten Gottes war in dieser ganzen Zeit spürbar, die Zeiten der Erfüllung bahnten sich an und immer deutlicher trat das Ziel hervor, das Christus der Menschenwelt gesteckt hatte. Indem diese Menschen Gott im Geist und in der Wahrheit dienten, nahmen sie teil an der Geschichte, die er auf Erden begonnen, standen drin im Werden des Gottesreiches und sahen froh der Vollendung, dem Kommen Christi in Kraft und Herrlichkeit entgegen. Erst dann trat in dieser herrlichen Bewegung ein Stillstand ein, als jener Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit einem neuen menschlich zurechtgemachten Gottesdienst wich. Man schaute schließlich nicht mehr auf das Reich Gottes und sein Kommen, sondern auf den Ausbau der neuen christ-

lichen Kirche und die Ausgestaltung der neuen christlichen Konfession. Die Hoffnung, das Kommen Christi auf Erden zu erleben, kühlte sich immer mehr ab und statt dessen galt aller Eifer der christlichen „Religion", die man sich zurechtgemacht hatte und die man mit möglichst viel Macht ausstatten wollte. Wie ein zweiter Sündenfall in der durch Christus erneuerten Schöpfung mutet uns diese Entwicklung an — ein Sündenfall, der mit dem ersten auch das gemeinsam hat, daß die Menschen wieder ihr eigenes Reich suchten und sich selber die Macht und Ehre anmaßten, die allein Gott gebührt. Gelangte man aber mit all dem nicht wieder dahin, daß man ein neues Jerusalem oder Garizim errichtete, statt Gott im Geist und in der Wahrheit anzubeten? Und war diese Anbetung Gottes etwa schon deshalb besser, als die alte in Jerusalem oder auf dem Berge Garizim, weil sie nun im Namen Jesu geschah und sich christlich nannte? Hat denn Christus den alten Tempel in Jerusalem abgebrochen, damit in Rom ein neuer christlicher errichtet werde? Hat er die Menschen aus der jüdischen und samaritanischen Konfession herausgeführt, damit sie sich aufs neue in einer christlichen verstricken? Bahnte er für das Kommen des Gottesreiches einen Weg, damit die Menschen von da in eine neue gar menschliche Kirchengeschichte abbiegen? Gehört es nicht zum traurigsten, wie derart Christi Botschaft aus der reinen Höhe einer Anbetung im Geist und in der Wahrheit in die Niederungen menschlichen Religionswesens herabgezogen wurde, bis schließlich dort, wo Christus sein Reich errichten wollte, der Priester seine Sakramente vollzog, der Schriftgelehrte seine Lehren aufstellte und der Papst seine Herrschaft entfaltete. Ist also Christus umsonst erschienen und ist jene neue Zeit in ihm doch nicht angebrochen? Soll's immer, wenn auch etwa in neuen Formen, bei jener Anbetung bleiben, wie sie der Jude in Jerusalem und der Samariter auf dem Berge Garizim übte? Bleiben wir Menschen trotz Christus immer in menschlichem Religionswesen stecken und wird er nie mit seinem Reich zu uns kommen?

Und doch wäre es recht oberflächlich, wenn wir nun glauben würden, daß mit Christus jene neue Zeit, da die wahren Anbeter Gott im Geist und in der Wahrheit anbeten, nicht angebrochen sei. Seit Christus ist doch ein Neues in der Welt und lebt und wirkt in ihr. Es ist nun etwas da, das all die Kirchentümer, und mögen sie noch so glänzend und noch so mächtig sein, nicht mehr in Ruhe läßt. Immer wieder zeigt es sich, daß sie bereits einer vergangenen Zeit angehören. Immer wieder tritt neben den Papst der Heilige und neben den Priester der Ketzer und mahnen daran, daß mit Christus eine neue Stunde geschlagen hat. In immer neuen Stößen erschüttert Christus mit seiner Wahrheit die Herrschaft des Wahnes und der Lüge, sodaß man es spüren kann: wenn er auch mit seinem Kommen verzieht, so kommt er doch! Der Gott, der einst durch die Propheten sein Reich verheißen, der in Christus dies Reich auf Erden Fuß fassen ließ und es durch seine Apostel über die Welt hin verbreitete, er gibt

dies Reich nicht preis an die Mächte dieser Welt, auch nicht an irdische Religionsmächte! Gott will haben, die ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten, — kann es da stetsfort beim alten Jerusalem und Garizim bleiben? Mag sein Geist auch von den Menschen gedämpft und seine Wahrheit durch sie verhüllt werden: dieser Geist und diese Wahrheit sind auf Erden erschienen und werden durch alle Hüllen wieder durchbrechen. Ja gerade dort, wo man seiner Wahrheit am fernsten ist, ist er selber oft am nächsten und läßt sein Licht mit einem Mal in all die Finsternis hineinstrahlen. So wars auch zur Zeit der Reformation: gerade als die Entartung und Verirrung am größten war, als der Antichrist — diese Bezeichnung bedeutet nicht eine böse Gehässigkeit, sondern eine tiefe, schmerzliche Erkenntnis — seine Herrschaft entfaltete auf Erden und es sich in der Kirche um Macht und Geld mehr als um alles andere handelte, da ließ Gott auch Christus wieder mächtig hervor treten und seine Wahrheit entfalten. Gerade die Reformation kann uns zeigen, daß Christi Erscheinen auf Erden fort und fort wirkt und immer wieder neue Bewegung hervorbringt. Jahrhunderte alte Fesseln vermochte er wieder zu brechen, sodaß die Menschen sich plötzlich wieder wie in der Apostelzeit der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes freuen konnten. Alter Wahn mußte weichen und neue Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit lebte in den Menschen auf, die wirklich Gott dienen wollten. Das ganze alte Kirchentum wurde im tiefsten erschüttert und aufs neue wurde dem Kommen Christi Bahn gebrochen.

Und gerade hierin liegt die wahre Bedeutung der Reformation. Sie lehrte die Menschen wieder Gott im Geist und in der Wahrheit anbeten und machte damit die Kräfte frei, mit denen allein Gottes Reich gebaut werden kann. Sie räumte die Hindernisse, die ein mächtiges Religionswesen auf dem Weg zum Gottesreich aufgetürmt hatte, beiseite, sodaß der Ausblick auf das gottgewollte Ziel wieder frei wurde und es nach langem Stillstand wieder vorwärts gehen konnte. Ja wir dürfen von der Reformation, die ja nicht lediglich menschliches Geschehen war, von menschlicher Willkür geleitet und auf menschliche Ziele gerichtet, sondern in der ein Walten Gottes zu spüren ist, das Größte sagen: sie ist nicht nur ein Stück jener, von allen irdischen Gewalten hin und her gerissenen Weltgeschichte, sondern ein Stück jener höheren Geschichte, die Gott unter den Menschen wirkt und die ihre Vollendung einst finden wird im Reiche Gottes auf Erden. Die Männer der Reformation haben jene höchste Berufung des Menschen verstanden: sich in jene Geschichte hineinzuleben und hineinzustellen, die Gott in Christus unter den Menschen begonnen hat. Durch die Reformation wurde diese Geschichte, die so lange Zeit verborgen und vergessen war, wieder aufgenommen und weitergeführt und so hat sie den Sieg Christi auf Erden vorbereitet.

Aber gerade diese Erkenntnis der Bedeutung der Reformation lehrt uns zugleich noch ein zweites: die Reformation ist ein herrlicher

Anfang — aber bei einem Anfang darf man nicht stehen bleiben. Sie ist ein göttlicher Stoß, durch den neue Bewegung in die Geschichte des Gottesreiches kam, nun aber gilt es sich von diesem Stoß vorwärts treiben zu lassen. Wie sehr müssen wir uns da vor der Versuchung hüten, in dem neuen Ausgangspunkt, den uns die Reformation bietet, ein Ziel zu sehen, bei dem wir stehen bleiben könnten. Und sind wir nicht gerade dieser Versuchung in weitem Maße erlegen? Sind wir nicht mit unserem reformierten Christentum tatsächlich an dem Punkt stehen geblieben, bis zu welchem die Reformatoren die neue Bewegung vorwärts führten? Statt daß wir auf dem freigemachten Wege vorwärtsschritten, den Blick noch viel klarer auf das Ziel gerichtet, als es die Reformatoren vermochten, die ja fast notgedrungen ihren Blick mehr am Boden hielten, wo es so viel wegzuräumen galt, statt daß wir, dankbar über ihre gewaltige Aufräumungsarbeit und die treffliche geistige Wegzehrung, die sie uns mitgaben, dem neuentdeckten Ziel entgegengingen, blieben wir stehen, wie wenn sie uns nur einen bequemen Ruheplatz hätten verschaffen wollen, ja, gar bald suchten wir eifrig in den beiseite geschobenen Tempeltrümmern, ob sich nicht mancherlei zu einem neuen, zwar etwas vereinfachten, Bau verwenden ließe. Auch nach der lebendigen Bewegung der Reformation kam es zu neuem Stillstand und neuer Verhüllung des wahren gottgewollten Zieles. Ach, gar vieles, was wir vom Katholizismus sagen mußten — und das wir ja wahrhaftig nicht sagten, um die katholische Kirche gegenüber der reformierten klein zu machen — gilt im Grunde auch wieder vom Protestantismus. Auch den reformierten Christen wurde bald die eigene Kirche und Konfession wichtiger als das Reich Gottes, auch sie haben mit menschlichem Religionswesen das Kommen Christi wieder aufgehalten. So stand schließlich einfach neben der katholischen Kirche und Konfession die reformierte: wir, die wir berufen waren, durch einen Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit alles bloße Kirchen- und Konfessionenwesen zu überwinden, wir haben schließlich nur neben dem alten Jerusalem ein etwas verbessertes, eben „reformiertes" Garizim errichtet! Und die neue Kirche und Konfession konkurriert nun mit der alten, wie einst die Juden und Samariter miteinander konkurrierten und stets bleiben wir da in der alten unfruchtbaren Frage befangen, welche der beiden Konfessionen und Kirchen denn die wahre sei. Das Verständnis für jenes große Wort Jesu: „Es kommt die Zeit, daß ihr weder auf diesem Berge noch zu Jerusalem werdet den Vater anbeten", das die Reformatoren in seinem Sinne erfaßt hatten, ist uns wieder verloren gegangen.

Als Kirche und Konfession kann aber der Protestantismus den Katholizismus niemals überwinden, muß sogar fast notwendig im kirchlich-konfessionellen Konkurrenzkampf den kürzeren ziehen. Auf diesem Boden hat auch jeder sein relatives Recht und ist doch jeder, an der Wahrheit gemessen, im Unrecht — wie sollte da eines das

andere überwinden können? Ueberwunden wird die Erstarrung nur von neuem Leben, der Stillstand nur von neuer Bewegung — und so wird auch der Katholizismus, dies furchtbare Mißverständnis der Botschaft Jesu, nicht überwunden von einem Protestantismus, der seinerseits in neuem Mißverständnis erstarrt ist, sondern erst von einer neuen, lebendigen Bewegung, die über alle Kirchen und Konfessionen und alles menschliche Religionswesen hinaus wieder die Wahrheit des Gottesreiches vertritt. Jerusalem wird von keinem Garizim und Garizim von keinem Jerusalem überwunden — beide aber überwindet ein neuer Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit. Nur wo der Geist und die Wahrheit herrschen, sind die Bedingungen gegeben, daß Gott sein Reich auf Erden bauen kann.

So müssen wir den Sinn der Reformation wieder neu verstehen und ihr gegenüber eine neue Treue, die dann diesem tiefsten Sinn treu sein will, lernen. Gott hat die Reformation ja nicht geschickt, damit sie uns ein gereinigtes Kirchentum und eine verbesserte Konfession bringe, sondern damit durch sie das Kommen seines Reiches vorbereitet werde. Wo wir drum wirklich auf dem neuen Boden der Reformation stehen, da ereifern wir uns nicht mehr für unser Kirchentum und unsere konfessionellen Eigenheiten, sondern da schauen wir aus nach dem neuen Reiche Christi und kämpfen für sein Wachstum. Gerade als echte, treue Protestanten stellen wir uns mit unserer Kirche und Konfession unter Jesu Wort: „Es kommt die Zeit, daß ihr weder auf diesem Berge noch zu Jerusalem anbeten werdet", und lassen uns von ihm hineinführen in jene neue Zeit, da die wahren Anbeter den Vater anbeten werden im Geist und in der Wahrheit. Dann aber dürfen auch wir wieder eintreten in jene Geschichte, die er auf Erden begonnen hat, und dürfen mithelfen, seinem Kommen den Weg zu bereiten.

R. Lejeune.

Blumhardt, Vater und Sohn.

15. Das Wiedererwachen und die Blumhardtsche Hoffnung.

Gottes Schaffen hat ja mit der Reformation nicht aufgehört. Und als die Zeit wieder einmal erfüllt war, da ist in Blumhardts, des Vaters und des Sohnes, Kampf und Erleben die Fortsetzung ihres Werkes und das Wiedererwachen des Reiches Gottes auf besonders helle und gewaltige Weise erschienen.

Wir haben diese Entwicklung am Beginn dieses Berichtes dargestellt und wollen hier bloß den Sinn der Hoffnung Blumhardts noch einmal klarzustellen und namentlich vor einigen Mißverständnissen zu schützen suchen.

Blumhardt erwartet, daß jener Sieg über die Welt, der in den urchristlichen Kräften und Gaben erschienen war, wieder erscheinen und seine Fortsetzung und Vollendung finden könne. Wie ist dies genauer zu deuten? Die Voraussetzung dafür ist das, was er die neue Ausgießung des heiligen Geistes nennt. Es muß jene Gottesnähe und Gotteskraft, die den ersten Christen eigen war, den Menschen wieder geschenkt und in die Welt ergossen werden. Dann werden auch ihre Gaben und Früchte, eben jene Kräfte, wieder erscheinen, die übernatürliche Welt wird wieder natürlich, das Wunder eine selbstverständliche Ausstattung des Jüngers Christi sein.

Freilich muß nun hier ein Mißverständnis abgewehrt werden. Weil im Leben Blumhardts die Wunderkraft des Reiches Gottes besonders augenfällig in der Form von Krankenheilungen hervorgetreten war, so könnte der Schein erweckt werden, als ob dies die Hauptsache oder gar das Eine, worauf es ankomme, sei und namentlich, als ob es von der „Ausgießung des heiligen Geistes" sofort zur Gesundheit des Leibes weitergehe. So ist Blumhardt von Anfang an vielfach mißverstanden worden. Das ist aber durchaus nicht Blumhardts Meinung. Sie ist viel geistiger (im guten Sinn) und viel umfassender. Die ersten Früchte des Reiches Gottes sind ihm, wie wir aus seinen eigenen Worten nun wissen, genau wie im neuen Testamente: Buße und Glauben, beide freilich nicht kirchlich-dogmatisch sondern viel tiefer und kühner verstanden. Wie in Möttlingen die Heilungen erst die Folge einer erschütternden Erweckung der Seelen waren, die diese von den Götzen zu Gott zurückführte, und diese Erweckung ihrerseits die Folge des Kampfes Blumhardts mit den obersten geistigen Gewalten der Finsternis, so entspricht diese Entwicklung überhaupt der Ordnung Gottes. Aus jener Umkehr des ganzen Wesens, die „Buße" bedeutet und die ein Sterben ist, strömt das neue Leben, das sich dann freilich auch in das Leibesleben und alle Wirklichkeit, auch die materielle, ergießt. Aber die erste große weitere Gabe ist die Vergebung der Sünde, die die Buße vollendet, die Sünde tilgt, und das neue Leben eröffnet. Sie vor allem ist die Gabe, die in Blumhardt wunderbar neu erschien und die er mitteilen konnte. Aus ihr erst quoll dann auch Heilung. Dieses Recht der Vergebung der Sünden muß in der Gemeinde Christi wieder eine wirksame Kraft werden. Vorher wird die Macht des Bösen nicht gebrochen. Denn dessen Kraft ist die Verzweiflung. Darin wird sich das Priestertum der Christen bewähren.

Was aber die Gesundheit betrifft, so wird sie allerdings auch zu diesen Gaben des Geistes gehören. Sie wird in dem Maße kommen, als er der Gemeinde wieder geschenkt wird. Inzwischen gilt es oft, zu warten und Geduld zu haben. Man kann unter Umständen gerade durch rechtes Tragen von Krankheit den Sieg über die Krankheitsmacht in der Welt und das Kommen des Reiches beschleunigen. Jedenfalls darf man die Gesundheit nicht lostrennen von der Gesamtheit des

Reiches Gottes. Sie kann nur kommen in dem Maße als dieses überhaupt kommt. Namentlich widerspräche es ganz seinem Wesen, wenn man das Reich Gottes bloß begehrte, um damit Gesundheit zu gewinnen. Das hieße ja jenem religiösen Egoismus huldigen, der sein genaues Gegenteil ist. Es gilt vielmehr, Gott allein die Ehre zu geben; dann wird alles übrige recht. „Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches zugefügt werden."

Es wäre auch falsch, die Heilung von Krankheit etwa durch Gebet erzwingen zu wollen. Das wäre ein Mißbrauch des Gebetes und des Namens Gottes. Blumhardt warnt wie der Meister vor allem Plappergebet als einem Aberglauben. Wohl aber gehört eine Erhörung des Gebetes, die weit über das unter uns Vorhandene hinausgeht, zu den Verheißungen des Reiches Gottes. Nur ist auch sie an die Ordnung dieses Reiches gebunden. Sie wird, kurz gesagt, nur dem Mitarbeiter Gottes geschenkt, nur dem, der nichts will, als Gott dienen und seiner Sache zur Verfügung stehen. Das gilt von allem Wunder und aller Vollmacht des Reiches Gottes: sie dürfen weder der natürlichen Selbstsucht dienen, noch der religiösen Schaustellung, sondern dem Reiche Gottes allein. Nur denen, die diesen Voraussetzungen entsprechen, können sie verliehen werden, alles andere ist Aberglauben, Zauber und Trug.

Das ist also der Weg: aus den innersten Tiefen der geistigen Erneuerung strömen die Kräfte des Reiches, die der heilige Geist wirkt, in alle Wirklichkeit; sie schaffen Glauben, Hoffnung, Liebe, Freiheit, Reinheit, Wahrheit; sie verändern die sozialen Verhältnisse, das politische Leben, das ganze Weltwesen; sie dringen in die Tiefen der Natur, in das Leibesleben, die Materie und schaffen überall aus dem Tode Leben.

Die Ueberwindung des Todes ist ja nur ein Ausdruck für diesen Vorgang der Erneuerung der Schöpfung. Auch dieser Teil der Hoffnung Blumhardts ist besonders aufgefallen und bei ihm, wie wir wissen, auch stark im Zentrum gestanden. Aber es gilt davon alles von der Ueberwindung der Krankheit Gesagte. Auch dieser Teil der Hoffnung darf nicht von dem Ganzen losgelöst werden. Es muß vielleicht, bevor die neue Welt stärker geworden ist, der physische Tod noch ertragen und mit Gott doch zu einem Sieg gemacht werden. Aber wenn auch diese Form des Sterbens noch weiter geht, können trotzdem Kräfte eines neuen Lebens von Gott her in die Welt strömen, alles Todeswesen, Krankheit, Seuchen, Unreinheit, Laster, Not, die ganze damit verbundene Welt, vor allem auch den Krieg, angreifend und Schritt für Schritt überwindend, bis der Tag gekommen ist, wo die dichte Decke des Todes im besonderen Sinne, die jetzt über der Welt hängt, sich heben kann. Aber noch einmal: die Auferstehung Christi bedeutet die Verheißung einer in allen Stücken aus dem Tode zum Leben erneuerten Welt.

Die Vollendung dieser Hoffnung und zugleich die Voraussetzung ihrer Erfüllung ist die Wiederkunft Christi. Sie ist, wie wir gezeigt haben, die Krönung der ganzen Erwartung Blumhardts. Wir haben ihr Wesen darzustellen versucht. Bei Blumhardt erscheint sie ganz in diesem Sinn und in aller heiligen Nüchternheit. Alle Phantastik, Schwärmerei, Ungeduld, Rechnerei wird abgewiesen. Die Wiederkunft Christi ist das Kommen des Reiches Gottes, das in Christus verkörpert ist. Wie Blumhardt sie über die früher angeführten Worte hinaus im Einzelnen gedacht hat, brauchen wir nicht zu wissen. Nur das Eine stellen wir nochmals fest: nicht als bloßes furchtbares Gericht, sondern vor allem als Fest. Gewiß ist sie von schwerem Kampf begleitet, aber vor allem ist sie die Entfaltung der Barmherzigkeit Gottes über alle Völker, das Aufgehen seiner Erlösung über aller Schöpfung.

Wir können auch hier alles, worauf es ankommt, ganz einfach sagen und damit von dem entstellenden Uebergewicht einzelner Vorstellungen ablenken: das, worauf die Hoffnung Blumhardts geht und das Erwachen der Christenheit zielt, ist die Erfüllung dessen, was im Unservater gebetet wird.

Blumhardt-Worte.

Die Notwendigkeit einer neuen Ausgießung des Geistes. Es gibt kein anderes Mittel, das Durstige zu erquicken, das Dürre wieder herzustellen, als daß Gott seinen Geist ausgießt. Es wollen zwar Viele heutzutage nicht mehr daran glauben. Warum? Weil es etwas außergewöhnliches ist, das nicht in die gewöhnlichen Dinge dieser Welt hineinpaßt. Wenn mans vergleichen will mit Dingen dieser Welt, so findet man nicht einmal etwas zur Vergleichung, so neu, so außerordentlich ist es. Wenn man sich nur denkt, es werde wieder wie bei den Aposteln am ersten Pfingstfest, so vergleichet das einmal mit der gewöhnlichen Art, wie wir leben und sind und Gedanken und Empfindungen haben, und ihr werdet sagen müssen: Es ist das alles ein reines Nichts gegen dem, was durch Gottes Geist werden soll. Darum erscheint es den Meisten zu groß. Aber ich kann nicht helfen; ich kanns nicht kleiner machen, oder kleiner mir denken als es ist. Vielleicht wenn es weniger groß wäre, glaubten es die Leute besser; aber ich kann doch das Große nicht kleiner machen als es ist. Ein Strom des Geistes wird kommen .... Harren wir dessen nur getrost! Es ist ja schon ein kleiner Teil erfüllt gewesen zur Zeit der Apostel. Aber weil es aus Gründen, die wir jetzt nicht so schnell sagen und erklären können, wieder zurückgetreten ist, daß es nicht mehr ist, was es einst war, muß es dann nicht auch wieder werden? Ja muß es nicht auch im Großen erfüllt werden, wie einst im Kleinen? Wir haben an der ersten Ausgießung des Geistes den Beweis, daß Gott Wort hält. Aber jetzt brauchen wirs eben wieder. Denn wir sind ausgetrocknete Leute; der Durst bringt uns fast um und es ist gar zu arg, wie die Menschen innerlich verderben und äußerlich dazu. Nun, weil wirs wieder brauchen, wirds Gott auch wieder geben. Da ists verheißen: Fürchte dich nicht, Jakob! Dein Gott weiß Rat! Er darf nur die große Gottesgabe schicken, den heiligen Geist, der aus Gott kommt und die Menschen selbst in ein göttliches Wesen umwandelt, dann wird alles anders. Bl. Vater.

Das Warten des Geistes. Wir müssen die Gerechtigkeit ausüben und das ganze Herz darauf richten. Dann sind unsere Herzen berufen, daß der heilige Geist über uns walten und uns nahen kann. Heute ist er wie ein zitterndes Schwert über uns. Aber er fällt noch nicht auf uns; denn er will uns nicht zerschmettern; aber er wartet, ob er Menschen finde, denen er sein Gericht offenbaren kann, damit der neue Anfang kommen kann. Bl. Vater.

Was wir für das Kommen des Geistes tun können. „Was sollte von menschlicher Seite geschehen, daß es wieder besser werde?" Hierauf kann ich nichts anderes antworten, als: es sollte mehr Seufzen und Sehnen nach dem Vermißten unter den Christen entstehen, überhaupt mehr Glauben an den heiligen Geist. Sie lassen es aber überall alles gut sein, wie es ist und tun, als haben sie keine weiteren Bedürfnisse von oben, wiewohl sie offenbar alles nur als angelernt oder ausgedacht, nicht gleichsam inspiriert haben. Sie brauchen nichts weiter als sie haben. Ich weiß wenige Gläubige, die forschen in der Schrift. . . . Dazu mag ich die gläubige Welt ansehen. wie ich will, so lassen sie, weil die bösen Menschen doch nicht glauben wollen, den Heiland lieber einen Kaputmacher sein, der eben jetzt alles mit Gerichten in den Abgrund schmettere, denn einen Seligmacher, den es nach dem Herzen treibe, etwa wieder neue Hebel vermittelst des nun eben doch sonst verheißenen Geistes zur Rettung Vieler anzusetzen. Wer etwas tun will, der lerne für Millionen ein Herz haben, wie es Jesus hat, der nicht zum Schein durch Sein Blut hat wollen eine Versöhnung der ganzen Welt herbeiführen. Die, welche mit Teilnahme unter dem Jammer eines endlosen Elends nach allen Seiten seufzen, jammern und sich sehnen, und in der Schrift Verständnis über den heiligen Geist suchen, die sind es, die zu einer bessern Zeit helfen. Tun das nicht Viele, so tun es mit mir Wenige; und wenn mich Alle verließen, so bleibe ich betend im Kampfe wider die Uebermacht der Finsternis, die alles in ihre Bande geschlagen hat und alles tut, um neue Erweisungen der Kräfte des Geistes zu verheben und zu hintertreiben . . . ich bleibe fest und unbeweglich darin, wie auch im Ringen um die endliche Heimsuchung Gottes vermittelst des heiligen Geistes über allem Fleisch. Ich rufe schon dreißig Jahre darum — und vielen bin ich darüber zum Gespötte geworden — ich rufe aber fort und lasse nicht nach und schon mein unwiderstehlicher Drang, fortzumachen ohne Rast und Ruh, ist mir, dem nahezu siebzigjährigen Manne, Bürgschaft genug, daß mich Gott es noch erleben lassen werde, das Heil Gottes kommen zu sehen, zu neuem Erwachen aller Welt durch den heiligen Geist.
Bl. Vater.

Nicht bloß Gesundheit. Herr V . . . will ich persönlich nicht zu nahe treten, aber die Sache kommt mir nur auch gar zu kindisch vor. Da kommt wer will von allen Himmelsgegenden und hört: „Sie sind geheilt." Natürlich, so wär's geschickt, so können die armen Leute auch nach Lourdes. Gott ist nichts weiter als ein guter, guter Doktor, der nichts will, als daß man sich heilen läßt. Wo bleibt die Wahrheit?

Wie Krankheit zu tragen ist. Ich sehe, Du stehst ganz richtig in Betreff des Wartens auf deine Gesundheit von Gott. Eins nur möchte ich sagen: Schwäche Dich nicht durch den Gedanken, Du seiest schuld, wenn Du noch nicht gesund bist. Man kann sich ja immer viel Vorwürfe machen, aber es ist nicht gut, wenn man von seinem eigenen Tun oder Nichttun das Tun Gottes abhängig

macht, wenn man nun einmal wie Du ein ganzes Herz und Sehnsucht nach dem Regiment und der Hilfe Gottes hat. Da bleibe nur fest in der Liebe Gottes, wenn auch die Entwicklung in Leben und Gesundheit aus der Krankheit heraus langsam geht. Du bist und bleibst Gottes und wirst es stets erfahren in Deinem Herzen.

Krankheit. Das müssen sich alle kranken Leute merken: Gott kann nicht retten, wenn Schulden vorliegen. Er ist gerecht. Das ist mir schon seit vielen Jahren klar; ich habe nie so in den Tag hinein beten können, die Leute möchten gesund werden. Ich weiß ganz gut schon lange, daß unter Umständen nicht das Gebet: „Mach mich gesund!" sondern die Geduld: „Ich will leiden!" die Hilfe bringt. Man muß oft auch etwas durch Leiden dem lieben Gott gleichsam zu Gefallen tun und je mehr man ihm also entgegen kommt, willig und ganz, desto mehr kann es sich ausheilen, was gefehlt ist.

Wunder. Wunder und Zeichen sind schon gut als Legitimation, daß man es mit dem lieben Gott zu tun hat, aber helfen können sie uns nicht. Was uns hilft, ist Gerechtigkeit und Wahrheit und hunderttausend Wunder nützen verhältnismäßig wenig im Vergleich zu einem Wahrheitswort und Wahrheitswalten, wodurch der liebe Gott etwas Krummes gerade macht.

Erhörbarkeit des Gebetes. Ihm [Christus] müssen wir nun nachfolgen und darum in allen unsern Gebeten als Vorhut sozusagen die Bitte auf dem Herzen haben: Dein Reich komme. Es muß zuerst in irgend welcher Weise dem Reich Gottes bei uns gleichsam Quartier gemacht werden, ehe man so ohne weiteres mit Bittschriften kommen kann, nach welchen Gott Veränderungen in der diesseitigen Welt uns zulieb machen soll. Zuerst müssen wir sondieren: Wir weit hat das Reich Gottes um uns her ein Recht? Wie weit darf der Heiland mitsprechen zur Ehre Gottes? Und je nachdem es ist, muß man oft mit Beten es sein lassen und Geduld haben. Ich kann nicht immer nur beten, daß mein Elend weggenommen werden soll, sondern ich sehe oft, daß es viel wichtiger ist, daß ich zunächst nur bete: „Herr, nimm mich in Deine Hand, daß Deine Regierung bei mir sein kann!" Wer so steht, der kann eine Bedeutung bekommen im Reiche Gottes; denn also standen auch die Männer Gottes und die Propheten und die Apostel, die vor Zeiten ums Reich Gottes gekämpft haben und um derer willen Gott große Wunder getan hat . . . Geben wir Gott die Ehre und sagen wir, daß Sein Reich bei uns ankommen kann, dann können wir viel erlangen . . . Ja, es kann ein Mann für die ganze Welt Bedeutung gewinnen, wenn er nur Gottes Reich im Auge hat und nicht sich.

Unreines Beten. Leute, denen am lieben Gott kein haarbreit gelegen ist, denen eben der Finger weh tut oder der Kopf, die haben ein Geschrei vor Gott und so steigen unreine Gebete auf und umhüllen die reinen Gebete fürs Reich Gottes, sodaß letztere oft kaum hinaufkommen in den Himmel, und noch mehr kann man sagen: eine Menge unreiner Gebete, die nur Irdisches im Sinne haben, die morden die reinen Gebete.

Das rechte Beten. Man muß beides verbinden: einerseits kindlich beten: „Herr, hilf mir!" und anderseits sagen: „Dein Wille geschehe, ich nehme es auf mich, wenn Du willst!" In vielen Fällen wartet der liebe Gott auf unsere Bitte. Nicht nur für uns, auch für das Leiden der Welt müssen wir Bittende sein.

Geist und Bequemlichkeit. Wenn nur eine Spur von Trägheit in dir ist, dann bekommst Du keinen heiligen Geist, denn auf die Bequemlichkeit hin kommt die Verheißung des Vaters nicht.

Falsches und echtes Beten. Eine Menge Gebete und Seufzer steigen nur bis an den Himmel hin und fallen wieder herunter wie im Regen; nur sehr wenige dringen durch bis zum Thron Gottes, so daß es heißt: gebetet. Habe ich nicht ein Ohr am Telephon, um Gott in mich aufzunehmen, so hat Gott auch kein Ohr am andern Ende des Telephons, um meine Worte in Sich aufzunehmen. Gott kann uns nicht einseitig hören, es muß zwischen uns und ihm korrespondieren. So ist es auch zu verstehen, wenn man manchmal den Leuten sagen muß: Lasset eine Zeitlang euer vieles Beten bleiben! Suchet zuerst Gott in euch aufzunehmen, um Ihm gerecht zu werden, dann wird das Beten von selbst, ohne viel Nachdenken, ein kindliches, der Wahrheit entsprechendes. Auf unserer Seite ist es das Erste, daß wir auf Gott horchen. Ist aber unser inwendiges Wesen bloß aufgetan für den nächsten besten Lärm der Welt, daß unsere Herzen in irdischen Freuden und Trübsalen stürmen, um unserer selbst willen, und das Erhabene Gottes uns nicht auch erhaben macht, dann dürfen wir gewiß sein, daß unser Beten kein eigentliches Beten ist. Gott kann ja wohl das Seufzen Aller, auch der Törichten, vernehmen, aber eigentlich beten kann doch nur derjenige, welcher auf Gott horcht.

Die neue Ausgießung des Geistes. Warum sollen wir uns nicht auf eine neue Ausgießung des Geistes rüsten? Warum zürnen sie, wenn man das sagt? Sie werfen mir vor, ich achte nicht den heiligen Geist, der gekommen sei, aber wie wollen sie die Teufelswerke bezwingen, wie wollen sie das antichristliche Wesen überwinden, das in die christliche Kirche hineingekommen ist, wenn nicht eine neue Ausgießung des heiligen Geistes kommt? Wie soll denn Klarheit in die Geister der Menschen kommen? . . . Gott ist treu, Gott . . . ist ein Tatengott, der schläft noch schlummert nicht. Er ist ein Gott der Offenbarung und er wird sich noch bezeugen. Denn nicht wir machen das Reich Gottes, Er machts, gelobet sei sein Name!

16. Wie kann das Reich Gottes kommen?

Damit gelangen wir zu der letzten der Fragen, die uns nun noch übrig bleiben: Wie kommt das Reich Gottes?

Das bedeutet vor allem: Was können wir Menschen dazu tun?

a. Gabe und Aufgabe, Warten und Arbeiten.

Was können wir tun, daß das Reich komme? Darauf gibt es von jeher zwei Antworten. Die Einen sagen: „Wir können nichts dazu tun. Gott allein bringt das Reich, wie und wann es ihm gefällt. Wir können bloß warten und uns bereit machen. Es ist Gottes Werk." Die so sprechen, dürfen sich ohne Zweifel auf viele Stellen der Bibel berufen. Die Andern aber sagen: „Alles kommt auf uns an. Das Reich Gottes kommt in dem Maße, als wir uns anstrengen, als wir Gottes Willen tun und ihm die Erde unterwerfen. Es ist unser Werk." Auch sie können reichlich die Bibel

für sich anführen. Diesen beiden Antworten entspricht dann ein ebenso verschiedenes Verhalten und das ist einer der alten großen Gegensätze der Religion und eine Quelle vielen Streites.

Wer hat Recht? Beide! Das Reich Gottes ist ganz Gottes Gabe. Machen können wir es mit aller Anstrengung nicht. Aber ganz Unrecht haben dennoch die diesen Teil der Wahrheit allein sehen. Denn es gehört dazu die andere: Das Reich Gottes ist ganz des Menschen Aufgabe. Es kommt nur in dem Maße, als Menschen sich ihm zur Verfügung stellen im Verstehen, Wollen, Arbeiten, Kämpfen, Leiden. Denn Gott will nichts ohne den Menschen tun. Es ist an das zu erinnern, was wir über das Verhältnis von Gott und Mensch gesagt haben. Gott will nicht ein König über Knechte sein, sondern will eine Welt freier Söhne Gottes. Er wartet also auf solche Menschen, daß sie ihm helfen. Die Mitarbeiterschaft des Menschen gehört zu seiner Sehnsucht.

Solche Menschen müssen oft mit Gott warten, auf ihn warten und auf ihre Mitmenschen. Aber nicht müssig warten, sondern in Arbeit und Kampf; ihr Warten ist bloß Pause in Arbeit und Kampf, vielmehr es ist die angespannteste Form von beiden und hat nur darin seinen Sinn. Der Quietismus ist genau wie sein Gegenteil, die Vielgeschäftigkeit, Religion, nicht Reich Gottes.

Das ist die Meinung der Bibel. So allein hat das Werk Christi Sinn. Es wäre wertlos, wenn der Mensch im Reiche Gottes nichts zu tun hätte. Das ist auch Blumhardts Meinung. Nichts liegt ihm ferner, als ein stillsitzendes Warten zu empfehlen, nichts ist seinem Sinn stärker zuwider, als das „Gott allein" so einseitig zu betonen, daß der Mensch eine Marionette Gottes wird. Vielmehr gehört es zu dem, was er am stärksten betont, daß der Mensch dabei sein, mittun, mitkämpfen, und vor allem muß mitleiden damit das Werk Gottes weiter gehe, und daß wir nicht auf Gottes Taten ausruhen dürfen. Gottes Tun muß menschliches Tun, Gottes Wille menschlicher Wille werden. Nur der Arbeiter und Kämpfer kann den lebendigen Gott verstehen und ihm dienen. So sind Blumhardt, Vater und Sohn, Arbeiter und Kämpfer, Knechte und Helden Gottes gewesen — als Söhne Gottes.

Blumhardt-Worte.

Gott ist bereit. Das Göttliche ist allezeit bereit, es fragt sich aber, ob du bereit bist.

Gott braucht uns. Gott braucht uns. Wir müssen nicht Jesus für uns brauchen wollen, sondern wollen, daß Jesus uns brauchen kann und uns ganz hergeben.

Es hat seine ganz besondere Richtigkeit, daß namentlich wir irdische Menschen auch vor Gott erscheinen; denn wir gehören mit zu den Schöpfungen Gottes und es ist ein Leidwesen im Himmel, wenn kein Mensch mit seinem Geist anbetend vor Gott erscheint. Das ist für Gott eine Betrübnis. Denn er hat die Welt lieb.

Die Aufgabe der Jünger. Christus steht auf einem sehr hohen Gebiet, in das er uns hineinziehen will. Nicht alle Menschen können es, die aber mit Jesus gehen wollen, die müssen alle Dinge in einem hohen Lichte sehen und sich nicht fürchten, die Not und den Jammer der Menschen auf sich zu nehmen. Nur wenn wir hineingehen in das tiefe Menschenelend, wo so viele Herzen bluten, können wir dem Neuen Bahn brechen.

Es kommt auf das Verhalten der Jünger an. Gott hat uns berufen in das Reich Seines lieben Sohnes und nun haben wir eine Bedeutung für Gott, wie die Jünger, nachdem sie einmal als „Zwölfe" erwählt waren, eine Bedeutung an der Seite des Heilandes für Gott und Sein Reich bekommen hatten. Nun ist es nicht mehr Einerlei, wie sie sich stellen. Je nachdem sie sich halten, geht das Vornehmen Gottes welches an ihre Person geknüpft ist, ununterbrochen fort. Je nachdem sie aus der Rolle fallen, gibt es Störungen, Unterbrechungen, Umwege und Aufschub aller Art . . . Die Leute, die sich Gott einmal erwählt, die müssen ihm ganz zur Hand sein; wenn sie alle Augenblicke wieder aus der Rolle fallen, so gibt es ein Sterben in der Wüste; dann heißt es: „Wie unbegreiflich regiert Gott!" Es ist aber nichts unbegreiflich, wenn man daran denkt, wie lange Gott oft auf uns warten muß.

Bettler und Helfer. Es soll Gott kein Bedürfnis sein, sondern nur Güte, wenn er jemanden einmal anstellt? Das ist gerade, wie wenn jemand sagen wollte: einem Vater sei es nicht Bedürfnis, daß seine Söhne ihm helfen, es sei nur Güte, wenn er sie als seine Kinder bei sich und für sich ankommen lasse. Als ob es einem Vater Einerlei sein könnte, ob seine Söhne ihn verlassen und er fremde Leute anstellen muß! Aber das gilt alles nichts. Wir wollen eben einmal nicht beim Vater als Dienende bleiben; da machen wir es lieber wie der verlorene Sohn und verprassen das Gut, das der Vater uns gegeben hat, bis wir bei den Säuen angekommen sind, und dann muß es dem Vater eine Ehre sein, natürlich, wenn wir verlumpt wieder heimkommen, aber nicht so dumm, wie der verlorene Sohn, der jetzt schaffen und Taglöhner sein will, — nein, nur um selig zu werden!

Eine Anknüpfung muß Gott haben. Irgend welche Anknüpfung auf Erden . . . muß Gott haben, um Seine Gedanken und Pläne zur Erlösung aller Kreatur zum Vollzug zu bringen. O, wie wenig wird das bedacht!

Menschen als Helfer Gottes. Gott braucht eben einmal Menschen, die ihm helfen. Das ist ja das Geheimnis der Berufung zu einem Bund; ohne diesen Bund mit Gott geht es nicht. Ich weiß es wohl, man schleudert mir entgegen: „Wir können das Reich Gottes nicht machen." Freilich nein, machen können wir es nicht, aber darum gründet der Allmächtige einen Bund; darum will er Menschen haben, die für ihn Frucht bringen, die für ihn kämpfen, die die Waffen nicht mehr mißbrauchen in ihrem eigenen Fleisch zu ihrem Nutzen, sondern die sie gebrauchen, um die Ehre Gottes herauszuhauen aus der bösen, lästernden Menschenwelt, daß Gottes Ehre groß werde. Dazu braucht Gott Menschen, und zwar sind Viele berufen, aber Wenige sind auserwählt. Warum? Sie geben sich nicht eigentlich her, dann sind sie berufen und man kann sie doch nicht brauchen.

Gott kann nichts tun ohne Menschen. Jes. 53 ist vom Knecht Gottes die Rede. Gott kann auf Erden eigentlich nichts tun ohne einen Knecht. Ich möchte es fast so sagen: Wie wir ohne Hand nichts tun können, wir müssen

die Hand haben, so kann Gott nichts tun ohne Knechte. Gott steht uns ohne einen Knecht viel zu fern. Wenn ich sage: Gott kann nichts tun ohne einen Knecht, so will ich damit natürlich nicht sagen: Gott tut überhaupt nichts. Er ist ja die ganze Fülle des Lebens in der ganzen Welt; die ungeheure Strömung des Lebens und die Bewegung der Welt, die Schöpfung geht ja tagtäglich von Gott aus . . . Aber wenn es sich darum handelt, daß für uns Menschen im Besonderen etwas geschieht in den Gebieten der Kreatur, die Gott ferne gekommen sind, wie wir Menschen, die zunächst keinen Zusammenhang mehr mit Gott haben — wie soll Gott denen nahe kommen? . . . So macht sich der liebe Gott durch Knechte nahe d. h. durch Menschen, und so kommt dieses Gesetz auf: Nichts ohne einen Menschen. Das ist aber so furchtbar gewiß, daß man nicht drum herum kommt. Man wird's einmal sehen, wenn das Reich Gottes kommt, wie nicht nagelsgroß ohne ein Organ geschieht.

Der Mensch Mitarbeiter Gottes. Auf dieses Ziel hin kann es nicht anders sein, als daß auch wir dürsten; sollen wir doch *Mitarbeiter Gottes* sein, und es wäre nicht fein, wenn beim Dürsten der Erde wir nicht auch mitdürsten müßten, damit wir im Durst nach Gott, dem lebendigen Gott, Mitwirkende werden auf das große Ziel der Erlösung der Schöpfung von aller Finsternis. Sind wir doch mit schuld, daß die Schöpfung nicht völlig im Leben Gottes geblieben ist, weil wir, als die Vertreter Gottes auf Erden, anderes suchten, als was Gott wollte; dadurch wurde der Strom das ursprünglich quellenden Lebens aufgehalten und ein Durst ist in aller Schöpfung geblieben unter welchem sie, wie Paulus sagt, seufzt.

Zur Arbeit berufen. Nach der Schrift ist uns . . . klar geworden, daß die Menschen, die zum Reich Gottes berufen sind, auch zur *Arbeit für Gott* berufen werden.

Durch Gott allein — und durch Menschen. Merket euch das wohl! Das Reich Gottes gestaltet sich durch nichts Andres, durch kein Menschenfündlein noch so teuer und edel, als durch das Kommen des Herrn. . . . Merkwürdig ist nun, daß dafür nicht nur Gott, der Schöpfer des Himmels, sondern auch *Menschen* auf dem Plan sein müssen. Aber es ist auch verständlich! Denn müßten dafür gar keine Menschen auf dem Plan sein und nur Gott, dann müßte wohl gesagt werden, daß der Mensch nicht als Ebenbild Gottes geschaffen ist. Der Mensch aber soll Ebenbild Gottes sein und bleiben und als solcher Mithelfer Gottes werden im Allergrößten, im Allerheiligsten, was Gott zu tun beabsichtigt an seiner Schöpfung.

Evangelium im Menschen. Evangelium ist nicht Evangelium, wo nicht ein Mensch es darstellt.

Selbstwegwerfung. Die Hütte Gottes müssen die Menschen bauen, aber diese werfen sich immer in den Koth, meinend, Gott könne sie nicht brauchen.

Es liegt auch an uns! Es ist . . . auch an uns gelegen, daß es in Zion lebendig wird; je mehr wir auf das Reich Gottes schauen und die Vollendung des Reiches Gottes wollen, desto mehr macht Gott, der Erhabene, der in der Höhe wohnt, Zion voll Gericht und Gerechtigkeit und die Strahlen seines Lichtes fahren herunter zur Erde und schaffen Bahn, daß es auch auf Erden möge Licht werden.

Jeder berufen! Wir können Alle bis auf einen gewissen Grad Beruf haben, Zeugnis von Gott zu werden, nicht mit Worten und nicht mit gelehrten Wörtern, sondern mit unserem Leben, in das ein Sinn kommt, der über das Gewöhnliche hinaus geht.

Glauben! Aus allem Leben des Heilandes heraus sehen wir seinen Wunsch, auf Erden im Menschen Glauben zu finden, wie wenn ohne diesen Glauben das, was er im Sinne hat, nicht werden könnte. Wir dürfen sagen: der Heiland setzt sein Vertrauen einerseits auf seinen Vater im Himmel, aber anderseits auch auf Menschen, in denen etwas vom Vater im Himmel gegeben ist. Diese glauben ihm und aus diesem Glauben sieht er das Werk Gottes, das zu seinem Reich führen soll, wachsen und gedeihen — zu seinem Ende kommen. . . . Es kommt alles darauf an, daß recht viele Menschen als Einzelne sich so darstellen, in ihrem Glauben, daß Gottes Regiment an ihnen offenbar werden kann, dann wird für das Wachstum der Gottespflanze alles möglich; dann werden auch Berge versetzt.

b. Die kleine Herde.

So arbeitet die Gemeinde Christi durch Glauben, Hoffen, Leiden, durch Gebet und Zeugnis mit am Kommen des Reiches. Diese Gemeinde mag wohl zeitweilig sehr klein sein. Insofern gilt das Wort von der „kleinen Herde“,[1]) der das Reich verheißen ist. Aber es ist wieder ein arges Mißverständnis, wenn der Pietismus dies so auslegt, daß das Reich bei der kleinen Herde allein bleiben, auf sie beschränkt sein solle. Vielmehr soll es ihr gegeben werden für Alle. Sie erkämpft es in stellvertretendem Leiden für die Anderen.

Blumhardt-Worte.

Was Gott nötig hat. Der liebe Gott braucht einstweilen nicht viel auf Erden. Er braucht nur wenige, aber ganze Leute, damit er diese Wenigen gleichsam packen und die ganze Erde an ihnen festhalten kann. Haltet euch ja nicht für zu gering, ihr Lieben, und lasset von dem gewöhnlichen Sinn der Menschen, die meinen, es müssen immer große Haufen sein im Reiche Gottes auf Erden. Es ist viel besser, wenn wir kleine Häuflein sind; eins, zwei, drei, zehn, die Eins sind, sind stärker als Hunderttausende, die so in ihrer Frömmigkeit hinsirmeln und es doch zu keinem wahrhaftigen, einmütigen Streben nach dem Reich Gottes bringen.

Gott arbeitet durch schwache Menschen. Dieses Licht [s. e. der Hoffnung auf den neuen Himmel und die neue Erde] wird niemand täuschen. Du bleibst vielleicht ein armer Schelm dabei; die größte Torheit ist, zu glauben, wir müssen gleich die größten Helden werden. — Gott arbeitet immer durch schwache Menschen, aber das sind die stärksten, weil in denen die Hoffnung auf des Geistes Kraft am meisten wirksam werden kann.

Jesus der Schwache. Es war für die Jünger Jesu sehr dunkel, weil sie keine Gewalt in Jesu sahen, die Menschen sich untertan zu machen. Er war immer der Schwache, der Arme unter den Armen, der Verachtete unter den Verachteten, und er rührte keinen Finger, um sich etwa Geltung zu verschaffen. . . . Man war in der Welt nur gewohnt, starke Leute zu etwas kommen zu sehen.

[1]) Vgl. Luk. 12, 32.

Leute, die auch einmal eine Macht in die Hand zu nehmen verstanden. Er war immer der Schwache. Der Herr Jesu war nicht wie ein Mann, der zu seinen Jüngern sagte: „Passet auf, wozu ich es noch bringe! Mein ist die Zukunft", sondern er lehnt ab, er kommt zu nichts — in dieser Welt natürlich.

Die Wenigen. Alles das ist schwer zu allen Zeiten, wozu sich immer nur wenige Menschen verstehen. Wo alle gleich auch laufen, wo alles vielleicht bloß der Herde nach gleich denkt, das ist leicht. Nicht dort, wo die Vielen rennen und laufen, sondern dort, wo man nur sehr wenige sieht, liegt die tiefere Wahrheit. So ist es auch heute eine kleine Herde, die sich mit dem allgemeinen Christentum nicht befriedigt, sondern auf ein Größeres traut, auf ein hohes Ziel der Menschen hofft. . . .

Kein Ruhm! Diese kleine Herde läßt der liebe Gott nie zu einem eigentlichen Ruhme kommen. Sie sind immer in der Stille. Sie mögen noch so glücklich, auch in sich selbst noch so stark sein, einen eigentlichen Menschenruhm durch Menschentaten, durch menschliches Auftreten, kriegen sie nicht, und wenn es lauter Propheten wären und wenn es lauter Engel wären — ja gerade deßwegen müßten sie in der Stille bleiben. Der liebe Gott fängt keine Händel an mit den Menschen durch irgendwelche gewaltige Persönlichkeiten, die er für sich in Anspruch nimmt. Das Wirken Gottes ist ein viel stärkeres, als das der menschlichen Gewalt, die andere Menschen gewinnen könnte. . . . Das schwächste Kindlein soll Kraft haben wenn ihm das Reich Gottes beschieden werden kann. Kein äußeres Reich, sondern, das, was der Geist Gottes durch einen guten Menschen überall schaffen kann, oft ohne daß er daran denkt. . . . Nicht die Starken, die Gewaltigen, sondern die Einfältigen, die Gronigen, die Nichtsgeltenden, die in Verlegenheit Stehenden, die oft ratlos sind, die aber ein Pünktchen in sich haben, da Gott regieren kann — die schaffen es, ob es Männer oder Frauen sind, ob Kinder oder Greise, Törichte oder Kluge. Nicht auf unsern Verstand, unsre Kraft, aufs Regiment Gottes kommt es an. . . Eine „kleine Herde", eine Hand voll Menschen, in denen das Reich Gottes wirklich durchdringen kann, kann die ganze Menschheit beeinflussen d. h. Gottes Geist durch sie.

Die kleine Herde als Bahnbrecherin für Alle. Es bleibt eine kleine Herde, bis Jesus kommt, nicht weil blos eine kleine Herde zur Herrlichkeit berufen wäre — ach dieser schreckliche Irrtum! — nein! nein! — sondern weil es die armen andern Leute einfach nicht zuwege bringen, denn es ist schwer, dieses einzig, einzig „Jesus" — es ist schwer; die Andern können es eben nicht. Aber diese kleine Herde . . . kommt zum Ziel und dieser Herde wird das Reich gegeben. . . . Das Glauben wird ein echtes, weil wieder etwas recht Göttliches auf Erden bemerkbar wird, zum ersten Mal eine Hütte Gottes bei den Menschen. Dann erst können die Völker selig werden, vorher bleibt es immer nur die Sache Einzelner, und dann aber Aller. Dann werden sie aus Höllen und aus Tiefen herausgeholt, aus Sünde und aus Tod, und nicht ein Einziges wird gewonnen haben die Sünde und der Tod. Das ist auch eine Freiheit, die wir zu Gott haben; wir werden so fest hinstehn, daß nicht eine einzige Hölle sagen kann: „Dieser Mensch gehört mein". „Nein, der gehört Gott", will ich sagen, und wenn es kein Anderer tut, so sage ich es: „Nein, keine einzige Hölle kann sagen: Der Mensch ist mein. — Nein, nein, Alle meines Vaters im Himmel, sonst nichts".

Die Hoffnung für Alle. Wir wollen das Neuwerden von Himmel und Erde, das Versetztwerden der Erde in das Licht unseres Heilandes. Wir fragen jetzt nicht mehr nach uns. Dieser große Trost ist uns die Hauptsache in Jesus Christus. . . . Dafür schaffen und kämpfen wir. Das können nicht alle Leute begreifen; es ist auch nicht nötig. Die Millionen müssen einfach schließlich hinein versetzt werden ins Regiment Gottes und des Lebens Jesu Christi; sie müssen hinein . . .! Meint ihr, ich wolle umsonst drin sein? Ich werde mich wehren bis zum letztem Atemzug, daß alles in die Hand meines Jesus kommt. Wenn kein Mensch so redet, so rede ich; denn ich weiß, an wen ich glaube. Muß ich für einen Menschen, ein Gebiet die Hoffnung aufgeben, dann ist Jesus nicht auferstanden. Das sage ich euch vor Gott und allen Engeln und vor Jesus selber: „Du bist nicht das Licht der Welt, wenn ich eine Hoffnung aufgeben muß." Dann wird es menschlich und wir können unser Trübsal nicht tragen. Ich bin wie eine ganze Welt und du auch. Ich spüre es sofort, wenn sich mir eine Finsternis aufdrängen will, d. h. eine Art Hoffnungslosigkeit für diese oder jene Welt. Ich begreife die andern Christen nicht, ich habe mit Schwermut zu kämpfen, sofort, wenn ich für etwas die Hoffnung aufgebe.

Das ist mir die Auferstehung Jesu Christi. Da kostet es natürlich furchtbaren Kampf, sich in diesem Licht der Erlösung zu halten, weil ich die Welt in diese Erlösung schaffen muß in mir. Wir stehen immer in seelischen, geistigen und leiblichen Beziehungen zur ganzen Welt. So sieht man alles und spürt man alles; wenn man im Licht der Auferstehung wandelt, da tut es Einem weh. Höllen gibt es, aber sie hören auf; Tod gibt es, Sünde gibt es genug — sie hören auf. Dann kann ich es tragen, dann weiß ich: es gehört zur Gerechtigkeit, daß es Lohn und Strafe gibt, daß es Gnade und Gericht gibt. Solange Gut und Böse durcheinander wirken, gehört es zur Gerechtigkeit, daß es diese Dinge gibt, aber zum Aufhören. Ehe ihr glaubt, daß Hölle, Sünde und Tod aufhören muß, daß alle Menschen Gottes sind, daß wir für alle Menschen zu kämpfen haben, wenn wir an Jesus Christus glauben; ehe wir die Liebe Gottes in den Himmel und unter die Erde treiben und in alle Menschen hinein; ehe wir nicht große Menschen sind im ewigen Leben — haben wir Gläubigen mit Schwermut zu kämpfen; es wird gerade auf uns die Schwermut sich legen. Wir müssen kein Beispiel der Trauer sein in der Welt. Wenn wir nicht unseres Glaubens uns freuen, können wir keine Leute einladen zu unserem Glauben. So liegt uns das Wehe auf dem Rücken und fest und stät müssen wir zu dem Herrn halten und müssen Erde und Himmel unter diesen Herrn stellen.

Wie Gott uns groß gemacht hat, so daß wir uns nicht im Kleinen befriedigen können, so müssen wir auch groß denken lernen. Werfet die Fesseln ab, wenn ihr mir glauben könnt, denket groß! Das Höllen-Evangelium, das Teufels-Evangelium, es muß hinuntergetreten werden, damit endlich Jesus zu allen Kreaturen kommen kann und kein falscher Prophet meiner Seele den Weg zum Vater im Himmel schwer machen darf.

Meine lieben Freunde, das ist Jesus!

c. Das Gottesvolk und der Gottesknecht.

Es bildet sich dabei allmählich ein Gottesvolk heraus, das Gottes Willen tut und das Herabkommen seines Reiches mit der Er-

füllung seiner Verheißungen auf die Erde möglich macht. Die Entstehung eines solchen Volkes auf Erden ist eine Lieblingshoffnung besonders Blumhardts des Sohnes. Dieses Gottesvolk tritt in seinem Denken und Hoffen an Stelle dessen, was man sonst „Kirche" oder auch „Christenheit" nennt. Es ist die über die Erde zerstreute Gemeinde der Söhne und Töchter Gottes, die seinen Willen verstehen und tun, die über alle hemmenden Schranken emporgedrungen sind in die Freiheit und Liebe und Reinheit des Reiches Gottes und sich ihm als Organe in unbedingter Hingabe zur Verfügung stellen. Dieses Gottesvolk ist nicht äußerlich organisiert. Es ist bloß zusammengehalten durch den Geist Gottes der in ihm lebt. Es rekrutiert sich nicht bloß oder vorwiegend aus einer Religion oder Konfession oder gar einer auserwählten Nation, sondern kommt aus allen Völkern, Religionen und Konfessionen und erhebt sich über alle. Es wird gleichsam der Ort, wo Gott auf Erden Fuß fassen kann. Es dient ihm als Werkzeug, als Mittler. Es wird seine Wohnung („Hütte") auf Erden. Diesem Volke kann Gott die Vollmacht seines Reiches geben. Durch es strömen dessen Gaben den Andern zu. Sein höchster Adel ist freilich, daß es mit ihm leiden darf; wie es sich denn auch durch die Art auszeichnet, wie es das Leiden trägt. Aus der „kleinen Herde" entwickelt sich dieses Volk heraus und wächst, bis es sich mit der Menschheit deckt.

Von dem Vorhandensein dieses Volkes also, von seiner Treue und Reinheit, seinem Glauben und seiner Liebe, seiner Gebetskraft und Leidensfähigkeit hängt wesentlich ab, wie rasch das Reich Gottes kommt. Das ist der tiefe Ernst der Aufgabe, die dem Menschen gestellt wird. Ein Versagen kann zu einer Katastrophe werden, deren Folgen sich auf Jahrtausende erstrecken.

Dieses Volk Gottes ist zugleich der Knecht Gottes, von dem die Bibel redet[1]) und zwar besonders dadurch, daß es für die Andern eintritt, ihre Schmerzen, ihre Sünden auf sich nimmt, „stellvertretende Genugtuung" leistet. Auch das ist eine der Vorstellungen, worin die Blumhardtsche Hoffnung sich konzentriert. Dieser Knecht Gottes kann und sollte eigentlich eine ganze Gemeinschaft sein, wenn auch eine noch so kleine und bescheidene. Es kann aber diese Aufgabe auch für ein ganzes Volk oder Zeitalter, wenn nicht gar für die ganze Geschichte, auf die Schultern eines Menschen gelegt werden. Ungeheuer viel kommt dann darauf an, daß ein solcher Knecht Gottes nicht versagt.

Blumhardt-Worte.

Das Volk Gottes. Auf dem Boden der Offenbarung sollte immer ein Volk gesammelt werden, von dem Gott gleichsam sagen könnte: „Das ist mein Volk." Diesem seinem Volk sind große Verheißungen gegeben für das irdische und für das ewige Leben. Und es hat sich diese Verheißung in der Offenbarung Gottes

[1]) Vgl. besonders die Kapitel Jesaja 52 und 53.

forterhalten auch in der neuen Zeit, der Zeit Jesu Christi. Auch im Namen Jesu Christi soll eine Gemeinschaft gegründet werden, innerhalb welcher Gemeinschaft alles zur Erfüllung kommt, was Gott verheißen hat. Die Gemeinschaft des heiligen Geistes ist es heute, was zu einer Gemeinde führt, welcher dann die Verheißungen gelten.

Die Erstlinge. Jesus führt seine Jünger in einen schweren, großen Kampf, in einen Weltkampf, in welchem sie zittern und zagen, als die Menschen, die sie sind; denn wer sind sie? . . . Es ist ein alter Kampf, die ganze Geschichte der Menschheit ist voll dieses Kampfes; die Menschen ringen um ein menschliches Dasein. Freilich gibt es viele Völker und Menschen, die ringen nicht mehr, sie leben wie sie geboren sind, in den Verhältnissen und Sitten und Gebräuchen an die sie gewohnt sind und sterben wie die Tiere. Aber es gibt immer Erstlinge unter den Völkern und unter den Menschen, die haben ganze Geschlechter mit sich fortgerissen in diesen Kampf, daß der Mensch zum Menschen werde und Gottes Ebenbild auf Erden darstellen möge.

Kämpfer Gottes. Es kommt nur zu einer ganz kleinen Schar, die wirklich *Kämpfer* sein wollen. Ich sage euch, es gibt *Völker*, christliche Völker, wo nicht *ein* Mensch ein Kämpfer ist, nicht Einer. Es gibt Tausende von *Christen*, und *nicht Einer* geht bis aufs Blut; alle machen Bedingungen. Alle sagen: „Wenn das und das nicht wird, dann will ich nichts mehr von der Sache", und darum liegen wir so heillos am Boden. Ich repetiere es: ganze Völker, christliche Völker, gehen zu Grund, weil nicht *ein* Kämpfer sich finden will, nicht Einer. Sie schmeicheln um den Herrn Jesus herum, aber *Kämpfer* sind sie nicht; sie können nicht ihr Leben in den Tod geben und wer sein Leben nicht in den Tod gibt, kann nimmermehr ein Jünger Jesu sein, der Siege erficht.

Das Kreuz. Wer heute das Evangelium in sich aufnehmen und alles Kreuz und Leid ausschließen will, der begeht einen großen Irrtum. Zum Ende gehört der Gekreuzigte. Und du mußt dirs gefallen lassen, daß du auch einen Kreuzesweg gehen darfst. Du mußt dirs gefallen lassen, auch wenn es weh tut.

Es kommt nicht auf die Zahl an. Die ganze Welt muß ins Schlepptau genommen werden von den Kindern Gottes, mit samt ihrem Jammer. Aber was ist nun da der Kinder Hoffnung? Man könnte ja sagen: Was nützt es? Da stecken wir drin als arme, elende Tropfen, denen selber der Atem ausgeht — werden wir nur auch für uns im Glauben ausharren? Wird es uns nicht über die Kraft gehen? Werden wir auch die Klarheit behalten, daß wir mitten in der bösen, jammernden Welt mit klarer Einsicht aushalten können und zu etwas nutz werden können? Da wird es uns schwarz vor den Augen. Wenn solch ein Salzkorn in einen Wassertopf geworfen wird, da sollte man denken, das mache ja nichts aus, das Wasser bleibe nach wie vor das gleiche. Ja, wenn man einen großen Haufen nähme! Aber wenn man nur so ein paar Kinder Gottes nimmt und wirft sie in die Welt hinein, daß sie da mitjammern, hat denn das auch einen Wert?

Ihr Lieben, Gott kann durch wenig helfen und unsere Hoffnung — das ist der *Geist*. Der ist größer als die ganze Welt. Die Kinder Gottes hängen am heiligen Geist und der heilige Geist geht in sie hinein und macht aus ihnen eine Gotteswohnung, sodaß aus einem einzigen seufzenden Gotteskind die ganze Gottesherrlichkeit strahlen kann. Gott braucht nicht zu zählen und zu sagen: „Ja,

Hunderttausend muß ich jedenfalls haben in der Welt, sonst langt es nicht. Wenn es nur Tausend sind, dann ist's verloren." Das hat Gott nicht nötig; wenn er nur etliche hat, ja zu Zeiten fast gar keine, so kann er schon durch einen Einzigen eine solche Herrlichkeit strahlen lassen, daß die Hoffnung durch die ganze Welt strahlt. Nehmet einen Apostel Paulus: was hat es da nicht Licht gegeben in der ganzen Welt bis auf den heutigen Tag. Auch die andern Apostel und sonst einzelne Männer Gottes, die in Zeiten, da alles tot war, auf einmal für Tausende wieder Hoffnung brachten, daß sie gerettet wurden.

Das Volk für Alle. Darum kann sich bis auf den heutigen Tag um Jesus keine Partei gründen, die ihre eigenen Zwecke verfolgt, sondern nur ein Volk, welches um das Leben Aller kämpft und in diesem Kampfe den Anderen höher achtet, als sich selbst. Andere Menschenführer, welche Parteien um sich gründen führen gewöhnlich von der wahren Quelle ab, sie sind Saug-Aeste, die die Kraft des Stammes in sich hineinziehen, meinend, wenn sie grünen, dann sei der Baum in Ordnung, ohne zu bedenken, daß sie dem Stamm und der Krone die Kraft rauben und Blüte und Frucht verhindern. Leidenschaftliche Parteien innerhalb eines Geschlechts oder eines Volkes werden deßwegen immer ein Siechtum, eine Krankheit dieses Volkes nach sich ziehen.

Die Rolle des Leidens. Es ist doch eigentlich eine schöne Sache, daß wir im Leiden, in der Auferstehung, auch wenn wir einmal schreien müssen: „Mein Gott, warum hast du mich verlassen?", daß wir uns gerade in diesen Nöten mit dem Heiland verbinden können. Es ist nicht gedankenmäßig, sondern es ist auf reelle Basis gestellt unsre Verbindung mit Jesus in Kreuz und Leiden. Darum wird auch das Reich Gottes, wenn es kommt (und ich glaube, gegenwärtig kommt es) nicht alles Leiden gleich wegnehmen. Es geht noch lange fort und die Menschen müssen in der Entwicklung des Reiches Gottes noch viel leiden. Bis aller Sünde gewehrt ist, bis die Finsternisse, die sich seit Jahrtausenden aufgehäuft haben unter den Menschen aufgelöst und weggenommmen sind, muß auch die Gemeinde Christi leiden und Gott sei Dank! — wir erfahren dabei doch auch Hilfe, daß es uns doch nicht zu schwer ist. . . . Wir, die wir an den Heiland glauben, dürfen es mit vollem Bewußtsein auf uns nehmen, uns denken als Leute, die mithelfen in den Leiden Jesu Christi mit ihren eigenen Leiden, daß die Finsternisse überwunden werden. Und indem wir auch an andere Menschen denken, wird unser Leiden zu einer Kraft, die dem Vater im Himmel hilft, sein Reich auf Erden aufzurichten.

Denn auf Erden muß es anders werden. Die Ansicht, als ob es auf Erden immer gleich bleibe, muß man sehr stark abweisen. Denn das wäre die Bankrotterklärung des Christentums.

Wir müssen fest ins Auge fassen: das Kreuz Jesus brachte zunächst ihm die Auferstehung und unser Kreuz bringt auch Auferstehung. . . . Die, welche ihr Kreuz tragen, sind Mithelfer, daß alles neu wird.

Das Volk Gottes als das wahre Fortschritts-Volk. Die Welt, die Menschen — es ist rührend — treiben mit allen Kräften vorwärts; Fortschrittsleute wollen sie sein. Aber wenn die heutigen Verhältnisse beseitigt sind, was wird es sein? Werden uns andere Gesetze helfen? Unser Fortschritt muß der sein: immer mehr Gott, mehr Jesus, mehr heiliger Geist, mehr Regiment von dorther. Da müssen wir sozusagen in Konkurrenz treten mit den Fortschrittsleuten,

ihnen den Vorsprnng abgewinnen, daß sie um unsertwillen nichts falsch machen dürfen. Wir wollen das Gottesregiment so an uns ziehen, daß auch das Streben der Welt unter die Hand Gottes kommt. . . . So denke ich mir ein Volk Gottes. Und das muß nicht groß sein, Gott Lob und Dank!

Das Volk Gottes Bürgschaft für den Glauben. Man sollte von unserm Leben den Eindruck bekommen: der Mensch glaubt an Gott. Das souveräne Volk Gottes, das heute da ist, das ist die Bürgschaft für den Glauben an Gott, das trägt in sich ein Leben, dem kein Gelehrtenstreit was anhaben kann.

Wer's kriegt. Ist's einmal so, daß auch nur ein paar Menschen sich finden, aufgebaut auf den Vater im Himmel, dann werden die Wirklichkeiten des Reichs Gottes erscheinen, aber die Gemeinde muß *da* sein; Menschen, in denen der Vater ist, die kriegen's auf Erden, aber der Vater muß *ganz, ganz* in ihnen sein. Ein solcher Mensch kann dann binden und lösen, daß es im Himmel gilt. O ihr Lieben, glaubt mir, das kann nicht jeder Theologe, nicht jeder Pfarrer; nicht ein Amt hat den Schlüssel in der Hand, nein, da, wo wir die Leute auslesen, ists nicht, sondern wo *Einer* ist, der eben die Offenbarung Gottes empfängt, so ist er ein lösender Mann.

Wenn Gott sich offenbart. Lieber Freund, kann Gott sich *Dir* offenbaren? Ich will dir sagen, wann er's kann. Wenn du *ganz*, aber *ganz* auf die Liebe Gottes gefaßt bist. Glaube mir, ich hab kaum einen Menschen kennen gelernt, der die Liebe Gottes wollte. Ja, es sind viele gute Menschen, aber ganz die Liebe Gottes wollen, ist was anderes. Seine Freunde, seine Familie, seine Sympathien, seine Liebeleien will jedes, aber es gibt eine Liebe, die ist das gefährlichste Ding auf der Welt, wenns keine Gottesliebe ist. Wer nicht *die* Gottesliebe will, die alle Menschen gleich schätzt, die sich selbst verleugnet, die nicht mehr richtet, die die Schöpfung hoch hält, die alle Menschen gleich ansieht, *die* Gottesliebe, die nichts und niemand verloren gehen läßt, die das Böse wegtut, damit *der* Böse gerettet wird — wer *diese* Liebe nicht hat, der wird keine Offenbarung empfangen, er wird den lieben Gott nicht erkennen.

Die Hauptsache. Immer aus der Offenbarung Gottes herausleben, mehr und mehr. . . . Darin besteht unsere ganze Wirksamkeit: wir brauchen um nichts zu sorgen, nur acht zu geben, daß wir von der Offenbarung Gottes berührt werden. Erlangen wir die Offenbarung Gottes und hören wir auf Gott, dann können wir große Dinge erleben.

Mit jedem Atemzug nur noch wollen, daß Gottes Reich werde.

Nichts fürchten. Fürchtet nicht die Zeitung.

Die Waffe des Gebetes. Es ist möglich, daß die Frucht unserer Gebete erst spätere Geschlechter erfahren, welche in die Lobgesänge ausbrechen dürfen, die wir selber über die Erhörung unserer Gebete zum Himmel steigen lassen möchten. Wie manchen Schlag erforderts, bis die Mauern einer wohlverschanzten Stadt durchbrochen sind! Unsere Gebete, möchte ich sagen, sind Hammerschläge an die Bollwerke des Fürsten der Finsternis, die oft wiederholt werden müssen. Es können viele Jahre verstreichen, ja mehrere Geschlechter hinsinken, bis endlich ein Durchbruch geschieht. Aber keiner der Schläge geht verloren und wenn sie fortgesetzt werden, so müssen doch zuletzt die festesten Mauern fallen, daß die Herrlichkeit

des Herrn freien Weges segnend und heilend dahinschreite über die verwüsteten Gefilde der Menschheit . . . Bl. Vater.

Der neue Auszug — die Christusbildung. Es gilt heute auch einen Auszug. Gerade wie zu Moses Zeiten, da das Volk aus Aegypten heraus mußte, so müssen wir aus unseren Verhältnissen heraus. Es muß sich ein Volk Gottes bilden, auf einem neuen Boden, ganz anders. Wir haben bis jetzt noch keine Heilandsbildung. Neunzehnhundert Jahre sind verflossen, aber noch ist keine Heilandsbildung da. Es handelt sich zuletzt, wenn das Reich kommen soll, um Christusbildungen, um neue Kultur. Bis jetzt ist es lauter Weltbildung. Auch auf dem Boden des Christentums hat man sich weltlich gebildet; darum gelten die Weisen und Starken, die von der Welt Geehrten; es gelten die, die die Machtmittel haben; das ist Weltbildung. Man kann es natürlich nicht anders machen, solange man nicht Christusbildung hat. Ein Mensch, überhaupt ein Geist, der für Gott einsteht, der sucht Gottesbildung, Christusbildung. Da geht es aus allen heraus und das muß allgemein werden; es muß mehr Menschen geben, die wissen, daß der Herr Jesus eine ganz neue Welt will, nicht den alten Schlendrian. Nein, das Himmelreich kommt, nicht das Menschenreich, nicht irgend ein Kirchen- oder Sektenreich, das Himmelreich, das Gottesreich kommt.

Reich Gottes und Vaterland. Wer ohne Vaterlandsgefühl unter den Völkern wandelt, der kann auch nicht die großen Ziele fürs Vaterland nicht nur, sondern auch für die Menschheit, in seiner Brust tragen. Wir müssen uns irgendwie erst vereinen, um dann den Beruf durchzuführen, den uns Gott gegeben hat.

Der Knecht Gottes. In die Entwicklung des Reiches Gottes schickt der liebe Gott von Zeit zu Zeit Knechte. Das Reich Gottes ist ja im allgemeinen ganz unsichtbar, wie Gott selber, aber von Zeit zu Zeit soll es wenigstens etwas offenbar werden in der sichtbaren Welt und dazu bedarf es gewisser Knechte, die ihre Aufgabe haben und etwas in die Zeit hinein tragen sollen, damit es offenbar wird und auch ins Sichtbare seine Zeichen bekommt und jedermann sagen kann: „Das Reich Gottes besteht; es bewegt sich; es wird lebendig und kommt zu uns." So ist es von jeher gewesen, wie schon vor Christus, und wenn solche Knechte hinein getreten und offenbar geworden sind, dann hat man gesagt, das Wort Gottes sei im Lande, und wenn man von solchen Knechten nichts bemerkt hat, dann hat man gesagt: „Das Wort Gottes ist teuer im Lande."

Die Knechte haben verschiedenen Charakter. Wir können im allgemeinen sagen: Entweder sie haben einen königlichen Charakter: sie müssen etwas arrangieren, wie ein Luther z. B., oder sie haben einen priesterlichen Charakter: sie müssen in irgend einer Weise lehrhaft und tröstend und erquickend auftreten. Solche Knechte kommen immer zur rechten Stunde für die Zeit, die jetzt eben anbrechen soll. Es ist nicht so, ins Allgemeine hinein zu denken, zu jeder Stunde, zu jeder Zeit, sondern immer, wenn sich etwas in der Zeit erfüllt, dann schickt Gott dafür auch einen oder mehrere Knechte.

d. Das Zion Gottes.

Dieses Volk Gottes ist von Zeit und Raum unabhängig. Aber es hat vielleicht doch von Zeit zu Zeit einen örtlichen Mittelpunkt,

der dann eine Art neues Zion auf Erden wurde. Auch das ist eine besondere Hoffnung Blumhardts, des Sohnes. Sein innigster Wunsch war, Boll möchte ein solches Zion sein. Und er ist nicht unerfüllt geblieben. Nur hat er nie gemeint, daß „Zion" dauernd an Boll gebunden sein werde. Es wandert. Es ist jeweilen da, wo Gottes Sache am treuesten vertreten wird.

Blumhardt-Worte.

Was ist Zion? Was ist . . . Zion? Die Einwohnerin zu Zion, die jauchzen und rühmen soll. (Vergl. Jes. 12, 6.) . . . Das ist eben die Persönlichkeit, welche in den Offenbarungen Gottes für die Welt stirbt und für Gott lebt. Manchmal ist's nur ein Mensch gewesen, der jauchzen und rühmen durfte, weil er den lebendigen Gott erleben durfte; oft sind's mehrere gewesen, eine ganze Gemeinschaft; es können Tausende, ja Millionen sein — je mehr es werden, desto lieber ist's dem lieben Gott — aber solche Leute müssen es sein, die beim Aufleuchten des Lichtes und Lebens Gottes sich mit Leib und Seele hergeben und diesen Gott zum einzigen Schatz ihres Herzens machen, koste sie es, was es wolle. . . . Es ist keine irdische Partei, keine Gemeinschaft in blos religiösen Lehren und Formen; sie haben auch keine besondere Kunstfertigkeit und Charakterstärke, daß sie bedeutende Menschen würden, ihre Stärke ist in Gott allein. . . . Diese Leute sind die „Einwohner Zions".

Zions Notwendigkeit. Wenn auf Erden die Sache Gottes einen Ruck vorwärts tun sollte, dann schuf Gott sich immer ein Zion, d. h. eine kleinere oder größere Gemeinschaft von Menschen, die sich in ihrer Lebenshaltung absondern ließen und für sein Tun und Reden offene Herzen sich bewahrten. Ohne solch' ein Zion hat es zu keiner Zeit etwas von Gott Lichtvolles in der Welt gegeben. Erst von einem Zion aus werden auch Rechte und Gesetze, die an sich richtig sind, lebendig und wahr; ohne solch ein Zion sterben sie ab und werden tot am Leibe der Menschheit.

Zion Gottes Wohnung auf Erden. Es ist das Leben von Gott, welches den Menschen auf Erden das Ewige zur Heimat macht, dessen sie gerade auf Erden bedürfen, um Menschen zu bleiben und als Ebenbild Gottes sich zu entwickeln; es ist das Offenbarwerden Gottes auf Erden, ohne welches das Heil der Völker nicht werden kann. Nach dem Sinn aller Zeugnisse aller Gottesmänner der Schrift, in deren Mitte Jesus Christus sich als der Mittelpunkt erhebt, will Gott, Eins geworden mit Menschen, Bewohner der Erde sein mit all dem, was von Ihm aus fortlaufend zum Leben der Schöpfung gehört. Und so weit ein göttlich Wahres und Ewiges auf Erden wohnen kann, bildet sich das, was wir Zion nennen, um die Menschen her, die darauf achten.

Was zunächst not tut. Es handelt sich jetzt gar nicht um die Bekehrung der Völker, sondern um das Gewinnen eines Bundes, von dem aus man wie elektrische Lichter über die Völker strahlen lassen kann, um die Annahme eines Postens.

Wer baut Zion? Nicht die Großen, die Kleinen bauen das Reich Gottes.

e. Der Kampf im Unsichtbaren.

Wie im übrigen das Reich Gottes komme, in welchen einzelnen Formen und Entwicklungen, ist Gottes Geheimnis. Es kommt in stillem Wachstum und in großen Katastrophen. Die Ereignisse der Weltgeschichte bringen es zwar nicht herbei, aber sie können sein Kommen anzeigen und es auf ihre Weise fördern. Es gilt darum auf sie, als auf die „Zeichen der Zeit" angestrengt aufmerksam zu sein. Und im übrigen „die Lichter brennend und die Lenden umgürtet" zu haben. Jedenfalls kommt es bloß durch göttliche Kräfte, durch Glaube, Liebe, Hoffnung, nicht durch menschliche Mache, durch Betriebsamkeit oder gar durch Gewalt. Es ist dabei, wie schon früher angedeutet worden, ein Hauptgedanke Blumhardts, daß für jeden großen neuen Durchbruch des Reiches auch Kämpfe nötig sind, die im Unsichtbaren, in der Geisterwelt, im „Himmel" und in der „Hölle" stattfinden und deren Frucht dann die tiefen Erschütterungen des weltlichen Wesens sind. Aber das treue Einstehen, das Flehen und Gerüstetsein der Menschen hilft wieder solche Entscheidungen reif machen. Und die treuesten Knechte Gottes, die seine Freunde werden, dürfen ihn dabei verstehen und an jenem Kampf auf Erden teilnehmen. Das alles haben ja Blumhardt, Vater und Sohn erlebt. Von einem solchen Kampf ist ihre Sache ausgegangen und hat auch unser Bericht den Ausgangspunkt genommen, mit einem Ausblick darauf schließen wir die Darstellung dieser Gedanken, die eben keine bloßen Gedanken sind, sondern Kräfte aus dem Kampf Gottes zum Kampf Gottes.

So wirken Gott und Mensch wunderbar zusammen, daß das Reich komme, in dem Gott und Mensch, Himmel und Erde sich einen und ein neuer Himmel wird und eine neue Erde!

Blumhardt-Worte.

Der Kampf im Unsichtbaren. Sofern der Regsamkeit um das Göttliche Widerstand erwächst in der gegenwärtigen Menschheitswelt, gibt es Kampf und zwar einen Kampf, der zunächst inwendig in den unsichtbaren Lebensregungen des Menschen sich vollzieht, in der Erwartung, daß, wenn dort im Unsichtbaren aufgeräumt ist mit Hindernissen aller Art, auch das Sichtbare in klare und wahre Lebenserscheinung treten kann . . . Gelingt den Menschen Gottes im Regen und Bewegen ihres Lebens zur Wahrheit hin ein Sieg gegen dieses inwendige, ungerechte und unwahre Wesen, so gestaltet sich das Auswendige sofort neu und je nachdem es in der Zeit sein kann, wahr und ewig.

Die beiden Mächte. Es ist ein Kampf außerhalb der menschlichen Gesellschaft. Es ist ein Kampf in den geistigen Regionen, die uns umgeben. Das ist auf der einen Seite das helle, klare Licht Gottes, das zu den Menschen dringt, das ihnen erlaubt, sich auf ihrem Boden zu erheben, neue geistige Entwicklungen immer wieder neu zu erleben, immer wieder zu neuen sittlichen Entwicklungen und Einrichtungen zu kommen, das große, mächtige Wirken des Guten unter allen Menschen . . . und auf der andern Seite immer wie ein Feind des Guten und der Menschen, ein Feind Gottes und der Menschen. L. Ragaz.

(Schluß folgt.)

Zum Gedächtnis Jean Matthieus.[1]

Unser lieber Freund, Jean Daniel Matthieu, wurde geboren am 24. August 1874 in Mülhausen i. E., wo sein Vater als Pfarrer an der französischen Gemeinde wirkte. Seine Jugend fiel in die Zeit unglücklicher Gegensätze und Wirren, die der deutsch-französische Krieg für das Elsaß mit sich brachte, und der fein veranlagte Knabe hatte schon früh unter den stark in seine eigenen Lebensverhältnisse eingreifenden politischen Stürmen zu leiden. Doch bedeutete es auch einen Gewinn für ihn, dessen geistig regsames Elternhaus ein Stücklein französischer Kultur verkörperte, in die deutsche Denkweise eingeführt zu werden. Die sozialen Gegensätze im Schoße der Fabrikstadt, deren er sich durch allerlei scheinbar unbedeutende Kindheitserlebnisse stark bewußt wurde, wirkten tief auf sein Gemüt und legten in ihn den Keim der Empörung gegen alle sozialen Ungerechtigkeiten. Dieses Nichtduldenkönnen der Ungerechtigkeit blieb ein Hauptzug seines Wesens — er fühlte sich hierin Don Quichotte verwandt —, und es war ihm innerstes Lebensbedürfnis, sich für die Gerechtigkeit einzusetzen und für andere einzustehen — am liebsten im Gewande des Skeptikers. Es war ihm eine Freude, wenn er, selber im Schatten stehend, andere ins Licht rücken konnte.

Sein Vater, ein Neuenburger von konservativer Geistesrichtung, war ein lauterer christlicher Charakter und ein geistig lebendiger Mann. Seine Mutter, die ganz romanischer Kultur war, war eine charaktervolle, geistig hochstehende Frau mit außerordentlich feiner, sensibler Gemütsanlage, leicht zur Schwermut geneigt.

Er war das vierte Kind. Drei Geschwister waren schon vor seiner Geburt gestorben, und die gesundheitliche Sorge schien auch jetzt nicht von der Familie weichen zu wollen. So lastete auf seinem Elternhause jahrelang der Kummer. Nach dem Tode des Vaters zog die Mutter zum Sohne, welcher eben, dem Gedanken an die Malerei entsagend, als Zwanzigjähriger in Basel das Theologiestudium begonnen hatte. Das Verhältnis zur Mutter, die, nun alleinstehend und entwurzelt, mit allen Fasern am einzigen Sohne hing, brachte für beide Teile mancherlei schwere Entsagungen mit sich. Geliebte Pläne mußten, so weh es auch tat, immer wieder aufgegeben werden. Weder die Studienfrage noch die Frage einer entsprechenden amtlichen Tätigkeit konnten lange Zeit auf ganz befriedigende Weise gelöst werden.

Nachdem das Studium mit der Erwerbung der Lizentiatenwürde abgeschlossen war, arbeitete er, seinem brennenden Interesse für soziale Fragen folgend, eine zeitlang auf der Armenpflege, und nachher während zwei Jahren als Vikar in Binningen.

---

[1]) Nachdem wir im Septemberheft unserer Zeitschrift zu dem tragischen Hinschied unseres Freundes und Mitarbeiters Matthieu Stellung genommen und in kurzen Zügen sein Charakter- und Lebensbild entworfen haben, bringen wir auf Wunsch noch eine Darstellung, die aus dem Kreise der nächsten Angehörigen und einiger Freunde des Dahingegangenen stammt. Die Redaktion.

Im Jahre 1905 berief ihn die Gemeinde Delsberg als ihren Pfarrer, und er besorgte sein Amt während fünf Jahren mit viel Verständnis und Hingabe an seine Aufgabe als Seelsorger, besonders gegenüber den Aermsten und Verwahrlosteten der Gemeinde. Es kam ihm dabei zu statten, daß er durch das Mittel zweier Sprachen zwei verschiedene Volksseelen verstehen und lieben konnte. Als Mitarbeiterin stand ihm seine Gattin, Louise Stockmeyer, zur Seite, mit der er sich bei seinem Eintritt ins Pfarramt verheiratet hatte. Für das, was die beiden sich haben sein und bieten dürfen, haben allein die Nächsten ein Verständnis. Es wurden ihnen drei Kinder geschenkt; er ist mit ganzer Liebe an ihnen gehangen.

Schon in Delsberg begann die intensivere Beschäftigung und schriftstellerische Tätigkeit auf dem Gebiet der sozialen Frage.

Von jeher war ihm ein besonderes Verständnis und eine große Liebe zur Jugend eigen. Es war ihm deshalb willkommen, daß ihm im Frühjahr 1910 die Stelle des Religionslehrers an der Kantonsschule Zürich angeboten wurde. Hier hat er sich einen festen Platz im Herzen seiner Schüler erworben, und mancher von ihnen hat noch im späteren Leben bei ihm Rat gefunden. Es war eine seiner größten Freuden, mit der geistigen und seelischen Veranlagung des jungen Menschen in Berührung zu treten und sie in freundschaftlichem Verkehr in die Probleme und religiösen Fragen des Lebens und in das Evangelium einzuführen. Suchende Menschen aus allen Ständen wurden jederzeit mit warmem Herzen von ihm empfangen. Im Gedankenaustausch hat er durch das vielseitige Wissen, durch seinen Sinn für Humor, seinen treffenden Sarkasmus, seine Belesenheit in allen Sprachen, in Philosophie und Literatur — nicht zuletzt durch seine Beziehungen zur Kunst — jedem eine Fülle von Anregung geboten.

Er bot noch mehr. Man spürte das intensive Ringen eines Menschen, der keinen leichten Weg gehen kann, sondern sich in die Tiefen, Nöte und unheimlichen Abgründe des Lebens versenken muß. Er äußerte sich zuweilen, daß ein Menschenleben kaum genüge, um die Länge und Weite, die Tiefe und Höhe des Lebens und des Weltinhaltes zu ergründen, zu verarbeiten und innerlich zu überwinden. Darum schätzte er Dostojewsky, diesen Schilderer der Tiefe so hoch und mehr noch Kierkegaard und Pascal, diese Ueberwinder der tiefsten Abgründe. Pascal hat ihn bis in seine letzten Tage begleitet.

Durch diesen intensiven, aufrichtigen Kampf wurde er manchen zum Anreger nach dem Höchsten. Dabei war es ihm Gewissenssache, die Menschen von seiner Person abzulenken, wobei ihm Sarkasmus und Spott reichlich zur Verfügung stand. Ueberhaupt war sein brennendes Innere und seine intensive Menschenliebe von einer rauhen, Schale umgeben, durch die manche nicht zu dringen vermochten. Eine gewisse Schroffheit trug das ihre dazu bei, daß sein Innerstes vielen ein Rätsel blieb. Er ist einsam gewesen im Leben.

Die beschränkte Zahl der Schulstunden an der Kantonsschule erlaubte ihm, sich dem Studium der sozialen Fragen noch mehr zu widmen, die er alle als Teilstücke einer großen religiösen Frage auffaßte und als einen Notschrei unserer Zeit empfand. In Zürich schloß er sich auch der sozialdemokratischen Partei an, obwohl er sich klar bewußt war, daß dies den Verzicht auf akademische Tätigkeit bedeutete. Von 1911 bis 1921 erschienen von ihm eine Reihe von Arbeiten: „Die Hauptströmungen der Arbeiterbewegung in ihrem Verhältnis zum modernen Kulturproblem" (1911). „Das Christentum und die soziale Krise der Gegenwart" (1913). Ein Buch „Die Arbeiterbewegung (Einführung in die Probleme des modernen Sozialismus" 1914), konnte, da in Deutschland verlegt, des hereinbrechenden Krieges wegen nicht mehr veröffentlicht werden. Neben diesen größern Werken ging eine Reihe kleinerer und größerer Aufsätze in verschiedenen Zeitschriften, vor allem in den Neuen Wegen, deren Mitredaktor er während neun Jahren war. Mehrere Werke über Pascal, Kierkegaard und über pädagogische und philosophische Probleme sind unvollendet geblieben.

Furchtbare innere Aufregungen und Kämpfe brachte ihm der Weltkrieg mit seinen sozialen Revolutionen. Seine außerordentlich sensible, nach Gerechtigkeit dürstende Seele litt unsäglich ob dem scheinbaren Sieg von Gewalt und Unrecht über den Geist und die Liebe. Es war ihm damals, wie auch sonst oft im Leben, schwer, die Bitterkeit und eine gewisse pessimistische Stimmung zu überwinden und nicht mit Gott zu hadern. Er hat aufrichtig gekämpft. Ein im tiefsten Innern lebender Glaube, von dem sich wenig nach außen in Worten kundgab, half ihm über jene innern Nöte hinweg.

Aus der Kriegszeit stammen die Arbeiten „die Kulturbedeutung Frankreichs", „die Bedeutung der russischen Literatur" und ein weitsichtiger Aufruf gegen den damals aufkommenden Bolschewismus.

Jean Matthieu hatte überhaupt das Bedürfnis, den Gedanken der Führung Gottes in der Geschichte und im Leben der Völker zu verfolgen und konnte oft treffend die Situation in der Geschichte des Reiches Gottes präzisieren. Es gab für ihn eine göttliche Ironie der Geschichte, welche die Menschen, die beständig Gefahr laufen, sich in einem Dogma zu verlieren, aus ihrem Himmel wirft und immer wieder rauh vor einen Neuanfang stellt.

Verschiedene körperliche Leiden, darunter eine Operation, halfen in der letzten Zeit mit, die Widerstandsfähigkeit seiner Nerven zu brechen.

Es kamen schwere Enttäuschungen in Bezug auf die Verwirklichung seiner jahrelang erwogenen Zukunftspläne.

Eine große Lebensaufgabe bildete für ihn in seinen letzten Lebensjahren das Verbundensein mit dem Problem der heutigen Jugendbewegung. Von ihr, die nicht so stark mit einer unwahren Vergangenheit belastet war, sondern die schwere Lehre des Krieges

durchgemacht hatte, erwartete er einen neuen Kampf gegen die Unwahrheiten der alten Kultur, des Kapitalismus und Militarismus auf dem Boden des Evangeliums.

Solchen Jugendsiedelungen und Jugendgemeinschaften wandte sich sein Herz mehr und mehr in innerstem Gemeinschaftsbedürfnis zu, und er hoffte, auf diesem Boden seine neue Tätigkeit entfalten zu können.

Dieses Bestreben entsprach seinem immer stärker werdenden Bedürfnis, daß ein Versuch gemacht werde, alle Lebensgebiete, wenn auch nur von der kleinsten Keimzelle ausgehend, dem christlichen Ideal unterzuordnen zu suchen. Um in einer solchen Keimzelle seine Mitarbeit zu tun, begab er sich an eine Umgestaltung seiner Lebenseinrichtung. In Gedankengemeinschaft mit einigen Freunden hat er im letzten Winter eine Schrift hierüber verfaßt, deren Druck er nicht mehr erlebt hat „Sozialismus, Volksbildung und Religion". Sie ist der lebendige Ausdruck seines lebendigen Hoffens und Glaubens.

Er fühlte, daß ihm noch ein letzter Schritt zu tun bleibe, und so stand sein Kampf in seinen späteren Zeiten mehr und mehr im Zeichen des Wortes: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn". „Wir dürfen gar nichts sein als Träger des göttlichen Impulses." „Wir müssen es uns ganz geben lassen." Er harrte mit der ganzen Sehnsucht seiner Seele auf ein völliges Neuwerden aus Gott; alles andere wurde ihm immer wertloser. Immer unverhüllter offenbarte sich ihm die Ewigkeit. Bis in seine letzten kranken Stunden hat seine Seele nicht abgelassen, sich an das Absolute zu klammern. Wir, seine Nächststehenden und Freunde, denen er in diesen letzten Zeiten seine Seele geöffnet hat, leben darum der Ueberzeugung, daß er damals im letzten Dunkel, in der höchsten seelischen Spannung stand, die der herrlichen Erfahrung der Liebe Gottes und der inneren Freude vorausgehen.

Wir müssen zurückgreifen. Von Geburt an mit einem starken Hang zur Schwermut belastet, hatte Jean Matthieu nach äußerst drückenden Erlebnissen schon im 19. Lebensjahre eine schwere Nervenkrisis durchgemacht, die eine stark lebensbedrohliche Intensität annahm. Aehnliche, wenn auch nicht so beängstigende Zustände wiederholten sich im späteren Leben, wenn die Last der persönlichen dunklen Lebensführung zu schwer auf seinem Gemüt lastete und sein produktives Talent zu ersticken drohte, oder wenn die Not der Zeit und der Jammer der Menschheit seine Seele fast erdrückte. Es brauchte oft viel Aufmunterung, um die Dunkelheit durch so viele Jahre schwerster Kämpfe zu verscheuchen.

Sein letztes Lebensjahr war ein körperlich und seelisch schweres Leidensjahr, in welchem sich die Krankheitssymptome nach und nach mehrten. Ein längerer Erholungsurlaub sollte durch körperliche und geistige Ruhe zur Sammlung neuer Kräfte dienen, damit er nachher auf einer Reise ins Ausland verschiedene Siedelungen studieren könne

— im Gedanken an die eigenen Pläne. Allein die Stille des Landaufenthaltes brachte ihm die gehoffte Erfrischung nicht; vielmehr türmten sich in der Einsamkeit, und als er zurückkam vor seinem müden Geist immer höher die schwarzen Wolken der Vergangenheit und die Berge der Zukunft. Die Krankheit warf ihn wie sturzartig in die dunkelsten Tiefen der Schwermut, aus denen sich sein überarbeitetes Gemüt und seine verbrauchten Nerven nicht mehr erheben konnten. Getrieben von den Angstzuständen der Melancholie fand er Trost in Liederversen, die seine Gattin ihm vorlas oder in den Schriften jener Männer, die im Wort Gottes Erlösung von allen Sünden und Trost in den verzweifeltsten Lagen gefunden hatten.

Schon glaubte man den Tiefstand des Leidens überwunden, als sich seine ringende Seele — allen Anstrengungen seiner selbst und anderer zum Trotz — in einem akuten Anfall der Krankheit losriß auf eine Weise, die wir heute nicht fassen und verstehen können. Wir wissen aber, daß unser lieber Freund von Angesicht dem begegnet ist, der den Tod in einen Sieg verwandelt hat.

Im Namen der Angehörigen und einiger Freunde: Louise Matthieu.

Rundschau.

Zur Washingtoner Konferenz. Ueber die Bedeutung der Washingtoner Konferenz haben wir uns im Augustheft der Neuen Wege geäußert. Sie besitzt allerdings eine große Wichtigkeit und zwar sowohl direkt, insofern von ihrem Ausgang das Schicksal der Welt nicht wenig abhängt (wie ist nun das Weltgeschehen so konzentriert und spannungsvoll geworden!) wie auch als Symptom der Weltlage. Gegen den Gedanken einer militärischen Abrüstung wurde seit einigen Jahrzehnten immer die „gelbe Gefahr" ins Feld geführt. Man erinnert sich an jenes Pronunciamento des deutschen Kaisers: „Völker Europas, hütet eure heiligsten Güter!" Nun schien freilich von China eine kriegerische Gefahr kaum zu drohen. Es wird wohl auch dabei bleiben, daß China durch seine ganze Kultur vor einer Ansteckung durch den Militarismus des Westens (zu dessen „heiligsten Gütern" er ja gehört!) für immer bewahrt werden dürfte. Desto größer schien die durch Japan drohende Gefahr zu sein. Damit mußten wir Antimilitaristen schon ernstlich rechnen. Eine völlige Abrüstung des Westens schien doch eine bedenkliche Sache zu sein, solange im Herzen des Ostens eine militärische Großmacht von so ausgesprochen nationalistischem und imperialistischem Charakter übrig bleibe. Man konnte zwar zu dieser Charakteristik Japans immerhin ein Fragezeichen setzen, aber das Problem blieb doch bestehen. Nun ist es an vorderster Stelle auf der Tagesordnuug der Geschichte gesetzt. Das ist doch auch

schon ein Gewinn. Wenn das helle Licht des allgemeinen Bewußtseins auf eine Gefahr fällt, so ist sie auch schon teilweise gebannt. Diesen Gewinn hat der Völkerbundsgedanke, von dem die Washingtoner Konferenz eine Form ist, jetzt schon gebracht. Und etwas Providentielles scheint uns doch auch darin zu liegen, daß nun die Geschichte so rasch arbeitet. Es scheint ihr darum zu tun, daß nun die Dinge vorwärts gehen und ein großes Aufräumen geschieht.

So darf man doch hoffen, daß die Konferenz nicht vergeblich sein werde. Wir vertrauen dabei freilich weder auf Harding und Hughes, noch auf die andern beteiligten Diplomaten oder gar die Generäle und Admiräle, sondern auf eine Macht, die über ihnen ist. Schwere Bedenken können wir uns nicht verhehlen. Eine Macht, wie der japanische Nationalismus und Militarismus pflegt nicht zusammenzubrechen, ohne daß sie vorher sozusagen eine Explosion erlebt. Auf der andern Seite ist es aber ein für uns einfach notwendiger Glaube, daß Gott unsere Erde nicht völlig und endgültig dem Untergang überliefern wolle und daß es an einer Weltkatastrophe genug sei. „Ich will hinfort nicht mehr schlagen alles, was da lebet, wie ich getan habe. So lange die Erde stehet, soll nicht aufhören Same und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht." So dürfen und müssen wir doch die Möglichkeit festhalten, daß, was immer im Osten noch geschehe, uns doch ein neuer Weltbrand erspart bleibe.

Das Ereignis besitzt auch sonst große Bedeutsamkeit. Zwei Züge seien für heute hervorgehoben: Da ist einmal die Tatsache, daß die englische Weltherrschaft zur See gebrochen ist. Denn wenn Amerika England auch den Vorsprung läßt, so ist es doch jeden Augenblick in der Lage, ihn einzuholen, sobald es nur will. So ist Englands Vormacht zur See vorbei. An ihre Stelle tritt freilich die gesamtangelsächsische, aber eine Folge dieser Tatsache dürfte immerhin sein, daß England endgültig der Hort des Pazifismus in der Welt wird. Dieser Verlust der Seeherrschaft unmittelbar nach der Vernichtung desjenigen Gegners, der diese am meisten zu bedrohen schien, ist eine gewaltige Aeußerung der „Ironie der Geschichte" und ein göttlicher Hohn über den Krieg, wie so vieles Andere, was jetzt geschieht. — Das Zweite ist der Umstand, daß eine besonders starke Stütze der Hoffnung, daß die Bäume des japanischen Militarismus nicht in den Himmel wachsen, das Aufkommen des japanischen Sozialismus ist und daß auch bürgerliche Blätter diese Tatsache hervorheben. Von diesem japanischen Sozialismus soll ein andermal die Rede sein; er ist bedeutsam genug.

Was aber die Washingtoner Konferenz betrifft, so muß neben der Arbeit der Diplomaten, Admiräle und Generäle eine andere hergehen, die sich vielleicht doch als mächtiger erweisen könnte. Der Erzbischof von Canterbury hat als Präsident des weltumfassenden Freundschaftsbundes der Kirchen eine besondere gottesdienstliche Feier zur geistigen Unterstützung des Werkes angeregt. In Nordamerika sind

die Herzen und Geister mächtig in Bewegung. Auch in der Schweiz ist man nicht untätig. Besonders ist es die Frauenliga für Frieden und Freiheit, die sich tapfer ins Zeug legt. Sie hat u. a. folgenden Aufruf an die Zeitungen versandt, den freilich nur wenige von diesen abdruckten:

Schweizerfrauen! In Washington tagt jetzt eine Konferenz, die über eine teilweise Abrüstung in den verschiedenen Ländern Vereinbarungen treffen soll.

Die Internationale Frauenliga für Frieden und Freiheit hingegen fordert in 22 Ländern eine vollständige Abrüstung, **die Weltabrüstung.**

Schweizerfrauen! Bedenkt, daß es Eure Angelegenheit ist so gut wie diejenigen der Männer, wie jedes Land sich zu dieser Frage stellt!

Nicht nur, daß es auch Eure Söhne sind, die in einem Kriege Jugendkraft und Leben aufs Spiel setzen müßten, daß Euer Heim den Zerstörungen des Krieges ausgesetzt wäre, und daß Ihr mitzutragen hättet an der wirtschaftlichen Not, die ein Krieg über jedes Land bringt, besonders aber über eines, das für die notwendigsten Rohstoffe und Lebensmittel vom Ausland angewiesen ist;

Es steht noch mehr auf dem Spiel:

Ein künftiger Krieg wäre kein Waffenkrieg mehr, in dem wenigstens noch persönliche Tapferkeit eine Rolle spielen könnte, es wäre nur noch ein Gaskrieg, ein Krieg wissenschaftlicher Erfindungen und damit eine solche Steigerung unmenschlicher Grausamkeit, kalter technischer Berechnung und des Haß- und Racheempfindens von Volk zu Volk, daß die Menschheit physisch und moralisch daran zu Grunde gehen müßte.

Man sagt uns, daß gerade die Rüstungen uns vor diesen Greueln schützen sollen, aber hier nützen keine Rüstungen. Hier hilft nur entschlossener Kampf gegen jeden Krieg, um die vollständige Abrüstung.

Es handelt sich tatsächlich um Sein oder Nichtsein der Menschheit.

Die Völker müssen sich jetzt entscheiden, ob sie ihre gegenseitigen Beziehungen auf Gewalt oder Recht, Anarchie oder Ordnung, blinde Zerstörungswut oder aufbauende Liebe gründen wollen.

Schweizerfrauen, wachet auf aus Eurer Gleichgiltigkeit gegenüber den Dingen des öffentlichen Lebens! Wißt, daß Eure Kinder, Euer Heim, Eure Heimat lieben heißt Eintreten für eine Neuordnung der Internationalen Beziehungen, für Weltabrüstung.

Internationale Frauenliga für Friede und Freiheit, Schweizerischer Zweig.

Die Frauenliga hat auch beschlossen, eine Postkarte drucken zu lassen, die von möglichst vielen Schweizerfrauen persönlich zu unterzeichnen und an den Präsidenten Harding zu senden wäre. Sie lautet:

Nicht teilweise sondern nur vollständige Abrüstung,

Weltabrüstung,

kann uns vor einem neuen Weltkrieg und damit vor dem Untergang der Menschheit retten.[1])

Diese originelle Art von Kundgebung dürfte wohl gerade dem amerikanischen Wesen angemessen sein. Mögen recht viele Schweizerinnen die Gelegenheit ergreifen, auch an der Washingtoner Konferenz mitzuarbeiten.

Es sei bei diesem Anlaß auf die Arbeit der Frauenliga nachdrücklich hingewiesen. Sie sollte unter uns eine Macht werden und

[1]) Die Karte kann in Partien von 50 und mehr Exemplaren unentgeltlich bei Frl. K. Honegger, Tödistraße 45, Zürich, bezogen werden. Am 7. Dez. sollte die Aktion abgeschlossen sein.

überall rührige Sektionen bekommen. Zentralpräsidentin ist Frau Klara Ragaz, Gloriastraße 68, Zürich.

Wie man anderwärts in der Sache sich rührt, zeigt folgende Mitteilung, die uns freundlich zugestellt worden ist:

Das nachstehende Telegramm wurde von Vertretern der schwedischen Kirche, an ihrer Spitze Erzbischoff Söderblom, von schwedischen Friedensvereinen und Abgeordneten aller Parteien des schwedischen Reichstages nach Washington gesandt. Es wird auch bei uns Verständnis und Widerhall finden.

Präsident Harding, Washington.
An die Konferenz für Rüstungsbegrenzung.

Wir Unterzeichnete fühlen uns gezwungen, Ihnen das zu übermitteln, was — dessen sind wir sicher — Millionen in diesen Tagen denken, fürchten und hoffen.

Niedergedrückt durch Armut, Hunger, Krankheiten und vor allem durch die wachsende Gefahr eines neuen Krieges, eines Krieges, der zweifellos eine vernichtende Katastrophe bedeuten würde, wartet die Welt auf ein Wort der Befreiung und Hoffnung.

Die Zeit, jenes Wort auszusprechen, ist gekommen. Die größten Dinge in der Geschichte der Menschheit sind erst in dem Augenblick möglich, in dem wir an sie glauben. Der Glaube an die Brüderschaft zwischen Menschen, Nationen und Rassen erstarkt in allen europäischen Völkern, ja, wir wagen zu glauben, in der ganzen Welt. Es liegt bei Ihnen, den Repräsentanten vieler Völker, diesem Glauben durch die Tat Ausdruck zu geben. Die Völker haben das Recht, von Ihnen diese Tat zu erwarten. Wieder und wieder wurde während den Ueberlegungen, die dem Friedensschluß vorausgingen, der dem großen Kriege ein Ende machen sollte, feierlich versprochen, daß eine neue Politik des Friedens und der Abrüstung eingeleitet werden solle; zuerst sollte Deutschland abrüsten, dann die übrigen Mächte nachfolgen. Deutschland besitzt kein Heer mehr, und die Welt hat das Recht zu fragen: wann wird die Folgerung gezogen, wann werden die Versprechen eingelöst?

Wir sind nicht blind der Tatsache gegenüber, daß Staatsmänner nur soweit gehen können, als die öffentliche Meinung ihrer Völker sie stützt. Aber innerhalb eines Volkes gibt es verschiedene öffentliche Meinungen. Und diejenige, die am hörbarsten ist, ist weder Ausdruck für die besten und aufgeklärtesten Gedanken der Mitbürger, noch entspricht sie den großen Massen, welche die schwersten Bürden zu tragen haben. Die Zeitungen stehen den großen Finanzinteressen offen, die keineswegs mit den Interessen der Nationen zusammenfallen, aber sie sind oft denen verschlossen, die an eine Welt glauben und für eine Welt kämpfen, in der alle Menschen aller Rassen Brüder sind, weil sie einen Vater haben. Wenn Sie, auf Gott und den guten Willen der Menschen vertrauend, es wagen, die Völker zu einem entscheidenden Schritt in der Abrüstung zu führen, auf daß sie einander in brüderlichem Vertrauen treffen und zusammen den Weg zu einer neuen Gemeinschaft suchen, so lassen Sie uns Ihnen sagen, daß hinter Ihnen mit Macht die Gedanken der Männer und Frauen stehen, die an das Reich Gottes glauben und für das schicksalsschwere Werk beten, das in Ihre Hände gelegt ist.

Ob nicht vielleicht doch langsam die Bewegung in Gang kommt, die Militarismus und Krieg von der Erde wegfegt?[1]) R.

[1]) Es sei doch noch nachgetragen, daß in der Bundesversammlung sich einige bürgerliche Stimmen gegen die Schamlosigkeit des schweizerischen Duodezmilitarismus, besonders gegen den Nachtragskredet von 23 Millionen, der unter der Flagge des Kampfes gegen die Arbeitslosigkeit eingeschmuggelt wurde, erhoben haben. Im Nationalrat redeten dagegen die Mitglieder Adrian von Arx und Rochaix, im Ständerat Usteri. Daß dieser es im Namen des Völkerbundes tat, war besonders erfreulich und so weit wirksam, als in dieser Versammlung so etwas überhaupt wirken kann. Der Völkerbund ist doch nicht umsonst da!

Auch neue, wertvolle Fälle von Dienstverweigerung sind wieder vorgekommen.

Zehn Millionen russische Kinder müssen diesen Winter, laut Bericht des „Save The Children-Fund" (Rettet die Kinder-Werk) Hungers sterben, wenn nicht große rasche Hilfe kommt. Wer kann die Schrecken dieser Zahl fassen? „Unsere Abgeordneten in Rußland", heißt es in diesem Bericht, „die die kleinen, weltverlorenen Dörfer besuchen, erzählen, daß ganze Familien den Tag auf ihrem Ofen ausgestreckt verbringen, um vom Hunger weniger gequält zu werden. Als sie eine Verteilung von Lebensmitteln an Kindern vornehmen wollten, war ein großer Teil von diesen so geschwächt, daß sie unfähig waren, sich aufrecht zu halten. Man begreift daher, daß viele Eltern, wissend, daß die Kinder daheim behalten, sie dem langsamen Hungertod ausliefern hieße, vorziehen, sie in die Städte oder in die Nähe von Asylen zu bringen und sie dort zu verlassen, damit die Soviet-Behörden oder die fremden Hilfswerke verpflichtet seien, sie zu nähren. Wenn darum eine neue Station eröffnet wird, so ist sie sofort von halbverhungerten Kindern überfüllt."

Das amerikanische Hilfswerk kann einer Million dieser Kinder das Leben retten, der „Save The Children-Fund" 250,000 und alle andern europäischen Gesellschaften zusammen 45,000. So bleiben mehr als **acht Millionen Kinder** dem Hungertod verfallen, wenn nicht noch ganz anders als bisher geholfen wird.

Nun muß man bedenken, daß 15 Rappen den Tag also ungefähr ein Franken die Woche genügen, um ein russisches Kind zu retten. Sollten wir dies nicht aufbringen können (d. h. nicht wollen), so würden wir uns mit einem Fluch beladen, der schwer zu tilgen wäre.

Das Bedenken, daß die Gaben ja doch nicht an Ort und Stelle gelangten, muß vor den ganz zuverlässigen Nachrichten, die wir darüber erhalten, dahinfallen. Von all den vielen Sendungen der Hilfsgesellschaften ist bis jetzt eine einzige verloren gegangen und diese durch die Sowietbehörden vollständig ersetzt worden.

Gibt es nicht auch unter uns einige Männer und Frauen, die einen Kreuzzug beginnen, von dem wahrhaftig mehr als von irgend einem bisherigen gölte: „Gott will es!" L. R.

Zum Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten. (Mitgeteilt). Die venecischen Krankheiten nehmen auch in der Schweiz in erschreckender Weise überhand. Wo sie einmal eingekehrt sind, da bringen sie unnennbare physische und psychische Leiden mit sich, da vernichten sie das Glück und die Hoffnungen ganzer Familien. Wir dürfen der Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten dankbar sein, daß sie uns diese Tatsachen ganz deutlich zum Bewußtsein bringt, denn nur aus dem Willen der ganzen Bevölkerung zum Kampfe gegen diese Volksseuche kann dem Unheil gewehrt werden. Die Behörden stehen machtlos vor den Tatsachen, wie können sie das Uebel an der Wurzel bekämpfen, solange sie nicht nur mit der Gleichgültigkeit sondern direkt mit einem Widerstand der Bevölkerung gegen eine gründ-

liche Sanierung rechnen müssen? Leider greifen sie in ihrer Ratlosigkeit neuerdings wieder zu Mitteln, die wir Frauen als falsch empfinden müssen, zu Mitteln, die völlig an der Peripherie haften bleiben und rein äußerlich eine Seuche bekämpfen wollen, die ihre Stärke aus einer tiefen inneren Fäulnis zieht. Während sie damit im besten Falle einige äußere Erfolge erzielen, erweitern sie den Kreis derer, die dieser inneren Fäulnis verfallen, vor allem der jungen Menschen, für welche diese gewissermaßen staatliche Sanktion eines bestehenden Uebels ihre schweren Gefahren hat. — Es ist jedoch ein allzu bequemer Ausweg, den Behörden die Schuld zuzuschieben für Dinge, die wir selbst verschulden durch unseren Mangel an Glaubens- und Tatkraft. Besonders den Frauen kann der Vorwurf nicht erspart werden, daß sie die Augen schließen vor einem Sumpfe, der immer breiter und tiefer wird und bereits neben den zahllosen Opfern, „welche uns nichts angehen"! die eigenen Familien dieser willentlich Unwissenden ergriffen hat. Diesen Frauen müssen wir zurufen: Wacht auf aus Gleichgültigkeit, Prüderie und falscher Sicherheit und arbeitet mit an der Gesundung unseres Volkslebens! Es wird dabei entscheidend sein, ob wir überhaupt noch den Glauben aufbringen auf die Möglichkeit eines reinen und guten Lebens, nicht nur für einige wenige, sondern für die Gesamtheit. Wenn dies der Fall ist, dann muß *jeder Einzelne unter uns mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln für diesen Glauben kämpfen*, durch eine zielbewußtere Erziehung der jungen Generation, durch die aktive Beteiligung an der Fürsorge für die Gefährdeten, durch die Bildung einer öffentlichen Meinung, welche weniger tolerant wird gegen die Fäulniserscheinungen in unserem Volk. Dann müssen wir auch alle staatlichen Maßnahmen ablehnen, welche diesen Glauben schwächen. — Wenn wir aber diesen Glauben nicht mehr aufbringen, dann ist unser Volk allerdings reif zum Untergang und wird auch durch keine „Desinfektionsstellen" mehr gerettet werden. —

Der Vorstand der Zürcher Frauenzentrale.

Anmerkung der Redaktion: Wir bringen diese Erklärung der Zürcher Frauenzentrale leider etwas verspätet. Der Grund hievon ist, daß es unsere Absicht war, über die Sache, um die es sich handelt, auch von uns aus unsere Meinung zu sagen. Gewisse Dinge, die in Zürich geschehen, sind freilich geeignet, uns in den Abgrund der Verkommenheit blicken zu lassen, worin unsere ganze „Kultur" völlig zu versinken droht. Die Schamlosigkeit überschwillt alle Dämme. Daß ein Mann wie Dr. Häberlin, dessen edle Gesinnung gerade in *diesen* Dingen wir zu kennen glauben, in solche Maßregeln willigen, sie vielleicht sogar vorschlagen konnte, ist uns ein psychologisches Rätsel. Wie kann überhaupt irgend ein Mensch mit sittlicher Empfindung erwarten, daß die Ermordung aller Scham uns helfen könne, den Schmutzstrom des Lasters einzudämmen? Ohne daß dies geschieht, werden wir aber auch des *ganzen* Uebels nicht Herr. Und was hülfe uns übrigens eine gewisse Verhinderung der Folgen des Lasters, wenn dieses selbst bleibt oder sich mehrt? Ist denn der *sittliche* Schaden gleichgiltig?

Wir hoffen eines Tages dieses ganze Problem und den Kampf, den es bedeutet, umfassend aufnehmen zu können. Sie gehören zu den größten der Aufgaben, die unserem Geschlechte gestellt sind. L. R.

Redaktion: **R. Lejeune**, Pfarrer in Arbon; **L. Ragaz**, in Zürich. — Druck und Expedition **R. G. Zbinden & Co.** in Basel.

Wartet auf den Herrn!

Zum Advent.

„Seid gleich Menschen, die auf ihren Herrn warten."
Lukas 12, 36.

Adventszeit ist Zeit der Hoffnung und Erwartung, — sollten da nicht auch unsere Adventstage von solchem Geist getragen sein? Doch — erwarten wir denn eigentlich noch etwas bei unserem Adventfeiern? Unsere Kinder, ja die sind in diesen Wochen ein wirkliches Adventvölklein; voll Spannung und innerer Unruhe sehen sie dem Weihnachtsfeste entgegen, das manchen sehnsüchtigen Wunsch erfüllen und das ganze unbestimmte, erwartungsvolle Verlangen befriedigen soll. Aber wir großen Christen, haben denn wir auch noch eine Adventserwartung? Nein, wir erwarten nichts mehr, es sei denn ein nettes Familienfest mit seinen selbstgemachten Freuden oder — wenns hoch kommt — ein kirchliches Ereignis mit besonders schönen Veranstaltungen und besonders gehobener Stimmung. Daß nun aber ein solches Weihnachtsfest schon eine Adventshoffnung rechtfertigte, daß wir einem solchen mit besonderer Erwartung entgegenschauen sollten, wird niemand behaupten, vermag es doch unsere graue Alltäglichkeit oder gar die Finsternis unserer Welt höchstens auf einen kurzen Moment zu erleuchten oder auch nur vorübergehend etwas in den Hintergrund zu schieben. Auch unsern kirchlichen Adventsbetrachtungen spürt man wenig von wirklicher Erwartung an; bezeichnender Weise sind sie auch meist mehr rückwärts als vorwärt gerichtet. Wir schauen nicht mit eigener Erwartung in die Zukunft, als sollte uns dies göttliches Geschehen bringen, sondern wir erbauen uns an der einstigen Adventshoffnung des Volkes Israel, — feiern also Advent aus bloßer Erinnerung, um dann rasch, sobald die Adventstage abgelaufen sind, in die Weihnachtsbotschaft: „Christ ist geboren!" einzustimmen und damit alle Adventsgedanken wie etwas nun Ueberholtes zu begraben.

Aber — so werfen jetzt vielleicht Viele ein — wie sollte es denn anders sein? Kann denn Advent für uns überhaupt noch eine lebendige, gegenwärtige Bedeutung haben? Und zwar wird diese Frage von zwei Seiten aufgeworfen und jedesmal wird dabei auf Weihnachten hingewiesen. Die einen sagen: die Adventserwartung ist ja längst erfüllt; so wie jedes Jahr das Weihnachtsfest die Adventszeit zum Abschluß bringt, so ist tatsächlich der Advent, eben die Zeit der Erwartung, durch jene Weihnacht, die uns Christus schenkte, aufgehoben worden. Die andern aber sagen uns: wie sollten wir noch Adventshoffnung haben, wo doch keine Weihnacht etwas ändert um uns her? Jahr für Jahr feiern wir Weihnachten und *nach* unserer Weihnacht stehen wir genau so im Dunkel wie vorher; da widerhallt unsere Welt doch wieder von andern Botschaften, als der Weihnachtsbotschaft und betet die Menschheit wieder andere Mächte an als das Kindlein in Bethlehem!

Wer wollte leugnen, daß diese Einwände sich auf *Tatsachen* berufen können, auf die herrliche Tatsache des Erscheinens Jesu auf Erden die eine und auf die furchtbare Tatsache einer Herrschaft der Finsternis um uns her die andere? Ein gewisses Recht wird ihnen also wohl zukommen. Freilich heben diese Einwände sich auch gegenseitig wieder auf, indem der eine von der bereits geschehenen Erlösung, der andere von der tatsächlichen Unerlöstheit der Menschenwelt ausgeht. Vielleicht kommen wir da am ehesten weiter, wenn wir auf die beiden Einwände und ihr Recht etwas näher eingehen und dabei die tatsächliche Unerlöstheit ins Licht der bereits geschehenen Erlösung, die geschehene Erlösung aber in den Schatten der herrschenden Unerlöstheit stellen.

Daß wir tatsächlich unter einer Herrschaft der Finsternis stehen, das spüren wir alle und nichts — auch keine alljährlich wiederholte Weihnachtsbotschaft — kann uns darüber hinwegtäuschen. Aber könnte diese Finsternis, die für viele ein Grund ist, allen Glauben an ein Licht wegzuwerfen, nicht umgekehrt zum Anlaß werden, nach neuem Licht auszuschauen? Könnten wir nicht gerade in dieser dunkeln, schweren Zeit lernen, wieder zu dem um Hilfe zu rufen, der allein Licht schaffen kann? Könnte nicht gerade all die Knechtschaft und Gebundenheit, in der wir stecken, zu einem neuen Seufzen und Harren nach Befreiung, zu einer neuen Sehnsucht nach Erlösung führen? Freilich könnte dann nicht etwa unser Weihnachtsfest Ziel dieser Sehnsucht sein. Mit kirchlichen Veranstaltungen und momentanen Gemütserhebungen ist uns wirklich nichts geholfen: nicht *unsere* Weihnacht, nicht die Weihnacht als menschliches Fest kann uns Hilfe bringen, sondern allein eine Weihnacht, die wie jene erste Weihnacht wieder als Kundgebung Gottes und seines Reiches zu uns kommt. Wir knüpfen unsere Hoffnung wahrhaftig nicht an die unter uns vorhandene Christlichkeit und an jene christliche Religion, die sich schließlich an das Wirken Jesu anschloß, — umso

weniger, als ja Jesu Wollen nicht nur auf etwas unendlich Größeres, sondern auch auf etwas total Anderes ging. Nein, gleich jenem Adventsvolk des alten Bundes schauen auch wir aus nach neuen Taten des Gottes, der sich je und je auf Erden bezeugt hat und auch jetzt helfend in unsere Not und Finsternis hineingreifen kann. Von ihm erwarten wir neue Erfüllung seiner Verheißung, neue Verwirklichung seines Heilsplanes, — und das eben ist unsere Adventshoffnung. Und sind wir denn in unserer Lage nicht überhaupt auf solche Adventshoffnung angewiesen, wenn wir uns nicht mit unserem innern wie äußern Leben ganz jenen Mächten der Finsternis ausliefern wollen, die jetzt unsere Welt beherrschen? Wie einst kann allein eine neue Adventshoffnung das Volk aufrichten, das im Dunkeln wandelt und im Schatten des Todes sitzt. Ja, entweder schauen wir im Glauben an Gott nach neuem Lichte aus — oder wir finden uns im Glauben an diese Welt mit dem Dunkel ab, das unser Leben bedeckt, sei's in hoffnungsloser Resignation, sei's in Angst und Grauen vor den Abgründen, denen wir in diesem Dunkel entgegentappen mögen. So kommt es im Grunde darauf an, daß uns der etwas bedeutet, der durch die Profeten Israels der Welt seine Verheißungen kundgetan hat, der sein Wort in Jesus Fleisch werden ließ und durch ihn sein Reich auf Erden anbahnte der die Apostel harren hieß auf einen neuen Himmel und eine neue Erde, darinnen Gerechtigkeit wohnt und sie zugleich als Werber für diese neue Welt in alle Lande sandte. Darauf kommt es an, daß auch wir sein Wort ernst nehmen und sein Tun erkennen, dann aber dieses sein Wort in unsere Zeit hineinstellen und von ihm auch für unsere Not Taten der Hilfe erwarten. Wo wir derart im Glauben stehen, da stellt uns dieser Glaube in einen neuen Advent.

Damit ist auch schon angedeutet, wie wir mit unserer Adventshoffnung uns zu jener herrlichsten Offenbarung Gottes auf Erden, zur Sendung Christi stellen. Werden wir nun wirklich sagen, daß in Christus alle Verheißung Erfüllung geworden ist, daß wir durch Christus bereits in die volle Erlösung hineingestellt sind und als glückliche Erben dessen, was er uns gebracht hat, nicht mehr nach neuem göttlichen Tun auszuschauen brauchen? Wahrhaftig, auch wir wissen, weshalb wir Weihnachten feiern; von jener ersten Weihnacht her strahlt auch für uns ein Licht in all unsere Finsternis hinein und nur in seinem Schein vermögen wir überhaupt einen Ausweg aus dem Dunkel zu sehen, — können wir aber deswegen die Finsternis leugnen, die uns noch umgibt? Ich muß gestehen: wenn das, was wir an Wirkungen Christi in unserer Welt sehen, wenn dies bischen Christentum und Kirche inmitten einer von gottwidrigen Mächten beherrschten und von allen Uebeln und Nöten bedrückten Welt, oder wenn der innere Seelenfriede und die Gewißheit der künftigen Seligkeit, die einzelne Fromme in ihrem Christenglauben finden — wenn das schon die Erlösung wäre, die uns Christus brachte

und darin sich der Sinn seines Erscheinens auf Erden schon erschöpfte, dann könnte ich unsere Weihnachtsfreude tatsächlich nicht recht verstehen und würde es begreifen, daß so viele sich ihr eigenes Weihnachtsfest recht irdischer Art zurechtmachen. Gewiß ist durch Christus bereits solche Kraft der Erlösung in die Welt gekommen, daß wir schon jetzt, inmitten der unerlösten Welt, diese Kraft spüren und trotz der knechtenden Herrschaft gottwidriger Mächte viel erfahren dürfen von der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes! — aber dürfen wir uns deshalb, zufrieden mit unserer eigenen persönlichen Heilserfahrung, der großen Tatsache jener Unerlöstheit und Gebundenheit verschließen? Gewiß hat Jesus sein „Selig seid ihr!" gerade in unsere, unter viel Unseligkeit seufzende Welt hineingerufen, wohl wissend, daß sich diese Seligkeit jetzt schon in Menschenherzen, die auf ihn und sein Reich gerichtet sind, geltend machen kann — sollen aber nun wir, die wir etwas von seiner Seligpreisung vernommen haben, aufhören, uns arm im Geiste zu fühlen und in unserer Welt nach Gerechtigkeit zu hungern und zu dürsten und um ihren unseligen Zustand Leid zu tragen? Nein, das Heil, das in Christus erschienen ist, weist uns doch zugleich in die Zukunft, die erst seine volle Verwirklichung bringen wird. „Wir sind wohl selig, doch in der Hoffnung!" (Röm. 8.) Daß wir in Christus eine feste Hoffnung haben auf den einstigen Sieg seines Heiles über alle Welt — das ist unsere Freude. Drum spricht ein Paulus, der doch wahrlich in lebendiger Gegenwärtigkeit Erlösung durch Christus erfahren hatte und der wußte, was Weihnachten bedeutete, seitdem ihn die Strahlen des Weihnachtslichtes vor Damaskus geblendet zur Erde geworfen hatten, von einer Seligkeit in der Hoffnung und schrieb eben jenes 8. Kapitel des Römerbriefes, das so ergreifend vom ängstlichen Harren der Schöpfung redet und uns alle mit der unerlösten Schöpfung nach unserer vollen Erlösung und Befreiung seufzen läßt. Denn wenn vielleicht auch du dich selig fühlst in deinem Glauben — leuchtet dir denn diese Seligkeit auch aus der Welt und deinen Brüdern entgegen? — und könnten wir uns denn wirklich bei unserer persönlichen Seligkeit beruhigen, solange um uns her noch so viel Seufzen nach Erlösung ist? Christus kam doch als der Heiland der Welt und nicht nur als der Heiland einzelner frommer Seelen zu uns. Als Sohn des himmlischen Vaters, als Anfang einer neuen Schöpfung, in der der Mensch wieder Gottes Ebenbild darstellt, ist Christus eine herrliche Verheißung, eine Verheißung aber, die das Unterpfand für ihre Erfüllung bereits in sich trägt. Von Christus dem Gottessohne, schauen wir weiter aus nach all den Menschen, die ja er, „der Erstgeborene unter vielen Brüdern", als eine Schar von Gotteskindern um sich sammeln will.

So ist unsere Weihnachtsfreude gerade darin begründet, daß wir nun feste Hoffnung haben dürfen für die Welt — als Hoffende, Harrende aber sind wir bei aller Freude doch auch noch aufs Seufzen angewiesen. Weil Christus uns eine neue Welt eröffnet hat, drum können

wir uns gar nicht mehr mit der alten bestehenden Welt abfinden und keine persönliche Heilserfahrung läßt uns zur Ruhe und Befriedigung in dieser Welt kommen. Das angefangene Werk ruft nach einer Vollendung und nach dieser Vollendung schauen wir aus in neuer uns gerade von Christus geschenkter Adventshoffnung. Weit davon entfernt, alle Adventshoffnung aufzuheben, stellt uns drum Weihnacht erst recht in einen neuen Advent. Ja, wo immer wir ein echtes Weihnachtsfest begehen, d. h. wo immer wir — unabhängig von Kalender und Kirchenjahr — einen lebendigen Eindruck von Christus empfangen, da läßt uns solche Weihnacht voll Hoffnung ausschauen nach dem Sieg des Lebens, das in Jesus erschienen ist. Es genügt ja nicht, daß Christus einmal geboren ist und wir nun Jahr für Jahr seinen Geburtstag festlich begehen — nein, er muß noch zur Herrschaft kommen auf Erden, daß wir ihm Tag für Tag dienen als unserm Herrn. Jene erste Weihnacht, da er, der doch noch der ganzen Welt Hilfe bringen muß, als hilfloses Kindlein geboren wurde, weist uns hin auf jene neue kommende Weihnacht, da es für alle Welt offenbar werden wird, daß Gott ihm einen Namen gegeben hat, der über alle Namen ist, sodaß in seinem Namen sich noch aller Kniee beugen und aller Zungen bekennen müssen, daß Jesus Christus der Herr ist, zur Ehre Gottes.

Auf diesen Tag heißt uns Christus warten und mahnt uns deshalb: „Seid gleich Menschen, die auf ihren Herrn warten!" Seine Jünger und Apostel, überhaupt die Christen jener ersten Zeiten, haben ihn darin verstanden; sie glichen wirklich Menschen, die auf ihren Herrn warten. Auf das Kommen Christi in Macht und Herrlichkeit war ihr ganzes Glauben und Hoffen gerichtet und all ihr Wirken eingestellt. Drum war es auch ein Wirken von wahrhaft wunderbarem Erfolge: es geschah damals wirklich etwas auf die Ankunft Christi hin, sein Reich rückte heran und trat immer deutlicher hervor Während sonst all das Geschehen, das wir als Weltgeschichte aneinander zu reihen pflegen, wie auch das meiste von dem, was wir zur Kirchengeschichte zählen, in letzter Hinsicht ziellos und sinnlos bleibt und die Menschen nicht weiterführt, bahnte sich hier, wo die Menschen im Blick auf das Kommen Christi lebten und wirkten, wahre Geschichte an, Geschichte, die die Menschen Gott entgegenführte. Worin anders aber beruhte das Geheimnis dieses Wirkens, als darin, daß es eben in Beziehung stand zu Gott und seinen großen, in Christus geoffenbarten Zielen? Was diese Menschen im Glauben, im Warten auf ihren Herrn vollführten, ist zugleich das, was nach Gottes Willen geschehen sollte. Auf das Kommen Christi gerichtet, waren sie davor bewahrt, eigene Ziele zu verfolgen und im eigenen Wesen stecken zu bleiben. Mit Paulus konnten sie sagen: „Unser Wandel ist im Himmel", eben gerichtet auf das kommende Himmelreich und getragen schon von seinen Kräften, — dazu aber gehörte das weitere, in engstem Zusammenhang dazu

stehende: „von dannen wir auch warten des Heilands Jesu Christi, des Herrn." Wo eine lebendige persönliche Verbindung mit Christus ist, wo man in seinem Leben und Wirken drinsteht, wie diese Apostel, da weiß man, daß er gleich seinem Vater der ist, „der da ist und der da war und der da kommt."

In Christus nicht nur den sehen, der da war, sondern auch den, der da kommt, und drum gleich Menschen sein, die auf ihren Herrn warten, — das ist christlicher Adventsglaube. Doch, — „wenn des Menschen Sohn kommen wird, meinst du, daß er auch werde Glauben finden auf Erden?" Kaum, denn so viel ja noch an „Glauben" im landläufigen Sinn unter uns sein mag, an diesem Glauben, nach dem Jesus da fragt, am Warten auf den kommenden Herrn fehlt es in der Christenheit. Ja, von diesem Glauben an den kommenden Christus, an eine „Wiederkunft Christi" darf man fast nicht mehr reden, ohne den einen arge Verlegenheit zu bereiten und den andern Anlaß zu offenem Spott zu geben. Den einen ist dieser Glaube ein altmodisches Museumsstück, das man im Bewußtsein des eigenen, von allen das moderne Denken störenden Bestandteilen geläuterten Christenglaubens belächelt oder das man lieber noch in eine unbeachtete Ecke schiebt, da es doch als ein Stück der eigenen Vergangenheit den eigenen Glauben kompromittieren könnte. Den andern ist dieser Glaube zwar vielleicht noch ein Stück „Glaube", so wie man ja an vieles, das nun einmal zur christlichen Lehre gehört, eben „glaubt", — aber wo ist ein wirklicher Glaube, und eine lebendige Hoffnung, die unserem Leben Gestalt und Richtung geben?

Und doch fehlt unserem Christenglauben seine ganze letzte Abzielung und damit sein letzter Sinn, wenn wir den Glauben an ein neues Kommen Christi daraus ausmerzen. Ist denn dieser Glaube nicht eben die Gewißheit, daß der neue Sinn der Menschheit, der in Christus offenbar wurde, zur Verwirklichung und Vollendung kommen wird? daß Christus als der Anfänger einer neuen Schöpfung die gefallene Schöpfung auch wirklich wiederherstellen wird? Dieser Glaube allein bezeugt uns, daß wir mit den großen Bitten des Unservaters nicht ins Ungewisse und Leere hinaus beten, sondern daß wirklich einmal sein Name geheiligt werde, sein Reich komme, sein Wille auf Erden geschehe wie im Himmel und die Welt vom Bösen erlöst werde. Ohne diesen Glauben würde das Unservater zu einer liturgischen Formel herabgewürdigt, die man einfach gedankenlos von den Vätern übernommen hat. Diesen Vollendungsglauben preisgeben heißt bekennen, daß eben das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit nicht Gott gehören, sondern andere Mächte und Gewalten das letzte Wort haben werden. Wir würden damit also alles preisgeben und ich wüßte wirklich nicht, weshalb wir dann noch Weihnachten feiern sollten. Das Kindlein in der Krippe wäre dann wirklich nur jener Jesus, „der Zimmermann,

Marias Sohn und der Bruder des Jakobus und Joses und Judas und Simon", der er in den Augen der ungläubigen Bewohner seiner Vaterstadt war, und nichts sonst, — Jesus wäre eben jener „historische" Jesus der freisinnigen Theologie, ausgerüstet mit allen Ehrentiteln, die die Menschen für ihre Besten zu vergeben haben, aber eben „historisch", in die bloße Welt- und Menschengeschichte eingetaucht und in ihrer Vergänglichkeit schließlich untertauchend, nicht aber der Christus, der Sohn Gottes und Erstgeborene eines neuen Geschlechtes, der Anfänger einer neuen von Gott geleiteten und zu seinem Reiche führenden Geschichte. Mit diesem Christus, der sein Reich auf Erden bauen und vollenden wird, verschwindet deshalb auch das Licht, das von ihm aus in unsere gefallene Schöpfung strahlte, denn das, was wir in Christus als letzten Sinn der Geschichte aufleuchten sahen, wäre dann zur bloßen Illusion geworden. Ohne diesen Vollendungsglauben, für den Christus auch am *Ende* steht als der Herr und der Sieger, mag ja Gott vielleicht noch das Alpha, der Anfang sein, — jedenfalls aber nicht das Omega, das *Ende*. Die Geschichte wäre dann eine ziellose, sinnlose Entwicklung ins Ungewisse, — ein Tappen ins Dunkle und Chaos, bis dieses Tappen schließlich in irgend einem *Abgrund* zum Ende käme.

Was aber bedeutet diese Ankunft Christi, die derart Abschluß und Krönung des Christusglaubens ist, für uns, unser Leben, unsere Welt? Da gehört es nun zu unserer Bereitschaft auf das Kommen Christi, zum rechten Warten auf den Herrn, daß wir uns klar bewußt werden, daß die Ankunft Christi zugleich das *Ende unserer Welt* bedeutet. Bei *uns* und *unserem* Leben, *unserer* Geschichte und *unserer* Welt kann Christus nicht anknüpfen. So gilt es, sich gründlich von dieser Welt abzukehren, namentlich auch von der Welt, die wir in uns selber tragen. Christus kann nicht in unser Leben und unsere Verhältnisse hineinkommen, — drum müssen wir aus diesen heraustreten und ihm entgegengehen. Wir müssen uns in das kommende Reich Christi stellen, in *seiner* Welt heimisch werden und schon jetzt die Wirkungen seines Kommens in uns tragen. Im Warten auf den Herrn muß unser eigenes Leben eine neue Richtung, eben die Richtung auf Christi Reich, erhalten; auch der Sinn *unseres* Lebens, unseres Wollens und Wirkens muß das Kommen Christi werden. Damit ist bereits gesagt, daß wir in *unserer* Welt, der alten, bestehenden Welt, uns nicht mehr heimisch fühlen dürfen. So lange es uns noch wohl ist in dieser Welt und wir uns mit unserem Denken und Leben recht behaglich darin einzurichten wissen, stehen wir nicht im Warten auf den Herrn. Wir müssen sie sehen als die von Christus gerichtete und überwundene, müssen selber ihr Ende wollen und auf dieses hinwirken, — denn solange wir dieses Ende nicht wollen, kann sich bei uns auch nicht ein neuer Anfang durch Christus einstellen. Der kommende

Christus muß vor unsern Augen stehen als der, welcher eine völlig neue Welt bringt und als solchen gilt es ihn zu erwarten. Erst dieses Warten stellt den rechten Boden her für unser Tun und Wirken, daß es nach *seinem* Willen geschehe.

Wenn wir auf *diesen* Herrn warten, werden wir unser Vertrauen nicht mehr auf Dinge setzen können, die mit dem Herrn und seinem Kommen nichts zu tun haben, ja ihm vielleicht geradezu im Wege stehen. Daß zu solchen Dingen nicht nur all das gehört, was auf Macht und Gewalt, Geld oder menschliche Klugheit sich gründet, sondern auch das meiste unserer kirchlichen, christlichen und religiösen Bestrebungen, die ja wohl kaum auf das Kommen Christi gerichtet sind und drum auch vor diesem kaum bestehen könnten, sei hier nur angedeutet. Insbesondere setzen wir als solche, die auf den Herrn warten, unsere Hoffnung nicht mehr auf jene menschliche Entwicklung und jenen selbsttätigen, stufenweisen Fortschritt, dem so viele aufgeklärte, moderne Christen die Sorge ums Gottesreich (soweit man überhaupt noch ein solches ernstlich ins Auge faßt) anvertraut zu haben scheinen. Solange wir in einer solchen menschlichen Entwicklung stecken, die von Gott und seinen Zielen losgelöst ist und in keiner Beziehung auf den kommenden Christus steht, kann sie uns niemals aus unserer Not herausführen, sondern wird uns nur immer tiefer in sie verstricken. Diese Entwicklung endet — sich selbst überlassen — nur in völliger Herrschaft all jener Mächte des Geldes und der Gewalt, der Sünde und des Todes, unter denen wir jetzt schon seufzen, und wessen wir uns noch zu versehen haben bei *unserem* Fortschritt, davon kann uns der Weltkrieg und die gegenwärtige Weltnot eine erste bange Ahnung geben. Ja, wenn *unsere* Entwicklung nicht eben ihr *Ende* findet in einem neuen Kommen Christi, dann führt sie uns einem immer größeren Triumphe jener gottwidrigen Mächte, einem „Kommen Satans" und *seiner* Macht und *seiner* Herrlichkeit entgegen. Was diese Macht bannt und an ihrem Kommen hindert, ist allein Christus, — er allein hat Kraft und Macht, dem Satan zu sagen: „Hebe dich weg von mir!"

Das Warten auf den Herrn und damit der Blick auf das Ende unserer Welt wird uns aber auch davor bewahren, in unsern jetzigen Nöten nur nach einer Aufhebung des schweren Druckes dieser Nöte auszuschauen; wirkliche Hilfe kann uns ja nur soweit zu Teil werden, als sich ein wirkliches Kommen Christi geltend macht. Wie viele Menschen schauten in der Kriegszeit voll Sehnsucht nach dem Ende des Krieges aus — ist uns aber wirklich mit diesem „Frieden" geholfen, über dem noch der alte Geist dieser Welt steht, der Geist des Hasses und der Gewalt? Und so seufzen jetzt unter der herrschenden Weltkrise und Weltnot Unzählige nach einer neuen Belebung unseres Wirtschaftslebens, — wird uns aber damit geholfen sein, solange immer noch Mammon als der Herr über diesem

Wirtschaftsleben stehen wird? Nur die Ankunft des neuen Herrn, dem wir uns hingeben können mit unserem ganzen Leben und Dasein, vermag uns Rettung und wahre Hilfe zu bringen, denn er allein bringt wirklich die Welt zu einem Ende, aus der alle unsere Not hervorwächst.

Auf dieses Kommen Christi als unsere einzige Rettung weist uns unsere ganze Zeit in besonderer Weise hin; sie kann drum, wenn wir die Zeichen der Zeit zu deuten wissen, eine vorbereitende Bedeutung für jenes Kommen erhalten. Der Gedanke an das Ende unserer Welt wird uns ja auch durch die eigene Entwicklung unseres Lebens aufgedrängt und bereits ist das Wort vom „Untergang des Abendlandes" gefallen. Aber, wie hoffnungslos, wie trostlos klingt dies Wort, solange es ohne Hoffnung auf das Kommen Christi ausgesprochen wird, denn da ist das Ende wirklich Ende und Untergang, während das Kommen Christi das Ende zu einem Neuanfang, zu einer Verwandlung in Höheres werden läßt. So wird denn auch unsere Zeit bald in vollendeter Hoffnungslosigkeit, bald wieder in höchster Hoffnung und Erwartung beurteilt, — jenachdem wir ungläubig hinter dem Ende unserer bisherigen Welt lauter Untergang und Chaos sehen oder aber im Glauben bereits das Licht schauen, das der kommende Tag des Herrn in diese Endzeit wirft. Und tatsächlich müßten wir uns zum Glauben an den Untergang bekennen, wenn wir nicht an ein Kommen des Herrn glauben könnten. Denn das scheint uns gewiß zu sein, daß es nicht mehr nur immer so weiter im Alten fortgehen kann; wir können unsere Hoffnung nicht darauf setzen, daß wir dann schon wieder in allmählicher Besserung aus der jetzigen Not herausgeführt würden und gerade das dünkt uns verhängnisvoll, daß die meisten Menschen bei dieser Annahme sich beruhigen; halten sie sich damit doch nicht nur bloß in trügerischer Weise die Verzweiflung ob dem nahenden Ende fern, sondern lassen es auch nicht zu jenem Warten auf den Herrn kommen, das allein Hilfe bringen könnte. Da muß nun aber gerade die schwere Stunde, in der wir stehen, Sinn und Bedeutung für uns bekommen und uns wieder lehren, auf den Herrn zu warten und nach seinem Tag auszuschauen. Unter dem Druck unserer Zeit müssen wir wieder schreien lernen nach Gott und seiner Hilfe, — mit solchem Seufzen und Schreien stellen wir uns ins Warten auf den Herrn. Das wird uns das Erste und Entscheidende sein, daß wir auf den Herrn warten und uns mit unserem ganzen Leben auf sein Kommen einstellen. Wo wir derart wieder zu einer Gemeinde werden, die auf ihren Herrn wartet, da wird einem neuen Kommen Christi der Weg bereitet. Wir treten damit heraus aus unsern unheilvollen Entwicklungen und lassen Gott schaffend und wirkend in unser Leben eingreifen, sodaß wir helfen dürfen beim Kommen seines Reiches.

Freilich, wenn wir nun so die Adventshoffnung, den Glauben

an den kommenden Christus in die Not unserer Gegenwart hineinstellen, wird erst recht ein Einwand geltend gemacht werden, der vielleicht von Anfang an bereitstand: kann denn dieser Glaube überhaupt bestehen und wird diese Hoffnung nicht zuschanden werden? Haben denn nicht gerade jene Apostel und ersten Christen, die uns in solchem Glauben vorangegangen sind, die bitterste Enttäuschung erlebt? — haben sie nicht vergeblich auf die Ankunft Christi gewartet? und ist nicht schon im neuen Testament von einem Verzug im Kommen des Herrn die Rede? Nun, was diese arge Täuschung der Apostel betrifft, so finde ich vorerst einmal, daß *wir*, die wir gerade mit unserem nüchternen, realpolitischen Sinn in solch furchtbare Enttäuschung hineingelaufen sind, und aus all unserer Welt- und Kulturseligkeit und allem fröhlichen Fortschrittsglauben mit einem Male in die tiefste Ratlosigkeit versetzt wurden, nicht gerade die Berufenen sind, um über die Täuschung der Apostel zu urteilen. Sodann, dürfen wir überhaupt einfach von einer Täuschung der Apostel reden? Wahrlich, während gerade unsere Geschichte eine ununterbrochene Kette von Enttäuschungen ist, und unser stufenweiser Fortschritt jetzt in lauter Chaos und Verderben endete, sehen wir aus dem Leben und Wirken der Apostel eine Geschichte voll herrlichem Sinn und göttlichem Werden hervorwachsen. Was durch *sie* geschah, gehört zu dem Wenigen, das nicht vom sinnlosen Strudel der Weltgeschichte verschlungen wurde, sondern ein Glied ist in jener höhern, unvergänglichen Geschichte, die Gott auf Erden hat und die darauf warten kann, daß sie fortgeführt werde. Und wenn damals schließlich tatsächlich ein Verzug im Kommen des Herrn eingetreten ist, ist durch denselben wirklich der *Glaube* zuschanden geworden? War der Unglaube den wir nach der ersten Apostelzeit sehen, wirklich eine Folge jenes Verzuges und nicht vielleicht umgekehrt der Verzug eine Folge beginnenden Unglaubens? Wir können ja so oft (mit andern Augen könnten wirs wohl überall!) einen direkten, engen Zusammenhang sehen zwischen dem Glauben der Menschen und dem Wachsen des Gottesreiches, daß auch hier der *Mangel* an Glauben, am rechten Warten auf den Herrn, den Verzug in seinem Kommen herbeigeführt haben dürfte! Der Glaube der Menschen, ihr Warten auf den Herrn, ist eben für das Kommen desselben nicht belanglos. Christus kommt mit seinem Reiche nur zu Menschen, die auf ihn *warten*. Denn nicht, weils nun einmal „geschrieben" steht, muß sich, gleichsam mechanisch und unabhängig von den Menschen, dieses Kommen vollziehen, nein, Christus kann auch warten, kann eben „verziehen", bis er bei den Menschen eine Bereitschaft, ein Entgegenkommen findet. Da das Gottesreich ja zu den *Menschen* kommen soll muß es für sein Kommen auch Anknüpfungspunkte bei diesen Menschen finden. Und gerade das rechte Warten, das Glauben und Hoffen auf den Herrn, ist es, was solche Anknüpfungspunkte schafft.

So ist der Glaube der Menschen nicht vergeblich: er vermag wunderbare Kräfte zu entbinden, denn er verschafft Gott gleichsam die Gelegenheit, daß er mit seiner Kraft eingreifen kann. Er ist ja nicht Menschenwerk und menschliche Erfindung, sondern eben ein Wirkenlassen Gottes in uns, — es wirkt drum immer etwas von Gottes Kraft mit, wo ein Mensch im Glauben sein Werk tut. Daher konnte Jesus zu uns Menschen sagen: „So ihr Glauben habt wie ein Senfkorn, so mögt ihr sagen zu diesem Berge: hebe dich von hinnen dorthin! so wird er sich heben und euch wird nichts unmöglich sein!" — wie er uns auch auf die Frage: warum verzieht der Herr? wohl dieselbe Antwort geben würde wie jenen Jüngern, die den mondsüchtigen Knaben nicht zu heilen vermochten: „um eures Unglauben willen!" Wo wir daher im Glauben an das Kommen des Herrn ihm einen Weg zu bahnen suchen auf Erden, da sind wir nicht mehr auf unsere Kraft angewiesen und drum nicht mehr zur Erfolglosigkeit verurteilt, die doch das Ende aller nur menschlichen Bestrebungen ist. Jenes bekannte Wort Goethes an Eckermann, daß alle diejenigen auch für dieses Leben tot sind, die auf kein anderes hoffen, könnte man auch dahin richten können, die nicht auf ihren Herrn warten und nicht nach seinem Kommen ausschauen! Daher rührt es, daß nur jene Menschen wahrhaft Großes und Bleibendes erreicht haben, die nichts für sich erreichen wollten, sondern in der Hoffnung auf den Tag Christi, im Glauben an sein Kommen nur dem einen Ziele sich hingegeben haben, daß er die Menschen bereit auf seine Ankunft finde.

Und dieses Warten auf den Herrn kann auch allein unsere Rettung werden. Finden wir doch allein in solchem Warten auch die Kraft, der ganzen Entfaltung des Bösen in unserer Welt entgegenzutreten. Wo wir im Warten auf den Herrn stehen, fällt immer ein Licht von seinem kommenden Tage in unsere Finsternis und wir können all den Mächten der Finsternis die Gewißheit entgegenhalten: so breit und fest ihr auch dastehet, ihr müßt dennoch weichen, wenn er kommt! Im Warten auf den Herrn sind wir so stärker als die Welt, — denn wir sehen den nahen, der die Welt überwindet. Auf diese Gewißheit hin, auf das Kommen des Herrn hin können wir es wagen, festzustehen, zu leben und zu kämpfen.

Freilich, vielleicht mochte es nie so schwer sein, auf den Herrn zu warten, wie gerade in unserer Zeit, wo jahrhundertelanger Unglaube nicht nur in der Welt draußen eine unerhörte Steigerung der Macht dieser Welt zur Folge hatte, sondern auch in unserem Innern die Kraft und Fähigkeit zum Glauben und Hoffen aufs äußerste schwächte. Da man nicht auf den Herrn wartete, sind eben andere Mächte gekommen und haben sich in unserer Welt wie in unserem eigenen Wesen festgesetzt. Woher sollen wir da die Kraft und den Mut zu solcher Adventshoffnung hernehmen, daß wir uns mitten in unseren Tagen in seinen Tag stellen und mitten in

unserer Welt nur seine Welt wirklich ernst nehmen? Da kommt uns nun eben die Weihnacht zu Hilfe, — sie ist uns eine Bürgschaft für diese Hoffnung. Die Weihnacht bezeugt uns, daß die neue Welt, auf die wir hoffen, nicht nur eine schöne Idee ist, sondern daß sie in Christus bereits Fuß gefaßt hat auf dieser Erde. Christus ist ja geboren! — der Kommende ist zugleich schon der Gekommene, es gibt bereits Gottesreich „mitten unter euch". „Das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit." Die Herrlichkeit aber, die da sichtbar geworden ist, strahlt durch die Jahrhunderte und keine Verdunkelung um uns her vermag dieses Strahlen auszulöschen. Wir stehen mit unserer Adventshoffnung nicht in der Luft, sondern auf dem festen Fundament, das Jesus Christus auf Erden gelegt hat. So feiern wir freudig unser Weihnachtsfest und stärken uns an der Botschaft, daß Christus auf Erden erschienen ist. Von Weihnachten müssen wir immer ausgehen, — mit dieser frohen Botschaft beginnt ja das neue Testament und alles Leben im neuen Bunde. Aber, wie schon einst die Weihnacht jene Hoffnung entzündete, welche das ganze neue Testament durchzieht, so stellt die vergangene Weihnacht auch uns in die Erwartung, daß sich das noch vollende, was von der ersten Weihnacht als Verheißung über der Erde aufleuchtete. Und wie einst das echte Weihnachtserleben die ersten Christen hoffend und betend nach einer neuen Ankunft des Herrn ausschauen ließ, so muß auch unser Weihnachtserleben uns wieder zu jener Bitte führen, in der bezeichnender Weise das neue Testament ausklingt und in der sich das Warten auf den Herrn so ergreifend. ausspricht: „Ja komm, Herr Jesu!" R. Lejeune.

Blumhardt, Vater und Sohn.

V. Bad Boll, ein Zion Gottes. (Schluß.)

Wir haben von der „Botschaft" Blumhardts, des Vaters und des Sohnes, geredet. Aber wir haben wiederholt mit Nachdruck darauf hingewiesen, welch' ein Irrtum es wäre, wenn wir uns diese als eine Sache für sich vorstellten, eine ausgedachte Lehre, eine Theorie, ein System. Nichts war ihrem Wesen fremder. Auch in dieser Beziehung erwahrte sich an ihnen jenes Wort: „Das Reich Gottes stehet nicht in Worten, sondern in Kraft". Wohl waren sie beide auch Denker von originaler Kraft; wohl ist eine ganze Welt von neuer Erkenntnis ihnen entquollen, wohl ist ihr Kampf stets auch einer der Gottes Reich suchenden Gedanken gewesen. Aber dieses Denken und seine Frucht bildeten eine völlige Einheit mit dem Tun und Erleben von Gott her. Es wurde dem Trachten nach dem Reiche Gottes „hinzugefügt". Es

war auch daran, wie an allem übrigen, kein menschliches Machen und Konstruieren, sondern ein Wachsen und Quellen, ein Geborenwerden aus Gott, wenn auch unter Schmerzen. Darum haben diese Gedanken eine Selbstverständlichkeit die unmittelbar einleuchtende Wahrheit, wie die Werke der Natur und die Wahrheit der Bibel. Diese Denker hatten Vollmacht und werden sie bewahren. Ihr Reden war Zeugnis von dem, was sie sahen und hörten, es war Wort vom Herzen Gottes her. Es war Kraft und Tat, wie das Wort Jesu Kraft und Tat war. Denn nicht nach Lehrwahrheiten ging ihr Sehnen und Kämpfen, sondern nach Taten Gottes, nach dem Aufbrechen und dem Durchbrechen seiner Wahrheit und Herrlichkeit in der Welt.

Dafür sollte Bad Boll eine Stätte sein.

Was war denn Bad Boll? Es war, bevor es in Blumhardts Hand kam, ein Bad wie ein anderes. Denn es fließt dort eine schwefelhaltige Heilquelle, die seit alten Zeiten Kranke anlockte. Zeitweilig war es auch ein königlicher Vergnügungsort gewesen, wo es oft weltlich genug herging. Es ist ein großes, schloßartiges Gebäude, nicht besonders anziehend, aber recht stattlich, mit einem stimmungsvollen alten Park, in einer Gegend von eigenartiger Schönheit, Größe und Harmonie. Das Haus lehnt sich an den Jurawald, dann kommen weite Felder und Wiesen auf welligem Gelände und in der Ferne ragen der Hohenstaufen und seine Nachbarberge. Ein Geheimnis liegt nun auf dem Haus und seiner Umgebung und geht weit in die Gegend aus. In der Nähe ist der Friedhof, wo die entschlafenen Kämpfer und Kämpferinnen neben einander schlummernd der großen Auferstehung der Welt entgegen harren, an die sie geglaubt und für die sie gekämpft — einer der erschütterndsten Orte auf Erden. Einige neu entstandene Häuser, die Wohnungen von Gliedern des nächsten Blumhardt'schen Kreises, gruppieren sich um das Hauptgebäude, wie eine Gemeinde um ihren Meister, alles wie von großen Taten, Kämpfen, Erlebnissen zeugend und zugleich ausschauend nach dem hohen Tag Gottes.

Was wollte Blumhardt, der Vater, als er nach Boll kam und was ist aus Boll geworden? Wir haben zu zeigen versucht, was für ein großer Sinn darüber waltete, größer wohl, als Blumhardt selber wußte. Damit, daß er von Möttlingen nach Boll zog und aus dem Pfarrer zu einem Hausvater und Badebesitzer wurde, zog das Reich Gottes mit ihm aus der Kirche in die Welt hinein. Blumhardts Meinung war zunächst einfach, sich in freierer und mehr Menschen zugänglicher Form mit dem, was Gott ihm gegeben und weiterhin durch ihn schaffen werde, zur Verfügung zu stellen. Es wäre aber eine ganz falsche Meinung, daß Boll eine sogenannte Gebetsheilanstalt habe sein wollen oder gewesen sei. Es sollten allerdings auch Kranke darin Zuflucht finden, besonders solche, deren Leiden sich der ärztlichen Behandlung entzog, und das ist denn immer auch geschehen; aber darauf sollte sich sein Zweck nicht beschränken. Boll sollte vor allem ein Vorposten des Reiches Gottes sein, ein Träger

der großen Hoffnung, ein Zeuge der Wahrheit Gottes, ein Zion unter den Menschen.

So war denn dieser Ort in erster Linie eine Stätte des Kampfes um Gott und mit Gott, und nicht nur des Kampfes, sondern auch des Sieges. Wohl an keinem Ort auf Erden ist so gekämpft worden wie hier. Hier wurde die Sache Gottes als die eigenste und einzige Angelegenheit empfunden, als eine Sache von Leben und Sterben. Hier wurde um einen geisteskranken Knaben mit gleichem Ernst gerungen, wie um das Schicksal der Welt. Handelte es sich doch beidemal um das Gleiche; denn im Kleinen sah man das Große und in jedem einzelnen Sieg über die Gott entgegenstehenden Mächte eine Errungenschaft für das Reich Gottes. Hier regierte man die Welt, indem man vor Gott um sie kämpfte. Hier wurden schreckliche und freudige Geheimnisse erlebt, die der Schleier bedecken wird, bis zu jenem Licht, das alles offenbar macht; hier taten sich Wege der Hilfe für alle Menschen auf, die eines Tages vielen gangbar sein werden. Aus Nähe und Weite kamen die Menschen, Rat und Hilfe für Leib und Seele suchend; sie kamen in Person, oder auch durch Brief und Telegramm, und indem man mit ihrer Not kämpfte, kämpfte man, wie gesagt, mit der Not, die auf der ganzen Welt liegt. Immer geschahen „Wunder", bald offenbar, bald im Verborgenen. Oft genügte ein telegraphisches Wort, oder ein bloßes Gedenken, um verzweifelte Krankheit zu heilen oder schwerste seelische Not zu heben. Es ging eine Heilandskraft aus von Vater und Sohn. Auch die ganze Stätte umfing eine Atmosphäre, der keiner sich entziehen konnte, dessen geistige Sinne nicht erstorben waren. Man wurde fast unmerklich in eine andere Welt hinein gezogen, das Reich Gottes mit seiner Kraft und Wahrheit wurde gleichsam den Sinnen spürbar; man empfand seine großen Realitäten als das Sicherste des Sicheren und wurde mächtig mitgenommen in seine Kämpfe und Hoffnungen. Und über der ganzen Gegend waltete geheimnisvoll ein großer Friede Gottes. Gott war nahe als Herr und Vater und seine Kräfte sichtbar und greifbar. Auch die Nöte des privaten Lebens hellten sich auf. Lösungen schwieriger Verhältnisse und Probleme geschahen oder kündigten sich aus Vollmacht an; wo dies aber nicht möglich war, da wurden sie in den Dienst des Reiches gestellt und damit geadelt.

In diesem Rahmen fand auch die Verkündigung durch das Wort statt. Sie war ganz natürlich, weltlich, realistisch, selbstverständlich. Alles Leben dieses Hauses galt selbstverständlich dem Reiche Gottes und darum brauchte es keine besondere religiöse Form. Jeder Gruß war ein Segen. Jede häusliche Arbeit Gottesdienst. Jedes Wort ein Lob Gottes. Man hatte keine andere Angelegenheit als die Sache Gottes. Darum war alles Heilige natürlich und alles Natürliche heilig. Darum brauchte man keine besondere Religion. An die schöpfungsmäßigen Formen des Lebens knüpfte sich alles Reden vom Höchsten.

Die „Andacht" schloß sich an das Essen an; sie war das Wort des Familienvaters an die große Familie. Die „Predigt" war die

Aussprache der Gemeinde Gottes über Gottes Sache und ihre Erlebnisse, ihre Aufgaben. Das Gebet war das Reden mit Gott und Schreien zu Gott aus Arbeit und Kampf, Freude und Leid. Das Gespräch des geselligen Zusammensein wurde zur Verhandlung der Fragen und Aufgaben des Reiches Gottes. Es war das Herz des Zusammenlebens. In Ernst und Scherz, frei aus dem Augenblick und doch aus Gottes Hand, wurde hier das Höchste gesucht, empfunden, genossen. Das Himmelreich wurde, ungesucht im Sinne des Neuen Testamentes, Festmahl und Liebesmahl (Apape). Gottesweisheit und Gottesreichtum strömte mit Schöpfungsfülle in wunderbarer Verbindung von Ernst und Humor, Heiligkeit und Natürlichkeit, Tiefsinn und Kindlichkeit aus der geöffneten Seele des Meisters, alles Leben überströmend, der Sonne gleich Kleinstes wie Größtes berührend und verklärend; Christuslicht strahlte in alle Geheimnisse und Tiefen der Welt. So wurde das Reich Gottes in die Welt übertragen; so wurde es Wirklichkeit.

Das ganze Leben des Hauses war in diesem Sinne weltlich. Dazu trug auch der Umstand bei, daß mit dem Bade eine große Landwirtschaft verbunden war. Boll war insofern auch ein großer Gutshof. So hatte auch das Bad durchaus nicht den Charakter einer geistlichen Anstalt. Es war, besonders später, äußerlich ganz wie ein Gasthaus, wo kommen konnte, wer da wollte. Man aß zusammen, unterhielt sich, genoß die herrliche Natur. Kein geistlicher Anstrich,. kein „frommer" Ton, kein steifer Ernst, am wenigsten die saure Miene eines gewissen Pietismus. Alles frei, hell, natürlich, froh, sieghaft. Auch kein Ersatz des Materiellen und Leiblichen durch „Frömmigkeit" und Bibelsprüche, sondern alles gut und bei aller Einfachheit reichlich, ein Sinnbild der Freundlichkeit des Reiches Gottes. Aber inmitten dieses Weltlichen doch nur ein Herz und eine Seele: das Reich Gottes. Kein Streit, oder doch bald sich auflösend in dem Frieden Gottes. Reiche und Arme, Junge und Alte, „Positive" und „Liberale", Gläubige und Gottlose, Gräfinnen und Dienstmädchen, Bürgerliche und Sozialdemokraten — alle fühlten sich an diesem Orte gleichmäßig daheim, und alle als gleich.[1]) Gottes Herrschaft breitete sich darüber aus und brachte damit alles Menschliche zu Ehren aber auch zum Schweigen. Gottes Wille galt und damit wurde der Mensch frei, demütig und ehrfürchtig.

Das alles war nicht von selber gekommen. Es strömte freilich wie von selbst aus von dem Heiligen, das in denen lebte, welche im

[1]) Für den im schönsten Sinne demokratischen Geist, der überall waltete, mag ein kleiner Zug Zeugnis ablegen. Es bestand die Sitte, daß bei der Morgenandacht die auf das betreffende Datum fallenden Geburtstage von Gästen oder abwesenden nahen Freunden des Hauses, wie die der Hausgenossen, erwähnt wurden. Da wird nun einmal zuerst zweier Knaben gedacht, dann einer einfachen Schweizerfrau und zuletzt noch einer Gräfin aus einem der ältesten und vornehmsten deutschen Adelsgeschlechter, und das alles ganz ungesucht.

Mittelpunkt standen. Aber es war auch die Frucht schwerer, ins Tiefste hineinreichender Kämpfe. Denn daß die gottfeindlichen Mächte gerade diesen Ort am wenigsten ungestört ließen, sondern ihn auf mannigfache Weise zu verderben trachteten, ist von vornherein wahrscheinlich und dann auch in reichem Maße von außen und von innen her auf menschliche und dämonische Weise geschehen. Aber die Kraft der Ueberwindung war größer. Es kostete freilich eine heilige Energie des Gott-Dienens, die unser halbes „christliches" Wesen nicht kennt, es kostete blutigen Schweiß; aber es wurde gesiegt, das Zion Gottes gewahrt und dem Reiche Gottes diese Stätte auf Erden gerettet. Aus diesem Allerheiligsten strömte dann der Gottesfriede in das ganze Haus und weithin in die Welt.

Blumhardt-Worte.

Was Boll sein sollte. Mein Haus soll sein ein Haus der Verheißung, wo jedes elende Geschöpf hinein kann und hineingestellt wird in die Verheißung.

Der „Gottesdienst" im Bad Boll. Da ich nun einmal doch in meinem Hause nicht das größte Gewicht darauf zu legen veranlaßt wurde, daß ich das, was ich bin, als Pfarrer bin, ich vielmehr freier mich bewegen möchte als einfacher Hausvater . . . , so habe ich mich entschlossen, das was diesen kirchlichen Charakter betrifft, von meiner Person wieder abzulösen. . . . Ich glaube, daß in noch wahrerer Weise sich das entwickeln wird in unserm Hause, was uns doch hauptsächlich gerade jetzt in Anspruch nimmt, daß wir nämlich nicht bloß in kirchlicher Haltung, in Versammlungen und Predigten, sondern im täglichen Leben lernen, dem Reiche Gottes entgegen zu gehen, um Bahn zu machen dem Willen Gottes an uns. . . .

Nicht ein Erklimmen geistiger Höhen in Worten und Gedanken soll Gottesdienst heißen bei uns, sondern das Leuchten der Herzen im Leibesleben und das brennende Bemühen, da, wo gelebt wird, Gottes Ehre zu bezeugen; das sei unser Gottesdienst . . . Mit Boll sollte nicht eine neue Predigtstation, sondern eine Lebensstation gegründet werden . . . Lasset uns mit einander leben. Wir steigen gleichsam von geistigen Höhen herunter auf den ganz einfachen Boden des Lebens . . . Alle Verhältnisse der heutigen Zeit schreien nicht nach Predigt und Redeschwall, sondern nach Beispielen des Guten, nach Beispielen der Wahrheit.

Bolls höchster Sinn. „Er sehnte sich nach Not, Jammer, Elend, auch Not der Schuld und Sünde, die zu ihm herkomme und bei ihm liegen bleibe. Und das ward ihm auch reichlich zu teil . . . Aber vielleicht war auch das noch nicht Blumhardts innerster und letzter Gedanke in der Auffassung des Bades Boll. Er kam sich wohl vor etwa wie Abraham, der aus seiner geistigen Heimat Möttlingen, in der er so tiefe Wurzeln geschlagen, mit der Gabe seiner Hoffnungen auswanderte in ein unbekanntes Land, er kam als ein Hoffender und sah auch in Bad Boll, ja in demselben je länger je mehr alle göttliche Hilfe, die er Andern zugunsten erfuhr, als eine Gabe, eine Kraft an, die aus dem, was kommen soll, vorausgegeben sei. Ein Herd der Hoffnungen des Reiches Gottes zu sein, das war in seinen Augen nicht die mindeste Bestimmung des Bades Boll." Zündel: Blumhardt.

Freiheit von Boll. Vielleicht ist Gott auch einmal in Bad Boll, aber ich weiß nicht. Ich bin bereit, augenblicklich fort zu fliegen, wenn Gott ruft.

Kein Boller-Christentum! Es soll kein Boller-Christentum geben, Gott bewahre uns daoor; soweit es aber schon etwa geworden ist, so erkläre ich das als Fleisch und Fleisch ist kein nütze . . . Es soll nicht ein christlicher Stolz aufkommen, sondern es soll ein christliches Nichts werden.

Boll eine Insel der Seligen. Es hat mir heute jemand geschrieben, sie zu Hause nennen Bad Boll die Insel der Seligen. Das ist mir sehr zu Herzen gegangen und ich hab gedacht: „Ja, wenn es nur so wäre!" Und ich dachte, ich wollte daran denken und es einmal sagen. Wir haben nicht besondere Lehren, kommen nicht mit besonderen Formen auf, aber wir wollen ein Volk der Seligen sein. Alle die hieher kommen, sollen etwas Seliges in uns fühlen. Dazu möchte ich wenigstens ein Knecht Gottes sein . . .

Ich hoffe, der liebe Gott läßt uns deswegen bestehen, damit ein kleines Völkchen seliger Menschen auf Erden sei. Eine solche Seligkeit ist wie ein Licht, das mit seinen Strahlen weit, weit hinausdringt, auch wieder, weil es von Gott ist, ganz unsichtbar und unverständlich. Aber die Strahlen der Sonne lassen sich nicht zurückhalten. Es wird Tag, auch durch die Strahlen hindurch. Und so wird es hell durch ein Volk Gottes, durch einen Knecht Gottes, der in der Seligkeit steht, der glücklich ist, in der Verbindung mit Gott zu sein. Dieser Knecht hat seine Strahlen und sie sollen hinausgehen in alle Welt, so daß es überall in der Stille kund wird: auch wir gehören zu Gott, auch wir sind bestimmt, selig zu werden . . . nicht erst wenn wir gestorben sind, sondern schon hier auf Erden.

Für Alle. Das soll dies Haus auch verkündigen: daß man in Bad Boll nichts eigen hat, sondern alle Welt an allem teilnehmen darf, was etwa Gott uns darreicht.

VI. Die menschliche Erscheinung.

Dieser ganzen Art entsprach auch die menschliche Erscheinung, sowohl des Vaters, wie des Sohnes Blumhardt, besonders aber des Sohnes, von dem gerade hierin vorwiegend die Rede sein soll.

Sein Auftreten war, wie gesagt, durchaus weltlich. Nichts vom Pfarrer, wie man ihn so denkt; nichts von steifer Würde, von Salbung oder Pathos. Niemand hätte besonders hinter dem Sohne einen Pfarrer vermutet. Seine Erscheinung war mehr die eines Landedelmanns. Auch Menschen, die den schwarzen Rock, wörtlich und figürlich verstanden, nicht lieben, konnten durch diese Weltlichkeit zuerst überrascht werden. Andern war sie wohl etwa anstößig.

So war auch die Rede nicht „geistlich" oder theologisch oder etwa fromm zurückhaltend, sondern durch und durch weltlich, gradaus, natürlich, oft volkstümlich derb, immer voll Kraft und Plastik. Alles durch und durch natürlich, frei, schlicht. Kein Hauch von Pose. Alles streng wahr, kein Anflug von etwas Unechtem. Wohl aber ein nie versagender Humor, wie Sonnenschein Gottes über alles spielend und die göttliche Kindlichkeit offenbarend. Und alles zugleich adelig, heilig, ehr-

würdig, hoch: ganz menschlich und doch darin das Göttliche aufstrahlend in seiner Heiligkeit und Güte.

Denn gerade hinter dieser Weltlichkeit stand der Ernst um Gott. Gerade um dieses Ernstes willen ging der Weg aus dem Schein zu der Wahrheit, aus der Form zu dem Wesen, aus der Kirche in die Welt, aus der Religion in das Reich Gottes. Diese Weltlichkeit war Eroberungsdrang. Dieser „Weltmann" war ein Gottesmann voll heiliger Würde und Majestät. Das alte Wort: „Nichts Menschliches achte ich mir fremd" bekam einen Reichgottessinn. Das Göttliche mußte ins Menschliche hinein, um im Menschlichen Wirklichkeit zu werden. So wurde die Wahrheit von der vollen Menschennatur, durch die Gott dem Menschen kund wird, an diesem Manne anschaulich.

Es wurde hier — und das gehört zum Größten, was hier erobert worden ist — das alte, tiefe, qualvolle Problem gelöst, wie die weltüberlegene Geistigkeit und gewaltige seelische Spannung, die das Christentum in die Welt gebracht hat und in jedem seiner echten Jünger erzeugt, zu verbinden sei mit der vollen Wahrheit, Natürlichkeit, Freiheit und Schönheit echten Menschentums. Wir kennen im allgemeinen bloß die Einseitigkeiten: ein scheinbar freies und harmonisches Weltmenschentum, das aber des höheren Lebens entbehrt und ein Christentum, das durch den inneren Kampf der zwei Welten — Natur und Geist — verzerrt wird und in den Verdacht der Unwahrheit und Unfreiheit gerät. Der Konflikt scheint unlösbar. Er ist es auch auf dem Boden des „Christentums", der Religion. Hier steht sozusagen auf der einen Seite bloß die Schöpfung ohne die Erlösung, auf der andern aber die Erlösung ohne die Schöpfung. Aber nicht so auf dem Boden des Reiches Gottes, das beides ist: die Erlösung, aber die erlöste Schöpfung. Die Schöpfung, statt durch die Erlösung vernichtet, oder doch verdreht zu werden, strahlt vielmehr erst recht auf in ihrer ursprünglichen Schönheit, Freiheit und Größe. Es ersteht im Menschen der Sohn Gottes als Held und Kind zugleich.

Dieser Fortschritt, diese Verbindung der zwei bisher getrennten Welten in einer neuen Schöpfung ist durch Blumhardt nicht nur in seiner Lehre und im Stil seines Hauses, sondern auch in seiner persönlichen Erscheinung verwirklicht worden. Das war vielleicht das am meisten in die Augen springende Wunder von Boll. Diese Menschen, die ganz Gott lebten, waren menschlicher als irgend einmal ein Weltmensch — eine wunderbare Erläuterung der Wahrheit von der Menschwerdung Gottes.

Wieder ist damit der Weg in die Zukunft gewiesen: aus „Welt" und „Christentum" gleichmäßig hinaus ins Reich Gottes, das die vollendete Natur und Schöpfung des Menschen ist.

So ist auch eine andere Wahrheit in Boll verwirklicht worden: daß das Göttliche nicht ohne ein Inkognito unter den Menschen erscheinen kann. Das Göttliche tritt so auf, daß nur der Glaube es

schaut und daß es auch zum „Aergernis“ werden kann. Es war nicht Blumhardts Weise — wie es die Weise so vieler „Gottesmänner“ ist — einen mystischen Nimbus um sich herum zu schaffen oder die Anerkennung des Großen und Größten, das in ihm war, den Menschen aufzudrängen. Er verbarg dieses im Gegenteil unter der Hülle der Schlichtheit und Bescheidenheit, die aber ganz ungemacht war. Denn er wußte, daß dieses Große nicht „er“ war.

Seiner Sache in Demut, ja in „Furcht und Zittern“, gewiß ging er seinen Weg, froh alles echten Verstandenwerdens, aber himmelweit fern von aller Agitation. Es ist schon Entweihung, auch nur dies Wort in Zusammenhang mit ihm auszusprechen. Er *redete* nicht blos davon, daß es gelte, Gott walten zu lassen und auf ihn zu warten, sondern *tat* es, und tat es darum in Wahrheit. So ging er seinen Weg in großartiger Selbstverleugnung und Selbstverhüllung, Gott allein dienend, ihm überlassend, sich durch ihn kund zu tun, soweit es sein Wille sei.

Aber hinter dieser Hülle stand das Große und Allergrößte. Es erhob sich, wenn die Stunde kam, in göttlicher Gewalt und Majestät.

Das trat, abgesehen von besonderen Anlässen, die dieses Aufleuchten brachten, von dem Worte nicht zeugen können, besonders in der *Predigt* hervor. Es war eine Predigt im großen und größten Sinn des Wortes, ein Reden aus der Vollmacht, schlicht in der Form, ohne einen Hauch von Rhetorik (wieder scheut man man sich auch nur das Wort zu brauchen!), voll heiliger Natürlichkeit und Ungesuchtheit, aber „gewaltig“ im Sinn des Neuen Testamentes und auch in seinem Sinn voll göttlicher Ursprünglichkeit, Fülle und Schönheit. Es ist in dieser ganzen Zeit nirgends so gesprochen worden, wie in diesem bescheidenen Saal im Bad Boll, oft vor einer gar kleinen Gemeinde, die vielleicht nicht immer wußte, was sie Großes erlebte. Ja, es ist des Schreibenden feste und wohl begründete Ueberzeugung, daß seit den Tagen des Evangeliums so nicht mehr geredet worden ist in der Christenheit.

Und noch in einer andern Form trat die Gotteskraft in diesem Manne besonders wunderbar hervor: dann, wenn die einzelnen Menschen in ihren Nöten zu ihm kamen, daß er ihnen helfe. Was hat jenes „Studierzimmer“ in Bad Boll, wohin sich oft Scharen drängten, alles gesehen und gehört! Welch' ein Heiligtum! Was sich hier an Erkenntnis der Not und der Hilfe, an heiliger Liebe und bergeversetzendem Glauben, an Christus-Wahrheit und Christus-Vollmacht offenbart hat, entzieht sich aller Schilderung, ja wohl aller Vorstellung. Seit den Tagen dessen, an den Blumhardt gerade darin wieder so mächtig erinnert, ist kein solcher Helfer mehr unter den Menschen erschienen, wie dieser, keiner, vor dessen Blick die Seelen der Menschen und ihre Hintergründe so offen darlagen, keiner, der die Seelen so liebte, keiner, den so „des Volkes gejammert“ hätte und keiner, in dem so viel an Kraft und Erlösung des Reiches Gottes aufgebrochen wäre.

Denn viele kamen, aus allerlei Gründen, oft blos aus Neugierde. Nicht alle sahen das Große, was hier zu sehen war. Vielleicht am wenigsten sahen es im Ganzen die berühmten Theologen und Philosophen, die etwa auch dasaßen. Eher verstanden es die „Stillen im Lande" und das „Volk". Es gab aber in allem Volk Augen, die es sahen und denen es das größte der Erlebnisse wurde.

Blumhardt-Worte.

Heilige Gottes. Es ist ein Zeichen des Regimentes Gottes, ich möchte sagen: der Verwaltung Gottes über den Menschen, daß immer von Zeit zu Zeit, nach dem Bedürfnis, Gott einen oder zwei oder drei „Heilige" durchdrückt unter den ungünstigen Verhältnissen, in welchen die Menschen leben. Diese Verhältnisse sind so, daß in jeder Zeit, von der ältesten Zeit an, seitdem das Reich Gottes begonnen hat, wie ein Wirbel um die Menschen her sich lagert und alles in einen Lauf hinein bringt, dem der einzelne Mensch unmöglich widerstehen kann. Deswegen sagt man: „Man kann seiner Zeit nicht widerstehen." Wir sind Kinder unserer Zeit, wir sind Kinder unseres Volkes, wir sind Kinder unseres Klimas, unserer Bodenverhältnisse, wir sind Kinder von den Voreltern her vererbter Sitten, und die meisten Menschen treiben so dahin, im allgemeinen Strom und da ist natürlich nicht viel zu hoffen. Der Strom kommt auch einmal an einen Ort, wo er sich hinabstürzt, wo die ganze Masse der Menschen, die miteinander so gelebt haben, auf einmal herunterstürzt und was sie gewesen sind, bricht zusammen. Und wenn wir über die Geschichte der Menschen hin sehen, so sehen wir über einen Wald, wo die Bäume einmal gewachsen sind, wo aber die Stürme darüber gekommen und eine Wüste geworden ist. In diesem, im Ganzen unseligen, Lauf der Menschen ist doch der liebe Gott wie ein Verwalter unter den Menschen und läßt auch Leute es sein, die ihm gehören müssen, seine Heiligen. Das sind die Leute, in denen er eine Macht ist und zu denen er einfach sagt: Du mußt meinen Weg gehen und Du mußt zeigen, daß auch unter bösen menschlichen Verhältnissen ein Weg gefunden werden kann, auf dem sichs gehen läßt, ohne daß man verschlungen wird . . . " Immer, wenn es vorwärts gehen soll, muß Gott Heilige haben, die auch in der Zeit stehen, die die Zeit verstehen, die mit denen in der Zeit, und wenn sie noch so verkehrt sind, zu leben wissen, die aber doch die hohen Gedanken des Reiches Gottes in einer Weise, die auch zeitgemäß ist, in ihrem Geist tragen und sich unterscheiden von ihrer Mitwelt, durch ganz andere Wege . . . Diese Heiligen haben nun ihre segensvolle Wirkung, nicht nur, daß sie Zeugen Gottes sind mitten in einer gottlosen Welt und ihr Zeugnis durch alle Jahrhunderte und Jahrtausende erhalten wird, sondern sie haben auch für ihre eigene Zeit eine ganz besondere Wirkung. Erstens sammeln sich doch um die Heiligen Kräfte Gottes, die auch für Andere wirksam werden, sodaß sich gleichsam ein Hof um solche Heilige bilden darf, ein Lichthof, in welchem, je nachdem es eben angeht, Hunderte und Tausende und noch mehr sich sammeln können, alle wie eingetan in die Wirkung Gottes, der diese Heiligen berufen hat . . . Ueberall, wo so ein Heiliger hinkommt, berührt die Gotteskraft die Menschen und wer weiß, wie viele schon im Unsichtbaren, in der Welt, die auch Wege hat, die wir nur nicht sehen, wie viel der Einfluß auf die ganze Zeit gewesen ist durch solch einen einzigen Mann.

Große Augen. Mich übernimmt es oft; denn ich habe große Augen bekommen von Gott und bin sehr weitsichtig, oft mir selber zur Qual. Aber manchmal schaue ich in die Menschenwelt hinein bis ins letzte Zipfelchen, wo noch die Barbarei herrscht, und da kommen mir all die Fragen, die man im Kleinen vor sich hat: „Wie sollen wir es machen?“ ziemlich kleinlich vor und es scheint mir eine ganz gewaltige Hilfe notwendig zu sein, die eben darin kommt, daß wir es an uns kommen lassen, was die Menschen untereinander noch treiben, was sie untereinander noch Krieg führen, was sie noch barbarisch sind, was sie noch ungöttlich in jeder Hinsicht sind, und was sie auch schwach sind, und ganz besonders, daß sie untreu sind, daß sie sich selber gar nicht zum Volke Gottes rechnen mögen. Wir müssen es auf uns nehmen und denken: „Aus dem Kampf heraus, den wir als die Gläubigen an Gott auf uns nehmen, wird Hölle und Teufel und alles besiegt.“

Schöpfungsgroß Wir müssen schöpfungsgroße Menschen werden, dann werden wir freie Geister.

Freiheit in Gott. Ich sehe die größte Gefahr für die meisten Leute, daß man gerichtet wird nach der Linie, die einem die Menschen ziehen und das schmeichelt einem, und eine solche Rechtfertigung vor den Menschen bekommt eine Gewalt. Bei unserer Stellung zu Gott handelt es sich um eine kolossale Selbständigkeit. Du mußt unter Umständen nach der gesammten Menschheit, die dich umgibt, gar nichts fragen. Es geht doch schließlich nur das Urteil Gottes etwas an. Die Menschen können nicht rechtfertigen und nicht verdammen, nur Gott allein. . . . Vor ihm leben können, das müssen wir suchen. Wir brauchen nicht die geringste Anerkennung von Menschen und wollen sie auch nicht. Wir brauchen nur das Ansehen Gottes auf Erden.

Die Freiheit und die Erhabenheit und die Ueberlegenheit muß uns einnehmen. Von irgend etwas will ich nicht abhängig sein, damit ich ganz abhängig sein kann von Gott, dem Ewigen und Wahrhaftigen und Großen.

Kämpfer Gottes. Es müssen Kämpfe gegen vorhandenes Böses ausgeführt werden. Diese Kämpfe legt Gott in unsere Hand und darum müssen wir nicht denken, es müsse uns gut gehen. Wir sind nur berechtigt, zu existieren, wenn wir kämpfen wollen gegen das Böse und einen Bund haben wollen mit dem Guten gegen das Böse . . . Daß später einmal dieser Kampf sich in Sieg auflöst, wo wir dann Freude haben werden, ist unser Trost, aber vorderhand ist der Kampf uns Freude. Und wenn es noch so heiß hergeht, so bleiben wir im Kampf getreu: das ist unser Beruf. Weil das ganze Menschengeschlecht dazu nicht imstande war, so hat es Gott Einzelnen anvertraut und es können Einzelne für Alle eintreten.

Große Leute. Apostolisch sein, heißt: von Gott her kommend, Könige über alles, große Leute.

Der Stärkste. Nur im Sterben will ich der Stärkste unter euch sein.

Gehoben. Wir sollten den ganzen Tag in gehobener Stimmung sein, kräftig im Geist, stark, göttlich, mächtig gegen alle Feinde und Hindernisse des Lebens.

Bescheiden. Je wahrer Einer, desto bescheidener.

Keine Feindschaft. Kein Fluch, keine Mißgunst, keine Verachtung soll je aus unserm Munde gehört werden; das ist das Neue, vielleicht Nagelneue, das in unsrer Zeit verborgen wirkt, wenn wir noch so mißverstanden werden, das

hört auf, daß man auf seine Feinde einen Haß wirft. Heute ist der Jesus groß geworden, in welchem wir alle Feindschaft ertragen dürfen mit segnendem Herzen.

Einfluß. Ich habe viel Gemeinschaft. Ich will keine irdische Gemeinschaft, keine menschliche Freundschaft; ich will auch keinen Ruhm von Menschen, aber ich rühme mich einer gewissen Gemeinschaft von Menschen, die erkennen, was Gott an ihnen getan hat. Das ist mir das Wichtigste von allem, was mein Leben etwa angeht. Wir haben eine große Gemeinschaft und in allem, durch alles hindurch heißt es bei den Menschen, mit denen wir verbunden sind: „Ach, wie viel hat schon der Herr des Reiches Gottes an mir getan."

VII. Wirkung, Enttäuschung, Erfüllung.

Wir haben das Große darzustellen versucht, was in diesen Männern und dem, was von ihnen ausging, hervorgetreten ist. Aber welches ist denn die Wirkung, die von ihnen ausgegangen? Vor allem: wenn wirklich so Großes in ihnen erschienen ist, warum hat es denn der Welt im allgemeinen so verborgen bleiben können?

Ich antworte: Wer hat denn — um gerade das größte Beispiel anzuführen — während seines Wirkens und noch lange nachher von Jesus gewußt und seine Bedeutung erkannt? Derer, die das taten, waren weniger, als derer, die von Blumhardt wußten und verstanden, was sie bedeuteten. Gerade das Allergrößte und Allerfolgenreichste, was in der Geschichte hervortritt, braucht am meisten Zeit, um in seiner Bedeutung klar zu werden. Es kann, gerade weil es neu ist, unmöglich sofort verstanden und gewürdigt werden. Es liegt als ein Kindlein in der Krippe auf Stroh, während der Kaiser die Welt beherrscht. Es muß zuerst das Neue werden und groß werden, eine neue Epoche, ein neues Wesen durch es selbst entstehen, bis der Sinn seines Anfangs deutlich wird. Es wird ein Tag kommen, wo die Namen Möttlingen, Boll, Blumhardt vielleicht mehr bedeuten werden als Wittenberg, Genf, Luther und Calvin.

Aber auch jetzt schon ist eine gewaltige Wirkung sichtbar, die aus dieser Quelle stammt. Der Name Blumhardt beginnt als Zeichen einer Sache, der Sache Gottes, wie eine Sonne zu steigen, indem allerlei Sterne verblassen. Die besten Gedanken sehr berühmter Männer stammen ursprünglich von dort her und die Vielen, die diesen Männern anhangen, haben keine Ahnung davon — was im übrigen auch ganz gut sein mag; denn es handelt sich nicht um einen neuen Namen, sondern um Wahrheit für alle Welt, nicht um das Eigentum Blumhardts, sondern um Gottes Gabe. Auch wird die von Blumhardt geschaute Wahrheit oft durch diese Weiterleitung so getrübt, daß es besser ist, wenn die Quelle dadurch nicht in Mitleidenschaft gezogen wird. Das gilt auch von der Bewegung des religiösen Sozialismus, die in einigen ihrer Formen ihr Bestes von Blumhardt her hat. Aber es ist bei weitem nicht unsere

Meinung, daß die von ihm ausgehende Wirkung sich etwa in diesen und ähnlichen Formen erschöpfe. Vielmehr sind diese selbst nur mehr oder weniger wertvolle und bedeutsame Aeußerungen einer Gesamtbewegung, die wir mit dem Kampfe von Blumhardt Vater und Sohn in die engste Beziehung gebracht haben. Die ganze gewaltige Gährung und Auflösung der Welt, die auf das in die Welt kommende Reich Gottes hindrängt, müssen wir zum guten Teil und vielleicht gerade in ihrem Besten zu dieser Wirkung rechnen. Man wird das einst erkennen, wenn man mit neuen Augen aus einer neuen Epoche heraus die Geschichte überschaut. Diese Wirkung reicht in Tiefen, die wir jetzt kaum ahnen, aus denen sie aber Stück für Stück, Stufe um Stufe hervortreten wird. Daß dabei die Männer Blumhardt bei aller Größe ihrer Tat doch auch wieder nur Werkzeuge sind, versteht sich gerade in ihrem Sinn von selbst. Ebenso, daß es sich bei alledem nicht um beweisbare oder gar wissenschaftlich sichere Tatsachen, sondern um Glaubensdinge handelt. Aber auch die Wirkung Christi ist sogar bis auf diesen Tag nur für den Glauben vorhanden.

Aber wie — müssen wir statt von großen Wirkungen, nicht eher von großen Enttäuschungen reden? Was ist denn von all den gewaltigen Hoffnungen Blumhardts Wirklichkeit geworden? Ist die Ausgießung des Geistes gekommen? Haben wir den Sieg über die Krankheit oder gar über den Tod gewonnen? Ist statt dessen nicht eine Herrschaft des Todes über die Welt gekommen, gegen die auch die Tage der großen Flut nur ein Kinderspiel bedeuten? Ist nicht statt einem neuen Gottesregiment vielmehr ein Teufelsregiment aufgerichtet? Haben nicht beide Blumhardt sterben müssen und ihrer Getreuen viele? Ist also nicht all ihr Hoffen als Traum und Schaum erwiesen und ein Stück Tragödie mehr?

Wir antworten wieder: Kann man nicht dies alles auch von Christus sagen? Auch seine Verheißung ist noch nicht erfüllt. Und doch ist mit ihm die Weltwende gekommen. So haben wir gezeigt, daß die gesamte Weltbewegung nach der Richtung der Blumhardtschen Hoffnung hindrängt. Geht sie nicht auf eine völlige Erneuerung des menschlichen Wesens? Will sie nicht die Materie erlösen und heiligen? Will sie nicht den Menschen befreien aus Erniedrigung und Knechtschaft? Drängt sie nicht über alle stürzenden Götzen mächtig zum lebendigen Gott vor? Bedeutet die Katastrophe der Welt nicht einen Sieg Christi? Verschlingt nicht der Krieg den Krieg? Bereitet die Teufelsherrschaft nicht die Gottesherrschaft vor? Steht hinter der ungeheuren Entfaltung des Todeswesens nicht eine noch gewaltigere Entfaltung des Lebenswesens? Geht es nicht durch dieses tiefste Dunkel der Geschichte einer neuen Geburt Christi entgegen? Regen sich nicht viele gewaltige Zeichen davon? Ist es weise, den Vordergrund der Geschichte für ihr letztes Wort zu nehmen? Und wenn

Blumhardt, Vater und Sohn, gestorben sind, äußerlich, ist nicht ihr ganzes Leben und Sterben doch ein Sieg über den Tod gewesen? Dürfen wir, müssen wir sie nicht als Lebendige in jenem Lebensreich denken, dem dennoch die Erde angehören wird?

Mich dünkt, daß wesentliche Entwicklungen dieser Epoche, wenn man sie mit den rechten Augen, den gerade auch durch Blumhardt geöffneten Augen, sieht, eine Erfüllung der Blumhardtschen Hoffnung seien, ja eine großartigere Erfüllung, als beide Blumhardt es ahnen konnten. Freilich, manches, was sie ersehnt, wofür sie bis aufs Blut gekämpft, ist nicht gekommen, noch nicht! Aber dafür ist anderes gekommen, Unerwartetes, so nicht Geschautes. Gottes Gedanken waren größer auch als die Blumhardts des Menschen. Auch darin haben sie der Menschennatur ihren Tribut bezahlt. Aber sollte das, was sie gehofft, deßwegen nicht alles kommen können, wenn auch in anderem Tempo und anderem Zusammenhang? Nichts kann uns veranlassen, darauf mit Nein zu antworten.

Am wenigsten der Weltuntergang, den wir erleben. Vielmehr sind es die Blumhardtschen Gedanken — die sich mit denen der Bibel decken — wodurch wir allein instand gesetzt werden, den Sinn dieser Ereignisse zu verstehen und sie zu ertragen. Sie entsprechen ganz und gar dem Bild der Weltentwicklung, das in ihrer Seele lebte. Die große Katastrophe ist durchaus etwas, womit besonders Blumhardt der Sohn gerechnet hatte, was zahllose Aussprüche von ihm beweisen.[1]) Sie mußte kommen, wenn nicht etwas Anderes kam, was sie unnötig machte: die große Erneuerung aus dem Geiste heraus. Er hätte sie gern vermieden, wissend, wie gefährlich solche Stürme sind, aber als sie kam, jauchzte er ihr entgegen, weil er darin eine Vorbereitung, eine Phase des Kommens Christi erblickte.

Statt daß wir also die Katastrophe als eine Widerlegung Blumhardts betrachten dürften, müssen wir sie im Gegenteil als eine Bestätigung ihrer Art, die Dinge zu sehen erkennen. Das Reich Gottes kommt in Katastrophen der Welt, aber es kommt. Wenn wir nicht mit diesen Augen sehen könnten, wenn wir mit den religiösen Vorstellungen einer früheren Zeit die heutige Weltentwicklung betrachten müßten, wo fänden wir darin einen Sinn, einen göttlichen Sinn? Wo einen Trost? Die Christenheit wäre ratlos und verloren, wenn nicht dieses Licht ihr erschienen wäre. Was uns heute hält und leitet, sind nicht die theologischen Systeme der letzten Jahrhunderte, ja nicht einmal die Gedanken der Reformatoren des sechszehnten Jahrhunderts, sondern es ist die Wahrheit des Reiches Gottes, wie sie am reinsten und gewaltigsten bei Blumhardt wieder erschienen ist. Sie überdauert den ganzen Zu-

[1]) Man vergleiche besonders die unter der Rubrik „Ausblick" angeführten, die den großartigsten Kommentar zu den Ereignissen dieser Zeit bilden.

sammenbruch sowohl der Welt als des Christentums. Von ihr aus wird alles neu. Die kritische Theologie hat die Bibel zerstört, vom Reiche Gottes aus bekommt sie, wie wir gezeigt haben, neuen Sinn und neue Realität; die Philosophie hat sogar Jesus in einem Mythus aufgelöst — uns aber ist es gegeben worden, in dem Erleben von Möttlingen und Boll, wie in der Gestalt Blumhardts, die Wirklichkeit Jesu und des Neuen Testamentes unter uns zu sehen. Das hat uns, unvergleichlich mehr als alle geschichtlichen und andern Argumente, den Sieg über jene Anfechtungen verliehen.

Blumhardt-Worte.

Wie der Same wächst. Meine Lieben, wir können uns gar nicht groß genug vorstellen, was der Same ist, den Jesus gesät hat in Gottes Kraft. Ich weiß außer ihm keinen Menschen, der (in dieser Weise) Samen gepflanzt hat. Es haben manche große Religionsstifter *Steine* in die Welt geworfen. Ein Mohammed hat Felsblöcke in die Menschheit hineingeworfen, und unbeweglich liegen diese Felsblöcke. Es regt sich nichts vorwärts, nichts rückwärts; alles bleibt starr, steinern, Jahrhunderte, Jahrtausende lang immer gleich. Auch der größte Stifter einer Staatengesellschaft, Konfuzius, hat einen Felsblock hineingeworfen in sein Volk und alles ist immer das Gleiche, jahrtausendelang.

Nun kommt Jesus daher, so einfach und so kindlich und so natürlich und so menschlich. „Ach was, Steinblöcke brauchen die Leute nicht! Sie brauchen etwas Lebendiges, etwas, was sich regt, und wenn es ihnen oft auch unbequem wird. Lebendiges brauchen sie." Und all sein Tun und Handeln wird ein lebendiger Same: er streut ihn aus und — wunderbar! — es scheint, bloß ein paar Menschen hängen ihm an, lieben ihn, und kennen nichts Höheres als ihn. Aber sein Volk will nichts von ihm, die Römer und Griechen haben gar nichts von ihm gehört, und keine Wissenschaft hat nach ihm gefragt; alles ist um ihn tot und still. Höchstens wachen sie einmal im Grimm auf und schlagen ihn ans Kreuz: „Da hast du deine Sache!" Er aber ist ganz ruhig. Ein guter Same — das weiß jeder Bauer, geschweige denn ein Gottesmann — ein guter Same geht auf. Und wie wunderbar ist es gegangen! Freilich langsam. Es hat ein paar Jahrhunderte gedauert, bis der Same sich nach außen so geltend gemacht hat, daß sich eine feste menschliche Gesellschaft drum herum sammeln konnte. Und es hat ein Jahrtausend gedauert, bis das, was Jesus Christus ausgesäet hat, wenigstens einen Teil der Menschheit bewegt hat, wie wir sagen: bis ein Teil der Menschheit christianisiert war. O wie langsam, durch welche Hindernisse, durch welchen Haß, durch welche fürchterliche Barbarei der Menschen mußte sich das Menschliche hindurcharbeiten, bis es nur ein wenig dasjenige zeigte, was Jesus Christus eigentlich ausgesät hat. Aber es ist lebendig, es ist kein Steinklotz. Es ist mir der größte Beweis von der Lebendigkeit des Samens, den Jesus Christus ausgestreut hat, daß es in der Christenheit immer tobt, daß es sich

immer bewegt, daß immer gewaltige Revolutionen wie Erdbeben entstehen in den Geistern der Menschen. Es muß sich alles gefaßt machen aufs Leben und auf Risse ins Alte hinein, damit der gute Same mit seinem Wachstum herauskomme. Wir leben eigentlich immerfort in Zerstörungszeiten, immerfort in den allerbewegtesten, grässlichsten Zeiten, und man könnte fast trauern und meinen, es sei alles verkehrt, es sei alles eitel. Aber wenn man genau zusieht: es ist der Same, der Felsen sprengt, der aus dem härtesten Boden sich herausarbeitet und die Schollen auf die Seite wirft, der stärker ist als alle menschlichen Verhältnisse, der aus Gottes Kraft herauswächst; da gibt es gar kein Hindernis! Und heute können wir so unmittelbar nahe an den Herrn Jesus herantreten, wie wenn wir in seiner Lebenszeit leben würden. Wir brauchen ihn um kein Haar weniger als seine ersten Jünger. Wir stehen in einer innigsten Verbindung mit dem guten Samen, der von Gott gekommen ist. In uns wachen auf alle die guten Regungen, die nur von Gott kommen, die aus der alten menschlichen Gesellschaft nicht herstammen, noch aus unserem sündlichen Fleisch, die herausgefallen sind aus dem Gebiet des Geistes Gottes, des heiligen Geistes, der alles Lebendige schafft und im Leben erhält. Wir können einen ungeheuer großen Eindruck bekommen in unserer Zeit, da es mir ist, wie wenn durch die vielen Zerstörungen, die durch das menschliche Wesen hindurchgehen, wie wenn durch die vielen Auflösungen alter Verhältnisse neue Luft gegeben wäre und wir in ganz anderer, freierer, höherer Weise dem Geist Jesu Christi nahe kommen könnten als je in einer früheren Zeit.

Weltgeschichte — Gottesgeschichte. Habt ihr noch Glauben an Gott, dann bittet, denn mir ist, als ob in unserer Zeit die Ernte schon weit wäre, damit sie in die Hand ihres Schöpfers komme. Der Herr Jesus hat zu seiner Zeit eine Ernte gesehen: „Die Weltgeschichte ist eine Gottesgeschichte geworden durch mich, Jesus Christus, der ich euch sage: Ich bin das Licht der Welt ...“ Nun stehen wir wieder vor einer Ernte. Die Welt bewegt sich. Aus der Seele der Völker, überall, in allen Schichten der Gesellschaft, taucht der Wunsch auf: „Wir möchten gut sein.“ Neben den gräßlichsten Ausgestaltungen einer scheußlichen Sünde erhebt sich wie ein Zorn, ein von Gott in die Menschen gelegter Zorn: „Nein, nein! Das Häßliche, wir müssen es bekämpfen! Nein, nein, das Wüste, das Verbrecherische, das wollen wir nicht! Wir müssen alles tun dagegen!...“ Das ist eine Weltbewegung, eine Erschütterung von seiten des Guten, und es ist Jesus, der hinter dem lebendigen Samen steht, der nicht untergehen kann. 1910.

Die Schnitter. Wenn ich die Menschen sehe, wie sie sind, und wenn sie höchstens aufbäumen, wenn sie sich gegen alles Böse empören — ich sehe immer, sie werden bald matt und krank wieder niedersinken. Das Unkraut hat sie umschlungen, sie haben den göttlichen Atem nicht, sie meinen, sie können es mit äußerlichen Mitteln schaffen, der göttliche Atem geht ihnen aus. So ist es immer wie trostlos, wenn wir nicht die große Hoffnung hätten: Es schickt der Herr der Ernte Schnitter in unsere

Zeit und läßt das Unkraut sammeln. Das ist mir das wichtigste Herzensverlangen für unsere Zeit. Diese Schnitter sind nicht Menschen, nicht sichtbare Menschen. Das können wir unmöglich tun. Es soll doch kein einziger Mensch denken, er könne von irgend einem andern Menschen das Unkraut ablösen. Er wird immer den Weizen selber zerstören und das Unkraut kommt ihm oft sogar ganz brauchbar vor, das Unkraut ist ja eigentlich der Ruhm der Völker gegeneinander, Neid, Eifersucht usw. Um so größer ist mir das, was der Herr Jesus sieht und verkündigt, wofür er uns auch die Augen auftut. Es gibt Schnitter, die sendet der Herr der Ernte ganz leise: das sind unsichtbare Kräfte; das ist sein heiliger Geist; das sind auch seine Engel; das sind alle millionenfachen Kräfte des Guten, die von Gott ausgehen. Die werden einmal ein Messer in die Hand bekommen und der Feind Gottes und der Menschen wird um seine Frucht betrogen sein. Mit allem Bösen, was er um den Menschen herumgeschlungen hat, mit allem Lähmenden, mit allem Widerwärtigen, das wir in unserer Seele finden, mit allem Betäubenden, das uns so mürrisch macht und uns verflicht mit Torheiten, mit allem dem wird aufgeräumt werden.

Das ist auch unsere Hoffnung für das Reich Gottes. Aber diese Hoffnung könnt ihr nicht allen Menschen einprägen. Nicht einmal alle Christen werden sie verstehen. Es sind die Kinder Gottes, die einigermaßen Gottes Atem haben, die werden auf Erden unter den Menschen das Himmelreich suchen; sie werden immer aufschauen und bitten: „Herr, mein Gott, halte mich hoch über all dem umflochtenen Wesen, auch wenn ich selbst umflochten bin; gib meinem Geist Kraft, daß ich mit meinem Atem da bin, wo ich lauter Gutes einatme; wo ich die Kräfte herbekomme, durch die ich bestehen kann, bis das Messer der Schnitter kommt und das Unkraut ablöst." Glaube niemand, er sei schon unkrautlos, reiner Weizen! Aber glaube jedermann: Der Heiland ist an der Arbeit, Gottes Geist durch Jesus Christus ist an der Arbeit. Die Menschheit ist gefaßt durch Jesus Christus für die Zukunft; sie ist gesichert für alle Zukunft. Die Ehre Jesu Christi hängt an unserer Erlösung. Sie wird kommen. Die Schnitter werden sich aufmachen. Der Feind Gottes und der Menschen wird aus dem Himmel gestürzt, und mag er auf Erden noch wüten, sein Wüten wird nur ein kurzes sein. Das Reich Gottes kommt in aller Ruhe still und niemand hat geholfen. Er ist es allein, der es getan hat, Gott und sein heiliger Geist, und wir stehen dabei als die bittenden kleinen Kinder, aber Kinder, die stärker sind als die ganze Welt; denn ein Kind hat noch niemand bezwungen. 1910.

Die verborgene Arbeit Gottes. Die auf den Herrn harren, bringen das vorerst zusammen, daß ganz im Stillen und Verborgenen Gott unermeßlich viel tut. In tiefstem, verborgenstem Grunde kann der ewige Gott schaffen, daß es kein Mensch merkt, und zwar so vieles, so Großes und Wunderbares, daß, wenn uns die Augen geöffnet würden, wir wahrlich staunen würden. ... Ja, auf der Oberfläche kann es uns scheinen, als wenn kaum ein Gott im Himmel wäre; aber in die Tiefe sieht

niemand und Gott will einstweilen auch niemand hineinsehen lassen. Aber wenn wir etwas erwarten, eine neue Zeit, eine Erlösungszeit, so dürfen wir nicht meinen, die könne nur so über Nacht kommen ohne Vorbereitung... Glaubet an einen im Verborgenen unermeßlich Vieles und Wunderbares tuenden ewigen Gott im Himmel. Es heißt: „Er wird nicht müde und matt", d. h. er braucht keinen Rasttag wie wir, um sich auf weitere Arbeit und Anstrengung zu stärken und zu rüsten, er macht fort; auch in der Zeit, wo auf der Oberfläche alles rastet und ruht, rastet er nicht... Harren wir des Herrn, auch wenn wir nichts sehen. Er arbeitet fort wie ein Minengräber, er untergräbt das ganze Bollwerk der Finsternis, bis auf einmal es sich lichtet und die Herrlichkeit Gottes offenbar werden wird über dem Israel, das jetzt noch so kläglich tut, so jämmerlich tut, so jämmerlich seufzt, bis es wieder einmal hell wird über ihm. Lassen wir unsern Gott nur gutes Mutes fortzimmern, fortarbeiten, fortsiegen, fortmachen; mit einemmal wird sein Tun offenbar, daß die ganze Kreatur jauchzen wird über dem großen Gott, der sich noch größer machen wird durch die Widerherstellung seiner Schöpfung, als er sich groß gemacht hat mit der Schöpfung durch das Wort: Es werde!

Bl. Vater.

VIII. Ausblick und Aufgabe.[1])

So steht das Werk Blumhardts vor uns. Es hat bis zu einem bestimmten Punkt geführt; es muß weiter gehen. Es ist von Gefahren bedroht und Entartungen verfallen — es muß wieder bei seinem echten Sinn eingesetzt werden.

Wo soll das geschehen und durch wen?

Durch uns alle! Denn das ist eben das Herrliche, daß es dafür keiner besonderen menschlichen Größe, etwa einer glänzenden Intelligenz oder gar theologischen Gelehrsamkeit bedarf, auch keiner „religiösen Begabung", die sogar besonders gefährlich ist, sondern einzig und allein der schlichten, ganzen, treuen und reinen Hingabe an Gott und seine Sache. Die „Kinder" sind berufen, nachdem alle Klugen und Weisen, auch die „religiös-sozialen", auch die neuesten, versagt haben.

Und wo sollen sie ansetzen? Sie sollen dort hinstehen, wo jene gestanden sind: in den Kampf um die Wirklichkeit Gottes in der Welt, um das Offenbarwerden seiner Welt, seiner Wahrheit, seiner Kräfte und Ordnungen. Sie sollen darauf warten und darum bitten, sollen dafür arbeiten, kämpfen, leiden und aus Arbeit, Kampf und Leid heraus wieder warten und bitten. Sie sollen sich beweglich und offen halten allen neuen Offenbarungen und neuen Weisungen Gottes, des Lebendigen, wissend, daß es nicht gilt, immer die alten Kämpfe wieder zu kämpfen, sondern in immer

[1]) Aus Mangel an Raum mußte hier ein Abschnitt ausfallen, der im neuen Jahrgang vielleicht als Nachtrag erscheinen wird.

neues Land des Feindes erobernd vorzudringen. Sie sollen Blumhardt treu sein, indem sie dem lebendigen Gott und seinem Christus treu sind.

Und wo soll dieses Werk geschehen, dieser Kampf gekämpft werden? Boll ist vorüber, nachdem vorher Möttlingen vorüber war. Was dort auch noch Gutes und Großes geschehe, es wird nach menschlichem Ermessen nicht mehr das sein, was es war. Wohin geht nun das Reich Gottes?

In alle Welt hinein. Das ist der Fortschritt, der nun geschehen muß. Nun muß das, was in Möttlingen und Boll in der Höhenstille erkämpft worden ist, hinein in alle Lande, mitten in Kampf und Not und Verheißung dieser durch Gott selbst zu einer neuen Schöpfung zerschlagenen Welt. Da muß nun das Reich Gottes in seiner Kraft und Wahrheit aufstrahlen. Da muß Boll neu erstehen und das Gottesvolk groß werden.

Blumhardt-Worte.[1])

Dunkle Zeiten kommen. Gott gebe, daß die Leuchte uns bleibe; denn es werden bald sehr dunkle Zeiten kommen, und wohl uns, wenn wir dann Licht haben, sonst bringen wir es nicht durch.

Europas Schicksal. Diese Erde ist so herrlich angelegt, aber wenn nicht neue Erscheinungen Gottes kommen, geht Europa zugrunde im nächsten Jahrhundert, so gewiß als etwas.

Weltkrieg und Reich Gottes. Ehe wir Frieden bekommen können, muß viel Finsternis überwunden werden... Wenn das geschehen ist, dann heißt es: „Er kommt! Der liebe Gott hat gegen unser Hoffen und Verstehen wieder Frieden gegeben." ...So können wir uns freuen, gerade jetzt in dieser betrübten Zeit. Ich wenigstens freue mich. Denn ich bin gewiß: Es geschieht etwas vom lebendigen Gott. Nach dieser traurigen Zeit wird eine neue Gnade aufgehen von dem, der da ist und der da war und der da sein wird. Die ganze Geschichte der Gemeinde Jesu Christi hat es bewiesen: immer wieder, nach der traurigsten Zeit, wenn man glaubte, es gehe alles zugrunde, auf einmal ist der liebe Gott wieder da mit seiner gewaltigen Hilfe. ...Ich seufze mit Ihnen vor Gott unter dem Ausbruch der schweren, menschenvertilgenden Ereignisse. Aber diese Zeit ist von Gott gekommen und Gott ist heilig; es muß alles umgewandelt werden. Gottes Wege führen durch Gericht und das Gericht muß Gutes schaffen. Es soll eine Reinigung werden in unserer unrein gewordenen Gesellschaft und das Wort Gottes bleibt unser Licht und Trost auch im Tode der Zeit und Kultur. Das Reich Gottes wird jetzt ernstlich vorbereitet und ich freue mich, daß Gottes Ernst redet mit den Menschen. Das ist auch eine Gnade, die in unserem Herzen fest bleibt. Menschenwerke und Trübsal gehen vorüber; Gottes

[1]) Die Weissagungen auf die kommende Katastrophe hin stammen alle aus dem letzten Jahrhundert und dem ersten Jahrzehnt des jetzigen.

Gnade und Sieg über Sünde, Tod und Hölle wird siegen in unseren Tagen... 1914.

Gegen die Katastrophe. Ihr wisset wohl, wie es aussieht im großen unter den Völkern. Die Mörderwaffen sind alle gerüstet, die Mächte der Finsternis sind auch schon auf und wollen es dahin treiben, daß die Erde, namentlich Europa und wohl auch Deutschland, eine Blutlache werde. Satan weiß es auch ganz gut: wenn solch eine Geschichte käme, dann wäre es aus mit der Predigt des Evangeliums, dann könnte der Herr Jesus davongehen, dann denkt man eben an den Krieg und werden alle Geister hingerissen. So stehen wir vor einer argen Sache. Wollen wir es rutschen lassen? Ich meine nicht. Hebet's auch nicht! Denket im Glauben an das Wort: „Ich mache alles neu!" Muß denn ewig Krieg geführt werden...? Wenn nicht eine Zeit erbeten werden kann, in welcher der allmächtige Arm Gottes auch Kriegsheere aufhält, dann ist es nicht wahr, daß Gott alles neu macht. Aber es ist wahr.

Das Ende. Weil unsere Zeit so ist, daß sie jetzt die Religion, wie man sagt, oder das Christentum, oder die Juden das Judentum, oder die Heiden, Buddhisten und Mohammedaner das Heidentum wollen weltgerecht machen, daß man nobel damit in der Welt erscheinen kann, so erkennen wir für viele Seelen hierin eine große Gefahr und wünschen gerade jetzt, daß wir ein neues Reichsgottesjahr erleben möchten, ja daß unser ganzes Bisheriges ins Ende hineingerückt werde. Denn alles, was wir bisher haben, ist auf dem letzten Lauf nach abwärts. Unsere Theologie — sturmschnell geht sie herunter; unsere kirchlichen Empfindungen — sturmschnell gehen sie in staatliche Empfindungen über; unsere Gottesdienste — ungemein schnell richtet man sie für alle Welt ein. Da tut es not, daß aber dieses ganze Bisherige aufhört und zu Ende kommt und einem Namen Platz macht, nämlich dem Reiche Gottes.

Auf den Boden herunter! Es ist ohnedies in unseren Tagen, ich sage es allgemein, daß wir Alle, auch wenn wir in christlichen Werken stehen, die aber oft nicht recht laufen, sondern schwer und kriechend sich bewegen, daß wir alle miteinander auf den Boden herunterkommen; erst dann kann es wieder recht laufen. Ich weiß nicht, ob man es mir glaubt, man sagte mir oft, ich übertreibe, aber gesagt muß es doch sein und es wird schon noch sich herausstellen, daß ich recht gehabt habe: Unsere Zeit muß herunter, nicht hinauf! Ich sage es euch: Herunter müssen wir! Aus den 90er Jahren!

Schweres wird kommen. Es ist mir, als ob jetzt alle möglichen Leiden kommen müßten, damit etwas Segen in die leidende Menschheit hineinkomme. Oft muß Schreckliches geschehen; wir müssen es auf uns nehmen. Es muß nun bekämpft werden in der Kraft des Heiligen Geistes.

Was kommen kann. Wer die Hoffnung (auf den Sieg Christi durch Gericht) nicht hat, der muß verzweifeln an den Menschen. Auch wenn sie äußere Erfindungen machen, wir sind doch gar nie sicher, ob nicht eine schrecklich wilde Zeit über uns kommt. Wir sind heute noch

nicht in die geistigen Kräfte gekommen, die uns sicher stellen werden vor großen Gefahren, in denen die Menschen stehen. 1910.

Schauerliche Zeiten. Streben wir doch nach dieser Gotteszeit! Es muß werden! Und das sage ich euch: Je näher wir kommen, desto ernster werden die Zeiten. Glaubet nicht, daß wir guten Zeiten entgegengehen; wir gehen schauerlichen Zeiten entgegen. Nicht als ob Gott unbarmherzig wäre, sondern das bringt die Geschichte mit sich. Je mehr wir auf das Göttliche drücken, desto mehr kommt das Satanische gegen uns. Da kann's noch große Erschütterungen geben und Streit und Krieg. Wenn heute etwas Göttliches aufkäme, da würden die Leute halb rasend, warum? Weil sie ihre bisherige Religion aufgeben müßten, alle miteinander.

Das Böse muß oft heraus. Oft gehört es zur Wahrheit, daß etwas Böses herauskommt. Wenn es überhaupt in der Welt noch vorhanden ist, dann muß es heraus, und leider sind es oft gewisse Menschen, an denen es herauskommt, aber die sind wie die Märtyrer in ihrer Zeit. Es gibt schwärmerische und wilde Menschen, in die fährt etwas hinein und es muß heraus. Es kann Böses heraus müssen und wir müssen es eben tragen. Manches Umstürzlerische muß eben heraus. Es ist in der Luft, es ist in der unsichtbaren Welt vorhanden, und wie wir überhaupt durch Einflüsse leben, so gibt es da gewaltige Einflüsse, und es gibt Menschengattungen, bei denen muß es heraus und Gott muß es leiten mit Güte. Wir Menschen meinen immer, wir müssen immer gegen alles ein Gesetz machen. Wir können es natürlich nicht anders machen, wir möchten uns schützen, und doch liegt eine Gefahr darin. Manchmal würde man rascher zum Ziel kommen, wenn man gewisse Dinge herauskommen ließe und sie auf sich nehmen und mit Gütigkeit tragen würde; denn mit dem bloßen Dreinschlagen und mit dem Schwert kommen wir doch nicht eigentlich vorwärts. . . . . 1913.

Die falschen Christusse. Die letzten Zeiten werden höchst wahrscheinlich insofern trübe werden, als Bisheriges vergeht und dann werden sich eine ganze Masse Leute aufmachen, die wollen für die Wirkung ihrer falschen Personen einstehen und die sammeln ihre Anbeter... Es heißt: „So als denn jemand zu euch wird sagen: Siehe, hier ist Christus oder da, so sollt ihr es nicht glauben." Man sieht also, wie gewisse ausgebildete Religionssachen sich aufmachen werden und tun, als ob Christus verloren ginge, während bloß sie verloren gehen, d. h. sie müssen aufhören, ganz einfach. Denn da liegt... ein Geheimnis: Ehe nämlich diese falschen Christusse zum Schweigen gebracht sind, läßt der wahre Christus sich nicht laut hören. Das dürfet ihr ganz gewiß glauben. Wir müssen auch Zeiten durchleben, in denen Christus verloren ist und da müssen wir nicht schreien, er möge sich doch der Welt klar offenbaren. Man muß auch gescheit sein, wenn man betont, heute möchte ich gar nicht, daß der Heiland kommt, in das wüste Geschrei hinein. Gegen die letzten Schreie der unvernünftigen Religiösität, wie sie heute auch durch die Christenheit gehen, müssen wir die Ohren verstopfen und ruhig zu-

sehen, wie die Sachen sterben. Sie müssen ja einmal sterben und ehe sie gestorben sind, kann Christus nicht mit seiner Stimme laut werden.

Gerichtszeit. Das Leben der Welt zerrinnt unter unseren Händen, und wenn wir nichts dazu tun, so ruinieren wir vollends das Letzte... Es kommen die Zeiten der größten Strenge Gottes über das Menschengeschlecht.

Neue Gotteszeit. Das weiß ich gewiß: Gott wird seine Sache in unserer Zeit in ganz neuer Weise in die Hand nehmen.

Gott in der Welt und den Weltleuten. Christen sollen weltgroß sein, schöpfungsgroß, und sollen ein weites Herz haben, und nicht in kleinlichen, engherzigen Streitereien aufgehen und mit Verdammungsgedanken sich tragen, wenn sie Menschen begegnen, die nicht ihrer Meinung sind. Wer will Gott hindern in unserer Zeit, auch durch Menschen, die uns nicht genehm sind, Wahrheiten kund werden zu lassen, die der Welt Eigentum werden müssen? Wenn Christen nur sich selber dienen und ihren Meinungen und nicht für Gottes Welt und Schöpfung über sich hinauszustreben vermögen, so kann auch Gott das Licht der Welt in sogenannten Weltleuten anbahnen und für Jesus, der eben das Licht der Welt ist, neuen Boden suchen, weil seine ursprünglichen Arbeiter nicht mehr aus Glauben, sondern aus Gesetz leben wollen. Wir freuen uns aber..., darin felsenfest geworden zu sein, daß eben Gottes Gedanken und Ratschläge höher sind als aller Menschen Raten und Dichten, und wir sind überzeugt, daß in unserer Zeit, wo alles gärt und kracht, stille Keime des Reiches Gottes in die Welt gelegt werden. Diese Keime, welche von Gott selbst kommen, werden unter dem Schutt der heutigen Welt nicht begraben werden können, sondern werden vielmehr, während Altes dahinrollt, emporwachsen und zur Verklärung des Namens Jesu, als des Christus der Welt, dienen müssen. Mag darum noch so viel Sorge und Qual da und dort Platz greifen unter den Menschen, wir wollen nicht verzagen, sondern mit Mut auch in die Zukunft blicken, nicht uns verlassend auf dieses oder jenes Gesetz, oder diese oder jene menschliche Ordnung, sondern uns verlassend auf Jesus, das Licht der Welt, welches siegt und lebt, bis die ganze Schöpfung von diesem Lichte Gott zu Ehren erglänzt und auch die immer wieder irrenden Menschen endlich den Weg finden, der sie allein zum Ziele führt, zu der Bestimmung, welche sie als Söhne Gottes in der Schöpfung haben.

Eine Quellzeit. In bezug auf das, was man Religion nennt, erwarte ich noch eine Quellzeit. Heute öffnet sich uns die Schöpfung; ist es damit genug? So kann für das, was in die Ewigkeit weisen soll, auch mal die Zeit kommen... Wir sind wohl nicht zu Ende.

Die Vorbereitung. Das scheinbar Aufgeregte, das ratlose Hin- und Herübertoben und Schimpfen, dieses Unklare, da die Menschen sich nicht nimmer verstehen, und Sichauseinanderhalten und in Haß und Feindschaft kommen — es ist ja bloß eine Aufregung vor dem Frieden.

Es ist mir oft, wie wenn in unserer Zeit eine eigentümliche Krankheit: daß man an allem überdrüssig wird, besonders stark hervorkäme.

Einerseits leben wir in einer sehr lebendigen Zeit; die Menschen stehen auf als mächtige Leute über die Natur und ihre Kräfte. Aber für das Göttliche, für den göttlichen Beruf, erlahmen die Leute langsam. Sie haben keine rechte Liebe dazu, fürchten sich fast davor... Aber wir müssen immer wieder aufschauen, neuen Mut bekommen. Und vielleicht wenn es heute so allgemein in Lahmes ausartet, daß keine rechten Früchte zu sehen sind, so ist das der Vorbote von etwas Größerem, von etwas, das bis jetzt noch nie geschehen ist: daß nämlich der eigentliche Mensch verändert wird, so daß er nicht mehr zurückfallen kann, daß das Irdische nicht mehr so viel Raum gewinnt... Es ist etwas im Menschen, das ihn hindern will, das Göttliche höher zu achten als das Irdische, das Vergängliche mehr zu lieben als das Unvergängliche. Da muß ganz in der Tiefe des Menschen etwas anders werden und dazu soll die kommende Zeit helfen.

Das Göttliche muß international werden. Jetzt soll es aufhören: etwas Separates soll nicht mehr bestehen für sich selber, sondern was noch von Glauben da ist, in Hütten und in Schlössern, überall, wo Seelen sich nach Gott sehnen, da sollen sie ausharren. Nicht damit es bei ihnen allein lebendig werde, sondern heute haben wir auf das zu warten, was der ganzen Welt dient. Heute soll das Göttliche — wie man sagt — international werden. Die Gnade Gottes soll so über die Welt kommen, daß es keine Extra-Völkchen mehr sind, sondern daß die Menschheit ein großer Weingarten wird, den Gott pflegt...

Friede auf Erden! Man muß suchen, was in der Zeit von Gottes Geist liegt und dem sich hingeben. Heute will Gottes Geist „Friede auf Erden". Wer darin fest steht, ist ein Kind Gottes. 1900.

Das Himmelreich eine Völker- und Weltgeschichte. Nicht nur einzelne Menschen müssen zeugen, sondern zuletzt müssen ganze Völker ein Beispiel werden des Tuns Gottes, und das ist dann das Größte, was es gibt...

Das Himmelreich hat noch eine größere Aufgabe: Es soll zu einem Ende kommen, zu einem Ziel. Das Himmelreich soll eine Weltgeschichte werden, die alle Völker, die alle Menschen in sein Netz hineinbringt. Eine Weltgeschichte naht sich und diese Weltgeschichte ist es, die unser größter Trost ist. Und so oft wir eine kleine Himmelreichsgeschichte erleben, in Ereignissen in unserem eigenen oder in einem fremden Leben; immer müssen wir denken: es ist ein Zeichen, daß es zuletzt noch zu einem großen Sieg kommt, zum Tag Jesu Christi, hergerichtet durch das Himmelreich, ausgestattet mit Kraft und von Gottes Thron. Dieses Ende soll auch noch kommen.

Wo Bad Boll ist. Ich brauche mein Bad Boll nicht. Dieses dumme Bad Boll, dieses hergekommene, an dem hängt es nicht...

Es gibt ein Bad Boll im Geist, aber nicht dieses unsere. Es sind heute Menschen mit mir verbunden im Geist, selbständig aufs Reich

Gottes hin; die brauchen Bad Boll nie zu sehen. Was äußerlich ist, das hört wieder auf, das ist nur die Schale.

Wir stehn im letzten Kampf und Strauß,
Wo Tod und Leben ringen;
Drum bleibet treu und haltet aus,
Sonst kanns auch nicht gelingen.
Es stürzt die Welt, die alte, ein,
Und Jesu Christi Reich allein
Ersteht auf ihren Trümmern. L. Ragaz.

Rundschau.

Für die russischen Kinder. Unser Hilferuf für die verhungernden russischen Kinder hat ein starkes Echo gefunden. Inzwischen hat auch das Rote Kreuz einen Aufruf für eine Spitalexpedition veröffentlicht und sind auch andere Stimmen laut geworden. Vielleicht kommt es doch zu einem großen Hilfswerk auch bei uns in der Schweiz. Ob vielleicht gar eine allgemeine Kirchenversammlung zu Weihnachten stattfindet, wissen wir zu der Stunde, da diese Zeilen geschrieben werden, noch nicht. Wenn nicht, dann sollte wohl ein gesamtschweizerisches Komitee die Sache an die Hand nehmen und für die ganze Schweiz organisieren. Vielleicht finden sich dann jene Männer und Frauen, die sich eine Zeitlang dieser großen Sache ganz zur Verfügung stellen können und wollen.[1]) L. R.

Daß wir der **Armenier** nicht vergessen, versteht sich schon selbst.

Mitteilung aus Bern. Am 2. Oktober fanden sich die Leser und Freunde der Neuen Wege zum erstenmal zusammen, am Nachmittag im Familienrestaurant Dählhölzli zu einer freien Aussprache im Anschluß an einen Vortrag von Herrn Prof. Ragaz, am Abend zu einer Zusammenkunft im engern Kreise im Söller des Fueterhauses. Auf allgemeinen Wunsch hin werden nun die Zusammenkünfte regelmäßig stattfinden und zwar jeden ersten Sonntag des Monats. Die nächste ist festgesetzt auf Sonntag, 8. Januar, nachmittags 2½ Uhr im Volkshaus, Zimmer 9.

Eine kleinere Gruppe findet sich jeden zweiten Samstag Abend in den Räumen der Neuwerkgemeinde zusammen, um unter der Leitung von Herrn Dr. Vollenweider das „sozialistische Programm" zu besprechen.

Mögen diese Aussprachen eine Vertiefung und Klärung des Denkens, Fühlens und Wollens bei den Teilnehmern bewirken und ihnen das Suchen von neuen Wegen für das Leben unseres Volkes ermöglichen und erleichtern.

Kurse zur Neuorientierung des sozialen und geistigen Lebens. Auf geäußerte Wünsche hin teilen wir mit, daß diesen Winter von der Arbeitsgemeinschaft zur Neuorientierung des geistigen und sozialen Lebens (das ist bloß ein vorläufiger Name), folgende Kurse gehalten werden:

1. Unser Weltbild im Zusammenhang mit den Gesetzen des organischen Lebens. Leiter: Dr. Tschulok. Jeweilen am Donnerstag Abends 8 Uhr im Institut Tschulok, Ecke Platten-Zürichbergstraße, Zürich 7.

---

[1]) Gaben können geschickt werden: An die „Union international de secours aux enfants", Rue Massot, Genève und das „Kinderhilfswerk" Bubenbergplatz, Bern. Auch die Neuen Wege sind bereit, Sendungen weiter zu leiten. Wir danken herzlich für die eingegangenen.

2. Die Probleme der proletarischen Frau. (Für Arbeiterfrauen). Leiterin: Frau C. Ragaz. Freitag Abends 8 Uhr (alle vierzehn Tage) im alkoholfreien Restaurant Josephstraße 102, Zürich 5.

3. Religiöse Fragen (im Anschluß an den ersten Korintherbrief des Apostels Paulus). Leiter: L. Ragaz. Samstag Abends 8 Uhr im Restaurant zum „Sonnenblick", Langstraße, Zürich 4.

Diese Kurse sind als Besprechungen gedacht. Der Zutritt ist jedermann offen. Anmeldungen zu 1. und 2. sind an den Leiter zu richten.

Zum Schluss des Jahrganges.

Die Neuen Wege haben in dem Jahrgang, den sie nun abschließen, versucht, Einiges von dem Programm zu verwirklichen, das wir vor mehr als Jahresfrist unsern Lesern angedeutet haben. Wir haben den Kampf um die letzte geistige Orientierung stärker oder wenigstens formeller als vorher in den Mittelpunkt gerückt. Diesem Zwecke sollten neben andern Beiträgen auch die Blumhardt-Aufsätze dienen, die den Jhrgang zu einem guten Teil ausgefüllt haben. Sie wollten an Hand der konkreten Gestalten zweier Pioniere des Reiches Gottes dessen ganzen Sinn und Reichtum und alle die Probleme des Denkens und Arbeitens, die seinen Bürgern heute gestellt sind, veranschaulichen und auf die neuen Horizonte, die sich uns heute eröffnen, hinweisen und wir freuen uns, daß sie vielen diesen Dienst getan haben. Aber wir wollen uns damit nicht an bestimmte Namen oder Denkrichtungen gebunden haben — was übrigens am wenigsten Blumhardts Sinn entspräche — sondern in der vollen geistigen Freiheit, die wir immer in Anspruch genommen haben, weiterschreiten und unsere Arbeit fortführen. Diese wird wohl, wenn wir unsere Aufgabe recht verstanden haben, im neuen Jahrgang folgende Formen annehmen: Wir werden auf der religiösen Linie einerseits immer stärker zu den Quellen vorzudringen trachten, wie wir sie vor allem in der biblischen Wahrheit finden, anderseits uns noch stärker mit allerlei Geistern und Bewegungen auseinandersetzen, die in der Gegenwart eine Rolle spielen, um so auf beiden Wegen weiter zu jener Klarheit und Kraft vorzudringen, die wir in Not und Chaos dieser Tage so sehr ersehnen. Auf der sozialen Linie wird es wohl das Problem der Gemeinschaft sein, das uns ganz besonders in Anspruch nehmen wird. Hier harren große neue Aufgaben des Tuns und Denkens. Das politische Leben aber werden wir immer im Auge behalten, soweit wir darin etwas vom Kampf und Kommen der neuen Welt wiedergespiegelt sehen. Ueberhaupt betrachten wir eine gewisse Mannigfaltigkeit der Orientierung über das allenthalben dem Neuen entgegendrängende Leben immer als wünschenswert. Was uns daran hindert, sie weitgehender zu verwirklichen, ist namentlich der bescheidene Umfang, in dem die Not dieser Tage auch unsere Zeitschrift gebannt hält. Dieser Bann kann nur in dem

Maße gebrochen werden, als die Mittel wachsen und diese wachsen besonders mit der Zahl der Abonnenten. Wir werden aber wieder versuchen, durch mäßigen Umfang der einzelnen Beiträge eine größere Mannigfaltigkeit des Inhalts und der Mitarbeiter möglich zu machen. Auch ist es unsere Hoffnung, daß die Neuen Wege als zentrales Organ des neuen Lebens und Arbeitens dienen dürfen, das in ihrem Sinne sich nun überall unter uns regt und zugleich als Vermittlung zwischen diesem und ähnlichem Leben in der weiten Welt. An Gelegenheit und Stoff hiefür fehlt es uns nicht.

So dürfen wir wohl unsere Leser einladen, dem Werke, von dem wir wünschen, daß sie es als ihr eigenes betrachten möchten, treu zu bleiben. Die Zeiten sind für es schwer. Die ökonomische Bedrängnis der Kreise, für die wir da sind und die hohe Mauer des Valutaelendes, die uns gegen außen abschließt, dazu mancher andere Umstand, machen unsern Kampf hart. Es gilt, ein paar Jahre alle Kraft anzuspannen. Wir haben von unseren Freunden schon so viel Treue und Hilfe erfahren, daß wir gewiß nicht umsonst die Bitte aussprechen, sie möchten immer wieder versuchen, die Neuen Wege zu den Menschen zu bringen, denen sie dienen können. Deren gibt es noch viele und sie mehren sich gewiß mit dem wachsenden Suchen der Geister nach tieferer Wahrheit.

Die Neuen Wege machen mit dem Jahreswechsel auch äußere Veränderungen durch, von denen die Leser schon erfahren haben. Sie gehen endgiltig in den Rotapfel-Verlag in Erlenbach (Zürich) über. Dieser Umstand hat auch einen Wechsel der Druckerei herbeigeführt. Sie werden künftig in der Buchdruckerei der Genossenschaftschweizerischer Sonntagsblätter, Pfingstweidstraße 57, Zürich, hergestellt. Wir scheiden damit von Basel und von der Druckerei R. G. Zbinden, mit der die Neuen Wege seit ihrem Entstehen vorbunden gewesen sind. Das möchten wir nicht tun, ohne unsern warmen Dank für das schöne und herzliche, auf weitgehende Gesinnungsgemeinschaft gegründete Verhältnis, in dem wir mit den Trägern dieser Firma stehen durften, auszusprechen. Unsere Leser aber bitten wir, sich durch allfällige Unzukömmlichkeiten, die mit dem Umzug verbunden sein könnten, nicht zu sehr verdrießen zu lassen.

So gedenken wir unser Werk fortzusetzen in der Zuversicht, daß es notwendig sei. Wir sind uns all der Mängel, die ihm anhafteten und künftig gewiß auch anhaften werden, tief bewußt, aber wir dürfen versichern, daß stets ein reiner Wille, Gottes Werk zu tun, dahinter gestanden hat und stehen wird und daß viel Lebenskraft und Herzblut hineingegeben worden ist. So befehlen wir es aufs neue der Hilfe Gottes und der Menschen und entbieten auf Weihnachten und Jahreswende allen Lesern unsere Grüße und Segenswünsche!

Die Redaktion.

Redaktion: R. Lejeune, Pfarrer in Arbon; L. Ragaz, in Zürich. — Druck und Expedition R. G. Zbinden & Co. in Basel.

GTU Library
3 2400 00334 7733

v.15
1921

Neue Wege

v.15
1921